Griechische und albanesische

Märchen.

Gesammelt, übersetzt und erläutert

von

J. G. v. Hahn,

k. k. Consul für das östliche Griechenland.

Erster Theil.

Mit einem in Farben gedruckten Titelbilde.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1864.

Über dieses E-Book

Anlass

Bei dem Albanologen Robert Elsie stieß ich in den Quellenangaben einiger seiner ins Englische übersetzten albanischen Märchen auf das Buch "Griechische und Albanesische Märchen" von Johann Georg von Hahn. Im Internet fanden sich davon drei Scans bei archive.org – aber mit wertlosem OCR-Text. Bei zeno.org ist der größte Teil des Buches in digitalisierter Form zu finden.

Als albanophiler Universaldilettant und Perfektionist wollte ich ein Ebook als digitales, maschinenlesbares Äquivalent zur historischen Vorlage und machte mich an die Arbeit. Nach einigen Irrwegen erzielte ich das vorliegende Resultat.

Text

Dieses Ebook wurde mithilfe des Tools Ebola und der Cextra-Erweiterung aus dem bei zeno.org verfügbaren Texten des Buches Griechische und Albanesische Märchen von Johann Georg von Hahn von 1918 erstellt.

Der dort nicht enthaltene Teil "Albanesische Märchen" ist bei bei zeno.org – ohne die Anmerkungen – an anderer Stelle zu finden.

Die Fußnoten wurden von Ebola nicht korrekt übernommen und von Hand repariert. Die Verweise vom jeweiligen Kapitel zur Anmerkung und umgekehrt wurden von Hand eingefügt.

Abweichende Schreibweisen gleicher Wörter wurden bei mindestens ähnlicher Häufigkeit der modernen Rechtschreibung angepasst (z.B. Ältern, giebt, Maaß, Maas, funfzehn, Sammt, Heerde, Pallast), ansonsten belassen (z.B. Charwoche, Sopha). Einzelne Leerzeichen mitten in Worten – vermutlich Überbleibsel der Digitalisierung – wurden entfernt.

Da beim Lesen des Originals auffällt, dass für etliche der oben genannten Worte fast durchgehend die jetzt altertümlich anmutende Schreibweise verwendet wurde ist anzunehmen, dass die moderneren Schreibweisen beim Digitalisierungsprozess von zeno.org in das Buch gerieten,[1] einiges wurde dabei sogar verschlimmbessert.[2]

Aus diesen Gründen sind einzig Vorrede, Titelkupfer und die Anmerkungen zu den Albanesischen Märchen durchgehend in der ursprünglichen Schreibweise inklusive entsprechender Formatierung verschiedener Schriftarten und gesperrter Texte gehalten.
In den von zeno digitalisierten Texten ist im Original gesperrter Text meist[3] gesperrt gedruckt, abweichende

Schriftarten (Fraktur/Latein) sind nur kursiv formatiert.[4] Zumindest in den Anmerkungen wurde ursprünglich fett Geschriebenes gesperrt formatiert[5]. Die Märchenformeln in der Einleitung sind im Original fett geschrieben, bei zeno nicht. Die mit den Fußnoten 2, 4 und 5 markierten Fehler sind in diesem Ebook korrigiert.

Das vorliegende Buch ist also vom Wortsinn her der ursprünglichen Ausgabe sehr nahe, aber eine treue 1:1-Digitalisierung ist nicht erfolgt. Diese könnte im Prinzip bei dem Projekt Distributed Proofreaders vorgenommen werden, wäre aber ein großer Aufwand für die eher kleinen potentiellen Verbesserungsmöglichkeiten (Formatierung, getreue Wortwiedergabe).

Die Arbeit, das Sachverzeichnis einzupflegen, habe ich mir aber nicht gemacht, zumal ein Ebook im Gegensatz zu einem Papierbuch elektronisch durchsucht werden kann.

Quellen

Von zeno.org geforderte Angabe: Ab "Erster Teil", ohne die Anmerkungen zu "Albanesischen Märchen": Quelle: http://www.zeno.org - Contumax GmbH & Co.KG

Vorrede sowie der Text "Titelkupfer" und die Anmerkungen zu "Albanesische Märchen" sind dem bei archive.org zu findenden Google-Scan des Buches von 1864 entnommen.

Bilder

Die Titelblätter, Titelkupfer und Bilder der Übersichten wurden ebenfalls dem bei archive.org zu findenden Google-Scan des Buches von 1864 entnommen.

Dank

Mein Dank gilt all denen, die das weltweite Netzwerk für das Veröffentlichen und Verbreiten freier Informationen am Leben halten – seien es Spender, Mäzene, Programmierer oder die unzähligen Beteiligten, ohne die keines der vielen Projekte überleben würde, ob es nun eine Tochter der Wikimedia Foundation ist oder OpenStreetMap, archive.org oder Distributed Proofreaders heißt.

Besonders danken möchte ich Jens Pönisch für die stets prompte Unterstützung, die hilfreichen von ihm geschriebenen Programme, Denkanstöße und das Digitalisieren fehlender Inhalte.

Fußnoten

1 Beispiele für moderne Schreibweise statt der ursprünglich altertümlichen
Stichproben, basierend auf dem Google-Scan des Buches von 1864:

"Greuelhafte" →"Gräuelhafte": Buch (Scan) S. 2, 1. Absatz letzte Zeile

- giebt → gibt: Buch (Scan) S. 2, 4. Zeile "[…] und giebt dem Märchen […]"
- "Männer aller Classen" → "Männer aller Klassen": Buch (Scan) S. 9, 1. Zeile
- giebt → gibt: Buch (Scan) S. 606 "[…] dem Königssohne giebt […]"
- Pallast → Palast: Buch (Scan) S. 492, Ende erster Absatz "[…] in den Pallast der Prinzessin […]"
- Heerde → Herde: Buch (Scan) S. 369, 5. Zeile: "[…] wenn er mit seiner Heerde ausfuhr […]"
- "ganz zu Schanden wurde" → "ganz zuschanden wurde": Buch (Scan) S. 526, 5. Absatz, 3. Zeile
- "Cap." → "Kap.": Buch (Scan) S. 547, Fußnote 2

2 Beispiele für Verschlimmbesserungen, basierend auf dem Google-Scan des Buches von 1864:

"ins Klare" → "ins klare": Buch (Scan) S. 27, 2. Absatz, 2. Zeile
- "Schwellfüßlern" (Ödipodiden) → "Schnellfüßlern"(!): Buch (Scan) S. 29, letzter Absatz, 4. Zeile
- "Pelops" → "Peleps"(!) Buch (Scan) S. 35, Fußnote
- "der zufolge" → "derzufolge": Buch (Scan) S. 39, Fußnote 2, viertletzte Zeile
- "Aschenputtelformel" → "Aschenpuddelformel"(!): Buch (Scan), S. 58, drittletzte Zeile

3 Beispiele für fehlende Formatierung gesperrten Textes
Stichproben, basierend auf dem Google-Scan des Buches von 1864:

- "in einzelnen F ä l l e n " Buch (Scan) S. 2, letzter Absatz, vorletzte Zeile
- "also gleichsam v e r t r a g s w e i s e ": Buch (Scan) S. 37, vorletzter Absatz, 2. Zeile
- "U n g l ü c k l i c h e mit darauffolgender […]": Buch (Scan) S. 54, letzter Absatz, 1. Zeile
- "**27. Jasonsformel.** b) G l ü c k l i c h e ": Buch (Scan) S. 55, 7. Zeile

4 Beispiele für fehlende Formatierung lateinischer Lettern

Stichproben, basierend auf dem Google-Scan des Buches von 1864:

- "Pentamerone": Buch (Scan) S. 3, 3. Absatz, 1. Zeile
- "jaschtesmé": Buch (Scan) S. 39, 2. Absatz, drittletzte Zeile
- "euonymon": Buch (Scan) S. 42, letzte Zeile
- "Çagori": Buch (Scan) S. 506, Fußnote 1
- "Cycl.", "Cyklad": Buch (Scan) S. 515, Fußnoten 1 und 4
- "Çukusaptati": Buch (Scan) S. 550, 4. Absatz, 4. Zeile

5 Beispiele für gesperrte Formatierung statt Fettschrift Stichproben, basierend auf dem Google-Scan des Buches von 1864:

- "Text", "Variante I. Skandalos.": Buch (Scan) S. 506
- "Variante 2": PDF Seite 640, vorletzter Absatz
- "Anmerkungen": PDF Seite 641, vorletzter Absatz

Griechische und albanesische Märchen.

Erster Theil.



Vorrede.

Der Verfasser trug sich seit langem mit dem Wunsche, die griechischen Volksmärchen zu sammeln; er suchte jedoch vergeblich nach einem Pfade, der ihm dies verborgene Reich erschlösse, bis er im Jahre 1848 während seines Aufenthaltes in Jannina auf den Gedanken kam, die Schüler des dortigen Gymnasiums zu diesem Zwecke zu benutzen. Er ließ daher von dem Vorstande desselben ein Dutzend der fähigsten Schüler aussuchen, und wies sie an, sich während ihrer Ferienzeit die Märchen ihrer Heimathsorte von ihren Müttern, Großmüttern und Schwestern in die Feder diktieren zu lassen, sich dabei strengstens vor jeder Abänderung oder vermeintlichen Verbesserung zu hüten und so viel als möglich der Mundart treu zu bleiben, in der sie erzählt würden. Dieses mehrmals wiederholte Verfahren setzte ihn in den Besitz einer Masse von Heften, die er aber, um in seinen albanesischen Sammlungen nicht unterbrochen zu werden, nach der ersten Lesung zur Seite legen mußte. So ruhten sie mehrere Jahr unberührt, aber unvergessen in seinen Mappen, ohne daß er die nöthige Muße finden konnte, sich mit ihnen zu beschäftigen; dann erfolgten mehrere Anläufe, die Sammlung zu bearbeiten und auszudehnen; aber kaum glaubte er damit im Zuge zu sein, so traten neue Stockungen ein, bis es ihm endlich

im verflossenen Winter gelang, die Uebersetzung der in Syra ansehnlich vermehrten Sammlung zu vollenden.

Der Verfasser legt den Ton auf das Wort Uebersetzung, weil es den Antheil am richtigsten bezeichnet, welchen er an dieser Sammlung hat. Er übersetzte die ihm vorliegenden griechischen und albanesischen Texte und zog hierbei nach verschiedenen Versuchen das Verfahren vor, daß er sich dieselben in der Ursprache vorlesen ließ und sie deutsch niederschrieb, weil es ihm auf diese Weise am leichtesten wurde, die Uebersetzung der Sprache des Textes anzuschmiegen, was sich jedoch bei der ungemeinen Aehnlichkeit der griechischen und mehr noch der albanesischen Märchensprache mit der deutschen gleichsam von selber machte.

Er kann daher sagen, daß treue Uebersetzung bei seiner Arbeit die Regel bilde. Freilich aber waren nicht alle seine Texte von gleichem Werthe und mehrere ergaben sich so roh und verworren, daß Umstellungen, Ausfüllung von Sprüngen oder Kürzungen übermäßiger Breiten unumgänglich wurden, wenn die Uebersetzung genießbar sein sollte. Doch vermied er auch dann jeden Zusatz und dehnte diese Enthaltsamkeit sogar auf schmückende Beiwörter aus. Solche Bearbeitungen bilden jedoch die Ausnahme, denn die meisten Texte sind

gut, nicht wenige sogar meisterhaft. Auch auf die Versuche, die Texte durch Aufnahme von Zügen aus den Varianten aufzustutzen, verzichtete der Verfasser bald. In den wenigen Fällen, wo dies geschehen ist, findet sich die Angabe davon in den Anmerkungen.

Die aus Euböa stammenden Märchen verdankt der Verfasser der gütigen Vermittlung des Herrn Dr. Hense aus Bern, welcher mehrere Jahre in Agia Anna verbrachte und dieselben dort sammeln ließ. Ihr Inhalt zeigt, daß auch die dortigen Sammler bei ihrer Arbeit mit der nothwendigen und streng eingeschärften Treue verfahren sind.

In Syra gelang es dem Verfasser nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen endlich ein schreibkundiges Mädchen zu finden, welches für ihn sammelte. Doch verdankt er auch so manchen Beitrag der Hand edler Helleninnen, welchen er hiermit seinen Dank für die der Sammlung gewährte Theilnahme darzubringen sich gedrungen fühlt. Der größere Theil der vorliegenden Märchen stammt daher aus Frauenmund oder von Frauenhand.

In der Anordnung der Sammlung schien ihm nach langem Bedenken die Beibehaltung der landschaftlichen Ordnung die beste; er wich von derselben nur in den griechischen Elfen- und Thier-Märchen ab, welche er

hinter den landschaftlich geordneten griechischen Märchen zusammenstellte. Einige in diesen gegen die angenommene Ordnung vorkommende Verstöße wird jeder gerne entschuldigen, der die große Schwierigkeit und Verwirrung kennt, welche die Umstellung von vielfach citierten Nummern verursacht. Auch ist ja die Stelle, welche das einzelne Märchen einnimmt, vollkommen gleichgültig.

Die den Märchen beigegebenen Anmerkungen bittet der Verfasser als Zusätze der betreffenden Grimm'schen zu betrachten, denn das zu wiederholen, was dort bereits gegeben, schien ihm überflüssig; er verweist daher ein- für allemal auf dieselben. Auch wird der billige Leser der eigenthümlichen Lage des Verfassers Rechnung tragen und von ihm nicht die vollständige Uebersicht des vorhandenen Stoffes, nicht einmal des deutschen, verlangen, wenn es ihm auch hauptsächlich um den Nachweis des Verhältnisses des griechischen Märchens zum dem deutschen zu thun war.

Er betrachtet nämlich diese Sammlung als den zweiten Theil zu seinen „vergleichenden Blicken auf die hellenischen und germanischen Helden. Götter-, und Weltsagen“, welche jedoch durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände erst nach der Märchensammlung zum Drucke kommen wird. Denn da

er zwischen dem eigentlichen Märchen und der Sage keinen wesentlichen, sondern nur einen formalen Unterschied anerkennt, so behandeln nach seiner Ansicht diese beiden Arbeiten einen und denselben Gegenstand.

Der Unzulänglichkeit seiner Mittel und Kräfte bewußt, wollte er auch anfangs die Anmerkungen auf die Hervorhebung der in seiner Sammlungen aufgefundenen Gegenbilder zu der hellenischen und germanischen Sage und deren Vergleichung mit den verwandten Gegenbildern der deutschen Märchen beschränken, so weit ihm diese letzteren zugänglich waren; er sah jedoch im Laufe der Arbeit die Schwierigkeit einer genügenden Ausscheidung dieser Stofftheile ein und mußte daher seine Aufgabe bis zu einer vollständigen Vergleichung der beiden Märchenkreise erweitern. Nun lag auch die Versuchung nahe, dieselbe auch auf die ihm zugänglichen Sammlungen verwandter Märchenkreise auszudehnen, als daß er ihr hätte widerstehen können.

Diese Beschäftigung führte zu der Aufstellung der im sechsten Abschnitte der Einleitung enthaltenen vergleichenden Uebersicht, und er hofft, daß dieselbe den Anstoß zu einer erschöpfenden Zusammenstellung der indo-germanischen Märchenformen in derselben übersichtlichen Weise geben werde, bei welcher vielleicht am zweckmäßigsten die Nummern der

Grimm'schen Sammlung zu Grunde gelegt und ihnen die wenigen in derselben unvertretenen Formeln etwa durch Zusatznummern angereiht werden könnten. Eine solche Arbeit würde reiche Früchte tragen, denn sobald ihr eine ähnliche Uebersicht der dem Märchen unverwandten Sagen unseres Stammes zur Seite steht, gewinnt die Geschichte der Philosophie, insofern sie als die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkvermögens gefaßt wird, erst die nöthige Grundlage, weil sie, so gefaßt, von den Urgedanken der Menschheit ausgehen muß und uns diese nur in Sage und Märchen erhalten sind.

Der Verfasser

Titelkupfer.

Die Titelkupfer sind nach Photographien ausgeführt, welche von Herrn Ziller, Architekten der von Herrn Baron Sina in Athen gebauten Akademie, geleitet und ausgemalt wurden.

Daß des ersten Bandes stellt eine Gruppe märchenerzählender attischer Bäuerinnen am Fuße der Akropolis dar. Die griechische und albanesische Bauerntracht ist sowohl innerhalb als außerhalb des griechischen Königreiches dieselbe. Die einzelnen Landschaften unterscheiden sich nur durch feine, dem Kenner bemerkbare Nüancen.

Dagegen gehört die auf dem Titelkupfer des zweiten Theiles erscheinende albanesische Frauentracht den albanesischen Schifferinseln Hydra und Spezzia eigenthümlich an. Doch hat sie bereits viel von ihrer früheren reizenden Einfachheit verloren und nur der weite, in zahlreiche Querfalten gelegte Rock der Erzählerin zeigt noch ein Ueberbleibsel derselben. Er war durchgehends dunkelgrün mit einem fast handbreiten roten Besatz, unter welchem das enge, mit bunter Stickerei garnierte Hemd sichtbar war, das bis zum Knöchel herabreichte. Um die Taille war ein seidenes Tuch lose und halstuchartig geschlungen, dessen vordere Enden über dem Rocke herabhingen.

Der von einem Schlafe zum andern gehende Wulst, auf welchen das Kopftuch gesteckt wird, war früher drei Finger dick und gewährte dadurch dem Gesichte den Vortheil eines breiten Rahmens.

Einleitung.

I. Wesen des Märchens.

Was ist ein Märchen? – Wenn der Verfasser diese Frage seinen Lesern und Leserinnen vorlegte, so dürfte die Antwort der Mehrzahl wohl immer noch dahin lauten: Märchen sind wunderliche Erzählungen, wie sie sich Mütter und Wärterinnen erdenken, um damit die Kinder zu unterhalten, und in denen Feen und Hexen, Riesen und Zwerge, Ungeheuer und sprechende Tiere ihren Spuk treiben. Es sind leichte, regellose Machwerke einer spielenden Einbildungskraft. Ein jeder kann dergleichen machen, welcher diese Kraft besitzt. Wenn sie aber gut erzählt werden, so können wohl auch Erwachsene daran Gefallen finden.

Diesem Leserkreise dürfte es daher wohl nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß ihrer Ansicht vom Märchen sich bereits seit geraumer Zeit in der Wissenschaft eine weit tiefergreifende gegenübergestellt hat, welche in dem Märchen nur eine besondere Form der alten Götter- und Heldensage erblickt und in ihm sogar die Urgedanken des Menschengeschlechtes sucht.

Seitdem nämlich die Gebrüder Grimm das deutsche Märchen nicht nur zu sammeln, sondern auch einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen und mit den Märchen anderer Völker zu vergleichen begannen, auch in dieser Richtung zahlreiche Nachfolger fanden, hat es

sich herausgestellt, daß in diesen unscheinbaren Erzählungen eine Masse von Zügen erhalten sei, welche mit den sogenannten Mythen der hellenischen und germanischen Sagkreise übereinstimmen, und daß andernteils bei den verschiedensten Völkern dieselben Märchen erzählt würden. Wilhelm Grimm[1] spricht sich über die mythischen Grundbestandteile der Märchen folgendermaßen aus: »Gemeinsam allen Märchen sind die Überreste eines in die älteste Zeit hinaufreichenden Glaubens, der sich in bildlicher Auffassung übersinnlicher Dinge ausspricht. Das Mythische gleicht kleinen Stückchen eines gesprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen bewachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust am Wunderbaren befriedigt. N i e m a l s sind sie bloßes Farbenspiel inhaltsloser Phantasie. Das M y t h i s c h e dehnt sich aus, je weiter wir zurückgehen, ja es scheint den e i n z i g e n I n h a l t der ältesten Dichtung ausgemacht zu haben. Wir sehen, wie diese, getragen von der Erhabenheit ihres Gegenstandes, und unbesorgt um Einklang mit der Wirklichkeit, wenn sie die geheimnisreichen und furchtbaren N a t u r k r ä f t e schildert, auch das

Unglaubliche, das Greuelhafte und Entsetzliche nicht abweist.«

Die zwischen den Märchen verschiedener Völker waltende Übereinstimmung führt er auf doppelte Quellen zurück: »Die Übereinstimmung zwischen Märchen durch Zeit und Entfernung weit getrennter, nicht minder als nahe aneinander grenzender Völker beruht teils in der ihnen zugrunde liegenden Idee und der Darstellung bestimmter Charaktere, teils in der besonderen Verflechtung und Lösung der Verhältnisse. Es gibt aber Zustände, die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken gibt, die sich wie von selbst einfinden; es konnten sich daher in den verschiedensten Ländern dieselben oder doch sehr ähnliche Märchen unabhängig voneinander erzeugen: sie sind den einzelnen Wörtern vergleichbar, welche auch nicht verwandte Sprachen durch Nachahmung der Naturlaute mit geringer Abweichung oder auch ganz übereinstimmend hervorbringen. Man begegnet Märchen dieser Art, wo man die Übereinstimmung als Zufall betrachten kann, aber in den meisten Fällen wird der gemeinsame Grundgedanke durch die besondere, oft unerwartete, ja eigensinnige Ausführung eine Gestalt gewonnen haben, welche die Annahme einer bloß scheinbaren Verwandtschaft nicht

zuläßt.«[2] –

Die Frage, ob solche unbestreitbare Verwandtschaft durch die Annahme von Entlehnungen erklärt werden müsse, oder ob sie in der gemeinsamen Abstammung von ein und demselben Stamme ihren Grund habe, beantwortet er dahin, daß die erstere als Ausnahme, die letztere als Regel zu betrachten sei. »Ich leugne nicht die Möglichkeit, in einzelnen Fällen nicht die Wahrscheinlichkeit des Übergangs eines Märchens von einem Volke zum andern, das dann auf fremdem Boden wurzelt. – – – Aber mit einzelnen Ausnahmen erklärt man noch nicht den großen Umfang und die weite Verbreitung des gemeinsamen Besitzes: tauchen nicht dieselben Märchen an den entferntesten Orten wieder auf, wie eine Quelle an weit abliegenden Stellen wieder durchbricht?«[3]

In demselben Sinne äußert sich Jakob Grimm in seiner Vorrede zur deutschen Übersetzung von Wuks Volksmärchen der Serben S. VI: »Durch vielfache, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Norwegen, Schweden und in der Walachei, neuerdings auch in Albanien, Litauen und Finnland veranstaltete Märchensammlungen – – ist der Wahn beseitigt worden, als beruhen diese Stoffe auf läppischen, der Betrachtung

unwürdigen Erdichtungen, da sie vielmehr für den Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter und zerbröckelter Mythen zu gelten haben, die von Volk zu Volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, wichtigen Aufschluß darbieten können über die Verwandtschaft zahlloser Sagengebilde und Fabeln, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat. – Nicht auf dem Wege einseitiger und willkürlicher Erborgungen ist diese Gemeinschaft zu verstehn, sie trägt den Eindruck und das Gepräge wunderbarer Berührungen und Nachklänge an sich, wie sich ähnliche in der Geschichte der Sprache und Poesie darbieten, deren Geheimnis erst allmählich durch fortgesetzte, jetzt kaum begonnene Untersuchungen wird besser enthüllt werden.«

In der Vorrede zu Liebrechts Übersetzung des *Pentamerone* S. VIII gibt Grimm sein Urteil über die Natur des Märchens in folgender Weise ab: »Gegenwärtig bedarf es keiner Entschuldigung dafür, daß diesen merkwürdigen Überlieferungen aller Ernst und alle Genauigkeit des Forschens und Untersuchens zugewandt werde, die wir der Sprache und den Liedern des Volks endlich überhaupt wieder angedeihen lassen. Sie mögen fortfahren, wie sie es lange Zeit hindurch unvermerkt im Stillen getan haben, zu erheitern und zu unterhalten, allein sie dürfen jetzt zugleich wissenschaftlichen Wert in Anspruch nehmen, der ihnen

viel weitere und allgemeinere Anerkennung sichert. Sie sind, wie sich immer unzweifelhafter herausstellt, die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen, die über ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben, und geben reichhaltigen, um so unerwarteteren Aufschluß über verschüttet geglaubte Gänge und Verwandtschaften der Fabel insgemein. – – Man lasse fahren den Wahn, sie seien an irgendeiner begünstigten Stelle aufgewachsen und von da erst auf äußerlich nachweisbarem Weg oder Pfad in die Ferne getragen worden. – – Wie zwischen den Sprachen aller europäischen Völker überall größere oder geringere Berührung waltet, so schlägt auch ein allgemeiner Grundlaut dieser epischen und mythischen Elemente an, die gleichwohl jedem Volke auch in eigentümlicher Besonderheit werden dürfen, und man muß es geständig sein, daß ihre Einstimmung, wie ihre Vielgestaltigkeit der Forschung gleichen Vorschub leistet.«

Über die Verwandtschaftsstufen der Märchen endlich spricht sich Wilhelm Grimm mit Bezugnahme auf das deutsche folgendermaßen aus: »Man wird fragen, wo die äußeren Grenzen des Gemeinsamen bei den Märchen beginnen und wie die Grade der Verwandtschaft sich abstufen. Die Grenze wird bezeichnet durch den großen Volksstamm, den man den indogermanischen zu nennen pflegt, und die Verwandtschaft zieht sich in immer

engeren Ringen um die Wohnsitze der Deutschen, etwa in demselben Verhältnis, in welchem wir in den Sprachen der einzelnen dazugehörigen Völker Gemeinsames und Besonderes entdecken. Findet man bei den Arabern einige mit den deutschen verwandte Märchen, so läßt sich dies aus der Abstammung der Tausendundeinen Nacht, wo sie vorkommen, aus indischer Quelle erklären, die Schlegel mit Recht behauptet hat.«[4]

Von diesen Grundlagen ausgehend hat sich in der Märchenkunde bereits die Ansicht eingebürgert, daß der Inhalt der Märchen sich in nichts von dem der alten Götter- und Heldensage unterscheide, daß der eine ebenso mythisch sei als der andere, und daher der eine dem andern zur Ergänzung dienen könne. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Sagklassen beschränkt sich hiernach auf deren Überlieferungsform, und diese Verschiedenheit der Form erklärt sich natürlich aus dem Entwicklungsgange der Sagen überhaupt.

Dieser Ansicht zufolge ist der Mensch unausgesetzt bestrebt, sich seine Sagen immer begreiflicher zu machen, indem er sie sich immer mehr und mehr versinnlicht und mehr seinen eigenen Verhältnissen anpaßt; steigende Versinnlichung ist daher das allgemeine Entwicklungsgesetz für alle Sage. Vermöge dieses Gesetzes nehmen die früher nur roh personifizierten

Naturkräfte immer menschenähnlichere Formen an und kann es im Laufe der Entwicklung geschehn, daß die menschenähnlich gedachten Götter sich mehr oder weniger von der Naturkraft loslösen, aus der sie hervorgegangen sind.[5]

Derselbe Versinnlichungstrieb zieht den menschlich gedachten Gott auf die zwischen den Menschen und Göttern stehende Stufe des Helden herab und rückt ihn dadurch den menschlichen Verhältnissen um so viel näher. Aber selbst diese Stufe genügt jenem Triebe noch nicht; er fühlt sich erst dann befriedigt, wenn er seine Helden den sterblichen Menschen gleichgestellt und ihnen höchstens noch ein und die andere höhere Gabe übriggelassen, an die Stelle der waltenden höheren Götter aber die dem Menschen zunächst stehende niedere Dämonenwelt gesetzt hat und diese statt jener in die menschlichen Verhältnisse bestimmend eingreifen läßt. Diese letzte und jüngste Sagform ist die des Märchens.[6]

Das Märchen ist mithin ein auf seiner letzten Entwicklungsstufe angekommener Mythus. Der nächste Entwicklungsschritt ist dann die völlige Ausmerzung alles Wunderbaren und die Verwandlung der Sage oder des Märchens in die Erzählung eines rein menschlichen Herganges. Hier sind dann zwei Fälle möglich. Wenn die Sage nach dem Verluste aller ihrer wunderbaren Züge

durch die ihr eigentümliche Verwicklung die Einbildungskraft noch immer zu fesseln vermag, so kann sie in dem Kreise der interessanten Erzählungen oder Novellen Aufnahme finden, welche jedes Volk in größerer oder kleinerer Anzahl besitzt und von welchen sich dann die entkleidete Sage in nichts unterscheidet.

Oder die Sage erhält durch ihre völlige Entkleidung das Ansehn eines einfachen geschichtlichen Ereignisses; dann müßte sie in dieser Form rasch aus der mündlichen Überlieferung absterben, weil ihr dann der Kitt des Wunders und der Gläubigkeit fehlt, welcher allein die Sage für die Dauer übertragungsfähig macht. Denn die menschliche Überlieferungskraft ist, wie wir anderwärts[7] nachzuweisen versuchten, für rein geschichtliche Hergänge ebenso schwach als beschränkt. Wir möchten daher überhaupt bezweifeln, ob die angegebene letzte Entwicklungsform zu den Naturformen der Sage zu rechnen sei, und sie lieber als Kunstform betrachten, welche sich aus dem gelehrten Bestreben entwickelte, die Sage in Geschichte zu verwandeln, indem man sie aller ihrer vermeintlich später angedichteten Wunderzutaten entkleidete und sie dadurch auf ihre geschichtliche Urform zurückzuführen vermeinte.

Das Verfahren des Hellenen Euhemeros bei seiner Behandlung hellenischer Göttersagen und des Isländers

Snorre Sturleson in seiner Heimskringla folgt daher an sich zwar dem natürlichen Entwicklungsgange der Sage, aber es führt zu einem falschen Ergebnis, wenn nun der von jedem Wunder entkleidete Sagstoff als Geschichte betrachtet wird, weil derselbe an sich nichts anderes als gläubige Naturanschauung, also nur Erdachtes, nichts Geschehenes, sein kann.

Euhemeros und seine Geistesverwandten gingen bei ihrem Verfahren von der Ansicht einer umgekehrten Entwicklung der Sage aus, durch welche ihr Stoff dem Menschen und seinen Verhältnissen mehr und mehr entfremdet wird und sich aus dem verehrten Verstorbenen ein *früher noch nicht vorhandener* Gott hervorbildet.

Nach unserer Ansicht von dem Wesen der Sage ist aber eine solche Entwicklung derselben in aufsteigender Richtung unmöglich; wir erblicken vielmehr in solchen Vergötterungen oder Verheldungen verstorbener Persönlichkeiten nur die folgerichtige Fortsetzung des Strebens der Sage nach Versinnlichung. Denn welcher Schritt bliebe dieser Richtung noch übrig, nachdem der Gott dem menschlichen Gattungsbegriff anbequemt, nachdem er vollkommen anthropomorphisiert worden ist, als ihn in einem hierzu für tauglich erkannten menschlichen Individuum zu individualisieren oder

wiederzugebären? Wir sehen diesen Trieb bis in die spätesten Zeiten wirksam; denn wenn z.B. nach dem noch lebendigen Volksglauben Friedrich der Rotbart und Karl V. in Bergen schlummern, um aus ihnen zu gegebener Zeit in die Welt zurückzukehren, so sind sie bekanntlich nichts anderes als Wiedergeburten des altdeutschen Gottes Wodan.

Sobald aber die Sage ihren Stoff auf eine geschichtliche Persönlichkeit frisch ablagert, verhält sie sich abweisend gegen deren geschichtliche Erlebnisse und verweigert jede Verbindung ihres Stoffes mit denselben. Besonders belehrend ist in dieser Hinsicht die Vergleichung des sagenhaften Dietrich von Bern mit dem geschichtlichen Westgotenkönig Theodorich.[8]

Dieser Ablagerung des alten Sagstoffes auf geschichtliche Persönlichkeiten entspricht in räumlicher Hinsicht die Neusiedlung desselben auf bestimmten Örtlichkeiten. Denn wir vermöchten nur durch die Andauer des Versinnlichungstriebes der Sage die Erscheinung zu erklären, daß eine uns auch als schwebender Göttermythus erhaltene Sage an hundert verschiedenen Orten die Gestalt der Ortssage angenommen hat. –

Wir haben hiermit den Unterschied zwischen dem Märchen und der Ortssage angegeben. Sobald sich das

schwebende Märchen an einer bestimmten Stelle niederläßt, wird es zur Ortssage. In unserem Norden ist eine solche Niederlassung oder Vergeschichtlichung dem Märchen oder der Sage nicht günstig, denn die seßhaft gewordenen magerten ab und schrumpften bis zum Gerippe zusammen. Anders war dies bei der Heldensage, namentlich der hellenischen, wo sie aus der Benamsung ihrer Figuren und ihrer Niederlassung an bestimmter Örtlichkeit neues Leben gezogen zu haben scheint. Wenn der Leser nach den Belegen zu dieser Ansicht fragt, so brauchen wir ihn nur beispielsweise an die unten folgenden Danae-, Andromeden- und Jasonsformeln zu verweisen; er vergleiche die unter dieselben gestellten Heldensagen und Märchen miteinander und frage sich dann, ob zwischen dem Stoff der beiden Gattungen noch ein anderes Unterscheidungszeichen möglich sei, als die Benamsung der Gestalten und deren Verbindung mit bestimmten Örtlichkeiten.

Wenn wir aber den Unterschied zwischen Sage und Märchen[9] aufheben, so müssen wir das letztere um so schärfer von einer anderen Erzählungsgattung trennen, welche in denselben Kreisen Eingang gefunden, in welchen das Märchen heimisch ist, und daher häufig mit diesem verwechselt wird; es ist dies der Schwank.[10]

Schwank und Märchen sind zwei grundverschiedene Gattungen der Erzählung. Das Märchen berichtet stets einen geschlossenen Hergang, in welchem der Knoten geschürzt und wieder gelöst wird; dieses Schürzen und Lösen bildet sein Wesen, man könnte es daher ein organisches Gebilde nennen. Der Inhalt des wahren Märchens ist stets ein ernster; komische Züge finden sich nur als seltenes Beiwerk. Seine Absicht geht auf die Hebung der Stimmung, und es erreicht sie in der Regel trotz seiner kindlichen Unbehülflichkeit stets bei Erwachsenen, welche für solche Hebung empfänglich sind. Daher hält es auch stets zu der sittlichen Weltordnung, indem es das Böse bestrafen und das Gute belohnen läßt. Gleichwohl verdankt es seine Entstehung keineswegs der Absicht, die sittliche Wahrheit in einem Beispiel darzustellen, und seine Helden und Heldinnen begehn gar manche Verstöße gegen das Sittengesetz, ohne daß das Märchen daran Anstoß nähme. Das Märchen schließt nur diesem Gesetze entsprechend, weil es keinen anderen Ausgang kennt, weil es die sittliche Weltordnung für selbstverständlich hält.

Der Schwank geht nicht auf die Hebung, sondern auf die Erheiterung der Stimmung, sein Feld ist nicht das der reinen Einbildungskraft, sondern des Witzes und des Lächerlichen. Bei dem Schwanke ist

daher die Erzählung an sich nur Beiwerk, selbst wenn sie mehrere Glieder enthalten, selbst wenn sie das Wunder zu Hilfe rufen sollte. Daher kommt auch beim Schlusse die sittliche Weltordnung häufig zu kurz.

Schwänke werden noch heutzutage erfunden; die Entstehung der Märchen fällt, wie wir unten sehen werden, in die Urzeit der Menschheit. Doch hat der alte Schwank mit der Sage die Neigung gemein, sich an geeignete Stellen frisch anzusiedeln oder auf geeignete Persönlichkeiten abzulagern. Das heutige Märchen zeigt diese Neigung nicht, Zeit und Ort, selbst Figuren-Namen sind ihm gleichgültig.

Der Schwank, aber gewiß nicht das Märchen, ist eine beliebte Unterhaltung der Männer aller Klassen, welche mehr für Erheiterung als für Hebung der Stimmung empfänglich sind; daher spricht die Wahrscheinlichkeit für dessen Verbreitung durch den Verkehr; denn wo immer Männer zusammenkommen, ist auch der Schwank ein beliebter Gast, und um so willkommener, je weniger sonstige geistige Berührungspunkte sich den Versammelten bieten. Dagegen blickt der Mann in der Regel mit souveräner Verachtung auf das Märchen herab, weil er für den Reiz, den es bietet, unempfänglich ist.

Nur da, wo eine Mehrheit von Männern durch langes

Zusammenleben die Formen der Familie annimmt, also in Kasernen, Klöstern und auf Schiffen, wird es auch hie und da dem Märchen gestattet, dem engbefreundeten Kreise die Zeit zu vertreiben; sobald aber ein Fremder herzutritt, schämt man sich dieses unwürdigen Verkehres und das Märchen verstummt.

Sein Bereich bleibt mithin auf den Teil der Menschheit beschränkt, bei welchem die Einbildungskraft die übrigen Seelentätigkeiten überwiegt und in den daher auch nur wenige, und gewiß nicht die geistreichsten Schwänke, eintreten; es ist dies die stille, seßhafte Frauen- und Kinderwelt. Mithin spricht die Wahrscheinlichkeit gegen dessen Verbreitung durch den Verkehr, welchem, je weiter wir in der Geschichte aufsteigen, die Frauen- und Kinderwelt um so unzugänglicher wird.

Von diesem Standpunkte können wir daher den Schluß nicht als zwingend betrachten, daß die weite Verbreitung der Märchen kein Beweis für ihr Uralter sei, weil Schwänke, die doch keine Überreste alter Mythen sein können, eine gleichweite Verbreitung haben. Denn Märchen und Schwänke sind ihrer Natur nach grundverschieden, und die der ersteren widerstrebt, die der letzteren erleichtert deren Verbreitung durch den Verkehr.

Der Verfasser steht mithin auf der Seite derjenigen,

welche das indogermanische Volksmärchen in Europa als einen Teil des urarischen Geistesschatzes betrachten, welchen die einzelnen Stämme bei ihrer Trennung von dem gemeinsamen Mutterstamme in ihr Sonderdasein mit hinübernahmen und dessen Formen gleich denen ihrer Sprachen eine solche Zähigkeit bewährten, daß sich an ihnen die Urverwandtschaft mit den indischen ebenso deutlich erkennen läßt, wie an den Sprachformen.

Dieser Annahme stellt sich nun das gewichtige Bedenken entgegen, daß die ungeheuren Forschungen, welche Benfey auf diesem Gebiete angestellt hat, diesen Forscher zu dem Ergebnisse führten, daß der Stock der indogermanischen Erzählungen und Märchen sich als ursprünglich indisch erweise und sich von dort in geschichtlicher Zeit allmählich über Europa verbreitet habe. Über diese Verbreitung drückt er sich folgendermaßen aus.[11]

Was die Zeit der Verbreitung betrifft, so sind etwa vor dem 10. Jahrhundert n. Chr. wohl nur verhältnismäßig wenige nach Europa gekommen und zwar – außer den durch die Übersetzung des Grundwerkes der Pantschatantra oder Kalilah und Dimnah bekanntgewordenen – wohl nur durch m ü n d l i c h e Überlieferung, die im Z u s a m m e n t r e f f e n von R e i s e n d e n, K a u f l e u t e n und

ähnlichem, ihre *Veranlassung finden mochte*. Mit dem zehnten Jahrhundert aber begannen die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien und bewirkten eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. Von da an *trat die mündliche Überlieferung gegen die literarische zurück.*

Die indischen Erzählungen wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt, und teils sie selbst, teils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnismäßig rasch über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa, und durch die *vielfachen Berührungen* derselben mit christlichen Völkern auch über den christlichen Okzident. In letzterer Beziehung waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien. In einem noch größeren Maßstabe hatten sich die erwähnten drei Gattungen (Erzählungen, Fabeln und Märchen) indischer Konzeptionen teilweise schon früher nach den Gebieten im Osten und Norden von Indien – China und Tibet – verbreitet. Von den Tibetern kamen sie endlich mit dem Buddhismus zu den Mongolen. Die Mongolen aber haben fast zweihundert Jahre in Europa geherrscht und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Konzeptionen in Europa ein weites Tor. So sind es auf der einen Seite die islamitischen Völker, auf der andern die buddhistischen,

welche die Verbreitung der indischen Märchen fast über die ganze Welt bewerkstelligt haben. Wie l e i c h t sich aber derartige Konzeptionen verbreiten, mit welcher L u s t u n d L e i d e n s c h a f t sie gehört und w e i t e r e r z ä h l t werden, wird jeder aus eigener Erfahrung bestätigen können (vergl. z.B. in bezug auf Kanada: Lönnrod im Morgenblatt 1857, Nr. 51, S. 1217). Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwa Ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existiert hatte, absorbiert zu haben, »kaum, daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisierten fremden Gebilde gerettet haben mögen.« –

Benfey beherrscht alle hier einschlägigen Kreise wie keiner vor ihm. Seine Leistungen zeigen, welch wichtige Aufschlüsse noch von ihm zu erwarten stehn. Wir sind daher zur vollsten Beachtung seiner unseren Annahmen entgegenstehenden Ansicht verpflichtet. Der größte Teil seiner die indischen Märchen betreffenden Forschungen ist jedoch noch nicht veröffentlicht und die Belege, welche er in seinem Pantschatantra für seine Ansicht beigebracht, enthalten, in bezug auf die einzelnen Märchen, die er dort bespricht, unserer Ansicht nach zwar viel Wahrscheinliches, aber noch nichts unbedingt Zwingendes. Wir halten uns daher für berechtigt, an dem

Standpunkte vorerst festzuhalten, für welchen uns gewichtige Gründe[12] zu sprechen scheinen, und beschränken uns vorerst einfach auf die Mitteilung unserer langjährigen Lebenserfahrungen bei Völkern, welche den mittelalterlichen Zuständen näher stehen, als die des gebildeten Europas, in bezug auf die Möglichkeit einer Erhebung des indischen Märchenstocks zum europäischen Volksmärchen in geschichtlicher Zeit und auf dem Wege des Verkehrs.

Der Verfasser lebt seit siebenundzwanzig Jahren in der Levante und stand namentlich während seines siebenjährigen Aufenthaltes in Euböa als Richter und Gutsbesitzer in dem innigsten Verkehr mit dem griechischen Bauer. Er aß und trank, jagte und reiste mit ihm und schlief oft wochenlang in seinen Hütten und Hürden; er verbrachte gar manchen Abend in griechischen, albanesischen, bulgarischen Chans, mit andern Reisenden am gemeinsamen Feuer gelagert, gar manchen Tag auf kleinen, mit Menschen vollgepfropften Küstenfahrern, und dennoch kam er trotz aller dieser verschiedenartigen Berührungen niemals in die Lage, auch nur ein einziges Märchen zu hören. Die Unterhaltung folgte in der Regel demselben Faden; die Ereignisse des Tages, Reiseerlebnisse, Schwänke und unsaubere Erzählungen, beide letztere in Hülle und Fülle,

sobald der Anstoß gegeben war, aber niemals ein Märchen. Einheimische und fremde Reisende, denen der Verfasser diese Erfahrung mitteilte, stimmten derselben ohne Ausnahme bei, doch wollten einige bei längerem Zusammensein derselben Gesellschaft – namentlich bei widrigem Wetter – auf See, nach Erschöpfung alles andern Unterhaltungsstoffes auch Märchen gehört haben, aber niemals ohne Ausbrüche der Ungeduld oder des Spottes von seiten eines oder des andern Zuhörers.

Der Verfasser war nicht so glücklich, ja, er schlug selbst mit allen Versuchen fehl, jung oder alt zum Erzählen von Märchen zu bewegen; es war ihm niemals möglich, die, man möchte sagen, angeborene Scheu zu überwinden, damit zum besten gehalten zu werden. – Gleichwohl wußte er, daß im Winter die Mädchen und Frauen zueinander kommen und die Abende mit Spinnen und Märchenerzählen verbringen, ja, daß hie und da selbst Männer sich bei dieser Unterhaltung beteiligten.

Diese Erfahrungen bewogen ihn daher auch, als er den Gedanken der vorliegenden Sammlung faßte, zur Überwindung jener Schwierigkeiten sogleich den silbernen Hebel anzusetzen, und der Erfolg zeigte, daß in der Levante so wie überall für Geld alles zu haben sei, – sogar Märchen. Sie kosteten dem Verfasser jedoch noch mehr; denn als es in Jannina bekannt wurde, daß er

Märchen sammeln lasse, bat ihn einer der angesehensten türkischen Großen, der alte Paschom Bey, ein Verwandter des bekannten Ali Pascha, von diesem Unternehmen abzustehn, weil es ihm als mit der konsularen Würde unverträglich, in der öffentlichen Meinung Eintrag tun müsse, und er bekam ähnliche Winke auch von griechischen Freunden.

Da nun die Erfahrungen des Verfassers mit denen übereinstimmen, welche andere Märchensammler gemacht haben, die sich alle gleichmäßig über die Schwierigkeiten beklagen, welche ihnen von der tiefwurzelnden Scheu, sich durch das Erzählen von Märchen lächerlich zu machen, bereitet wurden, so glaubt er sich zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß das Märchen nirgends zu den zirkulierenden Geisteskapitalien eines Volkes gehöre, sondern daß es sich mit den Sparpfennigen vergleichen lasse, welche der Bauer noch heutzutage an möglichst versteckten Orten in die Erde vergräbt.

Allerdings gibt es im Oriente Leute, welche das Erzählen von Märchen und Schwänken gewerbsmäßig treiben, und man hört ihren Erzählungen gerne zu; aber den Zuhörern fällt es gewiß ebenso selten ein, das gehörte Märchen wieder zu erzählen, als die Tänzerinnen nachzuahmen, denen sie zugesehn, oder uns, eine Predigt

zu wiederholen, die wir angehört haben. –

Setzen wir aber auch den Fall, daß es einem Epiroten oder Albanesen, der in der Fremde sein Gewerbe treibt, einfiele, bei einem Besuche, den er seiner in der Heimat seßhaften Familie macht, ein Märchen zu erzählen, das er dort gehört hat, so ist doch von da bis zu dessen Einbürgerung in dem Kreise der Hausmärchen noch ein weiter Schritt, und es bedarf hierzu einer ganz ausnahmsweise günstigen Vereinigung von Umständen, weil einesteils zu dem Ende das stete Anhören desselben Märchens von Kindheit an erforderlich ist und andernteils der neue Eindringling den ungemein zähen, am Hergebrachten hängenden und alles Fremde feindlich zurückstoßenden häuslichen Geist zu überwinden hätte. Von der Zähigkeit dieses Geistes liefert aber unsere Schilderung der albanesischen Sitten ein schlagendes Beispiel, indem sie sich der näheren Prüfung als Spiegelbilder von Urrom und Urattika erweisen.

Wenn der Volksgeist sich so leicht neuen Formen anbequemte, so müßten alle Mundarten dem ungeheuren Drucke der Schriftsprachen – namentlich der deutschen – welchen sie durch Presse, Schule, Kirche und Berührung mit der höheren Gesellschaft zu erdulden haben, bereits seit langem bis auf die letzte Spur gewichen sein; und dennoch beweist sich dieser Druck

bis jetzt so gut wie unwirksam. Was vermochte bis jetzt die christliche Lehre und der naturwissenschaftliche Unterricht gegen die durch und durch auf heidnischer Grundlage ruhende Naturanschauung des Landvolks?[13] Wieviel Bauern glauben, daß die Sonne still stehe und die Erde sich drehe? Gegen Wissenschaft und Literatur zeigt sich der geistige Kreis des Volkes ebenso abweisend als gegen die Schriftsprache. In neuerer Zeit hat die höhere Gesellschaft und die Wissenschaft namentlich in Deutschland angefangen, die geistigen Kreise des Volkes den ihrigen einzuverleiben. Die Annäherung ist aber nur eine einseitige. Anderwärts ist auch diese nicht erfolgt und die beiden Kreise stehen einander wie zwei fremde Welten gegenüber.[14] –

Wer aber von der Unzugänglichkeit und dem ausschließlichen Verhalten der auf mündlicher Überlieferung ruhenden geistigen Kreise der unteren Volksschichten gegen das Schriftentum der oberen in gleichem Maße durchdrungen ist, wie der Verfasser, für den kann auch z.B. der Nachweis, daß verschiedene indische Märchensammlungen in das Mongolische übersetzt worden sind, nicht zugleich den Beweis bilden, daß sich die Märchen dieser Sammlung in der Art bei dem mongolischen Volke eingebürgert haben, daß sie zu wirklichen mongolischen Volksmärchen geworden sind.

Das weibliche Geschlecht der ganzen Balkanhalbinsel ist, wenige Inseln abgerechnet, wenigstens ebenso seßhaft, wie es im übrigen Europa in den Zeiten des Mittelalters gewesen. In der Regel stirbt die Frau da, wo sie geboren ist, ohne ihre Heimat jemals zu verlassen. Nun denke man sich die geringen Berührungen, in welchen noch heutzutage abgelegene Dörfer im gebildeten Europa mit der Außenwelt stehn, und schließe daraus auf deren Zustand im Mittelalter. Nach unseren Erfahrungen dürfen wir aber dessen wandernde Fiedler und Hausierer nicht aufgelegter zum Erzählen von Märchen annehmen, als unsere heutigen Handlungsreisenden, Fuhrleute, wandernden Krämer u.s.w., weil, je niederer die Bildungsstufe, um so größer die Scheu der Männer vor dem Märchen ist.

So oft wir unsere Erfahrungen mit der Möglichkeit einer Verbreitung der Märchen durch den mündlichen Verkehr in Einklang zu bringen versuchten, erschien uns deren Übermittlung durch fremde kriegsgefangene Frauen allzeit die wahrscheinlichste, weil diese den Kreisen einverleibt werden, wo das Märchen zu Hause ist und es ihnen als Wärterinnen der Kinder ihrer Herren obliegt, diese zu unterhalten.

Auch da, wo die Frauen gewerbsmäßig an fremden Orten dienen, besonders als Ammen – wie z.B. die Insel

Tinos Konstantinopel seit Jahrhunderten mit Ammen versorgt – kann man voraussetzen, daß die im Vaterhause gehörten Märchen von ihnen in die Kinderstuben ihrer Dienstorte eingebürgert worden sind, und ebenso mag manches dort Gehörte durch ihre Vermittlung in ihre Heimatsorte gewandert sein.[15]

Was nun den Übergang der Märchen aus der Literatur in das Volk betrifft, so fällt dieses Mittel bei Völkern, welche keine solche besaßen noch besitzen, wie Walachen und Albanesen, natürlich weg. Da bei ihnen aber genau dieselben Märchen im Schwange sind, wie bei den europäischen Kulturvölkern, so läßt sich diese Übereinstimmung nicht erklären, sobald man annimmt, daß die Märchen der letzteren aus Indien stammen und, nachdem sie ihrer Literatur bekannt geworden, von dieser in das Volk übergegangen seien.

So klar uns überhaupt die Möglichkeit eines solchen Überganges für Schwänke und unsaubere Geschichten ist, so schwer können wir uns die Verbreitung der Märchen von den wenigen männlichen Städtebewohnern höherer Klasse, die im Mittelalter allein als lesend angenommen werden dürfen, in die Frauen- und Kinderwelt der Bauerndörfer vorstellen. Die Schwänke, die er gelesen, wiederholt der Mann beim Wein, weil er dafür auf den Beifall seiner Zechgenossen rechnen darf;

kann er dies aber auch in bezug auf die gelesenen Märchen, selbst wenn sie ihm gefallen hätten? Sollen sie von den Ammen aufgefaßt worden sein, deren Pfleglingen sie der Vater erzählte, und die sie dann nach ihrer Rückkehr in das Heimatsdorf daselbst einbürgerten? Der letztere Fall wäre im einzelnen allerdings möglich, und die Wanderungsfähigkeit des einzelnen Märchens wollen wir mit unseren obigen Bedenken überhaupt nicht in Abrede stellen. Wir glauben auch, daß sich die Entlehnung in manchen Fällen unwiderleglich dartun lassen könne, denn wenn in einem Märchen Vorstellungen vorkommen sollten, welche dem Gedankenkreise des Volkes, bei dem sie erzählt werden, erweislich fremd sind und stets fremd waren, sagen wir beispielsweise Vielmännerei in einem von einem arischen Stamme erzählten Märchen, so könnte dies Märchen nicht anders als eingewandert sein. Bei manchen wird eine solche Einwanderung höchst wahrscheinlich; dies ist z.B. bei den in dem griechischen Kreise so zahlreich vertretenen Märchen von den dankbaren Tieren der Fall, welche mit der griechischen Volksansicht von den Tieren im Widerspruche stehn, während sie sich in den buddhistischen Ideenkreis so innig eingliedern,[16] daß der Gedanke sehr nahe liegt, sie als einen unmittelbaren Ausfluß dieses Kreises zu betrachten. Zwingend würde für unsere Anschauung diese Ableitung jedoch erst durch

den Beweis, daß der Keim zu der betreffenden buddhistischen Anschauung kein urarischer sei.

Aus dem Obigen ergibt sich, daß unsere Bedenken sich allein auf die Annahme einer massenhaften Einwanderung und Einbürgerung des indischen Märchenstockes in den europäischen Ländern beschränken, bei welcher namentlich die Erscheinung unerklärt bleibt, warum in diesen Ländern von der indischen Märchenmasse überall nur dieselben Stücke Wurzel schlugen, möge nun ihre Einwanderung durch die Literatur oder durch die mündliche Übertragung vermittelt worden sein. Auch würde es schwer fallen, bei der Annahme einer Einwanderung des indischen Märchenstockes in geschichtlicher Zeit die große Starrheit seiner Formen zu erklären, welche ihre Verwandtschaft mit den indischen Urbildern noch heute ermöglichte. Was hätte die als fremde Erzählungen einwandernden und rasch einverleibten Märchen vor willkürlicher Umgestaltung schützen sollen?

Wir haben es anderwärts versucht[17], die wunderbare Zähigkeit der Sag- und Märchenform im Gegensatze zu der Schwäche der mündlichen Überlieferungskraft geschichtlicher Hergänge durch die Annahme zu erklären, daß sie einst als göttliche Wahrheiten geglaubt und somit durch den Glauben an sie gestählt wurden. Die

Härte dieser Formen vergleichen wir mit der der Sprachformen, mit denen sie nach unserer Annahme gleichzeitig entstanden. So wie nun diese Härte der Urformen noch heutzutage die deutschen oder griechischen Worte den indischen urverwandt zeigt, ebenso erklärt sie die Übereinstimmung des deutschen oder griechischen Volksmärchens mit dem indischen aus der Urverwandtschaft dieser Völker.

Nun noch ein Wort über das Tiermärchen. So wie der Urmensch seine Naturanschauungen sich nur dadurch begreiflich machen konnte, daß er sie in menschliche Bilder einkleidete, so bedurfte er zur Darstellung der menschlichen Verhältnisse eines Spiegelbildes und zu diesem erschien dann das Tierleben um so gelegener, als in jener Urzeit, in deren Anschauung wir sogar den Unterschied zwischen Leben und Nichtleben als verschwommen annehmen, das Unterscheidende zwischen Mensch und Tier wohl noch weniger hervortretend war. Wir erblicken daher in den Tiermärchen Spiegelbilder der Urverhältnisse der menschlichen Gesellschaft. Ob aber die Tiermärchen gleich den menschlichen auch zu Spiegelbildern von Naturanschauungen[18] benutzt worden sind, müssen wir dahingestellt sein lassen. Mit dem Erwachen des sittlichen Bewußtseins wurde aber die, wie wir vermuten,

schon vorhandene Form des Tiermärchens dazu benutzt, um die aufgefundenen sittlichen Wahrheiten in dieselbe einzukleiden, und hierdurch entstand die Tierfabel. Diese unterscheidet sich von dem eigentlichen Tiermärchen durch ihr vorherrschend allegorisches und tendenziöses Wesen, welchem sie bis in die neueste Zeit treu geblieben ist, und vermöge dessen sie auch eine berechtigte Stelle im Reiche der heutigen Dichtung einnimmt, welche wir dem einer längst entschwundenen und von der Gegenwart geistig verschiedenen Vergangenheit angehörenden Märchen verweigern müssen. Denn bei der Tierfabel handelt es sich nur um die entsprechende Einkleidung einer bereits als solchen vorhandenen sittlichen Lehre, und ihre Form ist keineswegs die notwendige, und daher einzige Ausdrucksform dieser Lehre. So gefaßt kommt mithin der Tierfabel der symbolische Charakter des Märchens nicht zu.

Unsere Sammlung bietet aber nur wahre Tiermärchen in dem oben bestimmten Sinne, und daher findet das, was W. Grimm III, S. 462, in dieser Hinsicht von den Deutschen sagt, auch auf die Griechen volle Anwendung: »Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Tiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geiste hegen, ich meine, in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen, und

nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht.« –

Was wir von griechischen Tiermärchen aufzutreiben so glücklich waren, rechnen wir fast ausnahmslos zu den Perlen unserer Sammlung. Bei der Übereinstimmung des deutschen und griechischen Tiermärchens in der Auffassung der beiden Hauptgestalten Wolf und Fuchs und ihrer gegenseitigen Stellung im allgemeinen, welche an die unten folgende Odysseus-Polyphem-Formel Nr. 38 anklingt, zeigt sich die größte Abweichung in den Einzelzügen und findet sich außer der im einzelnen sehr verschiedenen »Beichte« unseres Wissens kein anderer gemeinsamer Zug. Ebenso scheint, so weit wir sehen, im Deutschen der Gegensatz, nämlich die Überlistung des Listigen durch den Dümmling, zu fehlen, welchen das griechische Märchen in Nr. 92 und 93 darstellt.

Fußnoten

1 Vorrede zu den Kinder- und Hausmärchen. Auflage 6. 1850. S. LXVII.

2 S. LXII.

3 S. LXIII.

4 S. LXIX.

5 Auf dieser Stufe finden wir den hellenischen und skandinavischen Götterkreis bereits angelangt.

6 Diese Ansicht von dem versinnlichenden Entwicklungsgang der Sagen und Märchen gewährt uns in der größeren oder geringeren Versinnlichung mehrerer Formen derselben Wurzel ein sicheres Unterscheidungszeichen über das Alter derselben. Diejenige Form, welche sich den menschlichen Verhältnissen inniger anschmiegt als eine andere, muß uns daher für die jüngere gelten, und weil wir die Möglichkeit jeder Rückkehr der sinnlicheren Form zu der übersinnlicheren leugnen, so halten wir die Ableitung der letzteren aus der ersteren für ebenso unmöglich als z.B. die Ableitung des lateinischen *pater* aus dem sanskritischen *pita;* denn die Sprache folgt einem ähnlichen Entwicklungsgesetze, nach welchem ihr nur der Übergang von der stärkeren Form zu der schwächeren erlaubt, aber die Rückkehr von dieser zu der stärkeren Form versagt ist. Daher ist es uns z.B. nicht denkbar, daß die 40 Draken oder die 12 Zwerge, bei denen das albanesische oder deutsche Schneewittchen lebt, aus den 12 Räubern

hervorgegangen seien, welche das walachische Schneewittchen beherbergen, wohl aber das umgekehrte. Ebenso muß das in Abschnitt IV, S. LXVIII, Note 2 erwähnte Fernrohr des litauischen Märchens eine jüngere Form derselben Wurzel sein, als Nidungs Siegstein in der Wielands-Sage. Auch kann sich aus dem Betttuche, welches in der neapolitanischen Form der Siegfriedsage der Schwager zwischen sich und seine Schwägerin zieht, nicht das Schwert entwickelt haben, welches er in der griechischen Form zwischen sich und seine Schwägerin legt, weil wir in diesem ein Bild der zwischen dem verkörperten Sonnenball und der als Göttin gedachten Abendröte stehenden Neusichel des Mondes erblicken.

7 Vergleichende Blicke auf die hellenischen und germanischen Götter-, Helden- und Weltsagen. Einleitung § 9.

8 Näheres in der oben angeführten Einleitung § 9.

9 Schott, Walachische Märchen S. 345. »Man kann kecklich aussprechen, daß Märchen und Heldensage ursprünglich eines sind. Was von der alten Göttersage

jetzt noch im Volksmunde umgeht, heißt Märchen; was in früherer Zeit von Dichtern aufgegriffen, künstlerisch gestaltet, gläubig mit Geschichte vermengt, als Geschichte weiter verbreitet ward, heißt Heldensage.« (Nach unserer Ansicht zeigt sich die Sage gegen den geschichtlichen Stoff selbst dann abweisend, wenn sie sich frisch auf eine geschichtliche Persönlichkeit ablagert. Vergleichende Blicke. Einleitung § 9.)

10 Wir geben diesem Worte hier eine sehr ausgedehnte Bedeutung und begreifen darunter auch Anekdoten, unsittliche Liebesgeschichten und Zoten.

11 Pantschatantra, Vorrede S. XXII, folg.

12 S. namentlich das, was wir im Abschnitt III über die ebenso scharfen als engen Verwandtschaftsgrenzen des deutsch-griechischen Märchens und der germanisch-hellenischen Sage beibringen. Wir möchten diese Frage Benfeys näherer Beachtung empfehlen, weil niemand erschöpfenderen Aufschluß über das Verhalten der indischen und andern asiatischen Sag- und Märchenkreise zu dieser interessanten Gruppe zu geben imstande wäre, und dieser Aufschluß das hellste Licht

über das Verhältnis des Märchens zur Sage und das Wesen der Sage überhaupt verbreiten müßte.

13 S. Schwartz, Ursprung der Mythologie. Einleitung: Vom heidnischen Volksglauben in seiner Anlehnung an die Natur.

14 Die Naturvölker unterscheiden sich zwar von den Kulturvölkern durch den Mangel der auf dem Schriftentume ruhenden Bildung. Sie sind aber gleichwohl nicht jedes Geistesschatzes bar. Dieser natürliche, durch mündliche Übertragung fortgepflanzte Geistesschatz des Volkes zerfällt uns in einen formalen und einen realen Teil. Der erstere begreift die Sprache als den Inbegriff der lautlich fixierten Denkgesetze und die Sitte als Inbegriff der Lebensformeln. Der reale Teil umfaßt Sage und Märchen, welche ursprünglich die menschliche Anschauung der Naturkräfte und Naturverläufe darstellten, im Laufe ihrer Entwicklung aber geschichtliche Form annehmen, Fabeln und Sprichwörter, welche die Natur des Menschen und dessen Verkehr mit andern untersuchen, Lieder, welche den Regungen des Gemütes und besonders deren stärkster, der Liebe, Worte verleihen, endlich Witze, Rätsel und Schwänke, welche letztere allein von Volk zu

Volk wandern. Die Erinnerungskraft der Naturvölker für geschichtliche Ereignisse, selbst wenn sie in Lieder gefaßt sind, ist sehr schwach und auf eine geringe Anzahl von Geschlechtern beschränkt; daher haben solche Völker keine Geschichte: diese ist eine ausschließliche Tochter der Bildung.

Was von den Naturvölkern, das gilt auch von den dem Schriftentume fernstehenden Teilen der Kulturvölker, und der sogenannte Volksunterricht hat hieran noch wenig geändert.

Alles Volk hat also seinen nur auf mündlicher Überlieferung beruhenden, nicht in der Schule erworbenen Geistesschatz, welcher fremder Einwirkung fast unzugänglich ist. Über diesen und die gegen ihn begangenen Sünden sollte Riehl ein Buch schreiben.

15 Leider besitzen wir zu wenig tiniotische Märchen, um hierüber sichere Nachweise zu geben. Unter den acht dort von gebildeter Hand aufgeschriebenen Märchen befindet sich eine Variante zu dem Märchen von der Lampe Aladins, was sich jedoch möglicherweise auf die neugriechische Übersetzung von Tausendundeine Nacht zurückführen ließe. Drei davon sind unter Nr. 62, 63 und 86 in den Text, die übrigen als Varianten zu andern griechischen Märchen aufgenommen worden.

16 Benfey, Pantschatantra I. S. 208.

17 Vergleichende Blicke. Einleitung § 9.

18 Der Hinblick auf die alten Tierdienste möchte die Frage eher bejahen als verneinen.

II. *Alter des Märchens.*

Betrachtet man das Märchen als eine Gattung der Sage, so muß man auch alle für die Sagbildung geltenden Gesetze auf dasselbe ausdehnen. Wenn also die Entstehung der Sage gleich der der Sprache auf ein bestimmtes Zeitalter beschränkt war, so muß man in dieses auch die Entstehung des Märchens verlegen.

Der Verfasser ist nun dieser Ansicht und hat es anderwärts[1] unternommen, dieselbe näher zu begründen, da es aber der Raum nicht erlaubt, seine Auseinandersetzungen hier zu wiederholen, so muß er den Leser auf die betreffenden Arbeiten verweisen und sich hier auf eine kurze Angabe ihrer Hauptsätze beschränken.

Über das geistige Verhalten des ersten Menschen sind zwei Annahmen möglich; man kann voraussetzen, daß der Mensch mit vollendetem Sprach- und Denkvermögen erschaffen worden sei (Schelling), oder daß er nur mit der Anlage zum Sprechen und Denken aus der Hand des Schöpfers hervorging und mit Hilfe dieser Anlage seine Sprache und sein Denkwesen bilden mußte. Wir glauben nun in dem Wesen der Sage eine Anzahl von Belegen aufgefunden zu haben, welche die zweite dieser Annahmen als die wahrscheinlichere erscheinen lassen,

und gehn daher bei unserer Untersuchung von derselben aus.

Es fragt sich also, wie kam der Mensch zum Worte und zum Gedanken?

Wir denken uns zu dem Ende die menschliche Empfindung mit dem Triebe ausgestattet, die ihr durch die Sinn-Nerven von außen zugehenden Reize dadurch zu beruhigen, daß dieselben, wieder nach außen ausgestoßen, gleichsam wieder erzeugt werden. Nur bei den stärksten Reizungen vermag sie dies aus eigener Kraft durch Ausstoßung ungegliederter Töne, wie ach und oh. Bei feineren Reizungen muß sie den Beistand der schlummernden Erkenntniskraft anrufen, welche, sobald sie geweckt ist, ihre Tätigkeit damit beginnt, aus den verschiedenen der Empfindung zugegangenen Reizungen Einheiten zu bilden – die Anschauungen zu Vorstellungen – zu erheben um zu erfahren, welche von diesen Reizungen eine gemeinsame Entäußerung zulassen. Darauf geht sie an das Entäußerungsgeschäft, indem sie sich an die Stimmwerkzeuge wendet, um zu untersuchen, welche von den diesen zu Gebote stehenden Tönen der aus den erhaltenen Eindrücken gebildeten Einheit entsprechen.

Bei den durch das Ohr zugegangenen Eindrücken hat das keine Schwierigkeiten; wohl aber bei denen, welche

durch das Gesicht, das Gefühl und durch den Geruch zugegangen. Hierzu müssen wir die Erkenntnis des Urmenschen mit einer Gabe ausrüsten, welche nach dem Ausbau der Sprache durch Nichtgebrauch verloren ging, und diese besteht darin, daß sie die entsprechenden Laute traf, auf deren Träger sich die dem Inneren zugegangenen Reizungen übertragen ließen, damit durch das Ausstoßen des entsprechenden Lautes das gereizte Innere zur Beruhigung komme. Der Eindruck der gesehenen Sonne erzittert im menschlichen Innern; dieses verlangt nach Beruhigung; damit diese erfolge, muß der Reiz auf *entsprechende* Laute übertragen werden, muß das ausgestoßene Wort für Sonne das *Bild* der empfangenen Reizung sein.

Das Wort ist uns mithin seiner Entstehung nach das *Schallbild* der durch einen dem menschlichen Innern zugegangenen Eindruck entstandenen Empfindung.

Denn Eindruck und Ausdruck müssen als einander entsprechend angenommen werden, wenn Übertragung von dem einen auf den andern möglich sein, und der durch den ersteren im Innern entstandene Reiz durch die Ausstoßung des letzteren beruhigt werden soll.

Wie kam nun der Mensch zum Gedanken, zur Idee? Auf demselben Wege, wie er zum Worte kam.

Wir wollen diese Ansicht sogleich in einem Beispiele versinnlichen. Das allmähliche Vertrocknen der Kräuter und Gräser beim Anfang des südlichen Hochsommers erinnert den Urmenschen an den Mangel, den er und sein Weidevieh in früheren Jahren erlitten. Diese Vorstellung reizt seine Empfindung zur Trauer. Die Empfindung wendet sich daher an ihre gewohnte Geburtshelferin, die Erkenntnis, und verlangt von ihr Entbindung von diesem sie bedrückenden Reize. Wie bei der Wortbildung, beginnt die Erkenntnis mit der Untersuchung des zu entbindenden Reizes, findet ihn aber für ihr bisheriges Verfahren viel zu verwickelt und zusammengesetzt, um ihn in einem Worte zusammenfassen und entäußern zu können. In dieser Verlegenheit wendet sie sich an die Satzformeln, die sie im Dienste des Willens gemacht hat.

Sie findet aber, daß diese nur auf äußeres menschliches Handeln oder Unterlassen gerichtet sind. Denn da dem nur mit der Anlage zum Sprechen und Denken erschaffenen Urmenschen sein eigenes Innere gleichsam erst zu entdecken bleibt, so kann sein Blick anfangs nur auf die Außenwelt gerichtet sein, und es steht ihm zum Begreifen aller in dieser entgegentretenden Bewegungen kein anderer Maßstab als der seines eigenen Handelns zu Gebote. Jede Bewegung in der Natur wird ihm daher nur durch die Vergleichung mit seinen eigenen Bewegungen oder

Handlungen begreiflich, und da diese Ausflüsse seines Willens sind, so muß er aus jenen als Handlungen gefaßten Bewegungen der Naturkräfte auf das Dasein anderer dem seinen ähnlichen Willen schließen, die jene Handlungen hervorgebracht, d.h., er muß sich die ganze ihn umgebende Natur nach seinem Vorbilde belebt denken, um die aus ihr ihm entgegentretenden Bewegungen begreifen zu können.

In dem vorliegenden Falle ist nun zwar der Erkenntnis die Aufgabe gestellt, einen Begriff für einen jährlich gleichmäßig wiederkehrenden Naturverlauf, das den Urmenschen zur Trauer stimmende jährliche Vertrocknen der Kräuter- und Gräserwelt im Hochsommer, aufzustellen, also für etwas, was alles andere eher als Handlung ist; aber in Ermangelung aller andern Formen muß sie es gleichwohl versuchen, ihn übel oder wohl in eine Formel menschlichen Handelns einzukleiden. Die Erkenntnis sucht also nach dem menschlichen Hergange, welcher auf die Empfindung einen jenem Vertrocknen *ähnlichen* Reiz äußert; sie findet ihn in dem Schmerz einer Mutter über den an ihrer jungfräulichen Tochter begangenen Raub, oder in dem einer Liebenden, deren Geliebter in der Fülle seiner Jugendschöne auf der Jagd von einem Raubtiere getötet worden. Diese Bilderformen setzt sie an die Stelle der Naturerscheinung, weist dann die Empfindung an, ihrem

Schmerz über die letztere in Klagen über jenen Raub oder Mord Worte zu verleihen, und legt somit den Keim zur Proserpina- oder Adonissage.

Wie das Wort, so wird auch die Idee von der Erkenntnis, nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienste der Empfindung und für deren Bedürfnisse gebildet. Die Erkenntnis ist aber nicht stark genug, die Idee an sich zu fassen. Um überhaupt nur eine geistige Vorstellung von dem Naturverlaufe zu erhalten, muß sie ihn in die Form eines menschlichen Herganges einkleiden, und dies ist nach unseren Begriffen eine bildliche Vorstellung; weil sie aber für den Urmenschen die einzig mögliche war, so mußte ihm diese Eigenschaft verborgen bleiben, und er mußte sie auch für die einzig wahre halten. Dieses Denkverfahren nennen wir das mythische und betrachten dessen Bilderform als die Urform der menschlichen Idee.

Dieser Gedankengang, den wir hier nur in seinen allgemeinsten Umrissen andeuten können, führt somit zur Annahme eines sprach- und sagbildenden Zeitalters, welches man das mythische nennen kann, und in welchem sich das Denkverfahren des Urmenschen in vier wesentlichen Punkten von unserem heutigen unterschied.

Diese Unterschiede sind folgende:

1) Die menschliche Geisteskraft verfuhr bei der Bildung der Sprache und Sage nur übertragend, ohne sich dessen jedoch bewußt zu sein; in gleicher Weise waltete bei der Bildung der Sitte die symbolische Auffassung ausschließlich vor.

Diese Tatsachen berechtigen zu dem Schlusse, daß jene Kraft in der Zeit, wo sie Sprache, Sage und Sitte bildete, zu schwach war, um die Ideen an sich zu fassen, und daß sie dieselben daher in einem Bilde versinnlichen mußte, um sie in diesem zu begreifen. Die Urgedanken der Menschheit trugen also symbolische Form, und der Urmensch war g e z w u n g e n e r D i c h t e r , weil er k e i n e r a n d e r n Denkform fähig war.[2]

2) In den Sagbildern finden wir die Äußerungen der Naturkräfte auf menschliches Handeln übertragen, und diese selbst als menschenähnliche Wesen behandelt. Da aber diese Bilder die Urvorstellungen des Urmenschen waren und er mithin jede Äußerung der Naturkraft seiner eigenen Handlung gleichstellte und als von ihm ähnlichen Wesen ausgehend betrachtete, so folgt daraus, daß dem Zeitalter, welches diese Sagen schuf, der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben noch nicht aufgegangen sein konnte. Daher sprechen und handeln in Sagen und Märchen nicht nur die Tiere, sondern alle Naturkörper und Kräfte, als ob sie menschliche Geisteskraft besäßen.

3) Das den Mythenbildern eigene Sonderwesen besteht darin, daß sie den in regelmäßigen oder unregelmäßigen Zeitabschnitten sich wiederholenden Naturverlauf, also Nichthandlung, durch die Bildung eines bestimmten, als vergangen berichteten menschlichen Begebnisses versinnlichten und hiermit gegen eine Grundlage unseres heutigen Denkens, den Zeitbegriff, verstießen. Die mythische Form mußte also zu einer Zeit gebildet worden sein, in welcher der Mensch den Zeitbegriff noch nicht zur Grundlage seines Denkverfahrens erhoben hatte und daher das Nebeneinander noch nicht scharf von dem Vor- und Nacheinander unterschied.

4) Die in den Sagen erzählten Handlungen wimmeln von Verstößen gegen das menschliche Sittengesetz. Sie mußten mithin in einer Zeit gebildet worden sein, wo das sittliche Bewußtsein im Menschen noch schlummerte, weil er sonst von seinen Göttern keine sittlichen Ungeheuerlichkeiten hätte erzählen können.

Aus der Aufstellung eines solchen mythischen Zeitalters folgt also, daß wir die Entstehung der Sagen und Märchen in eine Zeit verlegen, in welcher der Mensch wesentlich anders dachte als jetzt, und in der namentlich alle Züge der Sagen und Märchen, welche uns jetzt als wunderbar anmuten, seinen Vorstellungen

von dem Naturverlauf vollkommen entsprachen. Denn der Begriff des Wunders beruht auf seinem Gegensatze zur Naturerfahrung; solange diese nicht gewonnen ist, kann auch von keinem Wunder die Rede sein. Wenn du einem Kinde, das auf der ersten Stufe seiner geistigen Entwicklung steht, erzählst, daß die Bäume oder die Tiere mit dir gesprochen hätten, so wird es in die Möglichkeit eines solchen Gesprächs keinen Zweifel setzen, sondern dasselbe als Tatsache nehmen und näher darauf eingehen.

Wenn nun das Märchen von schönen Feen erzählt, welche trotz ihres ungeheuern Alters sich ewiger Jugend erfreuen, so schildert es in ihnen sein eigenes Wesen. Seine Entstehung fällt in das Kindesalter des Menschengeschlechts, und hierin liegt der Zauber, den es auf die Kinderwelt ausübt; sie ahnt es gleichsam, daß diejenigen, welche die Märchen erdachten, ihr im Denken und Fühlen näher standen als das erwachsene Geschlecht, unter welchem sie aufwächst.

Wir denken uns den menschlichen Geist im Anfange seiner Tätigkeit vollkommen in der Sprach- und Sagbildung aufgehend. Allmählich aber baut sich die Sprache aus, und der Geist gewinnt Zeit und Raum für andere Richtungen, der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben des Ichs und Nichtichs wird gewonnen, der

Zeitbegriff erstarkt; er wird eine der Grundlagen des gesamten Denkverfahrens, und Verstöße gegen seine Gesetze sind nun nicht mehr möglich. Nun erwacht das geschichtliche Bewußtsein, und der Mensch fragt: Was war vor mir? Auf diese Frage kann ihm die Vergangenheit keine Antwort geben, weil unseren Urgeschlechtern die Fähigkeit fehlte, sie aufzufassen. Statt der menschlichen Geschichte findet er aber in seiner Erinnerung eine Reihe von Taten und Begebnissen seiner Götter, die er in dem Grade menschlicher fassen muß, als sein eigenes menschliches Bewußtsein erstarkt. Was war also natürlicher, als daß er sagte: Vor mir lebten die Götter auf der Erde und hatten diese und jene Erlebnisse! Und so kommt es, daß dieselben mythischen Formen, in welche die Urgeschlechter ihre gläubigen Naturanschauungen faßten, ihren Nachkommen zur Geschichte der Vorzeit wurden.

Sage und Geschichte sind uns also ihrem Wesen nach zwei grundverschiedene Dinge, welche nur dieselbe Form miteinander gemein haben. Denn die Geschichte erzählt menschliche Begebenheiten, die Sage enthält in geschichtliche Form eingekleidete gläubige Naturanschauungen, welche nur in der Vorstellung der Nachkommen ihrer Urheber in Geschichte verwandelt wurden.[3] Sagen und Märchen sind also nach unseren

heutigen Begriffen reine Dichtungen, sie unterscheiden sich von späteren ähnlichen Erzeugnissen nur dadurch, daß ihre Bilderform für deren Erzeuger die einzig mögliche, also die notwendige war.

Die mythische Form war mithin die Urform des menschlichen Gedankens, und in Sage und Märchen sind uns die Urgedanken der Menschheit enthalten.

Fußnoten

1 Über Bildung und Wesen der mythischen Form in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik: Band 40, S. 48 folg. – Vergleichende Blicke auf die hellenischen und germanischen Götter-, Helden- und Weltsagen. Einleitung. Die dort entwickelten Ansichten lassen sich auf folgende vier Sätze zurückführen. Die Sage ist Zwillingsschwester der Sprache, insofern sie zu gleicher Zeit Hand in Hand mit ihr entstanden ist. Sprachverwandtschaft fordert also Sagverwandtschaft. Die erste Form der menschlichen Naturanschauung war die mythische. In Sage und Märchen sind uns Urgedanken der Menschheit enthalten.

2 Sehr richtig sagt schon Ottfr. Müller in seinen Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie S. 342, Note 5: »Wenn zugegeben wird, daß der mythische

und symbolische Ausdruck für die mythenerschaffende Zeit notwendig war, so folgt daraus, daß es die mythische und symbolische Denkweise auch war, weil eine andere z.B. die Beschäftigung mit klaren Verstandesbegriffen wie Naturkräfte usw. s i c h a u c h g l e i c h i h r e S p r a c h e e r s c h a f f e n haben müßte. Folglich dachte sich jene Zeit alle Beziehungen von Gott, Natur und Menschheit g l e i c h als in persönlichen Einzelnwesen und in bedeutsamen Handlungen ausgeprägt.«

3 Daß sich die Sage auch im Laufe ihrer Entwicklung abweisend gegen die Geschichte verhalte, haben wir im § 9 der vergleichenden Blicke nachzuweisen versucht.

III. Verhältnis des Märchens zur Götter- und Heldensage.

Wir stellen uns die Sage zur Zeit ihrer Urbildung ebenso üppig sprudelnd, aber auch ebenso flüssig als die Sprache vor, und halten es für wahrscheinlich, daß die Ausscheidung und Feststellung eines bestimmten Kreises von Kultusgöttern aus der wuchernden Fülle gläubiger Naturanschauungen und die Verteilung des entsprechenden mythischen Stoffes unter dieselben nur sehr allmählich vor sich gegangen sei. Wie man sich aber auch die Bildung dieses Kreises denken möge, so dürfte darüber kein Zweifel bestehen, daß er, der Zeit nach, der erste gewesen sei. – Auf diese höheren Einheiten beschränkt sich also allmählich der in den Menschen mit der Anlage zum Denken gelegte Gott suchende und verehrende Trieb, und ihre weitere Ausbildung fällt der Blüte der Völker, Priestern und Dichtern, zu. So mächtig wir uns aber auch den Versinnlichungstrieb in den Urgeschlechtern denken mögen, so wird doch durch die Bestimmung dieser Götterwesen seinem Walten insofern eine Grenze gesetzt, als er sie immer als über dem Menschen stehende Wesen einer höheren Art fassen muß.

Der Tatsache der Heldensage[1] entnehmen wir jedoch den Beweis, daß der Versinnlichungstrieb seine Tätigkeit

in den von dem festgestellten Götterkreise und den an ihm haftenden Mythen ausgeschlossenen Saggebieten weiter fortgesetzt, und daß hier das Streben des Menschen, sich seine geistigen Erzeugnisse immer begreiflicher zu machen und daher immer näher an sich heranzuziehen, zur Bildung einer neuen zwischen Göttern und Menschen stehenden Gattung von Gestaltungen geführt habe.

Vielleicht konnte das Dasein mehrerer mythischer Formen für dieselbe Naturerscheinung und die Untunlichkeit, dieselben auf den entsprechenden Kultusgott zu häufen, den vorzüglichen Anlaß zur Bildung dieser Saggattung gegeben haben, indem die von dem Sagkreis des Gottes ausgeschlossenen Formen auf ein oder mehrere Doppelwesen desselben von niederer Ordnung übertragen wurden.[2] In diese Klasse mochte dann auch der irgendwie aus dem Götterkreise ausgeschiedene Gott eintreten. Auch dürfte sie durch die Einwanderung fremder Götter und ihrer Sagen vermehrt worden sein, wenn in dem geschlossenen Kreise der Kultusgötter kein Raum mehr für sie war.

Eine weitere Tatsache nötigt uns jedoch zu der Annahme, daß der von den Urgeschlechtern hervorgebrachte mythische Stoff nicht vollständig in die Götter- und Heldensage verarbeitet worden, und daß uns

dieser Überrest der Urideen bis auf den heutigen Tag nicht nur erhalten sei, sondern daß er allein noch in dem Bewußtsein der Völker, trotz seines ungeheueren Alters, in unverkürzter Jugendkraft fortblüht und mächtig auf dasselbe einwirkt. Diese Tatsache ist das Märchen und die unverkennbare Verwandtschaft der Märchenkreise bei Völkern gleicher Abstammung.

Diese Saggattung begreift nun zufolge der obigen Ausführung alle mythisch gefaßten Naturanschauungen unserer arischen Urahnen, welche entweder niemals Aufnahme in die sich aus der üppig wuchernden Mythenmasse allmählich ausscheidenden Kreise der Götter- und Heldensage gefunden hatten, oder aus diesen Kreisen irgendwie ausgeschieden wurden, und wir müssen sie insofern als die entwickeltste Mythenform betrachten, als sich in ihr dem freien Walten des Versinnlichungstriebes, welchem die Mythenform ihre Entstehung verdankt, keinerlei Schranken entgegenstellten. Wo uns dieselbe Sage in der Form des Götter- und Heldenmythus und der des Märchens erhalten ist, erblicken wir demzufolge die Götter- und Heldengestalten der ersteren in rein menschliche verwandelt, die erzählten Begebenheiten in die Lebensform des Zeitalters gekleidet, welches sie erzählt, und wo sich der Eingriff eines höheren Waltens in deren Gang erhalten hat, an der Stelle der Hauptgötter die das

untere Volksleben umschwebenden Haus- und Elementargeister als Träger dieses Waltens.

Wir denken uns, daß die Entwicklung dieser Saggattung Hand in Hand mit dem Ausscheiden der Kultusmythen aus der gesamten Mythenmasse vor sich ging, und daß die Märchen, da ihnen nach dem Aussterben der ursprünglichen Bedeutung ihres Inhaltes kein neuer besonderer Sinn untergelegt wurde, als müßige Erzeugnisse der Einbildungskraft angesehen wurden und sich daher frühzeitig aus dem gesamten Volksbewußtsein nach dessen stillen Plätzen, dem Kinder- und Frauenreiche, zurückzogen, wo der Reiz, welchen die, wenn auch nun verschleierte, Urbedeutung über ihre Formen ausgießt, auf die durch alles Unbegreifliche und Wunderbare angezogenen Gemüter eine so mächtige Wirkung äußert. In dieser traulich heiteren Welt waltet die Ursage in steter Verjüngung und ewig frischer Lebensströmung, die Phantasie der aufkeimenden Geschlechter weckend und befruchtend, bis auf unsere Tage fort, und die Zeiten, in denen ihre Strömung vertrocknen wird, möchten arm an echten Dichtern und Künstlern werden.

Je früher wir uns diesen Rückzug des Märchens in die Spinn- und Kinderstube vorstellen, desto erklärlicher wird uns die ungeschwächte Dauer seiner Lebenskraft, weil

es dann um so unberührter von dem Ausrottungskampfe bleiben mußte, welchen das Christentum gegen das Heidentum und seine Vorstellungen von seinem Eintritt in die Geschichte bis zu seinem endlichen Siege zu führen hatte.[3]

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, halten wir uns zu der Annahme berechtigt, daß eine eingehende Vergleichung des Erbganges der verschiedenen Teile des geistigen Urschatzes, welchen die indogermanischen Stämme bei ihrer Trennung von dem gemeinsamen Mutterstamme in ihr Sonderdasein hinübernahmen, den des Märchens als den stetigsten und ungeschmälertsten von allen zeigen würde.

Wir haben die Sage ihrer Entstehung nach als ein Erzeugnis der Empfindung, mithin als ein lyrisches Wesen, bezeichnet, und ihre Einkleidungsform nicht als eine willkürlich erfundene, sondern als eine notwendige erkannt. Wir haben ferner die gleichsam organischen Wandlungen ins Auge gefaßt, welche sowohl der Inhalt als die Form der Sage im Laufe ihrer Entwicklung zu bestehen haben, und glauben, daß in dieser Auffassung zugleich der Schlüssel zu der Frage liege, warum uns die Nachbildung der Heldensage und des Märchens ihrem eigentümlichen Wesen nach unmöglich ist.

Unser geistiges Vermögen hat sich dergestalt

entwickelt, daß wir die geschichtliche Form nur als Geschichte oder als Allegorie, und zwar letzteres nur den Gesetzen unseres Daseins entsprechend, zu fassen vermögen. Der Urkern jener Dichtungen ist nun nicht Geschichte, sondern Naturanschauung, für welche die Geschichte nur die Einkleidungsform abgibt; sie sind aber auch keine Allegorien, weil sie symbolische, d.h. unmittelbare Naturauffassungen sind, deren Bildung das Bewußtsein der Idee, welche sie übertragen, nicht vorausgegangen war, und deren Bildungsverfahren gegen die Gesetze des Zeitbegriffes verstieß, welche, nachdem sie zur Grundlage unseres Denkens erhoben worden, gar nicht mehr übertreten werden können. Es ist aber unserer Geisteskraft unmöglich, dasjenige nachzubilden, was durch ein von dessen Denkformen gegensätzlich abweichendes Denkverfahren gebildet worden ist. Wir können die Form einer Blume nachbilden, aber unser Erzeugnis ist darum noch keine Blume. Sage und Märchen sind langlebige Urgewächse, welche ihre Schöpfung dem unbewußten Triebe der Urgeschlechter der Menschheit und ihre Umbildung derselben dem Einzelnen unbewußten Kraft verdanken, welche auch in der Sprachumbildung waltet. Wer es also unternimmt, an diesen Urgedanken der Menschheit nach eigenem Ermessen zu bessern, von dem kann man sagen, daß er lebende Gewächse mit gemachten Blüten und Früchten

schmücke.

Dies ist unsere Ansicht von dem Wesen des Märchens und seinem Verhältnis zur Götter- und Heldensage im allgemeinen.

Werfen wir nun einen Blick auf den griechischen und deutschen Märchenkreis, und sehen wir zu, wie er sich zu dieser Ansicht verhält.

Seit der Urzeit steht Griechenland mit Asien in unausgesetztem Verkehr; es verharrte als römische und byzantinische Provinz über tausend Jahr mit Vorderasien in demselben Staatsverbande, und in den drei letzten Jahrhunderten stand und steht es teilweise noch unter asiatischer Hoheit. Jener Verkehr erstreckt sich durch die Haussklaverei und die Harems türkischer, so häufig von einer in die andere Provinz versetzter Beamten auch auf die Frauenwelt. Dabei arbeiten eine Masse Griechen, namentlich Epiroten, in den türkischen Hauptstädten, wo an asiatischen Märchenerzählern kein Mangel ist, und es findet sich zum Überflusse eine sehr verbreitete und gern gelesene neugriechische Übersetzung von Tausendundeiner Nacht. Dagegen war der Verkehr zwischen Griechenland und Deutschland bis auf die neueste Zeit der Art, daß er diesen Namen gar nicht verdiente. – Im Hinblick auf diese Verhältnisse machte sich der Verfasser darauf gefaßt, den neugriechischen

Märchenschatz mit zahlreichen asiatischen, namentlich arabischen Elementen verquickt zu finden. Er entschloß sich gleichwohl während seines Aufenthaltes in Jannina zu dem Versuche, solche Märchen zu sammeln, weil er hoffte, darin auch althellenische Mythenspuren zu finden. – Beide Erwartungen schlugen jedoch fehl, denn der weitaus größte Teil der vorzugsweise in den abgelegenen Gebirgsdörfern der alten Tymphäa (dem heutigen Çagori) gesammelten Märchen ergaben sich als Varianten zu den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, und die später auf Euboea, den Kykladen und anderwärts gesammelten Märchen schlossen sich hierin den epirotischen an. Eine nähere Untersuchung der Berührungspunkte der gesammelten Märchen mit der Sammlung von Tausendundeiner Nacht und mit dem hellenischen Göttermythus lieferte das auffallende Ergebnis, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, das griechische Märchen zu beiden genau in demselben Verhältnisse stehe wie das deutsche.

Um über die Stellung des griechischen Märchens, soweit es ihm möglich war, ins Klare zu kommen, entwarf der Verfasser die unten folgende vergleichende Übersicht, worin er die von ihm gesammelten mit allen ihm zu Gebote stehenden europäischen Märchensammlungen zusammenstellte. Da er hierbei nur auf seine Privatmittel angewiesen war, so konnte diese

Zusammenstellung natürlich keine erschöpfende sein. So lückenhaft sie aber auch ist, so dürfte sie doch zu dem Beweise hinreichen, daß unsere ganze Sammlung sich auf das innigste in die Familie des europäischen Märchens eingliedert.

Unsere Sammlung begreift nämlich nach Abrechnung der Elfen-, Tier- und albanesischen Märchen 77 griechische Nummern. Von diesen enthalten wenigstens offenbar 6 keine Märchen.[4] Zu den verbleibenden 71 Nummern stellen sich nun nach der unten folgenden vergleichenden Zusammenstellung 57 Nummern (mit Einschluß der Doppelformen) der Grimmschen Sammlung, und die verglichenen übrigen deutschen Sammlungen ergaben noch weitere 5 selbständige Gegenbilder zu denselben.

Eine ebenso innige Verwandtschaft zeigen unsere Märchen mit den von Schott gesammelten walachischen, denn von den 27 Nummern ergaben sich 23 als griechische Gegenbilder und darunter 4 bei Grimm nicht vertretene.

Fast ebenso eng schließen sich die in Basiles Pentamerone enthaltenen 50 neapolitanischen Märchen an unsere Sammlung an, indem dieselben 39 Gegenbilder und darunter 3 bei Grimm nicht vertretene ergeben.

Die 50 serbischen Märchen von Wuk liegen denen

unserer Sammlung ferner, weil sie nur 16 Gegenbilder zu derselben gewähren, darunter ein bei Grimm nicht vertretenes.

Auch die 40 von Schleicher gesammelten litauischen Märchen ergaben nur 10 griechische Gegenbilder, und darunter 4 bei Grimm nicht vertretene. –

Die 13 albanesischen Nummern unserer Sammlung gliedern sich fast in demselben Grade in das europäische Märchen ein wie die griechischen; denn von den verglichenen Sammlungen ergab die von Grimm (mit Einschluß der Doppelformen) 13, von Basile fünf, von Schott 3 und von Wuk 2 Gegenbilder.

Obgleich unsere Sammlung nur ein Bruchstück des griechischen Märchenstockes begreift, so halten wir uns dennoch zu der Annahme berechtigt, daß sie sämtliche Gemeinmärchen desselben in sich schließe, weil sie nicht einem Orte, sondern drei voneinander abstehenden Landesteilen, Epirus, den Kykladen und Nord-Euböa, entnommen ist und daher natürlich zahlreiche Varianten (beiläufig 40) ergeben mußte, von welchen nur diejenigen in die Anmerkungen aufgenommen wurden, welche beachtenswerte Abweichungen von den Textmärchen enthielten. Wenn nun bei den mit Varianten versehenen Märchen der Beweis ihrer Verbreitung geliefert ist, so läßt sich auch in bezug auf den größten Teil der übrigen

diese Eigenschaft vermuten, weil nicht wohl anzunehmen ist, daß etwa zwanzig selbständig und mit der Weisung sammelnde Personen, die an ihrem Orte geläufigsten Märchen aufzuschreiben, dieser bequemen Weisung nicht entsprochen haben sollten. Wenn nun der Leser die Mühe nicht scheut, die mit den meisten Varianten versehenen Märchen der Sammlung mit den auf unserer Übersicht verzeichneten Gegenbildern zu vergleichen, so wird er finden, daß die variantenreichsten griechischen Märchen auch die zahlreichsten Verwandten unter den verglichenen europäischen Märchen zählen. Aus diesen Gründen halten wir uns daher für berechtigt, von dem griechischen Märchenkreise überhaupt zu sprechen, so klein auch an sich die Märchenzahl ist, der dieser Gesamtbegriff entnommen ist; dennoch bitten wir den Leser, so oft wir diesen Ausdruck gebrauchen, stets den beschränkenden Zusatz, »soweit er uns bekannt ist«, in Gedanken zuzufügen.

Dagegen zeigt unsere Sammlung noch geringere Anklänge an die in Tausendundeiner Nacht enthaltenen Märchen als die Grimmsche, und es ergeben sich im Durchschnitt die arabischen Formen abgeschliffener als die griechischen, wodurch nach der aus unserer Ansicht von dem Entwicklungsgange des Märchens gefolgerten

Regel[5] jede Entlehnung ausgeschlossen wird.[6]

Diese Annahme wird aber durch eine höchst überraschende Tatsache unterstützt, welche die Vergleichung der beiden Märchenkreise mit den betreffenden Sagkreisen ergibt, und wir erlauben uns daher, diese Tatsache der besonderen Beachtung unserer Leser zu empfehlen. –

Unsere gemein-deutsche Heldensage zerfällt bekanntlich in drei Gruppen, nämlich in die nach Siegfried oder den Nibelungen, in die nach Dietrich von Bern oder den Amelungen, und in die nach Gudrun benannte.

Suchen wir nun in dem hellenischen Sagschatze nach Gegenbildern zu diesen drei Gruppen, so findet sich, wie wir in unseren »vergleichenden Blicken« nachgewiesen zu haben glauben, daß die erste Gruppe dem argivisch-thebanischen Sagkreise von den Melampodiden und Ödipodiden (Schwarzfüßlern und Schwellfüßlern), die zweite Gruppe dem attischen von den Erechtiden und die dritte Gruppe dem homerischen in der Ilias und Odyssee enthaltenen Sagkreise entspreche. Wie verhält sich nun der deutsche und griechische Märchenkreis zu diesen untereinander verwandten hellenischen und germanischen Saggruppen? Sowohl der deutsche als der griechische Märchenkreis zeigen nur

Verwandtschaft mit dem ersten der erwähnten hellenisch-germanischen Sagkreise, dem der Nibelungen-Melampodiden, dagegen keine Verwandtschaft in den Hauptzügen und nur sparsame und schwache in den Nebenzügen des zweiten und dritten Sagkreises.[7]

Ist diese Beschränkung des mythischen Stoffes des deutsch-griechischen Volksmärchens auf einen bestimmten hellenisch-germanischen Sagkreis an sich schon auffallend, so steigt doch unsere Überraschung, sobald wir die Verwandtschaftsspuren noch näher ins einzelne verfolgen.

Wir glauben nämlich, nachgewiesen zu haben, daß der germanisch-hellenischen Sage vom Horte, der jedem Besitzer Unglück bringt, die Formel gemeinsam sei, daß derselbe aus der Hand der Götter auf ein Geschlecht übergehe, das aus einem Vater, zwei Söhnen und zwei Töchtern besteht, und von diesem auf ein ihm feindliches Geschlecht, das dessen Untergang herbeiführt. Das erstere Geschlecht ist in der hellenischen Sage durch die in Theben angesiedelten Ödipodiden, in der germanischen Sage dagegen durch die in mythischen Gegenden wohnenden und noch riesig gehaltenen Hreidmarungen

vertreten. Das zweite Geschlecht bilden die in Argos angesiedelten Melampodiden und die nordischen Völsungen.

Weder vom Unglückshort noch von dem ersten Geschlecht, welches diesen besessen, konnten wir nun bis jetzt in den beiden Märchenkreisen, mit Ausnahme der allgemeinen Figur des Hortdrachen, irgendeinen sicheren Anklang entdecken. Alle betreffenden mythischen Spuren der beiden Märchenkreise beschränken sich auf die Stammessagen der nordischen Völsungen und der in Argos angesiedelten Melampodiden. Es sind dies ungefähr die folgenden.

Melampus, der Ahnherr des Geschlechtes, rettet zwei junge Schlangen vor dem Feuertode; als sie herangewachsen, lecken sie ihm aus Dankbarkeit die Ohren, und er versteht von nun an die Sprache der Tiere. Dieser Zug der hellenischen Sage fällt unter unsere Formel von den dankbaren Tieren (Nr. 32) und die Dankbarkeit der Schlange ist in Märchen 9 und 72 vertreten. Auch Sigurd wird durch den Genuß von Schlangenfett oder Schlangenfleisch der Vogelsprache kundig. Die Helden der Märchenformel Nr. 35 sind es ohne Angabe des Grundes.

Melampus versammelt die Vögel, befragt sie über Iphikles Unfruchtbarkeit und erfährt die Ursache von

einem Geier. Ebenso werden im griechischen Märchen Nr. 15 und 25 die Vögel versammelt, und es weiß im letzteren (auch im walachischen Nr. 11 bei Schott) ein lahmer Habicht, im ersteren ein lahmer Hahn anzugeben, wo die unbekannte Stadt liegt. Von Melampus Enkel, Polyidos, erzählt endlich die hellenische Sage die Wiederbelebung eines Verstorbenen durch Schlangenkraut, welche, wie die Formel Nr. 29 zeigt, in der germanischen Sage von den Völsungen Siegfried und Sinfiötli erzählt wird und in dem deutsch-griechischen Märchenkreise gleichfalls zahlreich vertreten ist.

Wir wenden uns nun zu den Völsungen. Vom Rerir erzählt die Völsungasage Kap. 2, daß er und seine Frau die Götter mit Inbrunst um Kindersegen gebeten, und daß ihm Odin durch sein Wunschmädchen Liöd in Krähengestalt, einen Apfel geschickt habe, von dessen Genuß der Leib der Königin gesegnet wurde. Den Zug des ersehnten Kindersegens in Verbindung mit kinderzeugenden Äpfeln finden wir nun in den griechischen Märchen 4, 6 und 22, und in vielen deutschen.

Die Völsungasage erzählt weiter, daß die Königin das Kind sechs Jahre lang im Schoße getragen, so daß es ihr endlich herausgeschnitten werden mußte, und daß der Knabe seine Mutter geküßt habe, bevor sie starb. Dieser

Zug entspricht nicht nur der Schwergeburt der Leto und Alkmene, sondern auch dem Verschließen des Schoßes der schwangeren Mütter in den griechischen Märchen 71 und 100.[8]

Dieselbe Sage, Kap. 8, erzählt, daß Sigmund und Sinfiötli in Wolfshäute fuhren und dadurch zu Wölfen wurden, und daß sie an dem Tage, wo sie aus denselben fahren durften, dieselben ins Feuer warfen und verbrannten, um den Zauber zu brechen. Wir finden hier denselben Gedanken, der dem Verbrennen der Tierhaut in den Formel Nr. 7 verzeichneten deutschen und griechischen Märchen zugrunde liegt. Sinfiötlis Wiederbelebung durch das aufgelegte Blatt ist bereits bei Melampus gedacht. Die völsungische Signy endlich, die eine Schwester der vielen Brüder, entspricht den in der nach ihr benannten Formel Nr. 20 angeführten Märchen wenigstens in bezug auf diese Stellung der einen Schwester zu den vielen Brüdern.

Der Schlafdorn, welchen Odin der Brunhilde in das Haupt sticht, findet sich in den vergifteten Haarnadeln des deutschen und albanesischen (Nr. 103) Schneewittchens[9] wieder.

Der Zug des deutschen Nibelungenliedes, daß Siegfried das Vatererbe der Nibelungen, zu dessen Teilung er berufen ist, und worunter sich die Tarnkappe

und das Wunschrütlein befindet, sich selber zueignet, findet sich nicht nur zahlreich in deutschen Märchen, sondern auch in unserem Nr. 114, vertreten.

Sehr beachtenswerte Anklänge an die hellenische Sage von Alkmäon, Melampus Nachkommen, und seine Tochter Tisiphone, sowie an die nordische Aslaug, Siegfrieds Tochter, gewährt endlich das griechische Märchen Nr. 50 unserer Sammlung, an dessen Anmerkungen wir den Leser hierüber verweisen. Ein deutsches Gegenstück hierzu ist uns noch nicht bekannt.

Um weitere Übereinstimmung in den vorliegenden vier Kreisen zu finden, müssen wir der deutschen Heldensage die Göttersage der nordischen Edda zugesellen, um dann in dem germanischen Thor-Siegfried, dem argivisch-thebanischen Herakles und dem starken Hans des deutschen und griechischen Volksmärchens ein und derselben starken Figur zu begegnen. Die Verwandtschaft der beiden Märchenkreise steigt jedoch bis zu Herakles Ahnherrn, dem argivischen Perseus, auf, zu welchem in der germanischen Heldensage Siegfried als Drachentöter das Gegenbild abgibt.

Zu der so geordneten Sagengruppe stellt sich dann die Andromedenformel Nr. 13 als eines der Hauptverbindungsglieder zwischen Sage und Märchen. Besonders zu beachten ist hierbei das griechische

Märchen Nr. 22, weil es Anklänge an Siegfrieds Verhältnis zu Brunhilde (nach der Form des Nibelungenliedes Besiegung im Wettkampf und Verheiratung an einen dritten) und zu Krimhild (nach der Volksbuchform Befreiung vom Drachen und Vermählung mit ihr) darbietet. Auch in dem griechischen Volksmärchen legt, wie in dem deutschen und in der eddischen Sage, der Held das Schwert zwischen sich und seine Frau, bei der er ruht.

Das griechische Volksmärchen bietet überdies zwei Gegenbilder zur argivischen Sage von Danae, der Mutter des Perseus, zu welcher wir im deutschen Märchen nur einen unsichern Anklang finden konnten. Nämlich das Eindringen zu einer in einem unterirdischen Gemache verschlossenen Königstochter (Nr. 13) und die Aussetzung einer Königstochter mit ihrer unehelichen Leibesfrucht aufs Meer, und deren Rettung (Nr. 8). Es ist dies einer der Ausnahmefälle, wo das griechische Märchen weiter in die hellenische Sage hineinreicht als das deutsche.

Das albanesische Märchen Nr. 98 bietet sogar ein Gegenbild zu Perseus Verhältnis zu seinem Großvater Akrisios und dessen unsichtbar machendem Helm.[10]

Der starke Hans nimmt in den Kreisen des deutschen und griechischen Märchens genau dieselbe Stelle ein,

welche Herakles in dem hellenischen und Thor in dem germanischen Götterkreise zugewiesen ist; denn er ist die vorzugsweise starke Figur dieser Kreise, die Ungeheures im Essen und Trinken leistet und deren Bestimmung die Bekämpfung der Ungetüme ist. – Die Vielköpfigkeit der Märchendrachen und ihre stete Verbindung mit Quellen stellt dieselben zu der von Herakles erlegten Lernäischen Hydra. Wenn denselben nun gleich das tödliche Gift fehlt, welches nicht nur dieser Hydra, sondern auch der eddischen Weltschlange und der Beowulfischen Hydra zukommt, so scheint doch der unüberwindliche Schlaf, von welchem die meisten Märchenhelden nach der Erlegung des Drachen befallen werden, und welcher stets mit der großen Anstrengung während des Kampfes begründet wird, auf dieses Gift hinzudeuten, welchem Thor erliegt. Auch der starke Märchenheld erliegt seinen Feinden, er wird aber stets zum Leben zurückgerufen. Von dem tyrischen Herakles hat sich die Notiz erhalten, daß er durch den Geruch einer Wachtel wieder belebt worden sei. Leider fehlen alle näheren Angaben über diesen Vorgang, und wir müssen uns daher mit der allgemeinen Uebereinstimmung begnügen, daß auch Herakles einst gleich den starken Märchenhelden wieder belebt worden sei.

In der Heraklessage begegnen wir dem Zuge, daß aus

den Schädeln der überwundenen Fremdlinge Antäos dem Poseidon ein Haus, Kyknos dem Ares einen Tempel bauen wollte[11]. Wir finden denselben in unserem Märchen Nr. 63.

Wie nun die Sage des Herakles nur glückliche Unterweltsfahrten kennt, so bleibt auch hierin das deutsch-griechische Märchen seinem Sagkreise treu, und wie es dem Erechtiden-Amelungenkreise fremd bleibt, so kennt es auch keine unglücklichen Höllenfahrten von der Art, wie sie in der Sage von Theseus und Dietrich von Bern erzählt werden. S. Formel Nr. 40.

Ein anderer hellenischer Sagkreis, zu welchem die gemein-germanische Heldensage[12] kein Gegenbild liefert, und der mit dem argivischen in keiner nachweisbaren Verbindung steht, ist der minysche, und wir bitten den Leser, in den unten folgenden Sagformeln die nach Phryxos und Helle (Nr. 15) und Jason und Medea (Nr. 27) benannten zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß sowohl das deutsche als das griechische Volksmärchen sich genau in demselben Grade mit diesem Sagkreise verwandt zeigen. Besonders auffallend ist diese Uebereinstimmung in der Jasonformel. Die gleiche Anordnung so vieler scharfbestimmten Züge läßt keine andere Erklärung als die der Gemeinsamkeit der Wurzel zu. –

Wir gehen nun zu den vereinzelten mythischen Anklängen über, welche dem griechischen und deutschen Märchen gemeinsam sind.

Ein Hauptzug beider ist das Aufsuchen des erzürnten Gatten durch die schuldhafte Gattin, s. Frejaformel Nr. 1.

Zweifelhafter sind die Anklänge an Frejas, Friggs und Prokris Käuflichkeit, s. Formel 6.

Formel 9 zeigt die Uebereinstimmung von Orions Geburtssage mit der des albanesischen Räubers Nuß (Nr. 99).

Der Grundgedanke der nach der deutschen Berta benannten Formel Nr. 21 zeigt sich in beiden Märchenkreisen zahlreich vertreten.

Noch weit zahlreicher sind die Brautwettformen Nr. 23 in beiden Kreisen, welche in der deutschen Brunhildsage und der hellenischen Pelops-Önomaos- und der Atalante-Meilanionsage ihre mythischen Gegenbilder haben.

In der Kleiderraub- oder Schwanjungfrauformel Nr. 28 reicht die uns erreichbar älteste Form bis zu Hellreidh Brynhildar der Edda.

Die Formel 31 ist nach Skylla, der Tochter des Nisos und Geliebten des Minos, benannt.

Odysseus Stellung zu Polyphem klingt in den unter 38

verzeichneten Märchen an.

Die Nummern 58 und 69 unserer Sammlung gewähren lebhafte Anklänge an die Einfangung des Pegasos durch Bellerophon und dessen Bekämpfung der Chimära, sowie an des thebanischen Tiresias Geschlechtsverwandlung. Die letztere Figur steht mit den Epigonen in inniger Verbindung und gehört daher in den oben erwähnten argivisch-thebanischen Sagkreis; Bellerophon selbst ist zwar von Stamm ein Korinther, aber ein Hauptfeld seiner Sage ist die Argolide.

Endlich läßt sich aus den verwandten Zügen eines Zwillingsbrüderpaares und ihrer Schwester eine dem deutschen und griechischen Märchen gemeinsame Formel bilden, welche Anklänge an die hellenischen Dioskuren und ihre Schwester Helena darbietet, und zu welcher sich in der germanischen Sage gleichfalls kein Gegenbild findet.

Hiermit glauben wir die Verwandtschaftsspuren des deutsch-griechischen Volksmärchens, soweit es uns zugänglich ist, mit der hellenisch-germanischen Sage erschöpft zu haben.

Dieser Überblick gewährt das überraschende Ergebnis, daß, einzelne Ausnahmen abgerechnet, das deutsche Volksmärchen mit der hellenisch-germanischen Sage nicht mehr und nicht weniger verwandt ist als das

griechische, und daß sich diese Verwandtschaft auf bestimmte, und zwar engbegrenzte, Felder jener Sagkreise beschränkt.

In dieselben engen mythischen Berührungskreise tritt aber auch das albanesische, walachische, serbische, litauische und neapolitanische Volksmärchen ein, soweit sie dem Verfasser bekannt sind.

Um sich das Auffallende dieser Tatsache recht zu vergegenwärtigen, wolle der Leser in den »vergleichenden Blicken« die der Dietrichs- oder Erechtidensage gemeinsamen Formeln nachsehen, wie sie sich von Bonn am Rheine über Verona, Rom, Theben, Athen bis nach Persien und Baktrien erstreckt, und dann fragen, ob die Züge, die sie, oder auch die homerische Gudrunsage, bieten, weniger geeigneten Märchenstoff enthalten als die oben genannten argivischen und minyschen Sagkreise? Gewiß nicht, eher das Gegenteil; und dennoch bleiben sie von dem deutsch-griechischen Volksmärchen unbeachtet, und dieses zeigt sich nur den erwähnten engen Kreisen verwandt!

Warum verhält es sich aber auch abweisend gegen Danaiden und Pelopiden[13], die ja doch gleichfalls in der Argolide angesiedelt sind?

Warum springt es von der Argolide zu den Minyern über, deren Sagkreis mit dem argivischen in gar keiner

nachweisbaren Verbindung steht? Fast wäre man versucht, an die Schatzhäuser zu denken, deren Reste eben auch nur in Mykene und Orchomenos und sonst nirgends zu finden sind.

Wir halten den Nachweis dieser übereinstimmenden und scharfbegrenzten Berührungspunkte des deutsch-griechischen Volksmärchens mit der hellenisch-germanischen Sage für das wichtigste Ergebnis unserer Arbeit, weil er einesteils einen Beleg zu unserer Ansicht von dem hohen Alter und den festen Formen des deutsch-griechischen Märchens abgibt, anderenteils aber zeigt, welche gewichtige Beihilfe die Erforschung der Vorgeschichte der Völker von dem lebenden Volksmärchen erwarten darf.

Diese Tatsache eröffnet eine unabsehbare Reihe von Problemen, doch sie jetzt schon näher ins Auge zu fassen, erscheint uns in jeder Hinsicht als verfrüht.

Wir glauben jedoch, daß dieselbe jedenfalls den Beweis liefere, daß wenigstens die mit dem argivischen und minyschen Sagkreise und ihren germanischen Gegenbildern gleich verwandten deutschen und griechischen Volksmärchen nicht in geschichtlicher Zeit aus Indien nach Deutschland und Griechenland eingewandert sein können. Eben weil aber ihre nachweisbare Verwandtschaft mit der Götter- und

Heldensage für das hohe Alter ihrer Formen spricht, zweifeln wir auch nicht, daß zu denselben indische Gegenbilder nachgewiesen werden können, und halten uns daher zu der Erwartung berechtigt, daß eine Prüfung des Verhältnisses dieser indischen Märchen zu der indischen Götter- und Heldensage und deren Schwesterkreise ein helles Licht über das Wesen von Sage und Märchen verbreiten würde. Der Verfasser muß sich indessen darauf beschränken, die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Frage zu lenken, denn zu ihrer Beantwortung fehlen ihm sowohl die Mittel als die Kräfte.

Es erübrigt uns nun, noch einen Blick auf das Verhältnis des griechischen Märchens zu dem deutschen zu werfen. Zwischen beiden zeigt sich trotz aller Verschiedenheit der Lebensverhältnisse und des Charakters der beiden Völker eine wahrhaft überraschende Übereinstimmung der Lebensanschauungen und der Erzählungsweise sowohl im ganzen wie im einzelnen, und der Leser dürfte sich wohl häufig durch das Deutschtum der griechischen Formen überrascht fühlen. Die Erzählungsweise gereicht dem Verfasser weder zum Verdienste noch zum Vorwurfe, denn überall, wo ihm die griechischen Märchen in gelungenen Formen vorlagen, brauchte er dieselben nur recht treu zu übersetzen, damit sich die

deutsche Märchenform wie von selbst ergab. Er möchte behaupten, daß die Verschiedenheit der Darstellung innerhalb seiner Sammlung viel größer sei, als die zwischen den gelungenen griechischen und albanesischen Formen und den Grimmschen Märchen. Am auffallendsten zeigt sich dieser Unterschied, wenn man die gedrängte, fast rohe Kürze in der Darstellung der griechischen Elfenmärchen und der in der Riça gesammelten albanesischen, mit der behäbigen, gemütlichen Breite der aus Poros stammenden albanesischen Märchen vergleicht.

Trotz dieser großen Übereinstimmung des deutschen und griechischen Märchens, sowohl in Stoff als Form, zeigen sich jedoch bei näherer Prüfung mehrere tiefgreifende Verschiedenheiten, als deren hauptsächlichste uns die folgende erscheint.

Dem deutschen und griechischen Märchen ist die Vorstellung von der Kraft des Wunsches gemein, vermöge deren unter gewissen Bedingungen der Wunsch genau in der Form, wie er ausgesprochen wird, in Erfüllung geht. Bei den Nord- und Mittelalbanesen hat dieser Glaube sogar ein besonderes Wesen, welches Ora heißt, gebildet; diese geht beständig im Lande herum, indem sie auf die Segnungen und Verwünschungen der Menschen achtet, und erfüllt alle, welche sie hört, auf der

Stelle; daher schließen die Bettler in Mittelalbanien ihr Bettellied und ihre Danksagung für erhaltene Gaben in der Regel mit den Worten: Möge die Ora vorübergehen und es geschehen.[14] Auf dieser Anschauung beruht die in den griechischen Märchen so oft wiederkehrende Formel des Kinderwunsches, vermöge deren das Kind genau in der Gestalt geboren wird, in der es gewünscht worden ist. Ebenso erzählen Nr. 8 und 110 unserer Sammlung von Menschen, denen die Gabe verliehen ist, daß alles geschieht, was sie wünschen.

Dagegen ist die in dem germanischen Märchen so tief eingewurzelte Vorstellung der Verwünschung und Erlösung dem griechischen Märchenkreise, soweit wir ihn bis jetzt übersehn, gänzlich unbekannt.

Diese Vorstellung läßt sich in drei Züge auflösen: die Verzauberung durch Verwünschung, die Aufstellung der Bedingung (in der Regel durch den Verzaubernden selbst), unter welcher die Verzauberung – also gleichsam vertragsweise – aufhören solle, und endlich die Erfüllung dieser Bedingung durch einen Dritten, die sogenannte Erfüllung des Verzauberten.

Verzauberung und Entzauberung finden sich nun zwar in dem griechischen Märchen sehr häufig, aber das das Sonderwesen der germanischen Verwünschung bildende mittlere Glied fehlt hier gänzlich. Am auffallendsten zeigt

sich dies in dem griechischen Tierschwager (Nr. 25), wo von der Erlösung der verzauberten Schwäger, welche in dem deutschen Märchen den Schwerpunkt bildet, gar keine Rede ist.

Dieses Mittelglied können wir aber nicht als der christlichen Anschauung entnommen betrachten, weil es schon die Grundanschauung zweier Hauptsagen der Edda abgibt; denn als Odin der Brunhilde den Zauberdorn ins Haupt stach, »gebot er dem, ihren Schlaf zu brechen, der immer furchtlos wurd' erfunden«. Darauf umgibt er den Saal, in dem sie liegt, mit Wapperlohe und bestimmt: darüber reiten nur sollte der Recke, der das Gold ihr brächte im Bette Fafnirs.[15] Nachdem nun Sigurd diese Bedingung erfüllt hat, betrachtet sie den Zug, daß er ihr auch den Schlafdorn aus dem Haupte zieht, für so unwesentlich, daß sie ihn zu erwähnen vergißt.[16]

Auch der Zug, daß Hel erklärt, Baldur unter der Bedingung aus ihren Banden erlösen zu wollen, wenn ihn alle Dinge aus denselben herausweinen, setzt nach unserer Ansicht die Vorstellung einer solchen vertragsweisen Entzauberung voraus, ohne welche sich derselbe nicht wohl hätte bilden können.

Der Mangel dieser Märchengattung im Griechischen ist aber um so auffallender, als die so zahlreich vertretene Brautwette ganz auf derselben Grundlage beruht.

Dieser tiefgreifende Unterschied der beiden Märchenkreise dehnt sich auf die serbischen, walachischen und litauischen Märchen aus, soweit sie uns bekannt sind, und es stehn dieselben hierin auf der griechischen Seite.[17] Da nun der hellenischen Götter- und Heldensage[18] die Vorstellung der Verwünschung und gleichsam vertragsmäßigen Erlösung gleichfalls fremd ist, so verhalten sich hierin das deutsche und griechische Märchen wie die ihnen entsprechenden Götterkreise. Diese Übereinstimmung der zusammengehörenden Sagen und Märchen erscheint aber rein unerklärlich, sobald man annimmt, daß die beiden Märchenkreise, und mithin auch die einschlägigen deutschen und griechischen Märchen, in geschichtlicher Zeit aus Indien entlehnt worden sind.

Genau ebenso wie hier verhält es sich mit einer ganzen Figurenklasse, den Zwergen. Sie fehlen der hellenischen Sage[19] und dem neugriechischen Volksmärchen, während sie in der germanischen Sage und dem deutschen Volksmärchen hervorragende Glieder ihres dämonischen Personales sind. Dagegen scheinen uns die griechischen Neraiden genau unsern Elfen zu entsprechen, und wir haben sie daher, namentlich dann, wenn sie mit ihrem Beinamen Exotikä (albanesisch *jaschtesmé*, d.h. die außerhalb der christlichen

Weltordnung befindlichen) bezeichnet waren, mit ihrem deutschen Namen übersetzt.

Ebenso findet das unbeholfene, ungeschlachte, menschenfleischliebende, mit ungeheurer Stärke begabte Wesen der deutschen Märchenriesen in den Draken des griechischen sein entsprechendes Gegenbild, mit welchen die unklare Vorstellung von riesenhaften Menschen mit ungeheurer Kraft verbunden zu sein scheint.[20]

Auch entsprechen sich die beiden Märchenkreise darin, daß ihnen der Begriff der schönen, ewig jugendfrischen Fee ebensowohl wie der der slavischen Wila fehlt, welch letztere so auffallende Berührungspunkte mit den nordischen Walküren bietet. Ihre Stelle wird in beiden Kreisen einfach durch zauberkräftige alte Frauen vertreten, von denen die das menschliche Schicksal bestimmenden albanesischen Miren (Nr. 103) offenbar mit den hellenischen Parken auf einer Wurzel ruhen.[21]

Die griechischen Drakänen und Lamien (albanes. Lupien) entsprechen den Riesenfrauen unserer Märchen.

Eigentümlich dem griechischen Märchen scheinen der Hundskopf oder Wolfsmann in Nr. 19 und Nr. 4, Var. 2, der halbe Mensch in Nr. 8 und 64, die Karakisa in Nr. 64 und die albanesischen Schwestern der Sonne Nr. 100,

ebenso der in ein Hündchen verwandelte Vatersegen Nr. 101 zu sein.

Fußnoten

1 Grimm, Ursprung der Sprache, S. 35. In der gesamten Poesie steht nichts seiner Anlage und Entfaltung nach der Sprache so nah und ebenbürtig als das Epos, und auch es muß von einfachem Boden zur Höhe sich aufgeschwungen haben, die wir an ihm bewundern.

2 Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich die Erscheinung sehr natürlich, wie in verwandten Sagkreisen dieselbe mythische Form hier als Götter- und dort als Heldensage erscheint.

3 J. Grimm, Deutsche Mythologie S. 1 folg.

4 Nr 35 und 38 Erzählungen, Nr. 39 und 59 Lügenmärchen, Nr. 47 kasuistisch, Nr. 76 Parabel.

5 S. Einleitung S. XV Note 1.

6 Wir erhielten übrigens aus Tinos eine treue Version

von Aladins Lampe; ob sie wissentlich der griechischen Übersetzung von Tausendundeiner Nacht entnommen wurde, können wir nicht bestimmen. Auch hörten wir dieser Tage mehrere dem Anfange dieser Sammlung entnommene kleine Märchen ziemlich treu von einer alten, des Lesens unkundigen Frau erzählen.

7 In der Amelungensage bietet die Wielandsage einige Anklänge, s. die Anmerkungen zu Nr. 1, Note 9, 68, 103, sie sind aber entweder nicht ausschließlich, oder sehr schwach. Das Verwüsten des Gartens durch den entpuppten Helden in Nr. 6 Var. 2 stellt sich zu dem Verderben von Laurins Rosengarten durch Dietrich und seine Gesellen; der Zug wiederholt sich aber in unserem Rosengartenliede, wo dieselben Helden den den Nibelungen gehörenden Wormser Rosengarten verwüsten. Am beachtenswertesten erscheint der Zug, daß in Nr. 64 Var. 2 der zweijährige starke Hans den Königssohn in der Schule prügelt und er dafür von dessen Vater zur Verantwortung gezogen werden soll (einen schwachen Anklang bietet auch Pentamerone Nr. 7), weil sich dieser Zug näher zu der Romulus- und Kyrossage (Zweige der Amelungenformel) stellt, als zu den Mißhandlungen der Schmiedegesellen Mimirs durch den jungen Sigurd nach der Vilcinasaga. Die Anklänge

an die Gudrunsage beschränken sich auf die Magddienste, welche in Nr. 70 die die Heirat weigernde Heldia zu leisten gezwungen wird, und auf die Entführung von Hiede, Gudruns Mutter, durch vorgebliche Kauffahrer (auch ein beliebter Zug der Vilcinasage), welche sich in mehreren europäischen Märchen, z.B. in dem Grimmschen »der Prinzessin vom goldenen Dache«, wiederholt.

8 Auch Wäinamöinen blieb dreißig Jahre in dem Mutterschoß.

9 Das Gegenbild zu dem deutschen Dornröschen ist noch nicht aufgefunden.

10 Vergl. über die angezweifelte Echtheit dieses Märchens die dasselbe betreffende Anmerkung. –

11 S. die Zitate in Jacobi, Handwörterbuch, S. 411** und 424***.

12 Sie kennt keinen Jason und keine Medea in Kolchis, wohl aber eine Medea auf der Flucht, in Korinth und Athen, und zerstreute Anklänge an die Argonautensage.

13 Pelops' Brautwette ist ein zu allgemeiner Märchenzug, um hier bestimmend zu sein.

14 Des Verf. Albanes. Studien I, S. 162.

15 Heldreidh, Brynhildar. Str. 9 und 10; etwas abweichend ist Sigrdrifumal.

16 Auch im albanesischen Schneewittchen (Nr. 103) und in der walachischen angeborenen Niegesehenen (Schott Nr. 25) kommen ähnliche Zaubernadeln vor, doch in beiden wird der Zauber durch deren Herausziehen, und zwar ganz gegen den Willen der Verzaubernden, gebrochen.

17 Bei Schott Nr. 7 stellt zwar der Teufel eine Bedingung zur Erlösung von dem Zauber (S. 117), aber um diesen zu brechen, muß er selbst gebannt werden (S. 119).

18 Das hellenische Gegenbild zu Brunhildes Erweckung, die Heilung der Proetiden durch Melampus,

verrät nicht die geringste Spur solcher Verwünschung.

19 Die Pygmäen, die Kerkopen und andere mit unsern Zwergen verwandte Figuren stehen so einsam in der griechischen Sage, daß sie uns mehr als aus der Fremde entlehnte Vorstellungen denn als die letzten Reste einer ausgestorbenen Gattung anmuten.

20 Es wollte uns niemals gelingen, eine klare Begriffsbestimmung des Drakos zu erzielen. Der männliche Neugeborene wird Drakos genannt, solange er noch nicht getauft ist. Der Name kommt auch in Ortssagen vor, so z.B. auf der Insel Tinos, wo eine schiefe aber glatt in das Meer abstürzende Felsenfläche das »Waschbrett der Drakäna« genannt wird, auf dem sie nach griechischer Weise ihre Wäsche wusch. In Karysto schleuderten die Draken die in der Nähe der Stadt liegenden alten Säulen von der Höhe herab. Unweit des Weges von da zum St. Eliasberge (Ocha) zeigt man die in die Felsen gedrückten Spuren der Hände und Füße des Drakos, als er vor den Hunden des ihn verfolgenden Bruders seiner Geliebten in seine (nicht vorhandene) Höhle schlüpfen wollte, von diesen aber zerrissen wurde.

Bei Platanitza (östlich von Karysto) zeigt man die Höhle des Drakos, in der er zur Zeit, da man noch mit

Pfeilen schoß, mit seiner Tochter in wilder Ehe lebte, und als das Schießpulver bekannt geworden, erschossen wurde. Eine alte märchenkundige Andriotin erzählte uns, daß es vier Zeitalter gebe. Das erste war das der Draken, dann das der götzendienenden Elines (Hellenen), hierauf folgte das der Venetianer und auf dieses das der Türken. Sie erzählte weiter: als die Menschen zu den Draken nach Andros kamen, da lebte damals ein uralter Drakos, der blind war. Er bat, daß man ihm einen Menschen zuführen möge, damit er ihn betasten, und sich dadurch eine Vorstellung von ihm machen könne; um aber diesen vor Schaden zu bewahren, legte man ihm eine Pflugschar auf den Kopf. Da ergriff der Alte die Pflugschar und drückte sie zu Staub. Man vergleiche hiermit die nordische Sage in Grimm d. M. S. 907 Note, der zufolge der blinde Riese verlangt, daß ihm einer der Seefahrer die Hand reichen solle, um zu spüren, ob noch Kraft bei den Einwohnern geblieben sei. Sie reichten ihm eine glühend gemachte Bootsstange, die der Riese zusammendrückte mit den Worten: große Kraft sei eben nicht mehr da. Wie alt muß dieser Zug sein, da er sich bereits im 11. Buche der Mahabarata findet? s. Balabarata des Galanos S. 73. Nach der achtzehntägigen Schlacht von Kuruxetra, in der Bemas die Söhne des blinden aber riesenstarken Königs Drytarastra erschlagen hat, ruft dieser letztere den Bemas zu sich,

weil er ihn umarmen wolle, aber Krisnas errät seine Absicht und legt ihm eine eiserne Bildsäule in die Arme, welche der Blinde so fest an sich drückt, daß sie zerbricht. Wie die Turaner im Schah Nameh, so vertritt nach unserer Ansicht der Stamm des Drytarastra die der Binnenwelt feindlichen Mächte der Außenwelt, welche im Norden die Gestalt von Riesen, und in Griechenland die von Draken angenommen haben.

21 S. des Verf. Albanes. Studien I, S. 148, Note 29 und 162, Note 6. *Μοῖρα* lautet nach neugriechischer Aussprache *Μῖρα*, doch ist das Wort in dieser Form ein albanesisches *appellativum* und bedeutet: die Gute, und *φατ μῖρε*, die ein gutes Schicksal habenden, die glücklichen, ist ein *euonymon* der albanesischen Elfen. Alb. Stud. I, S. 161.

IV. Über die wissenschaftliche Behandlung des Märchens.

Die Märchenkunde scheint bereits die Stufe erreicht zu haben, auf welcher die wissenschaftliche Sichtung ihres Stoffes und die Bildung einer Kunstsprache für denselben zur wesentlichen Vorbedingung ihrer Fortentwicklung wird. Wir wollen es daher in dem Folgenden versuchen, einige Bausteine zu diesem Werke der Zukunft zu liefern.

Nennen wir den Inbegriff aller Märchen eines Volkes seinen M ä r c h e n s c h a t z , so dürften sich innerhalb desselben die folgenden Formen unterscheiden lassen. Neben den einfachen selbständigen Märchen finden wir fast überall auch die Verschmelzung derselben zu größeren Ganzen. Wir schlagen daher für diese letzteren, bis ein besserer gefunden ist, den Namen M ä r c h e n k e t t e vor.

Das einzelne Märchen zerfällt uns in mehr oder weniger Vorstellungen oder Anschauungen, welche wir einstweilen Z ü g e nennen wollen, indem wir diesen Ausdruck sowohl auf seine räumliche als auf seine zeitliche Bedeutung beziehen und daher mit demselben nicht nur die Eigenschaften und Attribute der auftretenden Gestalten, sondern auch deren einzelne Handlungen oder Leiden bezeichnen.

Diese Züge erscheinen uns als die Einheiten der Märchenkunde, und wir können uns deren Verhältnis zu dem Märchenganzen nicht besser vergegenwärtigen, als wenn wir sie mit dem der Worte zu dem Satze vergleichen. Der Zug ist uns mithin das Wort, das Märchenganze der Satz des Märchens.

Wie nun der Trieb zur Bildung neuer Wörter fast in dem ganzen Menschengeschlechte vollkommen ausgestorben ist,[1] ebenso glauben wir, daß auch heutzutage kein neuer Märchenzug unter dem Volke entstehe, wohl aber, daß die Form des alten Zuges den Verhältnissen der Zeit angepaßt wird, in welcher man ihn erzählt, und daß auf diesem Wege neue Begriffe, wie Flinte, Kanone, Fernrohr[2] und Tabakspfeife in das Märchen eingedrungen sind. Vergleicht man jedoch diese neuen Zugformen mit der Gesamtmasse der Züge eines Märchenschatzes, so möchten sie als seltene Ausnahmen das von uns verteidigte Uralter der Märchenzüge und ihre festen Formen gerade als Regel bestätigen.

Über die nähere Begründung dieser Ansicht müssen wir den Leser auf unseren Versuch »über das Wesen und die Entstehung der mythischen Form« verweisen, weil alles, was dort über das Wesen der Sagform aufgestellt ist, sich natürlich auch auf die des Märchens ausdehnt.

Auch gilt alles, was dort über die Notwendigkeit der Sammlung und Vergleichung aller einzelnen Sagzüge als Vorbedingung zur Aufstellung einer arischen Sagwurzelsammlung gesagt ist, natürlich auch von dem Märchen. Wir haben daher auf die Ausarbeitung des Sachverzeichnisses unserer Sammlung große Sorgfalt verwendet, um mit demselben zugleich ein Verzeichnis aller in der Sammlung enthaltenen Züge oder Märchenworte herzustellen.

Wie aber auch heutzutage bei der Satzbildung dem sprechenden Menschen innerhalb gewisser Grenzen große Freiheit gestattet ist, so halten wir diese auch heutzutage im Märchen für möglich, und darum darf die Versetzung der einzelnen Züge von einem Märchen in das andere, und die verschiedenartigen Verbindungen der einzelnen Märchen zu Ketten durchaus nicht wundernehmen. Wenn wir aber bei Vergleichung der Märchen finden, daß bei stammverwandten Völkern die Verwandtschaft ihrer Märchenschätze nicht bloß auf Züge und Einzelmärchen beschränkt ist, sondern sich namentlich auch auf die Märchenketten ausdehnt, so kommen wir auch hier zu der Folgerung, daß von jener Möglichkeit in der Wirklichkeit heutzutage nur geringer Gebrauch gemacht wird.

Gleichwohl erscheint uns diese Möglichkeit der

verschiedenartigsten Verbindung der Züge und Einzelmärchen eines Märchenschatzes als der Hauptgrund der bunten Mannigfaltigkeit, welche derselbe aufzeigt; denn bei genauerer Prüfung der seinen Einzelmärchen unterliegenden Grundgedanken findet man, daß sich dieselben auf eine geringe Anzahl von Formeln oder Themen zurückführen lassen, und daß die anscheinende Mannigfaltigkeit der Märchen allein auf der verschiedenen Gruppierung dieser Grundbestandteile beruht. – Wir freuen uns, diese Erfahrung mit der Ansicht eines Forschers wie Benfey belegen zu können, welcher sich in der Vorrede zu seinem Pantschatantra, Seite XXVI, hierüber folgendermaßen ausspricht: »(Dieser kaleidoskopartigen Vermischung von Formen, Zügen und Motiven) verdanken sie (die Märchen) ihre in der Tat nur scheinbare Fülle, denn in Wirklichkeit reduziert sich die breite Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch teils volkliche, teils individuelle Tätigkeit vervielfältigt haben.«

Wie bei der germanischen und hellenischen Sage, so waren wir auch bei dem deutschen und griechischen Volksmärchen bedacht, die beiden gemeinsamen Grundformen aufzusuchen und ihr Verhältnis zu der Sage

zu bestimmen. Wenn aber auch die nachfolgenden Formeln zunächst nur diesen beschränkten Zweck im Auge haben, so halten wir uns doch zu der Erwartung berechtigt, daß dieselben auch nutzbare Grundlagen zur Sammlung der Märchenformeln des ganzen indogermanischen Stammes darbieten dürften, und wir haben daher auch das Einschlägige aus verwandten Kreisen zugefügt, soweit uns dieselben zugänglich waren.

So gering dies auch sein mag, so schmeicheln wir uns dennoch, daß es hinreichen werde, um die Aufmerksamkeit der Forscher auf diesen Versuch zu lenken und sie zur Aufstellung einer solchen Formelsammlung zu veranlassen, welche nach unserer Ansicht die Grundbedingung jeder Fortentwicklung der Märchen- und Sagkunde bildet.

Werden sich diese Formeln, diese Urgedanken der Menschheit, in Zukunft, der Sprache gleich, zu einem einheitlichen Gliedertume verbinden? Der Verfasser wirft diese Frage nur in der Absicht auf, um die Tragweite zu bezeichnen, welche der angezeigten Richtung nach seiner Ansicht zukommt.

Eine wesentliche Erleichterung erwächst der Forschung auch aus der Benamsung der aufgestellten Formeln, weil, sobald deren Namen Gemeingültigkeit

erlangt haben, diese die Beschreibung des behandelten Märchens überflüssig machen. Wir haben bei deren Wahl dem zutreffendsten und unter mehreren dem geläufigsten den Vorzug gegeben, in Ermangelung von zutreffenden aber zu dem der Formel nächstgelegenen Namen gegriffen.

Was die aufgestellten Formeln selbst betrifft, so machen sie, wie gesagt, als auf die Bestimmung des Verhältnisses unserer Sammlung zu dem deutschen Märchen und der hellenischen und germanischen Sage beschränkt, in der vorliegenden Form keinen Anspruch auf Gemeingültigkeit in dem indogermanischen Kreise. Aber auch innerhalb dieser ihrer beschränkten Bestimmung dürfte es an Einwänden sowohl gegen die allgemeine Anordnung als gegen das Einzelne gewiß nicht fehlen. Der begründetste wäre in ersterer Hinsicht vielleicht die geringe Ausdehnung, welche der dualistischen Abteilung gegeben wurde. Wir können darauf nur erwidern, daß wir in dieselbe nur diejenigen Märchen aufnahmen, in welchen der Gegensatz der Binnenwelt und Außenwelt uns u n b e s t r e i t b a r vorzuliegen schien.

Wir haben in den »vergleichenden Blicken« die Ansicht aufgestellt, daß der ganze Göttersagenkreis der Edda diesem Gebiete angehöre, und daß selbst die

wenigen inneren Göttersagen derselben ihre Aufnahme in die Edda nur den Beziehungen verdanken, in welchen sie zu jenem Gegensatze stehen.

In der hellenischen Göttersage zeigt sich dieser Dualismus fast gänzlich verwischt, und sie ist dafür im Vergleich zur Edda reich an inneren oder Familiensagen. In bezug auf diese letzteren zeigt sich also das deutsch-griechische Märchen der hellenischen, in bezug auf jenen Dualismus dagegen der nordischen Göttersage näherstehend, d.h. in dem deutsch-griechischen Märchenkreis zeigt sich der Gegensatz zwischen Binnenwelt und Außenwelt, welchen wir als urarisch annehmen, weit frischer erhalten als in der hellenischen Göttersage, dagegen geht jener Märchenkreis in diesem Gegensatze keineswegs so unbedingt auf, wie die nordische Edda.

Im einzelnen möchte die öftere Wiederholung derselben Formel bald als selbständige, bald als Zug einer anderen vielleicht den meisten Anstoß erregen.

Dieselbe müßte auf einem höheren Standpunkte natürlich wegfallen, für unseren beschränkten Versuch erschien sie dagegen als empfehlenswert, weil sie die Einsicht in das gegenseitige Verhältnis der beiden Märchenkreise sehr erleichtert.

Fußnoten

1 Neue Wörter bilden sich nur unter den auf der untersten Stufe stehenden wilden Jägerstämmen, wo wenige Generationen hinreichen, um die Sprachen ihrer getrennten Teile einander unverständlich zu machen, wie in Südamerika. Aber auch hier fehlt unseres Wissens noch der wissenschaftliche Beweis, ob bei solchen Stämmen der im übrigen Menschengeschlechte erstorbene Wortbildungstrieb fortwalte, oder ob nur der überkommene Sprachschatz einen solchen Grad von Flüssigkeit habe, daß die überkommenen Formen sich rasch bis zur Unkenntlichkeit umbilden.

2 Über diese Verjüngungen der Märchenzüge liefert das litauische Märchen von der goldenen Brücke bei Schleicher S. 102 ein belehrendes Beispiel. Dort heißt es: Nicht lange darauf erhub sich der Siebenjährige Krieg, und es kam ein König aus einem fernen Lande mit seinen Soldaten in das Land, wo jene goldene Brücke war, um mit dem König dieses Landes verbündet gegen den König von Preußen zu kämpfen; jener König aber hatte sein Fernrohr mitzunehmen vergessen, und deshalb versammelte er seine flinksten Männer und Kriegshelden und sprach: »Wer von euch mir diese Nacht mein Fernrohr aus der Heimat bringen könnte, dem würde ich meine Tochter zur Frau geben und nach meinem Tode

mein Reich hinterlassen.« – Der Held des Märchens vollbringt dies, obwohl die Wohnung des Königs 300 Meilen entfernt war, indem er sich vermöge der ihm verliehenen Gabe zuerst in ein *Pferd*, dann in einen Adler und endlich in einen Fisch verwandelt. Nachdem er von der Königstochter außer dem Fernrohr die Hälfte ihres *Ringes* erhalten, den sie selbst *entzwei* gebissen, kehrte er zurück. Da er noch zu früh zurückkam, setzte er sich als Adler auf den Arm eines Meilenzeigers und erwartete den Anbruch des Tages. Dort erblickte ihn ein General, erschoß ihn und brachte das Fernrohr dem Könige.

Wer möchte vermuten, daß diese modernen Formen einen uralten Kern einhüllen? Und doch ist es so, denn in der Vilcinasage Kap. 70 heißt es, daß König Nidung, als er gegen den Feind zu Felde zog, seinen *Siegstein* vergessen habe, und daher dem, der ihm denselben vor Sonnenaufgang bringen würde, seine Tochter und sein halbes Reich zu geben verhieß. Wieland macht die fünf Tagemärsche lange Strecke hin und zurück und kommt bei dem Lager vor Sonnenaufgang an. Hier begegnet er dem Trugseß, der ihm den Stein abverlangt und von Wieland erschlagen wird. Nidung benutzt diese Tat zum Vorwand, um Wieland zu verbannen.

In dem Märchen klingt sogar der zerbrochene Ring an,

der in der Wielandssage eine so große Rolle spielt.

Nur der Schluß der beiden Formen ist abweichend, doch findet der des Märchens in der eddischen Helgakridha Hjorvardssonnar einen noch älteren Anklang, denn dort heißt es: Der König (Hiorwardr) ritt vom Gebirge vor ins Land und nahm Nachtlager an einem Fluß. Atli hielt Wache und fuhr über den Fluß (natürlich bei Tagesanbruch); er fand ein Haus; ein großer Vogel saß im Haus und hütete und war entschlafen. Atli schoß mit dem Spieß den Vogel tot. – Das war aber der Pfleger Sigurlins, der Geliebten des Königs, der sich in einen Adler verwandelt hatte.

Ey, Harzmärchenbuch S. 165, hat eine deutsche Form dieses Märchens, worin der Siegstein durch einen Zauberring vertreten ist.

V. Märchen- und Sagformeln.

(Über die hier vorkommenden Abkürzungen siehe den folgenden Abschnitt VI, Eingang.)

Erste Abteilung.

Familienformeln.

I. Eheliche Formeln.

a) Verlassung.

1. Frejaformel.

a) Die Frau oder Braut fehlt und der Mann verläßt sie darum.

b) Sie wandert umher, um ihn zu suchen.

c) Wiederfinden und Versöhnung.

Hellenische Sage: Amor und Psyche, doch liegt hier der Schwerpunkt nicht auf der Wanderung.

Germanische Sage: In der Edda *D* 35 verläßt der erzürnte Oddur die Freja, deren Schuld nur aus dem Oddur gegebenen Beiworte vermutet werden kann, sie zieht ihm in fremde Länder nach. Zug *c* fehlt.

Griechische Märchen: 7. 40. (54). 71. 73.

Albanesisches Märchen: 100. 102.

Deutsches Märchen: Gr. (56). 88. 127. (186).

Walachisches Märchen: Sch. 23.

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 12. Nr. 44.

Indisches Märchen: Pantschatantra Benfey I.S. 255.

2. Melusinenformel. Der Mann fehlt, und die nicht zum Menschengeschlecht gehörende Frau verläßt ihn entweder:

a) für immer, ohne daß er ihr zu folgen versucht.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: Schöne Melusine des Volksbuches.

Griechisches Märchen: (Nr. 77). Nr. 83.

Deutsches Märchen: Ey S. 173.

b) oder er sucht sie in ihrer fernen Heimat auf und verbindet sich mit ihr. Gr. 92. – Wolf S. 24. S. 212; s. weiter: Kleiderraubformel Nr. 28.

3. Penelopenformel.

a) Der Mann verläßt die Frau ohne ihr Verschulden.

b) Sie wartet seiner daheim in Treu und Sehnsucht.

c) Rückkehr des Mannes und Wiedervereinigung der Getrennten.

Hellenische Sage: Penelope und Odysseus.

Germanische Sage: Menglada und Swipdagr in Fiolsvinmal der Edda. Hildebrand und Ute.

Griechisches Märchen: (am dritten Orte) 2. 48.

Deutsches Märchen: 101 mit dem Erkennungsring.

b) Verstoßung.

4. Genovevenformel (?). Der Name ist nicht scharf zutreffend.

a) Der Mutter werden ihre neugeborenen Kinder von neidischen Verwandten entwendet und fern vom Vaterhause durch einen Kinderlosen gefunden und erzogen.

b) Tiere werden den Neugeborenen untergeschoben oder die Mutter wird beschuldigt, sie gefressen zu haben.

c) Verstoßung oder Bestrafung der Mutter.

d) Erlösung derselben durch die vom Vater wieder aufgefundenen Kinder.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: (48). (66). 69 und Var.

Deutsches Märchen: Gr. 49. 76. 96. Ey S. 178. – Wolf d. Hausm. S. 168. – Schwedisch Gr. III. S. 324.

Walachisches Märchen: Schott Nr. 2. 8. (16).

Litauisches Märchen: Schleicher S. 20.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 35.

Serbisches Märchen: Wuk. –

c) Weibliche Käuflichkeit.

5. a) Die zweite Braut oder Frau verkauft ihren Mann für drei Nächte an die erste und verliert ihn dadurch.

Hellenische und germanische Sage: nur anklingend in der argivischen Eriphyle, die Mann und Sohn, Amphiaraos und Alkmäon, für die zwei hellenischen Hortstücke, und in der farörischen Frau Mette, die ihren Sohn für rotes Gold verrät.

Griechisches Märchen: (71).

Albanesisches Märchen: 100.

Walachisches Märchen: 23.

Deutsches Märchen: Gr. 88. 113. 127. 181. – Gr. III S. 330.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 43.

6. b) Eine Jungfrau gibt für Kostbarkeiten in dreimaliger Steigerung ihre Reize preis und verliert dabei ihr Magdtum

α) durch Überlistung,

β) bewußter Weise,

und muß sich mit dem Käufer vermählen.

Germanische und hellenische Sage: nur anklingend. Die germanische Frigg oder Freja geben sich an mehrere Zwerge und die attische Prokris an Verschiedene hin für

Gold oder Schmuck, es fehlt aber der Märchenzug der dreimaligen Steigerung und endlichen Überlistung.

Griechisches Märchen: Nr. 3. V. 1. Nr. 109. 113.

Deutsches Märchen.

Neapolitanisches Märchen: Pentam. Nr. 40.

II. Kinder- und Elternformeln.

a) Kinderwunschformeln.

7. Tierkindformel.

a) Dem Wunsche der Eltern gemäß kommt das Kind als Tier auf die Welt.

b) Entzauberung durch Verbrennen der Tierhaut gegen den Willen des Verzauberten.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: nur anklingend in der Völs. s. Kap. 8, denn Siegmund und Sinfiötli kriechen freiwillig in die Wolfshäute und verbrennen sie später selbst.

Griechisches Märchen: 14. 31. 43. 57.

Albanesisches Märchen: 100.

Walachisches Märchen: (23 Kürbis).

Deutsches Märchen: Gr. 108. 144.

Serbisches Märchen: Wuk. 9.

8. Gelobungsformel.

a) Das gewünschte Kind wird einem Dämon gelobt.

b) Zur Übergabszeit flieht es aus dem Vaterhause und entzieht sich den

c) Verfolgungen des Dämons.

d) Sieg und Untergang des Dämons.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 4 und V. 2. – 5. – 5. V. Nr. 41. 54. 68 und Var. – (Erlistetes Gelöbnis des vorhandenen Kindes 4 V. 1.)

Deutsches Märchen: Gr. 31. 55. 92 in 12 Jahren. 181. – Wolf d. Hausm. S. 199. (S. 247.) S. 377.

Walachisches Märchen: (Sch. Nr. 2 erlistetes Gelöbnis des vorhandenen Kindes.) 15. (18).

9. Wunderkind- und Orionformel.

a) Entweder der Wunschform entsprechend, oder:

b) Infolge des Genusses eines geschenkten Apfels oder Goldfisches wird das Wunderkind oder werden die Wunderzwillinge meist zugleich mit Wunderpferden und Wunderhunden geboren.

Hellenische Sage: Geburt Orions, welcher auf den Wunsch seines kinderlosen Vaters Hyrrieus aus dem in einem Schlauche neun Monate lang vergrabenen Urin dreier Götter entsteht.

Germanische Sage: Völs. s. Kap. 2. Auf die Bitte Rerirs um Kindersegen schickt ihm Odin einen Apfel, den die Königin ißt. Siegmund muß ihr nach sechsjähriger Schwangerschaft aus dem Leibe geschnitten werden und küßt seine Mutter, bevor sie stirbt.

Griechisches Märchen *ad* a): 21 Lorbeerkind. 54

Halberbschen; *ad* b): 4 und V. 1. Nr. 6 u.V. 1. Nr. 22 u.V. 2. Nr. 64. V. 3.

Albanesisches Märchen: 99 Nuß.

Deutsches Märchen: Gr. 37 Daumdick. 47. 50. 53. Englisch Tom Thumb. Gr. III. S. 318.

b) Aussetzung.

10. Antiopeformel. Aussetzung unehelicher Leibesfrucht durch die Mutter.

Hellenische Sage: zahlreich vertreten wie durch Antiope, Tyro, Kreusa, Mutter des Jon, Euadne, Mutter des Jamos u.a.

Germanische Sage.

Griechisches Märchen: fehlt.

Deutsches Märchen: Gr. III. S. 103.

11. Aussetzung ehelicher Leibesfrucht.

a) Durch die Eltern aus Furcht unheilverkündender Weissagung.

Hellenische Sage: Ödipus, Paris.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches und deutsches Märchen: fehlt.

b) Unmündiger Kinder durch die Eltern aus Nahrungsmangel.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen.

Deutsches Märchen: Märchen vom Däumling und Gr. 15.

Walachisches Märchen: Sch. 19 (auf Antrieb der

Stiefmutter).

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 48 (auf Antrieb der Stiefmutter).

c) Durch Dritte, s. Verstoßungsformel Nr. 4.

12. Danaeformel. Aussetzung einer Jungfrau mit ihrer Leibesfrucht auf das Meer und Rettung.

Hellenische Sage: Danae.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 8.

Deutsches Märchen.

Walachisches Märchen: Sch. 27. (4.)

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 3 (durch den Bruder ohne Kind).

13. Andromedenformel.

a) Aussetzung einer reinen Königstochter, damit sie von einem das Reich bedrohenden wassermächtigen Ungeheuer gefressen werde.

b) Tötung des Ungeheuers und Befreiung der Jungfrau durch den aus der Fremde kommenden Helden.

c) Vermählung der Jungfrau

α) mit dem Helden,

β) mit einem Dritten (Hesionenformel).

Hellenische Sage: *c*. α. Andromeda und Perseus. *c*. β. Hesione und Herakles.

Deutsche Sage: Siegfriedsage anklingend in Befreiung Brunhildes und deren Vermählung mit Gunar in der nordischen Form; und Befreiung der von einem Drachen geraubten Königstochter und Vermählung Siegfrieds mit ihr in der Volksbuchform, wo überall die Aussetzung an das Ungeheuer fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 22 *ad c* α (70 V. 64 V. 2 u. 3. Befreite fällt aus).

Albanesisches Märchen: Nr. 98 *ad c*. α.

Deutsches Märchen: Gr. 60 *ad c*. α. Wolf d. Hausm. (S. 89 *ad c*. β.) S. 372 *ad*. *c*. α. Zingerle Nr. 8. 25. 35 *ad c*. α.

Walachisches Märchen: Sch. 10 *ad c*. α.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 4. 57 *ad c*. α.

c) Stiefmutterformeln.

14. Schneewittchenformel.

a) Die Stiefmutter bewirkt nach mehreren mißglückten Versuchen den Tod ihrer schöneren, vom Vaterhaus entfernten Stieftochter.

b) Die Tote kommt in den Besitz des Helden, wird wieder belebt und vermählt sich mit ihm, und die Stiefmutter wird bestraft.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen?

Albanesisches Märchen: Nr. 103.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. (13). 53.

Walachisches Märchen: Sch. 5.

15. Phryxos- und Helleformel.

a) Bruder und Schwester fliehen vor den Verfolgungen ihrer Stiefmutter.

b) Eines von ihnen oder beide werden in Tiere verwandelt

c) und wieder erlöst.

Hellenische Sage: Phryxos und Helle; *b.* und *c.* fehlen.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 1.

Deutsches Märchen: Gr. 11. Gr. 130. Gr. 141.
Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 48.

III. Geschwisterformeln.

Formeln vom besten Jüngsten.

16. 1) **männliche.** (Allgemein s. Sachverzeichnis *s.v.*)

a) Von drei zur Lösung von Aufgaben ausziehenden Brüdern gelingt die Lösung dem jüngsten und die beiden Ältern geraten ins Unglück.

b) Nach der Lösung springt der jüngste seinen älteren Brüdern bei.

c) Aus Neid beschließen diese, ihn zu verderben, und ihr Anschlag gelingt so weit, daß sie früher bei dem Vater anlangen und sich die Großtaten des Jüngsten zuschreiben können.

d) Der Jüngste kehrt (meist verkappt) zurück und die Gerechtigkeit siegt.

Hellenische Sage: Schon den hesiodischen Sagen von Chronos und Zeus liegt der Gedanke zugrunde, daß der jüngste Bruder der beste sei, aber die Einkleidung in die obige Form fehlt.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: 26. 51. 70. 72.

Albanesisches Märchen: (97).

Deutsches Märchen: Gr. (28). 57. 97. – Wolf d. Hausm. S. 54.

Walachisches Märchen: Sch. 26.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 26.

17. 2) **weibliche.** (Allgemein s. Sachverzeichnis *s.v.)* Aschenputtelformel.

a) Die beste Jüngste wird von den zwei älteren Schwestern als Aschenputtel gehalten.

b) Sie erscheint als unbekannte Schöne in herrlichen Kleidern bei Festen und kehrt zweimal unerkannt in ihren alten Zustand zurück.

c) Beim dritten Male entdeckt, heiratet sie der von den beiden ältern Schwestern gewünschte Prinz.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 2.

Deutsches Märchen: Gr. 21.

18. Dioskurenformel.

a) Zwillinge, meist nach der Wunderkindsformel Nr. 9 geboren, trennen sich auf dem Zuge durch die Welt.

b) Der eine kommt in große Not.

c) Der andere erkennt dies an einem Wahrzeichen, sucht ihn auf und rettet ihn.

Hellenische Sage: Die Dioskuren stimmen zu der Formel nur in ihrer Eigenschaft als Zwillinge und in bezug auf ihre wunderbare Geburt und auf die Sterne, welche manche Märchenzwillinge auf der Stirne tragen. Doch

klingt auch der Zug der Bruderliebe an, daß Kastor zugunsten des Polydeukes auf die Hälfte seiner Unsterblichkeit verzichtet.

Germanische Sage: fehlt (Alces?)

Griechisches Märchen: Nr. 22.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 60. 85. Zingerle 35

19. Schwester- oder Mutterverrat oder Skyllaformel.

a) Eine Anzahl Drachen oder Riesen werden von dem mit seiner Schwester (oder Mutter) flüchtigen Helden erlegt.

b) Der einzig übrige spinnt eine Liebschaft mit der Schwester an und veranlaßt sie, aus Furcht vor Entdeckung, den Bruder, um ihn zu verderben, auf gefährliche Abenteuer unter dem Vorwand zu schicken, Mittel für ihre Krankheit zu holen.

c) Der Held besteht die Abenteuer, entdeckt den Betrug und bestraft die Schuldigen.

Hellenische Sage: anklingend in dem von der in Minos verliebten Skylla an ihrem Vater Nisos verübten Verrat.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: 24 (Mutter). 32. 65 Var. 1 (Mutter) und Var. 2.

Deutsches Märchen: Ey S. 154 (Mutter). Wolf d. Hausm. (S. 145) S. 253.

Walachisches Märchen: Nr. 27 (Mutter).

Litauisches Märchen: Schleicher S. 54.

20. Signyformel.

a) Eine Schwester hat viele ältere Brüder, die, meist verwandelt, fern vom Vaterhause leben und von denen sie nichts weiß.

b) Als sie es erfährt, zieht sie aus, um sie aufzusuchen, findet und erlöst sie.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: Die Signysage klingt an die Formel nur insofern an, als Signy die einzige Schwester vieler Brüder ist, die ihretwegen ins Unglück kommen, und daß sie dem einzig übrigen Siegmund die Gefallenen rächen hilft.

Griechisches Märchen?

Albanesisches Märchen: 96.

Deutsches Märchen: Gr. 9. Gr. 25. Gr. 49.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 35.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 38.

IV. Bertaformel.

21.

a) Das echte Kind oder die wahre Braut wird mit einer dienenden Figur von der Mutter zum fernen Vater oder Manne geschickt.

b) Unterwegs wird sie genötigt, mit der dienenden Figur die Rolle zu vertauschen oder in die Wildnis verstoßen.

c) Die dienende Figur lebt als echtes Kind oder wahre Frau am Hofe des Vaters oder Gatten und die echte als dienende oder in der Wildnis.

d) Der Betrug wird entdeckt und die Gerechtigkeit siegt.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: Berta.

Griechisches Märchen: 12. 28. 37 und Var. männlich. – 49.

Albanesisches Märchen: 96 (Schwester).

Deutsches Märchen: Gr. 89. 135. 186. 198.

Walachisches Märchen: (Sch. 25).

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Rahmenmärchen und Nr. 18.

V. Schwägerformel.

22. Tierschwager.

a) Drei in Tiere verzauberte Prinzen heiraten die Schwestern des Helden.

b) Der Held besucht sie alle drei.

c) Sie helfen ihm zur Lösung von Aufgaben.

d) Sie werden von ihm erlöst.

Hellenische und germanische Sage: fehlen.

Griechisches Märchen: 251.

Deutsches Märchen: Musäus.

Neapolitanisches Märchen: Pentam. Nr. 33.

Zweite Abteilung.

Vermischte Formeln.

Brautwettformeln.

a) Die Werber setzen den Kopf gegen die Braut, deren Erwerbung geknüpft ist an die Lösung.

23. Önomaosformel α) schwerer Aufgaben oder

24. Turandotformel β) von Rätseln.

b) Nachdem viele verunglückt sind, gelingt die Lösung dem Helden.

Hellenische Sage: a) α) Önomaos, Vater der Hippodamia und Pelops. Atalante und Meilanion. – a) β) Ödipus und Sphinx, Wette ums Leben, nur mittelbar um die Braut.

Germanische Sage: Rätselwetten um das Haupt finden sich in Vafthrudnismal der Edda, und Alvißmal klingt an. Auch Brunhildes Erwerbung ist im Nibelungenliede an ihre Besiegung im Wettkampfe, in der Edda an die Aufgabe geknüpft, durch die Wabberlohe zu reiten; doch braucht der Held den Kopf nicht dagegenzusetzen.

Griechisches Märchen: Zu Formel 23: 13. 22. 37 u. Var. 61. 63. – Ohne Einsatz des Lebens 5 u.V. – 9. 39. 53. 58.

Zu Formel 24: (Nr. 17 Var.).

Deutsches Märchen: Zu Formel 23: Gr. Nr. 17. (Gr. 28). 57. 62. 64. 71. 134. 165. – Ey S. 113. – Wolf d.

Hausm. S. 325 *et passim*.

Zu Formel 24: Gr. 23. 114. – Ey S. 50. S. 64. –

Walachisches Märchen: Zu Formel 23: 13. 17. Zu Formel 24: 16.

Entführungsformeln.

a) Unglückliche mit darauffolgender Entreißung der Entführten.

1. Gewaltsame.

25. Gudrunformel. α) Durch einen Helden.

β) Durch ein Ungeheuer.

Hellenische Sage: 1. α) Theseische Helena.

Germanische Sage: 1. α) Gudrun. 1. β) Siegfriedssage des Volksbuches.

Griechisches Märchen: 1. α fehlt. 1. β.

Deutsches Märchen: 1. α fehlt. 1. β.

26. Helenaformel. 2. Im Einverständnis mit der Geliebten.

Nur hellenische Sage der homerischen Helena.

27. Jasonsformel. b) Glückliche Entführung und darauffolgende Heirat.

a) Der Held kommt als Fremder in das Reich der Geliebten.

b) Erhält von deren Vater schwere Aufgaben, die er mit Hilfe der Geliebten löst.

c) Flieht mit ihr, wird vergebens verfolgt und erreicht seine Heimat.

d) Verläßt die Geliebte

1. schuldhaft oder

2. unverschuldet, weil ihn der Kuß der Mutter sie vergessen macht.

e) 1. Rache der Verlassenen oder

2. Brechung des Zaubers und Wiedervereinigung.

Hellenische Sage: Jason und Medea.

Germanische Sage: Die Amelungensage wimmelt von glücklichen Entführungen, bei denen jedoch der Zug *b* ausgefallen ist und die mit der Heirat schließen, daher sich zur Vergleichung mit der vorliegenden Formel n i c h t eignen. (Ebenso die Entführung Hiedens, Gudruns Mutter). In der Nibelungensage kommt k e i n e r l e i Entführung vor.

Griechisches Märchen: Nr. 54.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 113. Gr. Nr. 193. Wolf d. Hausm. S. 286.

Neapolitanisches Märchen: Pentamer. Nr. 17 und 29.

28. Kleiderraub- und Schwanjungfrauformel.

a) Der Held raubt einer dämonischen Jungfrau ihre Hülle und zwingt sie dadurch, ihm zu folgen.

b) Sie gewinnt ihre Hülle wieder und flieht.

c) Der Held sucht sie in ihrer Heimat auf und gewinnt

sie durch Großtaten.

Hellenische Sage: fehlt.

Germanische Sage: fragmentarisch in der Edda Hellreidh Brynhildar Str. 6. Völundarkvidha Eingang Str. 4 und 5.

Griechisches Märchen: Nr. 15. Nr. 25 (54. *ad a*). *(ad b* u. *c*. 10. 101).

Deutsches Märchen: Friedrich v. Schwaben. – Schleierraub bei Musäus (Gr. 193).

Walachisches Märchen: Sch. 19. (Kronen).

29. Schlangenkraut.

a) Eine Schlange holt ein Kraut herbei, legt es auf eine getötete Schlange und belebt sie wieder.

b) ein Mensch sieht dies, legt das Kraut auf eine menschliche Leiche und ruft sie dadurch ins Leben zurück.

Hellenische Sage: Polyidos und Glaukos, Apollodor. III. 3. 1.

Germanische Sage: Siegmund und Sinfiötli. Völs. s. Kap. 7. Statt der Schlange treten hier Buschkatzen und noch andere kleinere Abweichungen ein.

Griechisches Märchen: Nr. 9 Var. 2. Nr. 64 V. 1 und 3.

Deutsches Märchens Gr. 16.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 57 und 59.

30. Blaubartformel.

a) Einer jungen, von einer älteren, meist dämonischen, abhängigen Figur wird von dieser verboten, eine gewisse Tür zu öffnen.

b) Die jüngere widersteht der Neugierde nicht und öffnet sie, was wichtige, anfangs meist schlimme, dann aber gute Folgen für sie hat.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 6. V. Nr. 15. 45. 68 und Var.

Deutsches Märchen: Blaubart, Gr. 3. Wolf d. Hausm. S. 210.

Walachisches Märchen: Sch. Nr. 2.

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 36.

Indische Formen: Benfey Pantschatantra I S. 152 folg.

31. Skyllaformel.

a) Die Stärke des Helden oder Ungetüms hat einen bestimmten Sitz.

b) Die falsche Schwester oder gewaltsam Entführte schmeichelt ihm das Geheimnis ab und

c) beraubt ihn der Stärke entweder

1. durch eigene Handlung oder

2. durch Verrat des Geheimnisses an einen Dritten.

Hellenische Sage: annähernd. Skylla, Nisos Vater und Tochter, und Minos.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Stärke des Helden Nr. 9 V. 2. Nr. 24. 32. – des Ungetüms Nr. 26. 64 V. 1 und 3. Nr. 65 V. 1. Nr. 70 V.

Deutsches Märchen: Stärke des Helden. Wolf d. Hausm. S. 255.

32. Die dankbaren Tiere.

a) Der mitleidige Held rettet mehrere Tiere vom Tode.

b) Diese beweisen ihm ihre Dankbarkeit durch ihren Beistand.

1. bei der Brautwette oder

2. in sonst gefährlichen Lagen.

Hellenische Sage: Melampus rettet zwei junge Schlangen, welche ihm durch Lecken der Ohren die Tiersprache lehren.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 9. 37. V. Nr. 61.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 17. Gr. Nr. 62. Gr. Nr. 104. 107. Ey S. 156.

Serbisches Märchen: Wuk Nr. 3.

33. Däumlingsformel.[1]

Der Held verbindet mit einer winzigen Gestalt Klugheit, Geistesgegenwart und Schalkheit.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: 55.

Albanesisches Märchen: 99.

Deutsches Märchen: Gr. 37 u. 45. Englisches: Tom Thumb Gr. III. S. 318.

34. Bakalaformel.

Vereinigung von Riesenstärke, getrübter Geisteskraft und Anflügen von Schalkheit.

Hellenische Sage: Der geisteswirre Herakles (?).

Germanische Sage: Anklänge an Thor, Siegfried und Eulenspiegel.

Griechisches Märchen: 34.

Deutsches Märchen: s. Anmerkungen.

Walachisches Märchen. Sch. 22.

35. Treu-Johannes-Formel.

a) Eine dem Helden untergeordnete und ihm sehr ergebene Gestalt leitet die Entführung seiner Geliebten.

b) Von Vögeln über die dem Brautpaare bei seinem Eintritte ins Vaterhaus drohenden Gefahren belehrt,

schützt er es vor denselben.

c) Weil er aber gegen das Verbot der Vögel davon spricht, erfüllt sich deren Drohung und er wird zu Stein,

d) aber vom Helden oder dessen Gattin wieder entsteinert.

Hellenische und germanische Sage: fehlen.

Griechisches Märchen: Nr. 29. Nr. 64 V. 4.

Deutsches Märchen: Gr. (1). 6. Wolf Hausm. S. 41. 383.

Walachisches Märchen: Sch. Nr. 11.

Neapolitanisches Märchen: Pentamerone Nr. 39.

36. Verkappung.

a) Der (meist in die Heimat rückkehrende) Held, oder die aus der Heimat fliehende Heldin verkappen sich, treten in ein Dienstverhältnis ein und verrichten niedere Arbeiten.

b) Zweimal schlüpfen der Held oder die Heldin aus ihrer Verkappung, zeigen sich in ihrer wahren Gestalt und kehren zu ihrer Verkappung zurück, oder der Held zeigt durch Übersendung von Kunstwerken der Geliebten seine Rückkehr an.

c) Beim drittenmale erfolgt deren Einsetzung in die ihnen gebührende Stelle.

Hellenische Sage: annähernd, der rückkehrende Odysseus (gibt sich Telemach und Eumäos zu erkennen).

Germanische Sage: annähernd. Swipdagr im eddischen Mengladaliede und Dietleib.

Griechisches Märchen: 6. 26. 27. (50). 51. (54). (67). 70. S. weiter Aschenputtelformel Nr. 17.

Deutsches Märchen: Gr. 65. Gr. 136. – S. weiter Aschenputtelformel Nr. 17.

Walachisches Märchen: Sch. Nr. 3. 4.

Varianten. Die als Mann verkappte Heldin, welche die Proben, die ihr Geschlecht verraten sollen, glücklich besteht und den Königssohn heiratet, bei dem sie sich aufhält. Griechisches Märchen: 10. – Albanesisches: 101. – Deutsches: Gr. 87. – Walachisches: Sch. 16. – Neapolitanisches: Pentamer. Nr. 26. (36).

Fußnoten

1 Von psychologischem Standpunkte möchten wir aus den Formeln 34, 35, 38 und 39 eine besondere Gruppe, und zwar die der Charaktermärchen bilden und ihnen bis zu einem gewissen Grade auch Formel 37 zugesellen, weil in ihnen eine in den übrigen Märchen fehlende Richtung, die der Charakterzeichnung, auftritt, und die Vergleichung der verschiedenen Charakternuancen zu dem, man kann wohl sagen zwingenden, Schluß führt,

daß die Zeichnung der einen mit Bezugnahme auf die andere erfolgt sei. Wir erblicken jedoch in dieser Bezugnahme ebensowenig als in der bei dem Sprachbau eingreifenden eine b e w u ß t e Tätigkeit. Sie ist uns hier wie dort ein Erzeugnis des geistigen Instinkts, welchen wir im Menschen lange vor dem Erwachen des Bewußtseins seines geistigen Verfallens als waltend annehmen, und als dessen Werk wir namentlich den Sprachbau betrachten.

Dritte Abteilung.

Dualistische Formeln, auf dem Gegensatz der Binnenwelt und Außenwelt ruhend.

37. Formel des starken Hans.

a) Die starke Gestalt (meist früh entwickelt 65 V. 1 oder Wunderkind 65 V. 3. 75.) ist im Kampfe gegen dämonische Ungetüme anfangs siegreich,

b) wird hierauf von solchen besiegt und getötet,

1. entweder durch Gewalt und

α) seine Frau geht in deren Besitz über,

β) er wird durch Schlangenkraut oder Lebenswasser wieder belebt,

γ) seine Frau erforscht vom Ungetüm den Sitz seiner Stärke,

δ) diese bricht der Held und gewinnt seine Frau zurück;

2. oder durch List, indem ihm seine mit dem Ungetüm verbundene Schwester oder Mutter den Sitz seiner Stärke abfragt und von dem Wiederbelebten samt dem Ungetüm getötet wird.

Hellenische Sage: annähernd, Herakles.

Germanische Sage: annähernd, Thor.

Griechisches Märchen: 24. 32. 64 u.V. 1 u. 3. 70.

Deutsches Märchen?

Walachisches Märchen: Sch. 27.

Serbisches Märchen: Wuk Nr. 1.

Litauisches Märchen: Schleicher 128.

38. Odysseus-Polyphemformel. – Sieg der Menschenlist über die unbehilfliche dämonische Stärke.

a) Der Listige wendet den auf sein Verderben gerichteten Anschlag des Riesen zu dessen Schaden.

b) Er entwendet ihm zwei zauberkräftige Dinge und holt ihn dann selbst.

Hellenische Sage: annähernd, Odysseus und Polyphem.

Germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 3 und Var.

Deutsches Märchen: *ad a*) Däumling, *ad b*) Gr. 192. – Wolf d.M. und S. Nr. 5. Verwandt, der englische listige Hans, der Riesentöter, Grimm III. S. 315.

39. Formel des Herrn Lazarus. Sieg der mit hohler Prahlerei gepaarten List des Schwachen über unbehilfliche dämonische Stärke.

Hellenische und germanische Sage: fehlt.

Griechisches Märchen: Nr. 18 und 23.

Deutsches Märchen: Gr. Nr. 20. Gr. Nr. 183.

Serbisches Märchen: Wuk. – Gr. III. S. 338.

40. Unterweltsfahrt.

a) Unglückliche. Der Held steigt in die Unterwelt, um etwas daraus zu holen, wird dort gefangen und erst durch einen Dritten befreit.

Hellenische Sage: Theseus und Pirithoos durch Herakles aus dem Hades befreit.

Germanische Sage: Dietrich und seine Gesellen durch Dietleib aus Laurins Gewalt befreit.

Griechisches und deutsches Märchen: fehlt.

b) Glückliche. Entweder:

1. Der Held kommt mit dem, was er holen will, zur Oberwelt, oder:

2. Der Zufall führt ihn in die Unterwelt, und er befreit dort gefangene Jungfrauen.

Hellenische Sage: Herakles und Alkeste. Herakles und Kerberos.

Germanische Sage: Siegfried und Brunhilde, annähernd.

Griechisches Märchen: *ad* 1. Nr. 67. *ad* 2. Nr. 15 und Var. Nr. 70.

Deutsches Märchen: *ad* 1. Gr. 30. – *ad* 2. Gr. Nr.

166.

Albanesisches Märchen: *ad* 1. Nr. 97. – 100 Heldin.

Litauisches Märchen: Schleicher S. 128.

VI. Übersicht der mit den Märchen dieser Sammlung übereinstimmenden Märchen.

G r i m m , Brüder. Kinder- und Hausmärchen, sechste große Ausgabe. Göttingen, Dieterich 1850. Band III., dritte Auflage 1856.

E y , August. Harzmärchenbuch. Stade, Steudel 1862.

W o l f , J.W. Deutsche Hausmärchen. Göttingen, Dieterich 1858. Wird mit dem Zusatz S. zitiert.

W o l f , J.W. Deutsche Märchen und Sagen, Leipzig 1845. Wird mit der Zahl ohne Zusatz zitiert, welche hier wie überall die M ä r c h e n n u m m e r bezeichnet.

Z i n g e r l e , Brüder. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck, Wagner 1852.

B a s i l e . Pentamerone. In´s Deutsche übersetzt von F. Liebrecht. Breslau, Max 1846.

W u k, Stephanowitsch Karadschidsch. Volksmärchen der Serben ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Berlin, Reimer 1854.

S c h o t t , Arthur und Ernst. Walachische Märchen. Stuttgart 1845.

S c h l e i c h e r , August. Litauische Märchen. Weimar, Böhlau 1857.

B e n f e y , Theodor. Patschatantra. Leipzig,

Brockhaus 1859.

Die Zahlen ohne Zusatz bezeichnen die Märchennummern. Die in Klammern gesetzten Märchen weichen entweder in ihrem Bau von dem entsprechenden griechischen teilweise ab, oder enthalten nur einen verwandten Hauptzug.

Zahl	Grimm	Ey	Wolf	Zingerle	Basile	Wuk	Schott	Schleicher	Benfey
1	11. 130. 141	. . . .	. . . . . .	. . .	48				
2	21. 31	. . . .	. . . . . .	2. 23	6	32 s.	16		
3	192	. . . .	Nr. 5	. . .	27				
4	. . . . . .	. . . .	S. 14						
5	181. 79	. . .	S. 82. 382						
6	136	. . . .	S. 276.	28. 32					
7	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	12				
8	(19)	. . . .	. . . . . .	. . .	3	. . .	27		
9	(104)	(S. 156)	. . . . . .	. . .	31	3	. . .	. . .	I. S. 194 f.
10	67	. . . .	. . . . . .	. . .	26. (36)	. . .	16		
11	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	S. 45	
12	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	Einltg. u. 18				
13									
14									
15	(36)	. . . .	S. 24	37	. . . . . .	. . .	19		
16	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	(22)				
17									
18	20. 183	. . . .	. . . . . .	29	. . . . .	1. s.			
19	46								
20	29								

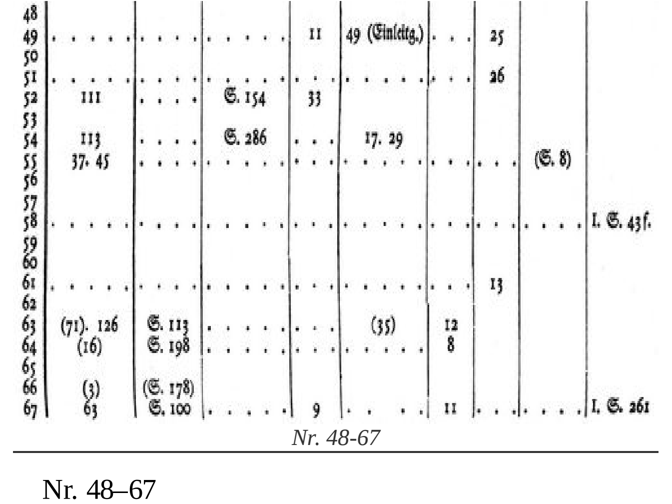
Übersicht Nr. 1-20

Übersicht Nr. 1–20

21	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	(2). 23	. . .	24		
22	60. (62). 85	. . . .	Nr. 27	25. 35	7. (9)	29	10	S. 4 u. 57	
23	20	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	. . . .	I. S. 506
24	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	27	S. 54	
25	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	(33)	(5)	(1)		
26									
27	65	. . . .	. . . . . .	16	16	28	3. 4	S. 10	
28									
29	6	. . . .	S. 41. 383	. . .	39	. . .	11	. : . .	I. S. 416
30	107	S. 188	Nr. 5	20					
31	144	. . . .	. . . . . .	. . .	15	. . .	9	. : . .	II. S. 144
32	. . . . . .	S. 154	S. 145. 255	. . .	. . . . . .	. . .	27	S. 54	
33	33								
34	59. 90	. . . .	. . . . . .	18	. . . . . .	. . .	22		
35	(152)								
36	60. 122	S. 52	S. 122	. . .	. . . . . .	26			
37	89. 62	. . . .	S. 138						
38									
39	112 B.								
40	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	S. 86	
41									
42	61	. . . .	Nr. 11	. .	. . . . . .	. . .	. . .	S. 83	
43									
44	122	S. 54	. . . . . .	. . .	. . . . . .	47			
45	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	9		
46	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	. . . .	II. S. 48
47	129	. . . .	. . . . . .	. . .	47				

Nr. 21-47

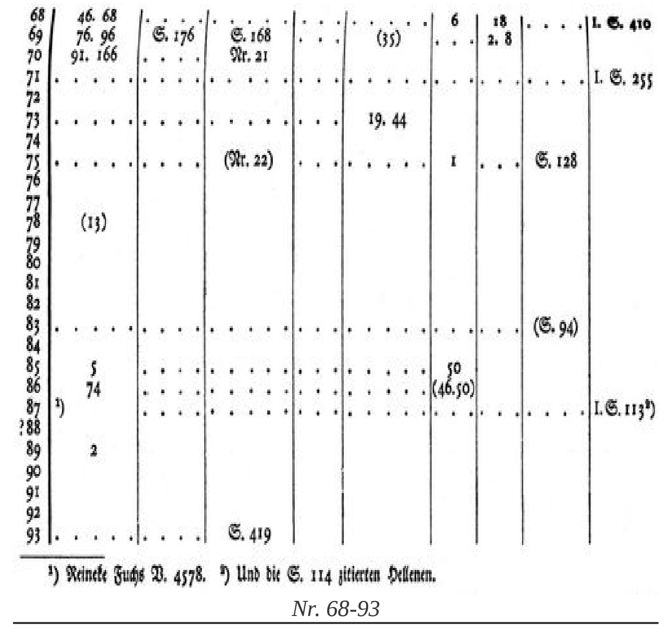
Nr. 21–47



Nr.									
48									
49	. . . . .	. . . .	. . . . .	11	49 (Einltg.)	. . .	25		
50									
51	. . . . .	. . . .	. . . . .	. . .	. . . . .	. . .	26		
52	111	. . . .	S. 154	33					
53									
54	113	. . . .	S. 286	. . .	17. 29				
55	37. 45	. . . .	. . . . .	. . .	. . . . .	. . .	. . .	(S. 8)	
56									
57									
58	. . . . .	. . . .	. . . . .	. . .	. . . . .	. . .	. . .	. . . .	I. S. 43f.
59									
60									
61	. . . . .	. . . .	. . . . .	. . .	. . . . .	. . .	13		
62									
63	(71). 126	S. 113	. . . . .	. . .	(35)	12			
64	(16)	S. 198	. . . . .	. . .	. . . . .	8			
65									
66	(3)	(S. 178)							
67	63	S. 100	. . . . .	9	. . . .	11	. . .	. . . .	I. S. 261

Nr. 48-67

Nr. 48–67



68	46. 68	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	6	18	. . . .	I. S. 410
69	76. 96	S. 176	S. 168	. . .	(35)	. . .	2. 8		
70	91. 166	. . . .	Nr. 21						
71	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	. . . .	I. S. 255
72									
73	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	19. 44				
74									
75	. . . . . .	. . . .	(Nr. 22)	. . .	. . . . . .	1	. . .	S. 128	
76									
77									
78	(13)								
79									
80									
81									
82									
83	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	(S. 94)	
84									
85	5	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	50			
86	74	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	(46.50)			
87	[1])	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	. . . .	I. S. 113[2])
?88									
89	2								
90									
91									
92									
93	. . . . . .	. . . .	S. 419						

[1]) Reineke Fuchs V. 4578. [2]) Und die S. 114 zitierten Hellenen.

Nr. 68-93

Nr. 68–93

94									
95	15	. . . .	. . . . . .	. . .	. . . . . .	35			
96	9. 25.	. . . .	. . . . . .	. . .	38	. . .	. . .	S. 35	
97	166								
98									
99	37. 45								
100	88. 108. 113	. . . .	. . . . . .	. . .	43	10	23	. . . .	II. S. 144
101	67	. . . .	. . . . . .	. . .	26. (36)	. . .	16		
102									
103	13. 53	. . . .	. . . . . .	. . .	6	. . .	5		
104									
105	(148)								
106									
107									
108									
109									
110	64	. . . .	. . . . .	4	. . . . . .	3			
111	143								
112									
113	(52)	. . . .	. . . . . .	. . .	40				
114	. . . . .	S. 64	. . . . .	. . .	. . . . . .	. . .	. . .	. . . .	I. S. 445

Nr. 94-114

Nr. 94–114

Griechische Märchen.

Aus Epirus.

1. *Vom Asterinos und der Pulja.*

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Kinder, einen Knaben, der hieß Asterinos, und ein Mädchen, das hieß Pulja. Eines Tages kam ihr Mann von der Jagd zurück und brachte ihr eine Taube, die sie zum Essen kochen sollte. Die Frau nahm die Taube, hängte sie an einen Nagel und ging vor die Türe, um mit den Nachbarinnen zu plaudern; da kommt die Katze, sieht die Taube am Nagel hängen, springt danach, erhascht sie und frißt sie. Als nun Essenszeit herankam, und die Weiber auseinander gingen, wollte die Frau die Taube holen, und da sie nichts mehr fand, so merkte sie, daß die Katze sie geholt habe, und hatte nun Furcht, daß ihr Mann zanken werde. Die Frau bedachte sich also nicht lange, schnitt sich die eine Brust ab und kochte sie. Da kam der Mann nach Hause und fragte: »he, Frau! hast du etwas zu Essen gekocht?« »Ja, ich habe etwas für dich«, antwortete diese, und als sie sich zu Tische setzten, sagte er zu ihr: »setze dich zu mir«, sie aber erwiderte: »ich habe schon vor einem Weilchen gegessen, weil du so lange ausgeblieben bist.«

Nachdem der Mann gegessen hatte, sagte er: »was das für schmackhaftes Fleisch war, so habe ich noch niemals welches gegessen.« Da sagte ihm die Frau: »so und so ist es mir ergangen, ich hatte die Taube an den

Nagel gehängt und ging hinaus, um Holz zu holen, und als ich zurückkam, fand ich sie nicht, die Katze hatte sie geholt, da schnitt ich mir die Brust ab und kochte sie, und wenn du es nicht glauben willst, so sieh her«; und dabei zeigte sie ihm die blutende Brust.

Darauf sprach der Mann: »Wie schmackhaft ist doch das Menschenfleisch! Weißt du was wir tun? Wir wollen unsere Kinder schlachten und sie essen; wenn wir morgen in die Kirche gehen, so gehe du früher nach Hause und dann schlachte und koche die Kinder, und wenn sie fertig sind, so rufe mich.«

Was sie da zusammen sprachen, das hörte aber das Hündchen, und da die Kinder bereits schliefen, so ging es an ihr Bett und bellte ap! ap!

Davon erwachten die Kinder und hörten eine Stimme, die sagte: »steht auf und flieht, sonst kommt eure Mutter und schlachtet euch.« Doch die Kinder riefen: »still! still!« und schliefen wieder ein. Als aber der Hund abermals bellte und die Stimme nochmals sprach, da standen sie auf, und zogen sich an.

»Was sollen wir mitnehmen?« fragte der Knabe die Pulja. – »Was wir mitnehmen sollen? Ich weiß es nicht, Asterino,« antwortete das Mädchen, »doch ja! nimm ein Messer, einen Kamm und eine Hand voll Salz.« Das nahmen sie und auch den Hund, machten sich auf den

Weg und liefen ein Stück, und indem sie so liefen, sahen sie von weitem ihre Mutter, die sie verfolgte; da sagte Asterinos zu seiner Schwester: »sieh, dort läuft die Mutter uns nach, sie wird uns einholen.« »Lauf, Herzchen, lauf«, erwiderte das Mädchen, »sie holt uns nicht ein.« »Jetzt hat sie uns, lieb Pulja.« – »Wirf das Messer hinter dich.« Das tat der Knabe und daraus ward eine ungeheure Ebene zwischen ihnen und der Mutter, diese aber lief schneller als die Kinder und kam ihnen wieder nahe. »Jetzt packt sie uns«, rief der Knabe wiederum. – »Lauf, Herzchen, lauf, sie holt uns nicht ein.« – »Da ist sie!« – »Wirf den Kamm hinter dich.« Er tat es und daraus ward ein dichter, dichter Wald. Die Mutter arbeitete sich aber auch durch das Dickicht, und als sie zum dritten Male die Kinder erreichte, warfen sie das Salz hinter sich, und das ward zum Meere, da konnte die Mutter nicht durch. Die Kinder blieben am Rande stehen und sahen hinüber. Die Mutter aber rief ihnen zu: »Kommt zurück, liebe Kinder, ich tue euch nichts«, und als diese zögerten, drohte sie ihnen und schlug sich vor Zorn an die Brust. Da erschraken die Kinder, wandten sich um und liefen weiter.

Als sie nun ein gut Stück gelaufen waren, sagte Asterinos: »Pulja, mich dürstet.« – »Geh' zu«, erwiderte diese, »da vorne ist die Quelle des Königs, da kannst du trinken.« Sie gingen ein Stück weiter, da rief er wieder:

»mich dürstet, ich verschmachte«; und indem er so klagte, erblickte der Knabe eine Wolfsspur, die voll Wasser war, und da sagte er: »davon will ich trinken.« »Trinke nicht«, rief Pulja, »denn sonst wirst du ein Wolf und frissest mich.« »So will ich nicht trinken und leide lieber Durst.«

Darauf gingen sie ein gut Stück weiter und fanden eine Schafspur, die voll Wasser war. Da rief der Knabe: »ich halte es nicht länger aus, davon muß ich trinken.« »Trinke nicht«, sagte ihm das Mädchen, »sonst wirst du zum Lamme, und sie werden dich schlachten.« »Ich muß trinken, wenn ich auch geschlachtet werde.« Da trank er und wurde in ein Lamm verwandelt, lief der Schwester nach und blöckte: beh Pulja, beh Pulja. »Komm mir nach«, sagte diese, und ging noch ein Stück weiter, fand die Quelle des Königs, neben der ein hoher Cypressenbaum stand, und trank Wasser; drauf sagte sie zum Schäfchen: »bleibe du hier mit dem Hunde, mein Herz«; und während das Lämmchen graste, betete sie zu Gott: »lieber Gott, gibst du mir nicht Kraft auf die Cypresse zu steigen?« So wie sie ihr Gebet vollendet hatte, hob sie die Kraft Gottes auf die Cypresse, und es ward dort ein goldener Thron, auf den sich das Mädchen setzte, das Lamm aber blieb mit dem Hunde unter dem Baume und weidete.

Bald darauf kamen des Königs Knechte, um die Pferde zu tränken; wie aber die Pferde in die Nähe der Cypresse kamen, da zerrissen sie die Halfter und liefen davon, denn sie scheuten vor den Strahlen der Pulja, die wunderschön war. »Komm herunter«, riefen ihr die Knechte zu, »damit die Pferde saufen können, denn sie scheuen sich vor dir.« »Ich tu's nicht«, erwiderte sie, »ich hindere euch nicht, laßt die Pferde saufen, so viel sie wollen.« »Komm herunter«, riefen diese abermals. Aber sie hörte nicht auf sie und blieb auf dem Baume sitzen.

Da gingen die Knechte zum Sohne des Königs und sagten ihm, daß auf dem Cypressenbaume ein wunderschönes Mädchen sitze, mit ihren Strahlen die Pferde nicht saufen lasse und doch nicht herunter kommen wolle. Als der Prinz das hörte, ging er selbst zur Quelle und befahl dem Mädchen vom Baume zu steigen, aber sie weigerte sich, und zum zweiten und dritten Male rief er: »steige herunter, sonst fällen wir den Baum.« »Fällt ihn immerhin, ich komme nicht herunter.« Da holten sie Leute um den Baum umzuschlagen; während diese aber hieben, kam das Lamm herbei und leckte die Cypresse, und davon ward sie noch zweimal so dick. Sie hieben und hieben und konnten sie nicht umhauen. Endlich wurde der Prinz ungeduldig, schickte die Leute heim, ging zu einer alten Frau und sagte zu ihr: »wenn du mir jenes Mädchen von dem Baume herunterbringst, so

gebe ich dir so viel Gold als in deine Haube geht.« Die Alte versprach es ihm und nahm eine Mulde, ein Sieb und einen Sack Mehl und ging damit unter die Cypresse. Als sie nun vor dem Baume stand, stürzte sie die Mulde verkehrt in die Erde, nahm das Sieb verkehrt in die Hand und siebte. Da rief das Mädchen vom Baume: »herum mit der Mulde, herum mit dem Sieb!« Die Alte tat, als hörte sie nicht, und sagte: »wer bist du, Schätzchen? ich höre nicht.« »Herum mit der Mulde, herum mit dem Siebe!« rief das Mädchen zum zweiten und dritten Male. Darauf sagte die Alte: »Schätzchen, ich höre nicht, wer bist du? ich sehe dich nicht, komm und zeige mir, wie man sieben muß, und Gottes Segen sei mit dir.« Da kam das Mädchen nach und nach herunter, und während sie zur Alten ging, um ihrs zu zeigen, sprang der Prinz aus seinem Versteck hervor, hob sie auf seine Schulter und trug sie fort in das Königsschloß; das Lamm und der Hund folgten ihnen, und nach kurzer Zeit vermählte er sich mit ihr.

Der König aber liebte seine Schwiegertochter so sehr, daß die Königin neidisch wurde. Als daher der Prinz eines Tages ausgegangen war und seine Frau im Garten lustwandelte, befahl die Königin ihren Dienern, sie sollten ihre Schwiegertochter nehmen und in einen Brunnen werfen. Die Diener taten, wie ihnen die Königin befohlen hatte, und warfen sie in den Brunnen. Darauf kam der

Prinz nach Hause und fragte seine Mutter: »wo ist meine Frau?« – »Sie ist spazieren gegangen«, war die Antwort. Darauf sagte die Königin: »jetzt, wo diese nicht mehr da ist, wollen wir auch das Lamm schlachten.« »Das ist recht«, sagten die Diener. Als das Lamm das hörte, lief es zum Brunnen und klagte seiner Schwester: »lieb Pulja, sie wollen mich schlachten.« – »Schweig still, mein Herzchen, sie tun dir nichts.« – Das Lamm aber rief wiederum: »lieb Pulja, sie wollen mich schlachten.« – »Sei ruhig, sie schlachten dich nicht.« – »Sie wetzen die Messer, lieb Pulja! – sie laufen mir nach und wollen mich fangen, lieb Pulja! sie haben mich gefangen und wollen mich schlachten, lieb Pulja!« Da rief diese aus dem Brunnen: »Was kann ich dir helfen? du siehst, wo ich bin.« – Die Diener aber brachten das Lamm zum Schlachten, und wie sie ihm das Messer an die Kehle setzten, da betete Pulja zu Gott und sprach: »lieber Gott! sie schlachten meinen Bruder und ich sitze hier im Brunnen.« Sogleich bekam sie Kraft und sprang aus dem Brunnen, lief herzu und fand das Lamm mit abgeschnittenem Halse.

Da schrie und jammerte sie, sie sollten es loslassen, aber es war zu spät, es war schon geschlachtet. »Mein Lamm,« rief Pulja, »mein Lamm!« und klagte und schluchzte so sehr, daß der König selbst herbeikam. Der sagte zu ihr: »was willst du? soll ich dir ein gleiches von

Gold machen lassen? oder wie willst du es sonst haben?« – »Nein, nein,« rief sie, »mein Lamm! mein Lamm!« – »Sei ruhig Kind, was geschehen ist, ist geschehen.«

Als die Diener es nun gebraten hatten, da sagten sie zu ihr: »komm her und setze dich und iß mit.« Die Pulja aber erwiderte: »ich habe schon gegessen, ich esse jetzt nicht noch einmal.« – »Komm doch, Liebe, komm.« – »Eßt, sage ich euch, ich habe schon gegessen.« – Als sie nun vom Tische aufstanden, sammelte Pulja alle Knochen, legte sie in einen Krug und begrub sie in die Mitte des Gartens. Da aber, wo sie begraben waren, wuchs ein ungeheuer großer Apfelbaum und trug einen goldenen Apfel, und Viele versuchten ihn zu brechen, es gelang ihnen aber nicht, denn je näher sie ihm kamen, desto höher stieg der Apfel.

Da sagte die Pulja zum König: »Alle seid ihr hingegangen und habt ihn nicht pflücken können, laß mich doch auch einmal mein Glück versuchen, vielleicht pflücke ich ihn.« – »Es haben es so viele geschickte Leute versucht und konnten es nicht dahin bringen, und nun willst du es zu Stande bringen?« – »Laß mich es doch einmal versuchen, tue mir den Gefallen!« – »Nun so geh in Gottes Namen«, sagte der König. So wie sie zum Baume kam, senkte sich der Apfel mehr und mehr, bis sie ihn erreichen konnte, und als sie ihn gefaßt hatte,

sagte er ihr leise: »ziehe, bis du mich gepflückt hast.« So pflückte sie ihn und steckte ihn in die Tasche und rief: »lebe wohl, mein süßer Schwiegervater, aber über die Hündin von Schwiegermutter möge alles Unglück kommen!« Drauf ging sie fort und kam nicht wieder.

2. *Aschenputtel.*

Es waren einmal drei Schwestern, die spannen mit ihrer alten Mutter Lein, und machten unter sich aus, daß die, welcher der Faden risse und die Spindel zu Boden fiele, von den andern aufgegessen werden sollte. Da fiel der Mutter die Spindel zuerst zu Boden, und sie verziehen es ihr und fuhren fort zu spinnen; darauf fiel sie ihr abermals, und sie verziehen ihr wiederum; als sie sie aber zum dritten Male fallen ließ, sagten die beiden ältesten Schwestern: »nun aber wollen wir sie aufessen!« Doch die jüngste wehrte ihnen ab und rief: »tut es nicht! tut es nicht! Wenn ihr durchaus Fleisch essen wollt, so schlachtet lieber mich und laßt sie am Leben.« Die beiden älteren Schwestern hörten aber nicht auf die Bitten und Tränen der jüngeren, sondern schlachteten und kochten ihre alte Mutter, und als sie sich zu Tische setzten um sie zu essen, luden sie die jüngste ein mitzuessen. Sie aber setzte sich auf einen Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand und ganz mit Hühnerkot beschmutzt war, und weinte und verwünschte ihre Schwestern. Als die älteren abgegessen hatten, ging sie hin und sammelte alle Knochen und Knöchelchen der Mutter, begrub sie bei der Aschengrube und beräucherte sie täglich mit Weihrauch. Nachdem vierzig Tage vorüber waren, wollte sie sie von dort wegnehmen und sie an

einen andern Ort bringen; aber wie sie den Stein aufhob, unter dem sie lagen, wurde sie von dem Glanze geblendet, der ihr entgegenstrahlte, und statt der Knochen fand sie drei kostbare Kleider; auf dem einen war der Himmel mit seinen Sternen, auf dem zweiten der Frühling mit seinen Blumen, auf dem dritten das Meer mit seinen Wellen gestickt; und dabei lag ein großer Haufen von Geldstücken aller Art.

Das Mädchen ließ diese Sachen da, wo sie lagen, deckte wieder den Stein darauf und setzte sich, wie sie gewohnt war, auf den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als ihre Schwestern heimkamen und sie wieder dort sitzen sahen, machten sie sich über sie lustig und riefen sie bei dem Spottnamen Hühnerdrekkelchen, den sie ihr gegeben hatten.

Am nächsten Sonntag gingen die älteren Schwestern in die Kirche. Kaum waren sie aber weg, so wusch sich die jüngste, so schnell sie konnte, allen Schmutz ab, der an ihr war, zog das Kleid an, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war, steckte sich die Taschen voll Geldstücke und ging in die Kirche. Da staunte alle Welt über sie, und der Glanz, in welchem sie strahlte, blendete Aller Augen. Als die Kirche aus war, folgte ihr ein großer Haufen Volks, um zu sehen, wo sie hinginge; sie aber nahm das Geld mit vollen Händen aus ihren

Taschen und streute es auf den Weg, um das Volk aufzuhalten, und kam so wirklich ungesehen nach Hause.

Dort schlüpfte sie rasch in ihre alten Kleider, und setzte sich auf ihren gewohnten Sitz, den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als nun ihre Schwestern nach Hause kamen, sagten sie zu ihr: »komm her, du Ärmste, und laß dir erzählen von der schönen Dame, die heute in unsere Kirche kam; die war so schön, wie die Tochter der Sonne, und hatte dir Kleider an, die strahlten und glitzerten, daß einem davon die Augen weh taten, und unterwegs streute sie Geld aus. Da sieh her, wie viel wir gesammelt haben; wärst du mitgegangen, so hättest du auch welches sammeln können.« Sie aber antwortete: »dummes Geschwätz! was kümmert mich die Fremde und ihre Goldstücke?«

Am andern Sonntag machte sie es gerade so, wie das erste Mal, und kam glücklich nach Hause, ohne daß es Jemand merkte.

Beim dritten Male verfolgte sie auch der Königssohn und war so nahe hinter ihr her, daß sie beim Laufen einen Pantoffel verlor und nicht Zeit hatte ihn aufzuheben. Der Königssohn sah ihn, und hob ihn auf, und darüber verlor er das Mädchen aus den Augen.

Der Königssohn hatte sich aber so sehr in die Unbekannte verliebt, daß er im ganzen Lande bekannt

machen ließ, er wolle dasjenige Mädchen zur Frau nehmen, deren Fuß genau in den gefundenen Pantoffel passe. Er ging selbst in alle Häuser, um die Probe zu machen, doch es wollte ihm nirgends gelingen.

Das hörten auch die Schwestern des Hühnerdreckelchen und sprachen zu ihm: »dein Fuß ist so klein, geh doch einmal hin und probiere den Pantoffel.« Es wollte aber nichts davon hören und sagte: »wollt ihr etwa, daß ich den Pantoffel voll Hühnerkot machen soll, indem ich ihn anprobiere?« Endlich entschloß sich der Königssohn, die Häuser der Reihe nach durchzunehmen, und kam so auch in das der drei Schwestern. Da luden dessen Begleiter auch die Jüngste ein, den Pantoffel zu probieren; die aber sagte: »ihr habt mich nur zum Besten.« Sie ließen jedoch nicht ab ihr zuzureden, und so stand sie endlich von ihrem Holzsattel auf. Sowie sie der Königssohn erblickte, merkte er, daß sie die rechte sei. Es kostete ihm aber noch viele Mühe, bis er das Mädchen dahin brachte, den Pantoffel zu probieren, und siehe da, er paßte ihr vollkommen. Da rief der Prinz: »ich will dich zur Frau nehmen.« Sie aber antwortete: »ich bin ein armes Ding, das solltest du nicht zum Besten haben.« Doch er beteuerte ihr, daß es ihm Ernst sei, und als das Mädchen sich endlich davon überzeugte, ging sie hin, zog eins von den schönen Kleidern an und strahlte bei der Hochzeit in königlicher

Herrlichkeit.

Es dauerte nicht lange, so wurde ihr Leib gesegnet, und als sie in die Wochen kam, benutzten ihre Schwestern, die auf ihr Glück neidisch waren, die Gelegenheit, um sie zu besuchen. Als sie zu ihr kamen, war gerade niemand anders im Gemache. Da steckten sie sie schnell in einen Kasten und warfen ihn in den Fluß.

Der Kasten schwamm aber auf dem Wasser, bis er an das Ufer getrieben wurde. Dort fand ihn eine Alte, mit deren Verstand es nicht ganz richtig war, und trug ihn zu ihrer Feuerstätte, um ihn als Brennholz zu benutzen. Wie sie ihn mit ihrer Axt zerhauen wollte, da sprang er von einander und die Königin setzte sich auf; darüber erschrak die Alte so sehr, daß sie auf und davon lief und nicht mehr wiederkam. Die Königin blieb also allein in der Wildnis und hörte rings umher die Wölfe heulen und die Eber grunzen und die Löwen brüllen. Da setzte sie sich nieder und weinte und bat den lieben Gott: »lieber Gott! gib mir eine Hülle, um den Kopf hinein zu stecken, damit ich nicht das Geschrei der wilden Tiere zu hören brauche!« Der liebe Gott gewährte ihr, um was sie ihn gebeten hatte. Darauf rief sie abermals: »lieber Gott, mache die Höhle noch etwas größer, damit ich mit dem halben Leibe hineinschlüpfen kann!« und als ihr auch

dieses gewährt wurde und sie merkte, daß sie erhielt, um was sie bat, da bat sie zum dritten Male um ein großes Schloß, mit aller zum Leben erforderlichen Einrichtung. Kaum war sie mit ihrer Bitte zu Ende, so saß sie auch schon in einem herrlichen, mit Allem wohlversehenen Schlosse, und aller Hausrat, der darin war, konnte reden, und antwortete auf ihre Fragen, und hörte auf ihre Befehle. Wenn sie hungrig war, so rief sie nur: »komm herbei, Tisch, mit allem nötigen Gedecke«; »kommt her, ihr Löffel, Messer, Gabeln, Gläser, Flaschen«; »kommt her, ihr Speisen!« und sogleich erschien Alles, wonach sie gerufen. Wenn sie aber abgegessen hatte, so rief sie: »seid ihr noch vollzählig? fehlt nichts?« und darauf erwiderte das Tischgeräte: »nein, es fehlt nichts.«

Eines Tages verirrte sich der Königssohn auf der Jagd und geriet in jene Einöde. Als er nun das Schloß erblickte, ging er hin, um zu sehen, wer darin wohne. Er fand das Tor verschlossen und klopfte also an. Seine Frau hatte ihn schon von weitem erkannt; sie ließ es sich aber nicht merken, sondern rief: »wer klopft an der Pforte?« Er antwortete: »ich bins, mache auf!« Da rief sie: »öffne dich, Pforte!« und sogleich tat sich diese auf und er trat ein, stieg die Treppe hinauf und fand dort seine Frau auf einem Throne sitzend, aber er erkannte sie nicht. Da sprach er zu ihr: »guten Tag!« und sie erwiderte: »sei willkommen!« und sogleich rief auch das

ganze Hausgeräte, was im Schloße war: »sei willkommen! sei willkommen!« Darauf rief sie einen Sessel herbei, und als dieser herangekommen war, lud sie ihren Gast ein, sich darauf zu setzen, und frug ihn nach der Ursache seines Besuches. Als sie hörte, daß er sich auf der Jagd verirrt habe, sagte sie ihm, er solle über Tisch bleiben und dann nach Hause zurückkehren.

Darauf rief sie den Tisch herbei, und dieser kam mit allem nötigen Gedecke. Dann sprach sie: »kommt, ihr Wasserkannen und Waschbecken und Handtücher, damit wir uns waschen!« Nachdem sie sich gewaschen: »kommt nun, ihr Speisen von zehnerlei Art!« und alles, was sie befahl, kam sogleich herbei.

Als sie abgegessen hatten, nahm der Königssohn heimlich einen Löffel weg und steckte ihn in seinen Stiefel. Wie sie aber von der Tafel aufstanden, rief die Hauswirtin zu seinem großen Schrecken: »Sage mir, Tisch, ob du dein ganzes Tischzeug hast?« Der antwortete: »ja!« »Sagt mir, ihr Löffel, ob ihr noch alle da seid!« Die aber sagten: »ja, bis auf einen!« und dieser rief: »ich stecke in dem Stiefel des Gastes.« Die Wirtin aber tat, als habe sie es nicht gehört, und fragte abermals: »hört, ihr Löffel, seid ihr noch alle da?« Da warf der Prinz den Löffel heimlich weg und wurde dabei ganz rot. Sie aber rief: »warum wirst du denn rot? ich

habe wohl gemerkt, was du getan hast, doch du brauchst dich nicht zu fürchten, denn ich bin deine Frau und so und so ist es mir ergangen.«

Da herzten und küßten sie sich, und jedes erzählte dem andern alles, was sich mit ihm seit ihrer Trennung zugetragen. Darauf befahl die Königin ihrem ganzen Schlosse, sich nach der Hauptstadt ihres Gemahles auf den Weg zu machen, und sogleich fing das an, nach jener Gegend hinzurücken. Als die Leute in der Stadt hörten, daß ein großes Schloß herzuwandere, liefen sie alle heraus, um dies mit anzusehn, und als dasselbe endlich stille stand und der Königssohn mit seiner verlorenen Gemahlin heraustrat, entstand ein ungeheurer Jubel, und sogleich begannen große Festlichkeiten, um ihre Rückkehr zu feiern. Der Königssohn aber ließ die beiden Schwestern seiner Frau kommen und hieb sie mit eigener Hand in Stücke und lebte von nun an glücklich und zufrieden mit seiner Frau.

3. *Von dem Schönen und vom Drakos.*

Es war einmal ein Mann, der verpraßte seine Jugend in jeder Art von Lust und Vergnügen. Nachdem er sich aber ausgetobt hatte, entschloß er sich, zu heiraten. Seine Frau gebar ihm zwei Knaben, von denen der jüngste sehr schön war, und daher von seinem Bruder sehr gehaßt wurde. Als sie nun eines Tages zusammen in den Wald gingen, da packte der Ältere seinen Bruder, band ihn an einen Baum und ging seiner Wege, indem er hoffte, daß der schöne Knabe so verschmachten müsse.

Der Zufall wollte aber, daß ein alter und buckliger Schäfer mit seiner Herde an dem Baume vorüberzog, an dem der Knabe gebunden war, und als dieser ihn erblickte, fragte er: »sage mir doch, mein Sohn, warum sie dich so an den Baum gebunden haben.« Dieser antwortete: »weil ich sehr buckelig war, haben sie mich an den Baum gebunden, und davon ist mein Rücken ganz grade geworden.« »Willst du mich nicht auch binden«, sagte darauf der Schäfer, »damit auch mein Rücken grade werde?« »Ei warum sollte ich dir nicht den Gefallen tun?« antwortete der Knabe, »wenn du mich losbindest, so will ich dich daran binden, so gut ich es nur vermag.« Da löste der Schäfer die Stricke, mit denen der Knabe gebunden war; er band nun den Schäfer an seiner Statt an den Baum; und mit dieser List nahm er dem

Schäfer seine Herde und zog damit fort. Darauf begegnete er einem Pferdehirten und betrog ihn um dessen Herde, und dann begegnete er einem Ochsenhirten und nahm auch dem seine Herde.

Durch diese und ähnliche Streiche wurde er nach und nach so berühmt im Lande, daß sein Ruf bis zu dem König drang und dieser neugierig wurde, den Menschen zu sehn, welcher alle Welt betrügen könne. Er befahl also seinen Leibwächtern, den Schönen einzufangen und vor ihn zu führen.

Als nun der Schöne vor den König gebracht wurde, sprach dieser zu ihm: »du hast durch die Streiche, welche du den Leuten gespielt, das Leben verwirkt; wenn du aber im Stande bist, mir das Flügelpferd des Drakos zu bringen, so will ich dir das Leben schenken; wenn du das nicht kannst, so lasse ich dich in Stücke hauen!« Da sagte der Schöne: »wenn es weiter nichts ist, das will ich schon holen.« Er machte sich also auf, und ging grades Wegs in den Stall, wo das Flügelpferd des Drakos stand; so wie er aber die Hand ausstreckte, um es am Zaume zu fassen, da fing es, so stark es konnte, zu wiehern an. Der Stall war aber grade unterhalb der Stube, in der der Drakos schlief, so daß dieser von dem Wiehern des Gaules geweckt wurde und ihm zurief: »was hast du denn, mein Schätzchen, daß du so spektakelst?« Nach

einer Weile versuchte der Schöne von neuem den Gaul loszubinden, der fing aber wieder so laut zu wiehern an, daß der Riese abermals aufwachte und den Gaul fragte, was er denn habe, daß er so spektakle. Als nun der Schöne abermals den Gaul abzubinden versuchte und dieser abermals wieherte und den Drakos zum dritten Male weckte, da wurde der böse, ging in den Stall, nahm eine Peitsche und gab dem Pferd eine derbe Tracht Schläge. Das verdroß aber den Gaul, und als sich daher der Drakos wieder niedergelegt hatte, und der Schöne von neuem versuchte, ihn abzubinden, so ließ er sich das ruhig gefallen. Da zog der Schöne den Gaul aus dem Stalle, setzte sich darauf, und rief, so laut er konnte: »he Drakos! Drakos! wenn dich einer fragt, wer dir deinen Gaul genommen habe, so sage, das sei der Schöne gewesen«, und ritt darauf, so rasch er konnte, zum König.

Der König aber sagte ihm: »das Flügelpferd reicht mir nicht hin, du mußt mir auch die Bettdecke mit den Schellchen des Drakos bringen, sonst lasse ich dich in Stücke hauen.« Da antwortete der Schöne: »wenn es weiter nichts ist; die will ich schon holen.« Er ging also zum Hause des Drakos, stieg in der Nacht auf das Dach und öffnete die Dachluke, ließ die Kesselkette herab und versuchte mit dem Kesselhaken die Bettdecke herauf zu ziehen. Da fingen aber die Schellchen zu klingen an, und

davon wachte der Drakos auf und rief: »Frau, du hast mich aufgeweckt!« und zog die Decke wieder an sich, und zugleich den Schönen aus der Dachluke herunter in die Stube. Da packte ihn der Drakos und band ihn und sprach zur Drakäna: »Morgen werde ich in die Kirche gehn, du aber mußt zu Hause bleiben und ihn schlachten und zurichten, und wenn ich aus der Kirche komme, so wollen wir ihn verzehren.«

Als nun am andern Morgen der Drakos zur Kirche gegangen war, packte die Drakäna den Schönen, um ihn zu schlachten. Während sie ihn losband, sagte er zu ihr: »warte ein bischen, damit ich mich noch einmal vor dir verbeugen kann«; und wie sie ihm ein bischen Luft ließ, so daß er sich bücken konnte, da packte er sie bei den Beinen, riß sie zu Boden, schlachtete sie und steckte sie in den Backofen, den sie für ihn angezündet hatte; ihre Brüste aber schnitt er ab und hängte sie an den Nagel. Dann nahm er die Schellendecke und brachte sie dem Könige.

Der König aber sagte: »auch das ist noch nicht genug, du mußt mir den Drakos selbst holen, oder ich lasse dich in Stücke hauen.« Da antwortete der Schöne: »auch das soll geschehen, aber du mußt mir dazu zwei Jahre Zeit lassen, damit mir der Bart wächst, und er mich nicht erkennt.« Der König war das zufrieden, und nun wartete

er zwei Jahre lang, bis ihm der Bart gewachsen war. Darauf machte er sich nach dem Hause des Drakos auf den Weg und begegnete einem Bettler, den fragte er, ob sie nicht ihre Kleider tauschen wollten; und da der es zufrieden war, so zog er dessen Kleider an und gab ihm dafür die seinigen. Darauf ging er grades Wegs in das Haus des Drakos und traf ihn, wie er grade einen Kasten zimmerte, und sprach: »guten Tag, deiner Herrlichkeit, gib mir ein Stückchen Brot.« Dieser aber sprach: »wart ein bischen, bis ich den Kasten fertig habe, dann gebe ich dir.« Da fragte ihn der Bettler: »was hast du denn mit diesem Kasten vor?« Der Drakos erwiederte: »so und so ist es mir mit dem Schönen ergangen und darum habe ich diesen Kasten gemacht, um ihn hinein zu stecken, wenn ich ihn erwische.« Da sprach der Bettler: »das ist in der Tat ein großer Bösewicht, denn der ist auch Schuld an meinem Elend und hat mich so herunter gebracht. Aber dein Kasten ist zu klein für ihn, denn er ist ein großer Mensch.« »Ei was«, antwortete der Drakos; »der Kasten ist ja für mich groß genug.« Der Bettler sagte: »ja, aber der Schöne ist auch fast so groß wie du, geh her und probier's einmal, wenn du hinein gehst, so geht auch er hinein.« Da legte sich der Drakos in den Kasten, und der Schöne machte den Deckel zu und rief: »drücke mal, um zu sehn, ob du den Kasten nicht sprengen kannst.« Da drückte der Drakos, was er konnte, und rief dann: »er ist

fest, mache nur auf!« statt dessen aber schlug der Schöne den Deckel mit Nägeln noch fester zu und schlug auch Nägel in die Bretter, damit er sich nirgends widerstemmen könne. Darauf lud er den Kasten auf den Rücken und trug ihn zum König. Dieser war aber so neugierig, den Drakos zu sehn, daß er ein Loch in den Kasten schnitt, um hinein zu sehn. Da, wo er das Loch schnitt, war grade der Mund des Drakos, und wie nun der König hineinsah, verschluckte ihn der Drakos auf einmal. Darauf nahm der Schöne die Königstochter zur Frau und wurde der König des Landes.

4. *Vom eisernen Derwisch und dem Prinzen mit den drei Zwiebäcken.*

Es war einmal eine Königin, die bekam keine Kinder, und war darüber sehr traurig. Als sie eines Tages vor ihrer Türe saß und über ihr Mißgeschick nachdachte, kam ein Derwisch zu ihr, und fragte sie: »warum bist du so traurig, Frau Königin?« Diese aber erwiederte: »gehe deiner Wege und frage mich nicht.« »So sage mir's doch, vielleicht kann ich dir helfen.« »Ich bin darüber so traurig, daß ich keine Kinder bekomme.« »Wenn es weiter nichts ist, so kann ich dir helfen; wenn ich aber mache, daß du drei Kinder bekommst, gibst du mir dann eins davon?« Da rief die Königin: »wenn du machst, daß ich drei Kinder bekomme, so will ich dir gerne eins davon geben.« Er gab ihr drei Äpfel, und als sie diese gegessen hatte, wurde ihr Leib gesegnet, und sie gebar drei Knaben, den einen nach dem andern.

Als die Knaben heranwuchsen und in die Schule geschickt wurden, kam eines Tags der Derwisch unterwegs zu dem jüngsten, gab ihm einen Apfel und sagte: »stecke ihn in den Busen, und wenn dich am Abend die Mutter auszieht und der Apfel auf die Erde fällt, da sage ihr: denke an das Versprechen, das du dem Derwisch gegeben hast.«

Als am Abend die Mutter den Jüngsten auszog, fiel

der Apfel zur Erde, und dabei fiel ihm der Auftrag des Derwisches ein, und er sagte zu seiner Mutter: »ein Derwisch hat mir diesen Apfel gegeben und mir aufgetragen, dir zu sagen, daß du dich an das Versprechen erinnern sollest, das du ihm gegeben hast.« Die Mutter antwortete: »wenn er dir morgen wieder begegnet, so sage ihm, daß er zu mir kommen soll.« Der Knabe tat, wie ihm geheißen, und als der Derwisch am andern Morgen zu ihm kam, sagte er ihm, was ihm seine Mutter aufgetragen hatte. Da ging der Derwisch zur Königin und verlangte von ihr einen ihrer drei Knaben. Die Königin aber beriet sich lange mit dem Könige, welchen von den dreien sie hergeben sollten; den ältesten? das ging nicht, weil er der erstgeborene war; den zweiten? – aber der war so klug und lernte so wacker; – den dritten? – aber der war ein so hübscher, lieber Junge. Sie wußten lange nicht, was sie tun sollten; endlich beschlossen sie, den jüngsten herzugeben, und auf dessen Schönheit nicht zu achten. Darauf sagten sie zu dem Derwisch, wenn die Knaben nach Hause kommen, so nimm denjenigen mit dir, auf den wir heimlich deuten werden.

Als nun die Knaben aus der Schule kamen und ihre Eltern begrüßt hatten, setzten sie sich der Reihe nach hin, und nun deuteten jene auf den Jüngsten. Da sagte der Derwisch zu diesem: »stecke mir die Pfeife an!« Der

Knabe sah seinen Vater an, und da dieser nichts sagte, so tat er, was ihm der Derwisch geheißen hatte. Nachdem aber der Derwisch seine Pfeife ausgeraucht, sagte er zu dem Knaben: »nimm meine Pfeife und komm mit mir!« »Ich will nicht«, antwortete der Knabe; der König aber befahl ihm, mit dem Derwisch zu gehn, und der Knabe mußte gehorchen. Er folgte jedoch dem Derwisch nur eine Strecke weit, und entschlüpfte ihm dann. Dieser lief ihm nach, konnte ihn aber nicht fangen.

Der Knabe kehrte darauf nach Hause zurück, und als ihn seine Mutter fragte, wie er dem Derwisch entkommen sei, sagte er: »Ihr habt mich wohl dem Derwisch gegeben, um mich zu fressen? Ich habe aber keine Lust, mich fressen zu lassen; gib mir Geld und ein Pferd, und ich will mich schon vorsehn, daß er mich nicht fängt.« Da gab ihm seine Mutter ein gutes Pferd und einen Gurt voll Geld, und der Knabe ritt fort, so schnell, als das Pferd laufen konnte.

Nachdem er eine Zeitlang geritten war, geriet er in eine Gegend, wo drei Draken waren, die Menschen fraßen, und als er zur Wohnung des ersten kam, traf er Lamia, dessen Frau, über dem Brotbacken, denn der Drakos fraß jeden Tag einen ganzen Backofen voll Brot. Die Lamia verstand sich aber nicht auf das Backen, denn sie nahm den Teig und warf ihn auf die glühenden

Kohlen. Da zeigte ihr der Prinz, wie man Brot bäckt, und die Lamia war darüber so erfreut, daß sie zu ihm sagte: »für die Guttat, die du mir erwiesen, will ich dich vor dem Drakos schützen, und dich in den Schrank verstecken, und wenn er mir schwört, daß er dich nicht fressen will, so lasse ich dich heraus, wenn er es aber nicht tut, so bleibst du darin.«

Als der Drakos nach Hause kam, rief er: »Lamia, bringe das Essen!« und war ganz vergnügt, denn er hatte unterwegs einen Menschen angetroffen und ihn gefressen. Die Lamia brachte ihm das Brot, und das schmeckte ihm vortrefflich, und als er fertig war, sagte er: »ach Lamia, heute habe ich so viel von deinem guten Brote gegessen, daß ich jetzt selbst Menschenfleisch stehn lassen würde.« »Schwöre mir, daß das wahr ist«, sagte die Lamia. Da schwor der Drakos, und darauf ließ sie den Prinzen heraus. Dieser verbeugte sich tief vor dem Drakos, küßte ihm die Hand und sprach: »ich bitte dich, errette mich von dem Derwisch, dem eisernen Manne.« »Mein Kind«, antwortete der Drakos, »der ist von Eisen und frißt selbst unsereinen; doch nimm diesen Brief und diesen Zwieback und gehe damit weiter abwärts zu meinem Bruder.«

Da ging der Prinz weiter zu dem andern Drakos, und dort war es wie beim ersten, die Lamia verstund sich

auch dort nicht aufs Brotbacken, er zeigte ihr, wie sie es machen solle, und die Lamia erwirkte ihm dafür Frieden von dem Drakos. Der Prinz bat ihn um Schutz vor dem eisernen Derwisch, der Drakos antwortete ihm aber gerade so, wie sein Bruder, doch gab er ihm einen Brief und einen Zwieback und sagte ihm, daß er damit weiter abwärts zu seinem Schwager gehn solle.

Wie er zu diesem kam, ging es ihm, wie die beiden ersten Male, denn auch hier war die Lamia seine Fürsprecherin bei ihrem Manne, und auch dieser gab ihm einen Zwieback und einen Brief und sagte: »du mußt nun noch eine Strecke weiter abwärts gehn, da wirst du an eine Quelle kommen; in diese wirf die Zwiebäcke und die Briefe und rufe: Leichter, Kluger und Schwerer, kommt heraus! und dann werden drei stattliche Kerle aus der Quelle hervorkommen, die allein im Stande sind, dich vor dem eisernen Derwisch zu schützen.«

Da machte es der Prinz, wie ihm der Drakos gesagt hatte, er ging zur Quelle, warf die Briefe und die Zwiebäcke hinein und rief: »Leichter, Kluger und Schwerer, kommt heraus!« und sogleich sprangen die drei Löwen heraus und folgten ihm nach.

Nachdem er eine Zeit lang mit ihnen durch die Welt gezogen, erfuhr er, daß jenseits eines Sees eine Prinzessin allein mit ihren Mägden wohne. Er kaufte also

das schönste Roß, was er finden konnte, ritt damit an den See und tummelte es dort, bis ihn die Prinzessin sah. Kaum aber wurde die ihn gewahr, so befahl sie ihren Mägden, den See mit der Rute zu schlagen, damit er sich teile, und der Prinz zu ihr hinüber kommen könne. Die Mägde taten, wie ihnen befohlen worden, und als sie ihn der Prinzessin brachten, nahm sie ihn zum Manne. Der Prinz vergnügte sich dort mit der Jagd und brachte allezeit viel Wild nach Hause, denn der Kluge wußte, wo es stand, der Leichte fing es, und der Schwere trug es nach Hause.

Der Derwisch aber suchte unterdessen in der ganzen Welt nach dem Prinzen und erfuhr endlich, wo er sei. Da kaufte er sich ein noch schöneres Pferd als jener, ritt damit zum Seeufer und tummelte es dort. Kaum erblickte ihn die Prinzessin, so befahl sie ihren Mägden, auch ihn herüber zu bringen. Da schüttelten die Mägde den Kopf und sprachen: »Frau, du hast ja einen sonnenentsprossenen Mann; was willst du denn mit jenem Raben anfangen?« Sie aber erwiederte: »ich will ihn, geht und holt ihn.« Darauf schlugen die Mägde den See mit dem Stabe, bis er sich teilte, und der Derwisch hindurchreiten konnte. Als er zu der Prinzessin kam, sagte er zu ihr: »wir wollen den Mann aus dem Wege schaffen, den du hast, und dann sollst du mich heiraten; denn ich bin unsterblich und lebe ewig.« »Wie sollen wir

das anfangen?« fragte jene. »Am Abend mußt du mich in eine Truhe verstecken und nicht einschlafen, bis ich herauskomme und ihn totschlage.« »Gut!« sagte sie.

Als das im Hause vorging, war der Prinz auf der Jagd, aber der Kluge verriet ihm, daß der Derwisch zu seiner Frau gekommen sei, und was sie mit einander ausgemacht hatten, und darauf sprach der Starke: »fürchte dich nicht, o Herr, du kannst ruhig schlafen, denn ich werde mich auf die Truhe setzen und ihn darin drücken, so stark ich kann.« Als sie des Abends nach Hause kamen, ging der Starke stracks auf die Truhe zu und – plumps – ließ er sich auf sie fallen und blieb die ganze Nacht darauf sitzen, und drückte den Derwisch so, daß dieser sich nicht einmal umdrehen konnte.

Nachdem der Prinz und die Prinzessin zu Abend gegessen hatten, gingen sie zu Bett; der Prinz schlief fest, aber die Prinzessin tat kein Auge zu und wartete die ganze Nacht vergebens auf die Ankunft des Derwisches. Als am andern Morgen der Prinz auf die Jagd gezogen war, da ging sie in großem Zorne zur Kiste, öffnete sie und fragte den Derwisch, warum er nicht gekommen sei. Dieser aber antwortete: »ich weiß nicht, wie das zuging, aber ich konnte die Kiste nicht aufmachen, denn am Abend setzte sich etwas auf die Kiste und blieb die ganze Nacht darauf sitzen und drückte mich so, daß ich

kein Glied rühren konnte. Am Abend mußt du mich in den Backofen verstecken und seinen Gefolgsleuten nicht erlauben, ins Haus zu kommen.«

Doch der Kluge hörte auch dieses Gespräch und sagte es dem Prinzen auf der Jagd; der Schwere aber versetzte darauf: »fürchte dich nicht, o Herr! ich will mich vor das Ofenloch setzen und ihn drücken, wie gestern Nachts.« Als sie am Abend von der Jagd zurückkehrten, wollte die Königin die Gefolgsleute nicht einlassen. Da bat sie ihr Mann und sprach: »lasse sie doch ein, sie tun dir gewiß nichts«, und da konnte sie wohl nicht anders und mußte sie einlassen. Der Schwere ging aber stracks auf den Backofen zu und setzte sich mit dem Rücken an dessen Türe; da konnte sich der Derwisch die ganze Nacht über wiederum nicht rühren, aber auch die Prinzessin tat kein Auge zu, weil sie fort und fort erwartete, daß er kommen und ihren Mann totschlagen werde.

Als nun am andern Morgen der Prinz auf die Jagd gezogen war, da lief sie in großem Zorne an den Backofen und fragte den Derwisch, warum er nicht herausgekommen sei. Der antwortete: »Es ging mir in dieser Nacht, wie in der vorigen; aber ich sehe nun, daß es im Hause nicht geht und daß wir es im Freien versuchen müssen. Morgen mußt du deinen Mann nicht

auf die Jagd lassen und ihn in einen verschlossenen Garten locken, seine Gefolgsleute aber aussperren und es so anstellen, daß er auf einen Fruchtbaum steigt. Für das Weitere werde ich dann sorgen.«

Kaum hatten sie das ausgemacht, so sagte der Kluge zum Prinzen: »Herr! so eben haben sie sich verabredet, daß sie dich morgen in dem Garten totschlagen und uns davon aussperren wollen.« Darauf sagte der Leichte: »fürchte dich nicht, o Herr! denn wenn der Derwisch morgen kommt und dich fressen will, so brauchst du uns nur zu rufen, dann springe ich über die Mauer, öffne den andern die Türe, und wir kommen und zerreißen den Derwisch in vier Stücke.«

Am andern Morgen sprach die Prinzessin zu ihrem Manne: »Seit der Zeit, wo du hierher gekommen, bist du auch noch nicht einen einzigen Tag zu Hause geblieben, sondern hast mich stets allein gelassen, heute aber sollst du bei mir bleiben, und da wollen wir in unsern Garten gehn und Apfelsinen und andre Früchte pflücken.« Der Prinz erwiederte: »wenn es dir Vergnügen macht, so wollen wir in den Garten gehn.« Als sie aber zum Garten kamen und die Gefolgsleute des Prinzen ihnen in denselben folgen wollten, sprach die Prinzessin: »wenn diese da mitgehn, so traue ich mich nicht in den Garten und kehre um.« Die drei blieben also vor dem Garten

stehn, und die Prinzessin schloß die Türe zu.

Als sie eine Weile im Garten gewandelt waren, rief die Prinzessin: »sieh diese beiden Apfelsinen auf jenem Baume, steige hinauf und brich sie, die eine soll für dich und die andere für mich sein.« Kaum war er aber oben, so erschien der Derwisch am Fuße des Baumes und rief: »habe ich dich endlich, du Hund, komme gleich herunter.« Der Prinz erwiederte: »ich bin nun dein so wie so, lasse mich nur noch drei Worte sagen.« »Nun so sage sie, aber schnell!« Da rief der Prinz: »Leichter, Kluger und Schwerer!« und wie ihn die drei rufen hörten, so war auch schon der Leichte über die Mauer gesprungen, hatte den andern das Tor aufgemacht und patt! patt! patt! kamen sie angetrappt, packten den Derwisch, der eine bei den Füßen, der andere bei den Händen, und rissen ihn in Stücke. Darauf töteten sie auch die Prinzessin, und der Prinz nahm eine von ihren Mägden zur Frau, und lebte von nun an herrlich und in Freuden.

5. *Vom Prinzen, der dem Drakos gelobt wurde.*

Es war einmal ein König, der bekam keine Kinder, und war darüber so betrübt, daß er einstmals ausrief: »ich wollte, ich hätte ein Kind, und möchte es auch der Drakos fressen.« Und siehe da, auf diese Rede hin wurde der Leib der Königin gesegnet und sie kam mit einem Knaben nieder. Als aber dieser Knabe herangewachsen war, da trat der Drakos vor den König und sprach:

»gib mir nun den Knaben, den du mir gelobt hast«; und dieser antwortete: »du sollst ihn haben.« Darauf ließ der König seinen Sohn kommen und erzählte ihm die Sache, indem er sprach: »liebes Kind, so und so steht es mit dir, ich habe dich dem Drakos gelobt, und nun ist er gekommen, um dich zu holen.« »Wenn dem so ist«, antwortete der Sohn, »so will ich nicht warten, bis er wiederkommt, sondern hingehn und ihn aufsuchen und sehn, wer von beiden den andern tot schlägt.«

Darauf nahm der Prinz ein Messer und zog fort, um den Drakos aufzusuchen. Als er eine Weile gewandert war, kam er an ein Gebirge, und als er das erstiegen hatte, und auf die Ebene herabblickte, die jenseits lag, sah er dort einen schwarzen Punkt, der sich bewegte. Da sagte er bei sich: »das wird der Drakos sein, ich will hin, und ihn entweder tot schlagen, oder von ihm gefressen

werden.« Er ging also mutig auf jenen schwarzen Punkt los; statt des Drakos fand er aber einen Löwen, einen Adler und eine Ameise, welche alle drei mit einander ein Aas gefunden hatten und nun nicht über dessen Teilung einig werden konnten. Als der Prinz sah, daß das nicht der Drakos war, da wollte er umkehren; sie riefen ihn aber herbei und sagten: »sei so gut und teile dieses Fleisch unter uns.« Da teilte er es in drei Teile, einen großen, einen kleinern und einen ganz kleinen, und gab den großen dem Löwen, den kleinern dem Adler und den ganz kleinen der Ameise. Diese Teilung gefiel den drei Tieren und sie dankten daher dem Prinzen, als er Abschied von ihnen nahm; aber keines dachte daran, ihm für seine gerechte Teilung ein Gegengeschenk zu machen. Als er schon weit weg war, da fiel es der Ameise ein, und sie sprach daher: »hört, Gesellen, wollen wir denn dem, der uns so gut abgeteilt hat, zum Dank dafür nichts verehren?« »Du hast Recht«, erwiederten die beiden andern; sie riefen ihn also zurück, und der Löwe sprach zu ihm: »du hast uns den Gefallen erwiesen und unter uns abgeteilt; wir wollen dir nun auch etwas Gutes dafür erweisen. Von mir aus gewähre ich dir, daß, wenn du zweimal: ›Löwe, Löwe!‹ rufst, du so stark werden sollst, als ich selber bin.« Der Adler aber sprach: »und ich gewähre dir, daß, wenn du zweimal: ›Adler, Adler!‹ rufst, du zum Adler werden und wohin du willst,

fliegen kannst, und wenn du sagst: ›Mensch, Mensch!‹ wieder zum Menschen wirst.« Endlich sagte die Ameise: »Ich gewähre dir, daß, wenn du zweimal: ›Ameise, Ameise!‹ rufst, du zur Ameise wirst, und wohin du willst, kriechen kannst, und wenn du wieder: ›Mensch, Mensch!‹ rufst, du wieder zum Menschen wirst.«

Da bedankte sich der Prinz bei den Tieren und wollte wieder nach Hause zurückkehren. Unterwegs kam er durch einen Wald, in dem die Schäferei eines Königs lag, und von dieser bis zu dessen Schloß war eine Stunde Wegs. In dieser Schäferei melkte man die Schafe, aber man konnte die Milch dem König nicht heiß ins Schloß bringen, um daraus Käse zu machen. Dieser hatte daher in seinem Reiche ausrufen lassen, daß, wer im Stande sei, die Milch aus der Schäferei heiß ins Schloß zu liefern, den wolle er zu seinem Schwiegersohne machen. Als der Prinz in die Nähe der Hürde kam, stürzten sich alle Hunde auf ihn, um ihn zu zerreißen, er aber sagte: »Adler, Adler!« und flog mitten in die Schäferei. Als ihn die Hirten sahen, wunderten sie sich und fragten ihn: »he, wie bist du hereingekommen, ohne daß dich die Hunde zerrissen haben?« Er aber sagte ihnen nicht die Wahrheit, sondern antwortete: »ich habe auf meinem Wege keinen Hunden begegnet.« Als sie die Milch gemolken hatten und darüber sprachen, wie Schade es sei, daß sie keiner von ihnen dem Könige heiß bringen könne, sagte der

Prinz: »gebt sie mir, ich will sie schon heiß hinbringen.« Da spotteten die Hirten über ihn: »was! wir sind hier so viel gute Springer und können das nicht zu Wege bringen, und du solltest es im Stande sein?« Er aber sprach: »wenn ihr mir die Milch nicht gebt, so werde ich es dem König sagen, und der wird euch dafür strafen.« Als sie das hörten, fürchteten sie sich und gaben ihm die Milch. Er ging also mit der Milch aus der Schäferei, und sie schützten ihn vor den Hunden. Als er so weit war, daß sie ihn nicht mehr sehen konnten, da rief er: »Adler, Adler!« verwandelte sich in einen Adler, nahm die Milcheimer in seine Krallen und flog geraden Wegs zum Schlosse des Königs. Dort klopfte er an das Tor, da ihm dies aber nicht schnell genug aufgemacht wurde, so rief er: »Ameise, Ameise!« verwandelte sich in eine Ameise, schlüpfte durch das Schlüsselloch und erschien vor dem König. Dieser wunderte sich, wie er hereingekommen sei; als er aber dann die Milch untersuchte und sie noch warm fand, da sagte er bei sich: »den werde ich zu meinem Schwiegersohne machen«, und nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, gefiel er ihm so, daß er ihn wirklich mit seiner Tochter verlobte.

Grade um diese Zeit hatte sich aber gegen den König einer seiner Statthalter empört, und als er das hörte, sprach er zum Prinzen: »nun, Schwiegersohn, hast du Lust, statt meiner gegen diesen Empörer ins Feld zu

ziehen?« und der antwortete, daß er es sehr gern tun wolle. Da versammelte der König ein großes Heer. Der Prinz aber sagte ihm: »ich brauche nur ein kleines, aber auserlesenes Gefolge«, und nachdem er sich dieses ausgesucht, zog er damit gegen den Empörer. Als er nun mit dem feindlichen Heere zusammenstieß, da rief er: »Löwe, Löwe!« und ward so stark wie ein Löwe, vernichtete den Feind, nahm den Empörer gefangen und brachte ihn vor den König.

Darauf stellte der König die Hochzeit des Prinzen mit seiner Tochter an, und sie wurde mit größter Pracht gefeiert. Bald darauf ging jedoch der Prinz eines Tages an die Quelle, um Wasser zu trinken, und wie er sich darüber bückte, da kam daraus der Drakos hervor und verschluckte ihn.

Als das der König erfuhr, tat es ihm sehr leid, sowohl seinetwegen, weil er einen so wackeren Schwiegersohn verloren hatte, als auch seiner Tochter wegen, weil sie ihren Mann so sehr liebte, daß sie schwerlich einen andern Mann heiraten dürfte. Daher beschloß er, sie zu täuschen. Er verbot, ihr den Tod ihres Mannes zu melden, und schickte in aller Eile durch die ganze Welt, um Einen zu finden, der jenem gliche. Als man einen solchen gefunden hatte, da brachte ihn der König selbst zu seiner Tochter und sprach: »siehe, da ist dein Mann

unverhofft wiedergekommen.« Seine Tochter aber merkte sogleich, daß das nicht ihr rechter Mann sei, und sagte: »nein, der ist es nicht.« »Ei was«, rief der König, »ich werde doch meinen Schwiegersohn wohl kennen, der ist es und kein anderer.« Seine Tochter aber sprach: »nun, wenn er es wirklich ist, so soll er mit mir in die Nebenkammer kommen, damit ich ihn etwas frage.« Darauf ging sie dorthin voraus; jener wollte ihr folgen, bevor er aber in die Kammer konnte, machte sie ihm die Türe vor der Nase zu, und rief von innen: »Wenn du wirklich mein Mann bist, so komme herein.« Denn ihr Mann hatte ihr alle seine Gaben anvertraut. Als nun der Fremde erklärte, daß er das nicht könne, da kam sie wieder heraus und sprach zu ihrem Vater: »siehst du, daß das mein Mann nicht ist, aber nun mußt du mir auch sagen, was aus ihm geworden ist.« Als nun der König sah, daß er sie nicht hintergehen könne, da sagte er ihr: »liebe Tochter, mit deinem Manne ist es so und so ergangen.« Sie aber sprach: »ich will ihn wieder aus dem Brunnen holen, aber du mußt mir über der Quelle ein Schloß bauen und es mit lauter Äpfeln füllen lassen.« Um seine Tochter zu trösten, tat ihr der König den Willen und ließ über der Quelle ein Schloß bauen und es mit Äpfeln füllen, und als es fertig war, zog die Prinzessin hinein.

Am ersten Tage nun hing sie zehn Äpfel über die

Quelle, in der der Drakos war, und als der sie roch, da schnupperte er und sprach: »was für Äpfel sind das?« und die Prinzessin antwortete: »was für ein Mann ist das, den du da unten bei dir hast? Wenn du ihn ein bischen herausstecken willst, so daß ich seinen Kopf sehen kann, so gebe ich dir die Äpfel zu essen.« Da hob der Drakos den Mann in die Höhe, daß er mit dem Kopfe zum Brunnen heraussah, und sie gab ihm darauf die Äpfel. Am andern Tage hing sie noch mehr Äpfel auf, und als der Drakos wieder nach ihnen schnupperte, da sprach die Prinzessin: »wenn du ihn bis zu den Weichen zum Brunnen heraussteckst, so bekommst du alle diese Äpfel.« Da hob er den Mann in die Höhe, daß er bis zu den Weichen aus dem Brunnen sah, und bekam dafür die Äpfel. Am dritten Tage hing sie noch viel mehr Äpfel über den Brunnen, und als die der Drakos erblickte, schnupperte er noch viel stärker. Darauf sprach die Prinzessin: »wenn du ihn so hoch hebst, daß ich ihn ganz sehen kann, so gebe ich dir die Äpfel.« Da nahm der Drakos den Prinzen auf den Arm und hob ihn ganz aus dem Brunnen heraus; der aber rief: »Ameise, Ameise!« und fiel als Ameise von den Armen des Drakos auf den Boden. Dann sprach er: »Adler, Adler!« und flog mit der Prinzessin in sein Reich und hatte von nun an Ruhe vor dem Drakos.

6. *Vom Prinzen und seinem Fohlen.*

Es war einmal eine Königin, die hatte keine Kinder und härmte sich darüber sehr. Da kam einst ein Jude zu ihr, gab ihr einen Apfel und sprach: »wenn du diesen Apfel issest, dann wirst du ein Kind bekommen.« Die Königin nahm den Apfel, schälte und aß ihn und warf die Schalen in den Pferdestall, wo die Stute sie fand und fraß. Da wurden sie beide schwanger und gebaren auch zu derselben Zeit. Die Königin gebar einen Knaben und die Stute ein Fohlen, und die wuchsen mit einander auf.

Nach einiger Zeit mußte der König in den Krieg ziehen und blieb so lange von Hause weg, daß die Königin endlich den Liebesanträgen des Juden Gehör schenkte.

Als der Knabe zwölf Jahre alt war, ging er in die Schule und erlernte die Kriegskunst; und wenn er nach Hause kam, dann setzte er sich auf das Fohlen und übte sich im Speerwerfen. Jemehr aber der Knabe heranwuchs, desto mehr mußten sich die Königin und der Jude vor ihm in Acht nehmen, daß er ihr Verhältnis nicht errate; und als eines Tages die Königin über diesen Zwang klagte, da sagte der Jude: »wenn du den Knaben aus dem Wege räumst, so brauchst du dich vor Niemand mehr zu scheuen, und kannst tun, was du willst.« Mit solchen Reden brachte er die Königin endlich dahin, daß

sie Gift in das Brot mischte, das ihr Sohn essen sollte, wenn er aus der Schule käme. Wie der heimkam, ging er in den Stall zu seinem Fohlen, um sich darauf zu setzen, und sich im Speerwerfen zu üben. Als er aber zu dem Fohlen trat, sah er, daß es sehr betrübt war und die hellen Tränen weinte. Da fragte der Knabe: »warum weinst du?« Es erwiderte: »so und so habe ich gehört; deine Mutter liebt den Juden, und sie wollen dich vergiften und haben das Gift in dein Brot getan; du darfst ja nichts davon essen.«

Der Knabe rührte also das Brot nicht an, welches man ihm vorsetzte, und als ihn die Mutter fragte, warum er nicht esse, sagte er, daß es ihm der Lehrer als Strafe auferlegt habe, weil er seine Lektion nicht gekonnt hätte. Da sprach die Mutter: »iß nur, ich will es schon bei dem Lehrer verantworten.« Er aber rührte nichts an und kehrte ungegessen in die Schule zurück.

Am Abend tat die Mutter das Gift in den Wein des Knaben; der aber ging, als er aus der Schule kam, wieder zu dem Fohlen, und fand es wieder in Tränen, denn es wußte, was die Königin getan hatte, und sagte ihm, daß er keinen Wein trinken dürfe, weil er vergiftet sei. Darum trank der Knabe bei dem Abendessen keinen Wein, und als ihm die Mutter zuredete, sagte er, daß ihm dies von seinem Lehrer als Strafe auferlegt worden sei, weil er

seine Lektion nicht gekonnt habe.

Darauf steckte die Königin vergiftete Nadeln in das Bett des Knaben, welche ihr der Jude gegeben hatte, damit er sich daran steche, wenn er sich auf das Bett lege, und davon sterbe. Aber der Knabe ging, als er aus der Schule kam, zu seinem Fohlen, und fand es abermals in Tränen, und erfuhr von ihm den neuen Anschlag. Als es nun Schlafenszeit war und die Mutter ihm sagte, daß er sich schlafen legen sollte, da sagte er: »ich will heute Nacht in keinem Bette schlafen, sondern mich im Freien hinlegen und lernen, wie die Soldaten schlafen, wenn sie in den Krieg ziehen.« Er legte sich also unter einen Baum und schlief dort die Nacht über.

Am andern Morgen kam die Nachricht, daß der Krieg zu Ende sei, und der König nach Hause zurückkehre. Als das die Königin erfuhr, geriet sie in große Angst, daß der Knabe dem König ihr Verhältnis mit dem Juden verraten könnte, und beriet mit dem, was sie tun sollten, um dies zu verhindern. Da sagte ihr der Jude: »wenn der König kommt, so mußt du dich krank stellen, und für das weitere will ich schon sorgen.«

Als nun der König aus dem Kriege zurückkam und seine Frau krank fand, rief er alle Ärzte zusammen, und diese verschrieben ihr alle möglichen Arzeneien; aber nichts wollte helfen, und die Königin stellte sich, als ob

sie nur immer kränker würde. Da kam endlich auch der Jude und sagte, daß er sie heilen könne, daß er aber dazu eine Arzenei nötig habe, zu der der König niemals seine Genehmigung erteilen werde. Da sagte der König: »was ist das für eine Arzenei? sage sie mir ungescheut und fürchte dich nicht.« Darauf fragte der Jude: »wen hast du lieber, deine Frau oder dein Kind?« und der König antwortete: »ich habe das eine so lieb wie das andere.« »So ist es nicht gemeint, sondern wenn eines sterben müßte, wünschest du lieber, daß die Königin, oder dein Sohn stürbe?« Der König versetzte: »dann wollte ich lieber, daß mein Sohn stürbe, denn wir können noch andere Kinder bekommen, aber eine solche Frau finde ich nirgends mehr.« Darauf sagte der Jude: »wenn es so ist, so mußt du den Sohn schlachten und der Königin dessen Leber zu essen geben, denn ein anderes Mittel gibt es nicht für sie, und wenn sie das nicht bekommt, so ist ihr Tod unfehlbar.« Da seufzte der König und sprach: »wenn es denn nicht anders sein kann, so soll das Kind geschlachtet werden.«

Als nun der Knabe aus der Schule kam und zu seinem Fohlen ging, da fand er es noch viel trauriger als die anderen Male, und als er es fragte, warum es denn gar so schluchze und weine, da rief es: »sie wollen dich schlachten, denn der Jude hat es vom König verlangt, um deine Mutter zu heilen, und der König hat es genehmigt.«

Der Prinz aber erwiderte: »sei nur ruhig, das wird nicht geschehen, dafür werde ich schon sorgen.«

Darauf ging er zu seinem Vater, und dieser küßte ihn und sprach: »du bist ein schönes Kind, und doch mußt du geschlachtet werden.« Da fragte der Knabe: »ei! warum willst du mich denn schlachten lassen?« Der König antwortete: »damit deine Mutter am Leben bleibe.« Da sagte der Knabe: »wenn es so ist, so mag es geschehen. Aber vorher sollst du mir drei Anzüge machen lassen; auf dem einen soll der Himmel mit seinen Sternen, auf dem zweiten der Frühling mit seinen Blumen und auf dem dritten das Meer mit seinen Wogen zu sehen sein; die will ich einen nach dem andern anziehen und damit dreimal um das Königsschloß reiten, dann könnt ihr mich schlachten, und dann gehe ich zufrieden in die andere Welt.«

Da befahl der König sogleich, daß man die drei Anzüge genau so machen solle, wie sie der Knabe wünsche, und als sie fertig waren, zog er zuerst das Kleid mit dem Himmel und seinen Sternen an, stieg auf sein Roß, ritt einmal um das königliche Schloß und fragte den König: »Vater, bin ich schön so?« und dieser antwortete: »ja wohl, mein Herz, aber gleichwohl mußt du sterben.« Darauf packte er den Anzug in den Mantelsack und zog den zweiten mit dem Frühling und

seinen Blumen an und machte es gerade so. Als er darauf den Anzug mit dem Meere und seinen Wellen angelegt hatte und um das Schloß geritten war, fragte er den König zum dritten Male: »Vater, bin ich schön so?« und dieser antwortete abermals: »ja wohl, mein Herz, aber gleichwohl mußt du sterben.« Da rief der Sohn: »nun denn so lebt wohl, und schlachtet mich, wenn ihr mich gefangen habt.«

Darauf ritt er fort, so schnell er konnte, und kam in eine Wüstenei; dort zog er den Anzug mit dem Himmel und seinen Sternen an, und darüber zog er einen alten Kittel, setzte eine grobe schwarze Mütze auf, seine andern Anzüge aber ließ er in dem Mantelsack. Als er damit fertig war, riß er dem Rosse ein Haar aus dem Schweife, nahm ihm den Zaum ab, und sagte ihm: »hier weide so lange, bis ich das Haar aus deinem Schweife verbrenne, dann aber laufe was du kannst, und komme zu mir.« »Wohl!« sprach das Roß, und somit trennten sie sich.

Darauf ging er in eine große Stadt und verdingte sich bei dem König als Gärtner. Nachdem er eine Weile dort war, kam ihm eines Morgens, da noch alles schlief, die Lust an, wieder einmal zu reiten. Er brannte also das Pferdehaar an; sogleich lief sein Roß herbei, und nachdem er seinen Kittel abgeworfen, ritt er durch die

Gärten des Königs, strahlend wie der Morgenstern. Das alles hatte die jüngste der drei Töchter des Königs heimlicher Weise aus ihrem Fenster mit angesehen, und daran gemerkt, daß er ein Königssohn sei.

Eines Tages schickte der König seine älteste Tochter in den Garten, um ihm eine Melone zu holen, und sie brachte ihm eine überreife, die man gar nicht mehr essen konnte. Da sprach der König: »was für eine Frucht bringst du mir da? die ist ja schon so überreif, daß man sie gar nicht mehr essen kann.« »Ebenso überreif bin ich geworden«, sprach darauf die Tochter, »und ich verlange, daß du mich endlich verheiratest.« Aber der König rief: »schweige still, was sind das für Reden, schämst du dich nicht?«

Darauf hieß der König die zweite Tochter eine andere Melone holen; die brachte aber eine ebenso überreife Frucht zurück und gab ihm dieselbe Antwort, wie ihre Schwester. Nun schickte er seine jüngste Tochter in den Garten, die brachte ihm eine schöne Melone. Da sprach der König: »seht, die ist im rechten Alter, weder zu hart noch zu weich.« Die jüngste erwiderte: »ich bin auch im rechten Alter, lieber Vater.« »So!« rief dieser, »also auch du willst einen Mann? Nun, wenn ihr es denn nicht anders wollt, so will ich euch verheiraten.« Darauf befahl er, alle Männer aus seinem ganzen Reiche sollten unter

den Fenstern seines Schlosses vorüberziehen, die Königstöchter aber oben an den Fenstern stehen, und jede von ihnen solle auf den, welcher ihr am meisten gefiele, einen Goldapfel werfen.

Dem zufolge zog alles Volk unter den Fenstern des Schlosses vorbei, und die beiden ältesten Töchter warfen ihre Äpfel nach den vornehmsten Männern, die jüngste aber traf mit dem ihrigen den Gärtner, wie er mit seiner schwarzen groben Mütze vorüberzog. Als das der König sah, rief er: »es ist ein Fehler vorgegangen und der Zug soll von vorn anfangen.« Aber auch beim zweiten Male warf sie ihren Apfel auf denselben, und so ging es auch beim dritten Male, als der König den Zug nochmals wiederholen ließ. Da ließ er die Jüngste vor sich kommen und fragte sie, ob es ihr Ernst sei, den zu heiraten, auf welchen sie den Apfel geworfen habe. Sie antwortete: »ja, den will ich und keinen andern«, und der König sagte: »wenn du es also nicht anders willst, so nimm ihn denn und sieh zu, wie du mit ihm zurecht kommst.« Da wurde eine große Hochzeit angestellt und jede der drei Schwestern mit dem Manne verheiratet, den sie sich gewählt hatte, aber vor dem Manne der Jüngsten hatte Niemand Respekt.

Bald darauf wurde der König blind und ließ aus der ganzen Welt Ärzte herbeirufen, um ihn zu heilen, die aber

sagten, daß es für seine Blindheit kein anderes Heilmittel gebe, als das Wasser des Lebens. Da erboten sich seine beiden Schwiegersöhne, dies Wasser zu holen, und rüsteten sich zum Zuge. Als das die jüngste Tochter erfuhr, ging sie zu ihrem Vater und bat ihn so lange, bis er erlaubte, daß auch sein dritter Schwiegersohn den Zug mitmache. Statt sich aber nach dem Beispiele seiner Schwäger ein schönes Pferd aus dem Stalle des Königs zu wählen, nahm er das allerschlechteste, das noch dazu auf einem Fuße lahm war, und als sie nun ausgezogen waren, ließ er es mit Fleiß in den ersten Sumpf fallen, dem sie begegneten. Wie das seine Schwäger sahen, da fluchten sie gewaltig und zogen vorwärts, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Sobald er sie aber aus dem Gesichte verloren hatte, brannte er das Schweifhaar seines eigenen Pferdes an, und als dies gekommen war, zog er einen von seinen schönen Anzügen an, ritt auf einem andern Wege zu der Quelle des Lebenswassers, und füllte davon eine Flasche. Auf dem Rückwege traf er seine beiden Schwäger, wie sie den Weg zu der Quelle des Lebenswassers suchten, und als er von ihnen erfuhr, daß sie dorthin wollten, da sagte er ihnen: »den Weg könnt ihr euch sparen, denn ich komme von dort und habe eine Flasche voll Lebenswasser, und wenn ein jeder von euch den Schlag aushalten will, den ihm mein Roß mit seinen

Hinterfüßen auf den Hintern geben wird, so will ich sie euch geben.« Das waren jene zu frieden, und hielten ihre Schläge aus, aber da, wo das Pferd hingetroffen, entstanden große runde schwarze Flecken, die wie Siegel aussahen. Darauf gab er seinen Schwägern aus seiner Trinkflasche gemeines Wasser, nahm Abschied von ihnen und eilte nach dem Sumpfe voraus, worin das lahme Pferd stak. Hier zog er seine alten Kleider an, entließ sein Roß und setzte sich auf das lahme Pferd, und als ihn seine Schwäger erreichten, da verhöhnten sie ihn und ritten an ihm vorüber.

Sie eilten sogleich zum Könige und brachten ihm das Wasser. Der bestrich sich damit die Augen einmal, zweimal, dreimal, aber er sah darum nicht besser als vorher. Da hinkte nach einer Weile auch der andere auf seinem lahmen Pferde herbei; er ging jedoch nicht sogleich zum König, sondern zu seiner Frau, und schickte sie ins Schloß, um zu sehen, was vorging. Sie fand den König sehr verdrießlich über die fehlgeschlagene Hoffnung. Da erzählte sie ihm, daß auch ihr Mann zurückgekehrt sei und Lebenswasser gebracht habe, und fragte ihn, ob er kommen und ihn damit bestreichen dürfe. Der König aber rief: »bleibe mir mit diesem Tölpel vom Leibe, die beiden andern haben das rechte Wasser nicht finden können, so viel Mühe sie sich auch gaben, und nun will es der Dummkopf gefunden haben!« Doch

die Prinzessin ließ nicht nach, sie gab ihm so gute Worte und bat so lange, bis der König endlich einwilligte. Da kam der Gärtner mit dem Wasser des Lebens und bestrich damit des Königs Augen, und beim ersten Male sah er ein klein wenig, bei dem zweiten Male sah er schon besser und beim dritten Male sah er vollkommen. Da umarmte er seinen Schwiegersohn und rief: »von nun an sollst du mein Sohn sein.« Der aber sprach: »wenn du mich zum Sohne haben willst, so mußt du den Weg von meiner Hütte bis zu deinem Schlosse mit lauter Goldstücken bedecken lassen, und dann will ich auf diesem Wege als dein Sohn zu dir reiten.« Da ließ der König diesen Weg sogleich mit Tuch belegen und darauf die Goldstücke schütten, und als man das in der Stadt hörte, da strömte alle Welt herzu, um die Goldstraße zu betrachten.

Als nun alles fertig war, da brannte der Prinz das Schweifhaar an, und sogleich erschien das Fohlen. Darauf zog er das Gewand mit dem Meere und seinen Wellen an, stieg auf das Roß und ritt auf dem Goldwege in das Königsschloß. Der König empfing ihn mit großen Ehren, und nachdem sie sich begrüßt hatten, sagte der Jüngling zum König: »lasse einmal deine andern Schwiegersöhne kommen, und sie sollen dir die Siegel zeigen, die ich ihnen aufgedrückt zum Beweise, daß sie meine Sklaven sind.« Da ließ sie der König kommen, und

wie sie sich auch sträuben mochten, so mußten sie ihm endlich doch ihre Siegel zeigen. Als diese der König erblickte, jagte er sie beide fort, und hielt von nun an den jüngsten wie seinen Sohn, und als er starb, übergab er ihm das Reich, und der lebte sein Lebelang herrlich und in Freuden.

7. *Goldgerte.*

Es war einmal ein Kaufmann, der handelte nach Indien und hatte drei Töchter. Als er wieder einmal nach Indien gehen wollte, da bat ihn die älteste Tochter, daß er ihr ein indisches Kleid mitbringe, die zweite ein indisches Kopftuch, die jüngste aber die goldene Gerte, und damit er ihre Aufträge nicht vergesse, so wünschten sie ihm, daß, wenn er nicht alles Bestellte mitbringe, sein Schiff nicht von der Stelle könne.

Als er nun nach Indien kam, da kaufte er alle Waren, die er nötig hatte, und dazu auch das Kleid und das Kopftuch für die zwei ältesten Töchter, aber an die goldene Gerte der Jüngsten dachte er nicht, und als er wieder heim fahren wollte, kam sein Schiff trotz des günstigen Windes nicht von der Stelle. Da setzte er sich an den Strand und dachte nach, was wohl Schuld daran wäre.

Während er so da saß, kam ein Bauer vorüber und fragte ihn, warum er so betrübt sei. Anfangs wollte er es ihm nicht sagen. Der Bauer aber ließ nicht nach, bis er es erfahren hatte, und sagte darauf: »denke einmal nach, ob du nicht etwas versprochen und nicht gehalten hast.« Da dachte der Kaufmann nach und endlich fiel ihm ein, daß er den Auftrag seiner jüngsten Tochter vergessen habe. Er fragte also den Bauer, wo die goldene Gerte zu

finden wäre, und der zeigte ihm einen Weg, auf dem er drei Stunden lang gehen solle, und dann würde er hinkommen.

Da ging der Kaufmann den Weg, den ihm der Bauer gezeigt hatte, und als er drei Stunden gegangen war, erkundigte er sich bei den Leuten auf dem Felde, wo die goldene Gerte sei. Sie zeigten ihm ein großes Schloß und sagten, darin wohne die goldene Gerte, denn so heiße der Königssohn. Als das der Kaufmann hörte, erschrak er nicht wenig, doch faßte er ein Herz, ging vor das Schloß und begehrte vom König die Erlaubnis herein zu kommen. Als er sie erhalten hatte, und der König ihn fragte, was sein Begehren sei, antwortete er, daß er mit dem Königssohne zu sprechen wünsche. Da führte ihn der König in das Gemach, in welchem sein Sohn wohnte, und dieser fragte den Kaufmann, was sein Begehren sei. Der Kaufmann erzählte, was ihm seine Tochter aufgetragen und wie es ihm darauf ergangen sei. Als das der Königssohn hörte, führte er den Kaufmann in einen Saal, in welchem viele Mädchen abgebildet waren, und fragte ihn: »ist deine Tochter so hübsch wie diese?« Der aber antwortete: sie sei noch tausendmal schöner. Da führte er ihn in ein anderes Gemach, wo das Bild einer Jungfrau hing, welche er im Schlafe gesehen und von der er geträumt hatte, daß er sie heiraten werde, und fragte ihn: »ist deine Tochter so hübsch wie diese?« Der

Kaufmann aber rief: »das ist sie, wie sie leibt und lebt.« Darauf gab ihm der Königssohn einen Brief, ein Becken und einen Ring und sagte ihm, daß er das alles seiner Tochter geben solle. Der Kaufmann nahm die drei Stücke und empfahl sich, und als er wieder auf sein Schiff kam, lief es so schnell, daß es in kurzer Zeit nach Hause kam.

Da kamen ihm seine Töchter entgegen und fragten, ob er ihnen mitbrächte, was er ihnen versprochen habe; er aber packte die Geschenke aus und gab der ältesten das Kleid, der zweiten das Kopftuch und der jüngsten den Brief, das Becken und den Ring. Die lief damit in ihre Kammer, schloß sich ein und öffnete den Brief des Prinzen, und darin stand, wenn sie ihn haben wolle, so solle sie das Becken mit Wasser füllen, den Ring hineinwerfen und dreimal rufen: »komm, komm mein goldenes Gertchen!« Dann würde er als Taube geflogen kommen, sich in dem Wasser baden und in einen Mann verwandeln; darum solle sie ein Loch in die Zimmerdecke machen, damit er durch dasselbe zu ihr könne.

Das Mädchen tat, was in dem Briefe geschrieben stand, und so wie sie das Becken mit Wasser gefüllt und den Ring hineingelegt hatte, kam das Täubchen geflogen, badete sich in dem Wasser und verwandelte sich in einen

schönen jungen Mann, und nachdem sie lange Zeit mit einander geschwatzt hatten, badete er sich wieder, ward zur Taube und flog davon. Beim Abschiede gab er ihr eine Nuß und sagte, daß sie dieselbe aufschlagen und das anziehen solle, was sie darin finde.

Darauf schlug das Mädchen die Nuß auf, und fand darin einen ganzen Anzug, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war. Als sie ihn angezogen hatte und aus ihrer Kammer trat, da bewunderte sie alle Welt und ihre Schwestern begannen neidisch auf sie zu werden.

Nach einigen Tagen ließ sie ihren Geliebten wieder zu sich kommen und beim Abschied gab er ihr diesmal eine Haselnuß, die sie zerschlagen und was darin sei anziehen solle. In der Haselnuß war aber ein ganzer Anzug, auf dem das Meer mit seinen Wellen zu sehen war. Als sie nun diesen angezogen hatte, und aus ihrer Kammer trat, da bewunderte sie alle Welt und ihre Schwestern beneideten sie noch mehr.

Beim dritten Mal gab er ihr eine Feige und sagte, daß sie die aufschneiden und das, was darin wäre, anziehen solle. In der Feige war ein Anzug, auf dem der Maimonat mit seinen Blumen zu sehen war, und als sie mit diesem aus ihrer Kammer trat, da bewunderte sie alle Welt. Ihre Schwestern aber wurden so neidisch auf sie, daß sie sich

mit einander berieten, was sie ihr Böses antun könnten. Darauf beschlossen sie, ihre Schwester zu belauschen, wenn sie sich wieder einsperrte, um zu sehen, wie sie zu den schönen Kleidern käme. Als sie nun merkten, daß sie sich wieder eingesperrt hatte, da schlichen sie an ihre Türe, in der ein kleiner Riß war, und sahen, wie sie Wasser in das Becken goß, den Ring hinein warf, und dem Täubchen rief, und wie sich das in einen schönen Prinzen verwandelte, der mit ihr koste und dann wieder als Taube davon flog.

Nachdem sie das alles mit angesehen hatten, wollten sie ihrer Schwester ihr Glück nicht allein gönnen, sondern auch ihr Teil daran haben. Sie berieten sich also, wie sie das machen sollten, und als sie darüber einig waren, beschlossen sie, daß es zuerst die Älteste versuchen solle. Wie sie nun am andern Morgen zusammen ins Bad gingen, ließ diese einen Sack Perlen auf die Erde fallen, kauerte sich nieder, um sie aufzulesen, und blieb so hinter den anderen zurück. Dann aber lief sie schnell in die Kammer der Jüngsten, nahm das Becken, füllte es mit Wasser, legte den Ring hinein und rief dreimal: »komm, komm mein goldenes Gertchen!« aber in der Eile hatte sie nicht gesehen, daß in dem Becken ein Messer lag, und als nun die Taube geflogen kam, sich in das Becken stürzte und untertauchte, da schnitt sie sich an dem Messer in den Hals, und das Wasser wurde rot von dem

Blute, das aus der Wunde floß; die Taube aber schwang sich auf und flog fort. Darüber erschrak die älteste Schwester so sehr, daß sie alles stehen ließ und davon lief.

Als nun die Jüngste aus dem Bade zurückkehrte und ihr Täubchen rufen wollte, da sah sie das Becken mit dem blutigen Wasser und nun erriet sie, was vorgegangen war, und begann zu weinen und zu schluchzen: »ach! ach! welches Unglück!« Nachdem sie sich aber satt geweint, ging sie zu ihrem Vater und sagte: »lieber Vater, ich kann nicht länger bei dir bleiben, sondern muß in die Fremde, laß mir also einen schönen fränkischen Anzug machen und rüste mir ein Schiff aus, um damit in die Welt zu fahren.« Als alles fertig war, was sie verlangt hatte, stieg sie zu Schiff und ließ es nach Indien fahren.

Auf ihrer Fahrt mußte aber das Schiff einmal anlegen, und die Prinzessin stieg ans Land, um sich ein bischen umzusehen. Als sie eine Weile gegangen war, sah sie, wie eine Taube von einem Stoßvogel verfolgt wurde, und hörte, wie sie den fragte: ob er denn gar kein Herz für die Krankheit des Königssohnes habe, den alle Ärzte aufgegeben hatten. Darauf antwortete der Stoßvogel: »die Ärzte wissen freilich nicht, wie der zu heilen ist.« Da fragte die Taube: »mit welchem Mittel ist er zu

heilen?« Jener antwortete: »wenn man uns tötet und aus unserem Fleische mit dem Wasser jener Quelle eine Salbe kocht und damit den Hals des Jünglings bestreicht, so wird er heil.«

Als das die Jungfrau hörte, legte sie sofort ihr Gewehr auf beide Vögel an und schoß sie mit einem Schusse herunter. Darauf schöpfte sie Wasser aus der Quelle, die der Stoßvogel angegeben, und kochte aus dem Fleische der beiden Vögel eine Salbe. Als sie damit in Indien angekommen war, verkleidete sie sich als Arzt, zog vor das Schloß ihres Geliebten, und rief was sie konnte: »wer braucht einen guten Arzt, wer kauft gute Arzeneien?« bis es der König hörte, sie vor sich kommen ließ und fragte: »kannst du meinen Sohn heilen?« Sie antwortete: »erst muß ich ihn sehen«, und nachdem sie ihn gesehen hatte, sagte sie: »ich heile ihn in acht Tagen, daß er wieder auf die Jagd gehen kann.« Als das der König hörte, freute er sich ungemein. Die anderen Ärzte aber riefen: »wenn der den Königssohn in acht Tagen heilt, so laß uns allen die Köpfe abschlagen.« Doch der König hörte nicht auf sie und ließ die Jungfrau gewähren. Als sie nun den Hals des Kranken zum ersten Male mit der Salbe bestrich, da wurde ihm schon besser, und nach zwei Tagen begann er schon zu sprechen, und nach acht Tagen ging er mit dem Arzte auf die Jagd.

Als der König sah, daß sein Sohn völlig heil war, fragte er den Arzt, welche Gnade er sich von ihm ausbitte zum Danke für das Gute, das er ihm erwiesen habe. Da antwortete dieser: »ich verlange weiter nichts von Euer Majestät als ein großes Gastmahl zu meinen Ehren, dem alle Fürsten von ganz Indien beiwohnen sollen«; und der König versetzte: »was du verlangst, ist für mich eine Kleinigkeit; weil du es aber wünschest, mag es sein.«

Sofort ließ der König ein großes Gastmahl bereiten und lud die Fürsten von ganz Indien dazu ein, und als die Mahlzeit zu Ende war, da erhob sich die Jungfrau und bat den König, daß er Stille gebieten solle, weil sie ein Märchen erzählen wolle. Sobald nun alles still geworden war, begann sie und erzählte der Reihe nach alles, was sich mit ihr und dem Königssohne zugetragen, und als sie zu Ende war, warf sie ihren falschen Bart und ihre Mannskleider weg und rief: »ich bin das Mädchen, von dem ich euch erzählt habe, ich bin die Frau des Königssohns.« Als das der König hörte, umarmte er sie und rief: »du bist meine Schwiegertochter.« Darauf stellte er eine große Hochzeit an und gab das Paar zusammen, und sie lebten von da an herrlich und in Freuden.

8. *Der halbe Mensch.*

Es war einmal eine Frau, die gebar keine Kinder und war darüber so betrübt, daß sie eines Tages zu Gott betete: »lieber Gott, schenke mir ein Kind, und wenn es auch nur ein halbes wäre.« Da schenkte ihr Gott einen Knaben mit halbem Kopfe, halber Nase, halbem Munde, halbem Körper, einer Hand und einem Fuß, und da er so mißgestaltet war, so behielt ihn die Mutter immer zu Hause, und schickte ihn nicht auf die Arbeit. Eines Tages aber ward ihm die Zeit lang und er sagte zu seiner Mutter: »Mutter, ich mag nicht mehr zu Hause bleiben, gib mir ein Beil und ein Maultier, ich will hinaus in den Wald und Holz holen.« Aber die Mutter erwiderte: »wie kannst du Holz schlagen, liebes Kind, du bist ja nur ein halber Mensch.« Doch er bat so lange, bis ihm die Mutter endlich ein Beil und ein Maultier gab. Damit ging er in den Wald, schlug Holz und brachte es nach Hause zurück, und da er diese Arbeit ganz gut machte, so ließ ihn die Mutter gewähren.

Als er nun eines Tages nach Holz ging, kam er an dem Schloß der Königstochter vorüber, und wie ihn diese mit einem Fuß und einem Arm auf dem Maultier sitzen sah, lachte sie sehr und rief ihre Mägde: »kommt und seht den Halben!« Als die ihn erblickten, wollten sie platzen vor Lachen. Das verdutzte den Halben so sehr, daß ihm sein

Beil auf die Erde fiel. Da bedachte er sich eine Zeitlang und fragte sich: »soll ich absteigen und es aufheben, oder soll ich nicht absteigen?« Endlich aber stieg er doch nicht ab, sondern ließ das Beil liegen und ritt weiter. Da sprach die Prinzessin zu den Mädchen: »seht doch den Halben, er läßt sein Beil fallen und steigt nicht einmal herunter um es aufzuheben!« Darüber wurde der Halbe noch verdutzter, und ließ auch sein Seil fallen, und bedachte sich wieder eine Weile und sprach bei sich: »soll ich absteigen und das Seil aufheben, oder soll ich nicht absteigen?« Endlich aber ritt er seiner Wege und ließ auch das Seil liegen. Da rief die Prinzessin ihren Mädchen zu: »seht doch den Halben, der sein Beil und sein Seil fallen läßt und nicht absteigt um es aufzuheben!«

Der Halbe aber ritt an seinen Holzplatz, und als er dort ankam, sagte er bei sich: »mit was sollst du nun Holz schlagen, und mit was sollst du es binden?« Es war aber dort ein See. Und wie er so sinnend ins Wasser stierte, sah er am Ufer einen Fisch schwimmen. Er warf schnell seinen Zottenmantel auf ihn und fing ihn damit. Da bat ihn der Fisch um sein Leben und sprach: »laß mich los, Halber! Ich will dir auch eine Kunst lehren; wenn du die kannst, so geschieht Alles, was du willst.«

Drauf sagte der Halbe: »so belade mir mein Maultier

mit Holz, damit ich sehe, ob das auch wahr ist, was du sagst.« Und der Fisch sprach: »beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, das Maultier soll mit Holz beladen sein!« Und siehe, er war noch nicht mit dem Spruche fertig, so war das Maultier mit Holz beladen. Als das der Halbe sah, sagte er zum Fisch: »wenn du mir diese Kunst lehrst, so lasse ich dich frei.« Und der Fisch sprach: »wenn du willst, daß etwas geschehen soll, so sprich: ›bei dem ersten Worte Gottes und bei dem zweiten des Fisches, das und das soll geschehen!‹ und was du dann gewünscht hast, das geschieht.« Drauf ließ der Halbe den Fisch los, nahm sein beladenes Maultier an die Hand, und zog wieder an dem Schlosse der Königstochter vorüber. Als die Prinzessin ihn erblickte, rief sie ihren Mägden: »kommt schnell, und seht den Halben, wie er daher kömmt und sein Maultier ohne Axt und ohne Seil beladen hat«; und darauf lachten sie, bis sie nicht mehr konnten. Das verdroß aber den Halben so, daß er sprach: »beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, die Prinzessin soll schwanger werden!« Und nachdem ihre Zeit vorüber war, gebar sie ein Kind, ohne daß man wußte, von wem sie es habe. Da nahm sie ihr Vater vor und wollte sie darüber ausfragen, sie aber antwortete stets: »nicht einmal gesprochen hab' ich mit einem Mann, woher mir also das Kind gekommen ist, das weiß ich nicht.«

Als das Kind größer geworden, ließ der König alle Menschen in seine Hauptstadt kommen, und nachdem sie versammelt waren, gab er dem Kind einen Apfel und sprach: »jetzt gehe hin und gib ihn deinem Vater.« Wie das Kind nun herumlief und mit dem Apfel spielte, da fiel er ihm auf die Erde und rollte fort, und wie es ihm nachlief, kam es an eine Ecke, wo der Halbe stand, und vor dem blieb der Apfel liegen. Das Kind bückte sich, um den Apfel zu greifen, und wie es den Kopf in die Höhe hob, erblickte es den Halben und sprach zu ihm: »da Papa! nimm den Apfel!«

Als das die Leute hörten, ergriffen sie den Halben und brachten ihn vor den König. Der König aber sprach: »da es der Halbe getan hat, so müssen wir sie Alle töten, ihn, und die Prinzessin und das Kind.«

Seine Räte aber sprachen zu ihm: »was du sagst, ist ungerecht! Denn die Prinzessin ist deine Tochter, und dein eigenes Blut darfst du nicht vergießen. Laß also lieber ein eisernes Faß machen und die Prinzessin, den Halben und das Kind hineinstecken und sie ins Meer werfen, und gib ihnen nichts anderes als einen Kranz Feigen für das Kind mit, damit es nicht gar zu schnell sterbe.«

Dieser Rat gefiel dem König. Er ließ also das Faß machen, die drei hineinstecken und in das Meer werfen.

Wie sie nun so zusammen im Faß saßen, sagte die Prinzessin zum Halben: »ich habe dich noch nie gesehen, wie kommt es, daß wir jetzt hier zusammen sind?« »Gib mir eine Feige«, versetzte der Halbe, »dann will ich dir's sagen.« Und die Prinzessin gab ihm eine Feige von denjenigen, die sie für das Kind mitbekommen hatte. Nachdem er sie gegessen hatte, sprach der Halbe: »erinnerst du dich nicht, daß mir einmal, als ich beim Schlosse vorbeikam, das Beil und das Seil zu Boden fiel, und du mich auslachtest?« – »Ja, das erinnere ich mich«, versetzte die Prinzessin.

»Nun, ich weiß einen Spruch, und wenn ich den hersage, so geschieht Alles, was ich will; den sagte ich damals und wünschte, daß du schwanger werdest, und darum bist du schwanger geworden.«

Drauf sagte die Prinzessin: »wenn du einen solchen Spruch weißt, daß alles geschieht, was du sagst, so sage ihn doch jetzt, damit wir aus diesem Faß heraus und ans Land kommen.« Der Halbe versetzte: »gib mir eine Feige und dann will ich ihn sagen.« Da gab ihm die Prinzessin eine Feige, und nachdem er sie verzehrt hatte, sprach er heimlich: »beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, das Faß soll an's Land schwimmen und sich öffnen, damit wir heraussteigen.« Und sofort lief das Faß auf den Strand, öffnete sich, und sie stiegen heraus. Wie

sie heraus waren, überfiel sie ein Regen. Da bat die Prinzessin den Halben: »sag' doch deinen Spruch, damit wir irgend ein Obdach finden und nicht naß werden.« Der Halbe aber sprach: »gib mir eine Feige und dann will ich ihn sagen.« Da gab ihm die Prinzessin eine Feige und er sagte bei sich: »beim ersten Worte Gottes und beim zweiten des Fisches, es soll hier ein Obdach werden!« Und sogleich ward eines und sie setzten sich drunter.

Drauf bat die Prinzessin den Halben abermals: »bis dahin hast du deine Sache gut gemacht! Jetzt aber sage deinen Spruch, damit wir ein großes Schloß bekommen, dessen Steine und Balken und gesamtes Hausgeräte sprechen können.« Und der Halbe erwiderte: »gib mir eine Feige und dann will ich ihn sagen!« Da gab sie ihm noch eine Feige, und nachdem er sie verzehrt hatte, sprach er bei sich: »beim ersten Wort Gottes und beim zweiten des Fisches, es soll ein Schloß entstehen und dessen Steine, Balken und gesamtes Hausgeräte sollen sprechen können!« Sogleich entstand ein Schloß, an dem alles sprach, und sie gingen hinein und wohnten darin, und der Halbe schaffte Alles herbei, was nötig war, und was sich die Prinzessin wünschte.

Eines Tages ging der König auf die Jagd und erblickte von Weitem ein Schloß, das er noch nie gesehen hatte; da wurde er neugierig, wem es wohl gehören könne. Er

schickte also zwei seiner Diener hin und sprach zu ihnen: »Nehmt diese Rebhühner, geht in jenes Schloß und bratet sie dort, und seht zu, was das für ein Schloß ist, denn ich bin schon oft hier auf der Jagd gewesen und habe es noch nie bemerkt.«

Die Diener, denen dies der König geheißen hatte, nahmen die Rebhühner und gingen zu jenem Schloß. Und als sie an das Haustor kamen, fragte sie dieses: »Was wollt ihr hier?« Da sprachen sie: »der König hat uns hieher geschickt, um ein paar Rebhühner zu braten.« Das Haustor aber versetzte: »bleibt stehn, erst muß ich meine Frau fragen.« Drauf sagte es das Haustor der ersten Türe, die im Innern war, und diese der zweiten, und diese der dritten, und so ging es von Türe zu Türe, bis die Frage an die Hausfrau gelangte. Diese aber befahl, die Fremden einzulassen, und sofort öffneten sich alle Türen von selbst und ließen die Diener ein. Die wunderten sich sehr, als sie hörten, daß sogar die Balken und Steine sie willkommen hießen, gingen dann in die Küche, und wie da der eine zum andern sagte: »wo werden wir Holz finden?« riefen die Scheite: »hier sind wir!« Und wie sie zu einander sprachen: »Wir haben kein Salz und keine Butter«, da riefen Salz und Butter: »Hier sind wir!«

Nachdem sie nun die Rebhühner zugerichtet, an den Spieß gesteckt und an's Feuer gestellt hatten, wollten sie

sich ein bischen in der Nähe der Küche umsehen, ob es noch andere Dinge im Schlosse gäbe, die sprechen könnten. Aber sie fanden deren so viele und blieben so lange aus der Küche weg, daß die Rebhühner zu Kohlen verbrannt waren, als sie wieder daran dachten und in die Küche liefen. Da gerieten sie in große Verlegenheit, wie sie sich beim Könige entschuldigen sollten, daß sie ihm die Rebhühner verbrannt hätten. Endlich entschlossen sie sich, geradenwegs zum König zu gehen und ihm zu erzählen, was sie gesehen.

Der König aber wollte ihnen nicht glauben, und schickte andere Diener hin. Denen erging es gerade so, wie den ersten, und als der König hörte, daß sie ganz ebenso aussagten, wie die ersten, beschloß er, selbst hinzugehen und sich mit eignen Augen und Ohren zu überzeugen.

Wie er nun zum Tore kam, da sprach das Tor zu ihm: »Seid willkommen, Herr König!« Und als er hineinging, riefen ihm alle Steine und alle Balken denselben Willkomm zu, und der König wunderte sich sehr, daß hier Holz und Steine reden könnten.

Als die Prinzessin hörte, daß der König selbst gekommen sei, kam sie ihm entgegen, um ihn zu empfangen. Sie führte ihn in ihre Prunkgemächer, gab sich ihm aber nicht zu erkennen, und der König wunderte

sich sehr über ihr anständiges Benehmen und ihre feinen Reden.

Unterdessen wollten die Diener in der Küche die Rebhühner braten, die der König mitgebracht hatte; mit denen ging es aber, wie mit den andern, denn vor lauter Verwunderung über das, was sie sahen und hörten, ließen die Diener sie zu Kohlen verbrennen.

Als das dem König gemeldet wurde, geriet er in großen Zorn, weil er sehr hungrig war und nun nichts zu essen hatte. Die Prinzessin aber sprach: »Ich bitte Euch, Herr König, bei uns vorlieb zu nehmen und in unserm dürftigen Hause zu speisen.« Und als der König es annahm, ging sie, um den Halben zu suchen, der sich vor dem König verkrochen hatte, und sprach: »Ich habe den König zum Essen eingeladen, sage nun deinen Spruch, damit uns ein prächtiges Gastmahl komme mit allen nötigen Dienern, Musikanten und Tänzern und Allem, was dazu gehört.« Drauf sprach der Halbe: »gib mir eine Feige und dann will ich ihn sagen.« Da gab ihm die Prinzessin eine Feige. Nachdem er sie verzehrt hatte, sagte er seinen Spruch nach dem Willen der Prinzessin, und sogleich erschien ein Gastmahl mit Allem, was dazu gehört. Als sich nun die Prinzessin mit dem König und den Dienern dran gesetzt, da begannen die Musikanten zu spielen, und spielten so schön, daß der König

erstaunte und sprach: »Ich bin ein König, aber solche Musik habe ich doch nicht in meinem Schlosse.« Drauf fingen die Tänzerinnen zu tanzen an, und tanzten so schön, daß der König der Prinzessin sagte: »Ich bin ein König, aber solche Tänzerinnen hab' ich nicht in meinem Schlosse, sag' mir doch, wie du zu ihnen gekommen bist.« Und die Prinzessin erwiederte: »Mein Vater hat sie mir als Erbe hinterlassen.« Drauf ging die Prinzessin zum Halben und sagte ihm: »Du sollst mir noch einen Spruch sagen, damit sich ein Löffel in den Stiefel des Königs verstecke.« Und der Halbe erwiederte: »Gib mir eine Feige und dann will ich ihn sagen.« Da gab ihm die Prinzessin eine Feige, und er sagte seinen Spruch nach ihrem Willen, und sofort versteckte sich ein Löffel in den Stiefel des Königs.

Als nun der König Abschied nehmen wollte, da sagte die Prinzessin: »Wartet ein wenig, ich glaub', es fehlt mir etwas.« Über diese Rede ward der König sehr unwirsch und sagte: »Nein, das ist nicht möglich, solche Leute sind wir nicht!« Aber die Prinzessin ließ sich nicht irre machen und rief:

»Alle Schüsseln seid ihr da?«

»Ja!«

»Alle Teller seid ihr da?«

»Ja!«

»Alle Löffel seid ihr da?«

Da rief der Löffel aus dem Stiefel des Königs hervor: »Ich stecke in des Königs Stiefel!«

Nun begann die Prinzessin mit dem König zu schmälen und sprach: »Ich hab Euch in mein Haus aufgenommen, hab Euch ein Gastmahl angerichtet und alle möglichen Ehren angetan, und Ihr nehmt mir nun einen Löffel mit! Schämt Ihr Euch nicht?« Der König aber rief: »Das ist nicht möglich! Irgend Jemand hat mir den Löffel in den Stiefel gesteckt. Du tust mir schweres Unrecht!«

Darauf sagte die Prinzessin: »Solches Unrecht hast du auch an mir getan und mich mit dem Halben in das Faß gesteckt, ohne daß ich gefehlt hatte.« Da blieb der König lange Zeit vor Verwunderung sprachlos. – Die Prinzessin aber führte den Halben vor ihn und dieser erzählte Alles, wie es sich zugetragen.

Der König verwunderte sich sehr über diese Erzählung und nahm seine Tochter mit sich an den Hof und vermählte sie an einen seiner Großen. Den Halben aber machte er zu seinem ersten Leibwächter und gab ihm seine schönste Sklavin zur Frau.

9. *Von den drei dankbaren Tieren.*

Es war einmal eine arme Frau, die hatte zwar einen Sohn, aber nicht Brot genug, um sich und ihn zu sättigen; der Junge ging daher in den Wald, sammelte Strauchwerk und verkaufte es in der Stadt, und erhielt dafür zwei Heller. Darauf ging er nach Hause und wollte das Geld seiner Mutter geben, damit sie dafür Brot anschaffe. Aber unterwegs traf er auf mehrere Knaben, die darüber her waren, eine Schlange zu töten. Da dauerte ihn das Tier und er sagte zu den Knaben: »Ich gebe euch einen Heller, wenn ihr sie leben laßt.« Die Knaben waren es zufrieden, nahmen den Heller und ließen die Schlange laufen. Diese aber folgte ihm nach. Und als er nach Hause kam, erzählte er seiner Mutter, was er getan habe. Da begann die Mutter zu schmälen und sprach: »Ich schickte dich weg, um Geld zu verdienen, damit wir nicht verhungern, und statt dessen bringst du Schlangen ins Haus.« Der Junge aber sagte: »laßt's gut sein, Mutter, zu etwas wird sie schon nütze sein!«

Drauf ging er wieder in den Wald, sammelte Strauchwerk, und verkaufte es in der Stadt für zwei Heller. Auf dem Heimweg kam er zu ein paar Knaben, die waren darüber her, einen Hund zu töten. Da dauerte ihn das Tier und er sprach zu ihnen: »Ich gebe euch einen

Heller, wenn ihr ihn leben laßt.« Die Knaben nahmen den Heller und ließen den Hund in Frieden. Dieser aber folgte ihm nach, und so kam er zu seiner Mutter zurück und erzählte ihr, was ihm begegnet war. Da schmälte die Mutter wie das erste Mal; er aber kehrte sich nicht dran, holte wiederum Strauchwerk in dem Wald und verkaufte es in der Stadt für zwei Heller. Diesmal fand er auf dem Rückweg ein paar Knaben, welche darüber her waren, eine Katze zu töten; und er sagte zu ihnen: »ich geb' euch einen Heller, wenn ihr sie nicht totschlagt.« Die Jungen nahmen den Heller und ließen die Katze in Frieden. Diese aber folgte ihm nach. Als er heimkam, erzählte er der Mutter, was er getan habe. Wie die Mutter hörte, daß er noch eine Katze mitbringe, da wurde sie sehr unwirsch und rief: »das ist nicht auszuhalten. Ich schicke dich fort, um etwas zu verdienen, damit wir nicht verhungern, und statt des Geldes bringst du mir Schlangen, Hunde und Katzen in's Haus!« Der Sohn aber sagte: »Laßt's gut sein, Mutter, zu etwas werden sie schon nütze sein.«

Als sie darauf zu Bette gingen, schlich sich die Schlange zum Sohn und sprach: »Weil du so barmherzig bist, so bringe mich auch zu meinem Vater und meiner Mutter, und wenn sie dir Geld oder Gold geben wollen, so nimm es nicht an, sondern verlange zum Lohn den Siegelring, welchen mein Vater am Finger trägt, und das

wird dein Schade nicht sein!«

Da stand der Sohn auf und brachte die Schlange zu ihren Eltern. Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, sprach die Schlange zu ihrem Vater: »Der da hat mich vom Tod errettet.« Da fragte der Vater den Menschen: »Was soll ich dir für die Wohltat geben, die du meinem Kinde erwiesen hast?« Und dieser antwortete, wie ihn die Schlange gelehrt hatte: »Ich will weder Geld noch Gold, sondern nur den Siegelring, den du an deiner Hand trägst.« Der Vater der Schlange aber erschrak, als er das hörte, und sprach: »Was du verlangst, ist zu viel, das kann ich dir nicht geben!«

Da stellte sich die Schlange, als ob sie mit dem Menschen wieder fort wollte, und sprach: »Vater, wenn du diesem, der mich doch vom Tod errettet hat, deinen Siegelring nicht geben willst, so geh' ich wieder mit ihm zurück, denn ihm schuldige ich mein Leben!« Da gab der Vater dem Menschen den Siegelring und nahm von ihm sein Kind zurück und sagte: »Wenn du irgend etwas nötig hast, so lecke an dem Siegel, da wird ein schwarzer Mann erscheinen; dem befiehl, was du willst, und er wird es ausführen.«

Drauf nahm der Mensch Abschied von den Schlangen und ging nach Hause. Dort aber empfing ihn die Mutter

nicht sehr freundlich und fragte ihn: »Was werden wir heute essen?« Er aber sprach:

»Geh zum Schranke, dort findest du das Nötige!«

»Mein Sohn, ich geh des Tags so oft zum Schranke und finde niemals etwas drin.«

»Geh nur, sag ich dir, geh nur! denn jetzt findest du gewiß etwas.« Und während sie zum Schranke ging, leckte er am Siegel, und es erschien ein Schwarzer und fragte: »Was befiehlst du, Herr?« Er aber sagte: »Ich will, daß du mir den Schrank mit Speisen anfüllst!«

Und bis die Mutter zum Schranke kam, war dieser voll Speisen aller Art; die nahmen sie heraus und taten sich gütlich und machten sich von da an mit dem Ringe ein schönes Leben.

Doch nach und nach ward der Sohn dessen überdrüssig, und eines Tages sprach er zu seiner Mutter: »Geh zum König, Mutter, und sage ihm, er soll mir seine Tochter zur Frau geben!« Da sprach die Mutter: »Was kömmt dir an? Wie können wir uns bis zur Tochter des Königs versteigen?« Er aber hörte nicht auf ihre Einreden und bestand darauf, daß sie hingehen solle.

Übel oder wohl, mußte sich die Alte aufmachen und zum König gehn. Und als sie vor ihn kam, sagte sie zu ihm ohne viele Umschweife: »Mein Sohn verlangt deine

Tochter zum Weibe!« Da lachte der König und sprach: »Wenn er im Stande ist, ein Schloß zu bauen, das größer ist als das meinige, dann soll er meine Tochter zum Weibe haben.«

Die Alte kam zu ihrem Sohn zurück und erzählte ihm die Antwort des Königs. Und in derselben Nacht leckte dieser an dem Siegel, und als der Schwarze erschien, befahl er ihm, ein Schloß zu bauen, das größer sei, als das des Königs. In demselben Augenblick war er in einem Schloß, das größer war, als das des Königs.

Am andern Morgen schickte er seine Mutter wiederum zum König. Und als sie vor ihn kam, sagte sie: »Mein Sohn hat das Schloß gebaut, wie du ihm aufgetragen, und verlangt nun deine Tochter zum Weibe.«

Der König aber antwortete: »Wenn er im Stande ist, den Weg von seinem Schlosse zu dem meinigen mit Gold zu pflastern, dann soll er meine Tochter bekommen.«

Da ging die Alte nach Hause und erzählte ihrem Sohne, was ihr der König geantwortet. Der aber ließ, durch den Schwarzen in der Nacht darauf den goldnen Weg bauen, wie ihn der König verlangt hatte. Und des Morgens ging die Mutter wiederum zum König und sagte: »Mein Sohn hat das getan, was du verlangt hast.« Da sprach der König: »Nun, dann soll er sich zur

Hochzeit vorbereiten.« Die Alte kehrte nach Hause zurück und erzählte ihrem Sohne, was ihr der König aufgetragen. Und dieser rüstete sich also zur Hochzeit.

Der König aber ließ seine Tochter rufen, teilte ihr seinen Beschluß mit, und erzählte ihr, wie geschickt ihr Bräutigam sei und was er Alles bis jetzt vollbracht habe.

Als die Prinzessin hörte, wie reich und geschickt ihr Bräutigam sei, freute sie sich sehr und verlangte vom Vater nichts andres, als einen Schwarzen, der ihr aufwarte, und den sie mit ihren Aufträgen ausschicken könne. Der König gab ihr einen solchen, und als der bestimmte Tag herankam, da nahm der Sohn der Wittwe die Prinzessin zur Frau. Sie lebten lange Zeit glücklich mit einander, und er hatte seine Frau so lieb, daß er sich in einer schwachen Stunde von ihr beschwatzen ließ, und ihr das Geheimnis des Siegels anvertraute.

Mit der Zeit aber begann die Prinzessin, sich in ihren Schwarzen zu verlieben, und ihre Liebe zu ihm ward nach und nach so groß, daß sie eines Nachts, während ihr Mann schlief, ihm das Siegel raubte und mit dem Schwarzen flüchtig ward.

Sie gingen zusammen auf eine Insel im Meer, ließen sich durch die Kraft des Ringes ein Schloß bauen und lebten dort mit einander.

Als der Sohn der Wittwe am andern Morgen

aufwachte und inne wurde, was geschehn war, verfiel er in tiefe Trauer. Da kam die Katze leise herbeigeschlichen und schmiegte sich schmeichelnd und spinnend an ihn an. Und als er darauf nicht achtete, fragte sie ihn endlich: »Was fehlt dir, Herr?«

»Was mir fehlt, Närrchen? So und so ist's mir ergangen. Heute Nacht hat mir meine Frau den Siegelring geraubt und ist mit dem Schwarzen davon gelaufen.«

»Pah, wenn's weiter nichts ist, so laß dich das nicht kümmern! Den Ring will ich dir schon wiederbringen, wenn du mir den Hund gibst, damit ich auf ihm hinreiten und ihn holen kann.«

Da gab er der Katze den Hund, und sie setzte sich auf ihn und ritt über's Meer zum Schlosse der Prinzessin, schlich sich dort ein und suchte vergebens alle Winkel nach dem Ringe aus, bis sie endlich erlauschte, daß der Schwarze den Ring unter seiner Zunge versteckt hielt. Darauf fing sie eine Maus und sprach zu ihr: »Maus, wenn du dein Leben retten willst, so mußt du dein Schwänzchen in das Nasenloch des Schwarzen stecken, während er schläft.« Die Maus versprach es und hielt Wort. Als nun der Schwarze den Kitzel spürte, da fing er an gar heftig zu niesen, und dadurch fiel ihm der Ring heraus, den er unter der Zunge versteckt hatte. Die

Katze packte ihn sogleich, stieg auf den Hund und suchte das Weite. Während sie nun über das Meer schwammen, da sagte der Hund zur Katze: »Liebe Katze, sei doch so gut, und zeig mir ein bischen den Ring.« »Was siehst du dran, du Narr?« meinte die Katze. Da aber der Hund nicht nachließ, so zog sie den Ring hervor, und wie ihn der Hund nehmen will, so fällt er in's Meer, und ein Fisch schnappte ihn auf und ward dadurch zum Buntfische.

Da sprach die Katze zum Hunde: »Wehe uns, was hast du angestellt? Wie können wir zu unserm Herrn ohne Ring zurückkehren?« – Aber was war zu tun? Im Meer konnten sie nicht bleiben; sie schwammen also an's Land, und kamen an einen Ort, wo die Schiffe ankern. – Dort gingen sie auf das beste Schiff, und die Katze wußte dem Schiffer so zu schmeicheln und schön zu tun, daß dieser sagte: »Ei der Tausend, was für eine schöne Katze ist uns da zugelaufen! Wenn ich heute Abend nach Hause komme und den Fisch koche, den ich gefangen habe, so soll sie auch die Därme bekommen und sich dran gütlich tun.« Das war aber der Fisch, welcher den Siegelring geschluckt hatte, und wie nun die Katze die Därme bekam, packte sie das Kleinod, stieg auf den Hund, kehrte zu ihrem Herrn zurück, und als sie den so traurig dasitzen sah, rief sie von weitem: »miau, miau!« Da hob der Herr den Kopf in die Höhe und fragte: »Hast du ihn, mein Kätzchen?«

»Ich hab ihn, Herr! ich hab ihn; aber du mußt den Hund totschlagen, denn als wir auf dem Meere schwammen, wollte er den Ring sehen und ließ ihn in's Meer fallen.« Da griff jener nach der Flinte und legte an, um ihn totzuschießen. Die Katze aber rief: »Laß ihn gehn, Herr, wir haben ja so lange aus einer Schüssel gegessen.« Und jener setzte ab und ließ ihn leben.

Drauf nahm der Herr den Siegelring und leckte daran; sogleich erschien der Schwarze und fragte: »Was befiehlst du, Herr?«

»Bringe das Schloß daher, welches im Meere steht.« Und als es vor ihm stand, ging er hinein und fand den Schwarzen bei seiner Frau liegen, schlug ihn tot, und lebte mit dieser glücklich und zufrieden bis an sein Ende.

10. *Das Mädchen im Krieg.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und wurde eines Tages aufgeboten, um in den Krieg zu ziehen. Da er aber schon alt und schwächlich war, so betrübte ihn das sehr, und er saß Tage lang, um darüber nachzusinnen, was er tun solle.

Da kam seine älteste Tochter zu ihm und fragte: »Was hast du, Herr, daß du so traurig bist?«

»Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege!«

»Nein, lieber Vater, ich muß es wissen, und gehe nicht eher von der Stelle, als bis du mir es sagst.«

»Was soll ich dir sagen, mein armes Mädchen? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin zu alt, um mitzuziehn.«

»O weh! Ich glaubte, du zerbrächst dir den Kopf, wie du mich endlich unter die Haube bringen könntest«, rief das Mädchen trotzig, und verließ den Vater.

Drauf kam die Zweite und sprach: »Was ist dir, Väterchen, daß du so traurig bist?«

»Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege!«

»Nein, nein! du mußt es mir sagen, ich will es wissen!«

»Ich sage dir's nicht, denn sonst antwortest du mir, wie

die Andere.«

»Nein, das tue ich gewiß nicht!«

»Nun, so höre, mein Kind! Man bietet mich auf zum Kriege, und ich bin zu alt dazu und kann nicht mitgehn.«

»O Unheil! ich glaubte, du zerbrächst dir den Kopf, wie du mich unter die Haube bringen könntest!« rief das Mädchen und ging seiner Wege.

Drauf kam die Jüngste und fragte: »Was ist dir, Vater, daß du so traurig bist?«

»Das geht dich nichts an, packe dich deiner Wege! Denn sonst antwortest du mir, wie die zwei Andern.«

»Nein, nein! das tu' ich gewiß nicht; sage es mir, ich beschwöre dich!«

»Also, mein Töchterchen, du willst wissen, warum ich so traurig bin? Man hat mich zum Kriege aufgeboten, und ich bin alt geworden und kann nicht mitziehn.«

»Und das kümmert dich so sehr? Weißt du was? Laß mir schöne Mannskleider machen, und gib mir ein gutes Pferd, und ich will statt deiner in den Krieg ziehn.«

»Ach, geh doch, du bist ein Mädchen und willst in den Krieg ziehen?«

»Das laß dich nicht kümmern! Ich will nicht bloß hingehn, sondern auch siegen.«

»Nun denn, in Gottes Namen!« sagte der König, ließ ihr Mannskleider machen und gab ihr ein gutes Pferd. Das Mädchen zog in den Krieg und überwand die Feinde.

Bei diesem Feldzug war auch ein Prinz aus einem andern Königreiche. Und als sie zusammen nach Hause zogen, kehrten sie in dem Schlosse dieses Prinzen ein, und da kam es ihm vor, als ob sein Gast kein Mann wäre. Er ging also zu seiner Mutter und sprach: »Ich glaube, das ist ein Mädchen, Mutter.« Die wunderte sich sehr über diese Rede und sagte: »Wie kann ein Mädchen in den Krieg ziehn?« Er aber blieb bei seiner Meinung, und um in's Klare zu kommen, riet ihm die Mutter: »Führe sie in den Wald und schlafe mit ihr zusammen auf dem Grase, und wenn du beim Aufstehn siehst, daß der Platz, wo du gelegen, frischer ist, dann ist es ein Mädchen. Ist das aber nicht der Fall, dann ist es ein Mann.«

Da gingen sie zusammen in den Wald und schliefen auf dem Grase. Als aber der Prinz eingeschlafen war, da schlich sich das Mädchen weg und schlief an einer andern Stelle, und kehrte erst kurz vor Tagesanbruch an seinen ersten Platz zurück. Als sie aufgestanden waren, untersuchte der Prinz die Plätze und sah, daß der, wo die Prinzessin gelegen, grüner war als der seinige. Und bei der Rückkehr gestand er seiner Mutter, daß sein Platz

am dürrsten gewesen ist. Da erwiederte diese: »Hab ich dir's nicht gesagt, daß es ein Mann sei?« Er aber blieb bei seiner Meinung.

Als nun das Mädchen Abschied nahm, um in sein Reich zurückzukehren, und aus der Stadt herausgeritten war, da rief es: »Ein Mädchen im Kriege! Als Mädchen bin ich in den Krieg gezogen zur Schande des Esels von König!«

Als das der Prinz hörte, sagte er zu seiner Mutter: »Siehst du, Mutter, daß ich Recht hatte und daß es ein Mädchen war! Aber ich will hinziehen in ihr Reich, und sie zur Frau nehmen.«

Der Prinz zog also alte Kleider an, kaufte sich eine Anzahl Spindeln, Kunkeln und Halsbänder, ging nach der Stadt der Prinzessin, und bot seine Waren dort feil, indem er schrie: »Spindeln, Kunkeln, Halsbänder für den goldnen Zahn!« Denn er wußte, daß die Prinzessin einen Zahn verloren und dafür einen goldnen eingesetzt hatte.

Als das die Mägde der Prinzessin hörten, sprachen sie zu ihr: »Hörst du nicht, Herrin, was dieser Lump ruft?«

»Laßt ihn schreien!« antwortete diese.

»Wollen wir denn nichts von ihm kaufen?«

»Kauft, was ihr wollt.«

Als sie nun den Krämer heraufgerufen, fragte ihn die

Prinzessin: »Wie viel Thaler er für ein Halsband verlange?« Der aber antwortete: »Ich verlange kein Geld, sondern ein Maß voll Erbsen.« Als das die Mägde hörten, lachten sie laut. Die Prinzessin aber befahl, ihm die Erbsen zu geben. Und wie er sie nun in seinen Sack schütten wollte, ließ er sie auf die Erde fallen, und setzte sich dann hin, um sie Stück für Stück aufzulesen, bis es Nacht wurde. Da sprachen die Mägde: »Warum hast du uns nicht um ein anderes Maß Erbsen gebeten, statt hier zu sitzen und die aufzulesen?«

»Nein, das geht nicht«, sagte dieser, »denn das ist mein erster Handel. Statt dessen aber bitte ich Euch, mir ein Kämmerchen zu zeigen, wo ich die Nacht schlafen kann.« Die Mägde gingen zur Prinzessin, und erhielten von ihr die Erlaubnis dazu. Da legte sich der Prinz auf die Lauer und entdeckte so den Ort, wo die Schlüssel lagen, mit denen die Prinzessin eingesperrt wurde. Und in der Nacht nahm er die Schlüssel, öffnete das Schlafgemach, warf ein Schlafkraut auf die Prinzessin, das er deshalb bei sich führte, nahm sie auf die Schultern und trug sie in seine Heimat.

Als die Prinzessin aufwachte, fand sie sich an einem fremden Orte und sprach drei Jahre lang gar nicht. Da verlor die Mutter des Prinzen endlich die Geduld, und sagte zu ihm: »Du bist wirklich ein Narr, daß du einen so

weiten Weg gemacht und so viel ausgestanden hast, um dir eine stumme Frau zu holen! Werde doch endlich klug, und laß sie sitzen und nimm eine Andere.« Sie stellten also eine große Hochzeit an, und als es zur Trauung des neuen Brautpaars ging, und alle Gäste Kerzen erhielten, gaben sie der Stummen auch eine, und wie die Feier zu Ende war, da warf sie die Kerze nicht weg gleich den Andern, sondern behielt sie in der Hand, und alle Welt sagte zu ihr: »du verbrennst deine Hand, Stumme.« Sie aber tat, als hörte sie es nicht. Da kam der Bräutigam selbst und sagte zu ihr: »Stumme, du verbrennst dir die Hand!« Sie aber tat, als hörte sie's nicht. Drauf sprach der Bräutigam: »laßt auch die Braut ihr zureden.« Und die Braut sprach: »Stumme, du verbrennst dir die Hand!« Da rief diese plötzlich: »Stumm sollst du selbst werden, und dahin gehen, wo du hergekommen bist! Ich habe zum Prinzen e i n Wort gesprochen, und bin deswegen drei Jahre stumm gewesen, und du, Braut, hast noch die Krone auf, und schiltst mich eine Stumme?« Als der Prinz hörte, daß die Stumme wieder sprach, da verstieß er die neue Braut und nahm die alte und lebte mit ihr glücklich und in Freuden.

11. *Die Wette der drei Brüder mit dem Bartlosen.*

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne und davon war der jüngste an einem Fuße lahm. Als nun der Vater auf seinem Totenbette lag, da rief er seine drei Söhne vor sich, nahm Abschied, und verlangte von ihnen das Versprechen, daß sie ihr Lebenlang weder mit einem Bartlosen noch mit einem Hinkenden auf Reisen gehn sollten. Alle drei versprachen ihm das, und darauf starb er zufrieden.

Nachdem sie den Vater begraben hatten, da machte sich zuerst der älteste Bruder auf, um in der Welt sein Glück zu versuchen. Er war aber noch nicht weit vom Hause, so begegnete ihm ein Bartloser und fragte ihn, »wo er hin wolle.« Darauf antwortete der Älteste: »in die Fremde, um mein Glück zu versuchen.« »Da nimm mich auch mit«, sagte der Bartlose. »Nein, das darf ich nicht, denn der Vater hat es uns auf dem Sterbebette verboten, mit einem Bartlosen zusammen zu reisen.« Als er eine Weile gegangen war, begegnete er einem andern Bartlosen, der fragte ihn eben so wie der erste, erhielt aber dieselbe Antwort. Eine Strecke weiter begegnete ihm ein dritter Bartloser, und als auch der ihm seine Begleitung anbot, da dachte der Älteste: es ist nun einmal mein Schicksal, daß ich lauter Bartlosen begegne, also

mag es denn sein, und so nahm er denn den Bartlosen als Reisegefährten an.

Nachdem sie eine Weile gewandert waren, schlug ihm der Bartlose vor, daß sie mit einander wetten wollten, wer zuerst über den andern ärgerlich würde, und es solle um das Fleisch des Rückgrats gelten, das der andere dem, der sich geärgert, ausschneiden dürfe. Der Älteste war das zufrieden, und der Bartlose führte ihn in sein Haus und gab ihm auf, seine Herde zu hüten, und als der Älteste sie austreiben wollte, da gab er ihm einen Laib Brot und sprach: »da nimm das Brot und iß davon so viel du willst und gib auch dem Hunde davon; aber am Abend mußt du mir es heil zurückbringen.« Als das der Älteste hörte, wurde er zornig und rief: »das ist doch zu arg, denn wie soll ich es anfangen, daß ich mich an dem Brote satt esse, und auch dem Hunde davon gebe, und es doch am Abend heil wiederbringe!« Darauf sprach der Bartlose: »nun hast du die Wette verloren, nun will ich meinen Gewinnst haben«; und da mußte der Älteste so lange still halten, bis ihm der Bartlose das Fleisch von dem Rückgrat geschnitten hatte. Dem Ältesten war dadurch die Reiselust vertrieben, und er ging also wieder nach Hause, sagte aber seinen Brüdern kein Wort von dem, was ihm widerfahren war.

Darauf machte sich der zweite Bruder auf, um in der

Welt sein Glück zu versuchen; dem erging es ebenso wie dem Ältesten, und er kam eben so verdrießlich nach Hause. Da sagte der hinkende Jüngste: »wenn es euch nicht geglückt ist, so will ich es probieren, vielleicht geht mir es besser.« »Nun so mache dich auf«, erwiederten die Brüder, und hofften, daß es ihm ebenso ergehen werde, wie ihnen.

Da machte sich der Jüngste auf den Weg und begegnete ebenso wie seine Brüder dem Bartlosen und schloß mit ihm auch dieselbe Wette. Als ihm aber dieser am Morgen, wo er mit der Herde ausziehen sollte, einen Laib Brot gab und ihm auftrug, davon zu essen und dem Hund davon zu geben und ihn doch am Abend heil zurückzubringen, wurde er darüber nicht ärgerlich, sondern sagte: »ganz wohl.« Nachdem er mit der Herde eine Weile gezogen war, suchte er sich einen schönen Platz aus, machte dort ein großes Feuer an, dann griff er das beste Lamm aus der Herde, schlachtete und briet es, und als er es verzehrt hatte, lockte er den Hund an sich heran und schlug ihn tot.

Bald nachher kam ein Ochsenwagen an der Weide vorüber, und wie der Lahme bemerkte, daß dessen Gespann in elendem Zustande und der eine Ochse nahe daran war, umzustehn, spannte er es aus und gab dafür das beste Paar aus seiner Herde. Darauf fragte er die

Leute, denen der Wagen gehörte: »Habt ihr Brot und Wein?« und als diese es bejahten, schlachtete er eine Jungkuh und briet sie und tat sich mit den Fremden gütlich.

Als er am Abend die Herde heimtrieb und der Bartlose bemerkte, daß davon Stücke fehlten, sagte er zwar nichts zu dem Lahmen, weil er an die Wette dachte, doch sprach er bei sich: »an dem habe ich meinen Meister gefunden.« Aber so ging es nun Tag für Tag, und jeden Abend kam der Lahme mit einer kleineren und schlechteren Herde nach Hause. Da hielt es endlich der Bartlose nicht mehr aus und fuhr eines Abends den Lahmen mit den Worten an: »Kerl, was ist aus den Ochsen geworden?« Der aber sprach: »Du hast die Wette verloren und nun stehe still, bis ich dir einen Riemen Fleisch aus dem Rücken geschnitten.« Darauf machte er es ihm ebenso, wie dieser es seinen zwei Brüdern gemacht hatte, nahm ihm obendrein alle seine Habe und kehrte damit nach Hause zurück.

12. *Vom Mordmesser, dem Wetzstein der Geduld und der Kerze, die nicht schmilzt.*

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine Tochter, die oft am Fenster saß und stickte. Als sie eines Tags wieder am Fenster saß, flog ein Vogel an ihr vorüber und rief: »Was stickst du in Silber und Gold, du wirst ja doch nur einen toten Mann bekommen!« Das verdroß das Mädchen sehr, und sie ging weinend zu ihrem Vater und sagte ihm, was ihr der Vogel zugerufen. Der aber machte kein großes Aufheben davon und sagte: »Es ist eben ein Vogel, laß ihn schwatzen!« Das geschah aber nicht bloß einmal, sondern mehrmals, und so oft der Vogel vorüber flog, rief er ihr dasselbe zu.

Als sich eines Tags das Mädchen mit seinen Gespielinnen im Freien vergnügte, wurde es vom Regen überfallen. Da lief es nach einem Hause, welches in der Nähe lag, und stellte sich unter das Vordach. Während es nun so stand und wartete, ging plötzlich die Haustür auf, und das Mädchen trat in's Haus, um sich ein bischen darin umzusehen. Kaum war es aber eingetreten, so ging die Tür wiederum zu. Das Mädchen ließ sich dadurch nicht irre machen und lief von einem Zimmer zum andern, bis es in ein Gemach kam, wo ein toter Prinz lag, welcher einen Zettel in der Hand hatte, auf dem geschrieben stand: »Wer hierher kommt und bei mir drei

Wochen, drei Tage und drei Stunden, ohne zu schlafen, Wache hält, der wird mich zum Leben erwecken, und wenn es ein Mann ist, so mach' ich ihn zu meinem Minister, und wenn es eine Frau ist, so nehm' ich sie zum Weibe.«

Als das Mädchen diesen Zettel las, gedachte sie der Worte, die der Vogel ihr zugerufen, und beschloß den Prinzen zu erlösen. Sie wachte auch wirklich drei Wochen und drei Tage bei ihm, ohne zu schlafen, da konnte sie sich aber vor Müdigkeit kaum mehr halten. Sie öffnete also das Fenster, um frische Luft zu schöpfen, und sah eine Zigeunerin darunter stehn; die ließ sie durch das Fenster zu sich kommen und sprach: »Wache du zwei Stunden hier, ich muß ein bischen schlafen, und wecke mich nach zwei Stunden.« Diese war es zufrieden, und das Mädchen legte sich schlafen.

Die Zigeunerin weckte sie aber nicht, sondern wachte allein die drei Stunden durch, und als der Prinz aufwachte, sagte er zu ihr: »Du bist meine Frau!« Darauf sprach die Zigeunerin zum Prinzen: »Nimm das Mädchen, welches hier schläft, und laß sie die Gänse hüten«, und der Prinz, um seiner Braut gefällig zu sein, tat das Mädchen zu den Gänsen.

Eines Tages bekam der Prinz Lust in den Krieg zu ziehen. Er rief also seine Frau und fragte sie, was er ihr

mitbringen solle, und sie bestellte sich einen goldenen Anzug. Darauf rief er auch der Gänsehirtin, und fragte sie: »was willst du, daß ich dir mitbringe?« Und diese sagte: »ich wünsche mir das Mordmesser, den Wetzstein der Geduld und die Kerze, die nicht schmilzt, und wenn du mir das nicht mitbringst, so soll dein Pferd nicht von der Stelle gehn.«

Drauf zog der Prinz in den Krieg und trieb die Feinde zu Paaren, und als er nach Hause wollte, kaufte er für seine Frau einen goldenen Anzug, vergaß aber das, was die Gänsehirtin für sich bestellt hatte. Und als er nun heim reiten wollte, da brachte er sein Pferd nicht von der Stelle. Wie er so drauf saß und nachdachte, was das wohl bedeute, da fiel ihm ein, was er der Gänsehirtin versprochen hatte. Er ging also auf den Markt und fragte nach dem Mordmesser, dem Wetzstein der Geduld und der Kerze, die nicht schmilzt. Nachdem er lange vergeblich herumgegangen, fand er endlich Alles in einer kleinen Bude bei einem alten Kaufmann, und der fragte ihn: »für wen kaufst du diese Sachen?«

»Für meine Magd«, erwiderte der Prinz.

»Nun, dann gib Acht, was sie damit anfängt, wenn du es ihr gibst!«

Drauf zog der Prinz heim und gab seiner Frau den goldenen Anzug und der Gänsehirtin das Messer, den

Wetzstein und die Kerze. Diese trug die Sachen in ihre Hütte und schloß sich ein. Der Prinz aber schlich ihr nach um zu sehen, was sie damit anfange.

Das Mädchen setzte den Wetzstein der Geduld auf die Erde, legte das Mordmesser darauf, und steckte die Kerze an, die nicht schmilzt, und fing dann an zu sprechen: »Mordmesser, warum liegst du so ruhig da, warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?« – Da erhob sich das Messer, um ihr den Hals abzuschneiden, aber der Wetzstein der Geduld zog es zurück, und wie sich das Messer erhob, da brannte auch die Kerze, die nicht schmilzt, so düster, als ob sie erlöschen wolle, und das Mädchen fuhr fort: »Ich war ein Fräulein aus gutem Hause, und als ich am Fenster stickte, rief mir ein Vogel zu: warum stickst du in Gold und Silber, du bekömmst ja doch nur einen toten Mann. Ich aber glaubte es nicht. – Mordmesser, warum liegst du so ruhig da? warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?« – Da erhob sich das Messer gegen sie, und der Wetzstein zog es zurück.

»Eines Tages vergnügte ich mich mit meinen Gespielinnen im Freien; da überfiel uns ein Regen, und ich stellte mich unter die Tür dieses Schlosses um den Regen abzuwarten. – Mordmesser, warum liegst du so ruhig da? warum stehst du nicht auf und schneidest mir

den Hals ab?« – Da erhob sich das Messer gegen sie, und der Wetzstein zog es zurück. – »Drauf öffnete sich die Türe und zog mich hinein; ich ging durch viele Zimmer, kam in das Gemach des Prinzen, sah den Zettel, den er in der Hand hielt, und las ihn. – Mordmesser, warum liegst du so ruhig da? warum stehst du nicht auf und schneidest mir den Hals ab?« – Da erhob sich das Messer gegen sie, und der Wetzstein zog es zurück. – »Und ich wachte bei ihm drei Wochen und drei Tage; da ging die Zigeunerin, die er jetzt zur Frau hat, unter dem Fenster vorüber, und ich rief sie herauf und sagte ihr, sie solle zwei Stunden wachen; sie wachte aber drei Stunden ohne mich aufzuwecken. Und darum nahm sie der Prinz zur Frau und machte mich zur Gänsehirtin. – Mordmesser, wie kannst du es mit ansehen, daß ich drei Wochen gewacht und Gänsehirtin geworden bin, während die Zigeunerin nur drei Stunden wachte, und Prinzessin geworden ist? – Und du zauderst noch, Mordmesser?«

Da erhob sich das Messer sehr hoch gegen sie, der Wetzstein konnte es nicht mehr zurückhalten, und die Kerze verlosch ganz und gar. Der Prinz aber, der das Alles gehört hatte, fing an zu schluchzen, stieß die Tür ein, und ergriff das Messer grade wie es auf das Mädchen losstechen wollte, führte die Gänsehirtin in sein Schloß, machte sie zu seiner Frau und ließ die Zigeunerin



an ihrer Statt die Gänse hüten.

13. *Von der unter der Erde versteckten Prinzessin.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und große Reichtümer, und bevor er starb, verteilte er sie an seine Söhne. Die beiden älteren Söhne lebten in Saus und Braus, Jahr aus Jahr ein, und verpraßten und verschwendeten die Schätze ihres Vaters, bis nichts mehr übrig war, und sie in Elend gerieten. Der Jüngste dagegen hielt mit seinem Erbteil Haus, nahm eine Frau und bekam von ihr eine wunderschöne Tochter. Als diese herangewachsen war, baute er für sie unter der Erde einen großen Palast und tötete den Baumeister, welcher ihn gebaut hatte. Drauf sperrte er seine Tochter hinein und schickte Herolde durch die ganze Welt, welche verkündigten, daß der, welcher im Stande sei, des Königs Tochter zu finden, sie zur Frau bekommen solle. Wenn er sie aber nicht finden könne, so müsse er sterben. Da kamen nun viele junge Männer, um das Wagstück zu bestehen; aber alle ihre Mühe war vergeblich. Sie konnten die Prinzessin nicht finden, und verloren ihre Köpfe.

Nachdem schon Viele ihren Tod gefunden hatten, kam es einem jungen Mann, der bildschön und ebenso klug war, in den Sinn, den Versuch zu machen. Er ging also zu einem Hirten und bat ihn, er möge ihn in ein Schaffell

stecken, welches ein goldenes Vließ habe, und ihn in dieser Verkleidung zum Könige bringen. Der Schäfer ließ sich überreden, nahm ein Schaffell, welches goldenes Vließ hatte, nähte den Burschen hinein, tat auch Speise und Trank und Schaflosung dazu, und brachte ihn so vor den König.

Als dieser das goldene Lamm sah, fragte er den Hirten: »verkaufst du das Lamm?« Der Hirt aber erwiderte: »nein, Herr König, ich verkaufe es nicht, wenn du aber Gefallen an ihm findest, so will ich mich dir gerne dienstbar erzeigen, und es dir ohne Entgelt auf drei Tage borgen. Dann aber mußt du mir es wiedergeben.«

Der König versprach das, und machte sich mit dem Lamm auf zu seiner Tochter; und nachdem er es in sein Schloß und durch viele Zimmer geführt, kam er an eine Tür, und rief: »öffnet Euch, *Tartara Martara* der Erde!« Da öffnete sich die Türe von selbst, und nachdem sie wieder durch viele Zimmer gegangen waren, kamen sie an eine zweite Tür. Bei dieser rief der König wieder: »öffnet Euch *Tartara Martara* der Erde!« Drauf öffnete sich die Türe von selbst und sie kamen in das Gemach, in dem die Prinzessin wohnte, und dessen Boden, Wände und Decke ganz von Silber waren. Nachdem der König die Prinzessin begrüßt hatte, gab er ihr das Lamm. Sie hatte eine große Freude daran, streichelte und hätschelte

es und spielte mit ihm. Aber nach einem Weilchen loste das Lamm; da sagte die Prinzessin zum König: »Vater, das Lamm hat gelost!« Und dieser erwiderte: »es ist eben ein Lamm, warum soll es denn nicht losen!« Drauf ließ er das Lamm bei der Prinzessin und ging seiner Wege.

In der Nacht aber zog der Bursche das Fell aus. Und als die Prinzessin sah, daß er so schön war, verliebte sie sich in ihn, und fragte: »warum hast du dich in das Fell gesteckt und bist hierher gekommen?« Der erwiderte: »als ich sah, daß so Viele dich nicht finden konnten und das Leben verloren, ersann ich diese List und kam zu dir.« Da rief die Prinzessin: »ei, das hast du gut gemacht! Aber du mußt wissen, daß, wenn du mich hier gefunden hast, deine Wette noch nicht gewonnen ist. Denn dann verwandelt mich der Vater samt meinen Mägden in Enten und fragt dich: welche von diesen Enten ist die Prinzessin? Da werde ich nun den Kopf rückwärts wenden und mir mit dem Schnabel die Flügel putzen, damit du mich erkennst.«

Nachdem sie drei Tage lang mit einander geplaudert und gekost hatten, kam der Hirte wieder zum König und verlangte sein Lamm.

Und der König ging zu seiner Tochter um es zu holen. Diese tat sehr betrübt, weil sie so schön mit dem Lamme

gespielt hätte. Der König aber sagte: »ich kann es dir nicht lassen, denn es ist nur geborgt«, und nahm es mit und gab es an den Hirten zurück.

Nun warf der Bursche das Fell ab, ging zum König und sprach: »Herr, ich bin im Stande deine Tochter zu finden.« Als der König den schönen Burschen sah, sagte er zu ihm: »mich dauert deine Jugend, liebes Kind. Dies Wagestück hat schon so Vielen das Leben gekostet und wird auch dein Tod sein.« – »Ich bleibe dabei, Herr König; ich will sie entweder finden oder den Kopf verlieren.«

Drauf ging er vor dem König her, und dieser folgte ihm, bis sie zu der großen Tür kamen. Da sprach der Bursche zum König: »sage drei Worte, damit sie aufgehe.« Und der König antwortete: »was sind das für Worte? Soll ich etwa sagen: Schloß, Schloß, Schloß!« »Nein«, sprach Jener, »sage: öffnet Euch, *Tartara Martara* der Erde!«

Als das der König getan hatte, öffnete sich die Tür, und sie gingen hinein, und der König kaute vor Zorn an seinem Schnurrbart. Dann kamen sie zur zweiten Tür, da ging es wie bei der ersten. Sie traten ein und fanden die Prinzessin.

Drauf sprach der König: »gut, die Prinzessin hast du gefunden. Nun werde ich sie aber mit samt ihren

Mägden in Enten verwandeln, und wenn du errätst, welche von diesen meine Tochter ist, dann sollst du sie zum Weibe haben.« Und sofort verwandelte der König alle Mädchen in Enten, führte sie dem Burschen vor und sagte zu ihm: »Nun zeige mir die, welche meine Tochter ist.« Da putzte sich die Prinzessin nach der Abrede mit dem Schnabel die Flügel, und der Bursche sprach: »die da, welche sich die Flügel putzt, ist die Prinzessin.« Nun konnte der König nicht anders und mußte sie ihm zum Weibe geben, und er lebte mit ihr herrlich und in Freuden.

14. *Das Ziegenkind.*

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin, die bekamen keine Kinder und waren darüber sehr betrübt. Eines Tages betete die Frau zum lieben Gott: »er möge ihr ein Kind geben und wenn es auch ein Zicklein wäre.« Drauf ward ihr Leib gesegnet, sie gebar aber statt eines Kindes ein Zicklein, welches frisch und munter heranwuchs. Eines Tages sprach die Mutter zur jungen Ziege: »wenn ich nur Jemand hätte, der dem Vater einen Krug Wasser auf den Acker brächte!« Und diese erwiderte: »binde ihn an mein Gehörn, und ich trage ihn hin.« Die Mutter band ihr also den Krug an die Hörner, und sie trug ihn zu ihrem Vater. Auf dem Rückweg kam sie an ein heimliches sonniges Plätzchen, da setzte sie sich hin, zog ihr Fell ab und lauste es. Als sie so da saß, kam ein Prinz durch den Wald, der auf der Jagd war, erblickte sie von Weitem, und näherte sich ihr leise und seine Augen staunten über ihre Schönheit, welche wie die Sonne strahlte. Wie er aber näher treten wollte, wurde sie ihn gewahr, schlüpfte sogleich in ihr Fell und lief nach Hause.

Der Prinz schickte ihr nach, um zu wissen, wo sie hinginge, und als er es erfahren, da ging er heim und sagte zu seiner Mutter: »schicke Brautwerber in das und das Haus, denn ich will die Ziege zur Frau nehmen,

welche dort wohnt.«

Wie das die Mutter hörte, fing sie an zu jammern und zu weinen, und rief: »mein Sohn, wenn du dich vermählen willst, so nimm doch eine Prinzessin von Deinesgleichen, aber keine Ziege.«

Doch er sagte: »entweder diese oder keine!« und blieb dabei. Als die Mutter inne wurde, daß ihr Sohn sich nicht abbringen ließ, ergab sie sich endlich in seinen Willen und schickte zwei Weiber ab, welche bei der Mutter um die Ziege freien sollten. Die ließ aber die Weiber gar nicht ausreden, sondern ergriff einen Prügel, schlug damit auf sie los und rief: »da habt ihr was für den Spott, den ihr mit mir treibt! Ich habe keine andere Tochter als dies Tierchen, das mir Gott zu meinem Troste geschenkt hat, und das ist keine Frau für einen Prinzen.«

Da gingen die Weiber in das Schloß zurück und erzählten, wie es ihnen ergangen. Der Prinz aber bat seine Mutter, nun selbst hinzugehen, und übel oder wohl, mußte sie das tun, denn vor Liebesgram hatte der Prinz schon fünf Tage lang nichts gegessen. Darauf ging die Königin zur Mutter der Ziege und sprach: »du mußt die Ziege hergeben, es hilft Alles nichts! denn so und so steht es mit meinem Sohne.« Da sah die Mutter ein, daß es nicht anders gehe, sie fügte sich also und gab der Königin die Ziege mit, und die brachte sie zu ihrem Sohn.

Als dieser die Ziege erblickte, küßte und herzte er sie und fing wieder zu essen und zu trinken an.

Die Ziege war munter und lustig nach Ziegenart, trieb allerlei Kurzweil und stellte auch manchen Schaden an.

Eines Tages machte die Königin einen Blätterkuchen; die Ziege aber ging hin und zerriß ihr die Teigblätter mit dem Horn, und dafür gab ihr die Königin eins mit dem Walgerholz. Den andern Tag nahm die Magd das Brot und trug es in den Ofen. Die Ziege aber ging ihr nach und verdarb mit ihren Hörnern ein Bretzelbrot, und der Bäcker gab ihr eins mit dem Schüreisen.

Um diese Zeit verheiratete sich der Vetter des Königs und lud ihn und sein Haus zur Hochzeit ein. Nachdem alle fertig waren um hinzugehen, banden sie die Ziege an einen Feigenbaum. Kaum waren sie aber fort, so schlüpfte die Ziege aus ihrem Felle, zog goldene Kleider an, ging auch auf die Hochzeit und setzte sich zu ihrer Schwiegermutter. Als diese sah, wie schön die Fremde war, sprach sie bei sich: »Ach, wenn doch die Frau meines Sohnes so schön wäre!« und fragte sie: »woher bist du, mein Kind?« Und diese antwortete: »von dem Walgerholze.« Drauf gingen sie auf den Tanzplatz und tanzten, und wie sie dort ihr Mann erblickte, erkannte er sie. Als der Tanz zu Ende war, da warf sie einen goldenen Apfel unter die Leute, um sie irre zu machen,

und lief weg und steckte sich wieder in ihr Ziegenfell. Drauf kam auch die Königin mit ihrem Sohne nach Hause und sagte zu ihm: »Hast du die schöne Fremde gesehen?«

»Ja wohl Mutter. Hast du sie gefragt, wo sie her ist?«

»Ja mein Sohn, aber ich weiß nicht mehr, welchen Ort sie nannte, ich hab's vergessen.«

»Wenn sie morgen wiederkömmt, so frage sie doch mir zu Liebe noch einmal!« sagte der Prinz.

Die Mutter versprach das, und als sie des andern Tags wieder auf der Hochzeit waren, da erschien auch das Ziegenkind wie am ersten Tage, und setzte sich neben seine Schwiegermutter. Da fragte diese: »Woher bist du, mein Kind?« »Vom Schüreisen!« antwortete das Mädchen, und ging darauf hinunter und tanzte. Und als der Tanz zu Ende war, da warf sie wiederum einen goldenen Apfel unter die Leute, um sie irre zu machen, lief weg, schlüpfte in ihr Fell, und als die anderen zurückkehrten, da fanden sie sie unter dem Feigenbaum liegen, an dem sie angebunden war.

Der Prinz aber sann hin und her, wie er ihr das Fell entwenden könne. Und als die Königin wieder von der schönen Fremden sprach, sagte er zu ihr: »Hast du sie gefragt, Mutter, woher sie ist?« Und diese erwiderte: »Sie hat mir's gesagt, mein Sohn, aber ich hab's wieder

vergessen.«

Am andern Morgen stand der Prinz auf, ging zu dem Bäcker und sagte: »Heize deinen Ofen, bis er glühend wird, schließe aber kein Brot ein.« Drauf ging er zu seiner Mutter und sagte: »Geht einstweilen zur Hochzeit; ich werde nachkommen!« Sie gingen also hin ohne den Prinzen, und dieser versteckte sich an einen Ort, von wo er sehen konnte, was die Ziege mache. Als nun diese aus ihrem Fell schlüpfte und zur Hochzeit ging, da nahm er das Fell und warf es in den Backofen. Der Geruch von dem brennenden Felle drang aber bis zum Hochzeitshaus und bis in den Saal, wo das Mädchen tanzte. Da schlüpfte es fort, rannte bis zum Ofen und wollte sich hineinstürzen. Der Prinz aber war ihr nachgelaufen; er fing sie in seinen Armen auf und sprach: »Ich habe dich nicht für den Backofen genommen, mein Herz!« Darauf trug er sie auf seinen Armen in das gläserne Gemach des Schlosses und ging nicht auf die Hochzeit, sondern koste mit ihr.

Nach einer Weile schickte die Mutter die Amme nach dem Sohn, um zu sehen, wo er bleibe. Die fragte ihn: »Warum kommst du nicht zur Hochzeit?« »Ich habe Kopfweh«, erwiderte er; »aber die Mutter soll sich nicht stören lassen. Am Abend komme ich, um sie abzuholen.« Die Mutter wartete jedoch vergebens auf ihn. Und als

sie endlich nach Hause kam, da sagte ihr der Prinz: »Da Mutter, nimm die Schlüssel zum gläsernen Saale und hole mir einen Trinkbecher.« Diese ging hin, öffnete die Türe und es glänzte darin so sehr, daß sie erschrak und schrie: »Es ist ein Geist im Saal! es ist ein Geist im Saal!« Der Prinz aber lachte, nahm sie bei der Hand, führte sie in den Saal zurück und sagte: »Sieh doch einmal recht hin, Mutter!« Und als die Schnur aufstand und der Königin die Hand küßte, fuhr er fort: »Siehst du Mutter, das ist die Ziege!« Und die Königin umarmte und küßte sie und sprach: »Warum hast du dich so lange versteckt, mein Kind?« Drauf stellte sie eine Hochzeit an, wie noch keine war gesehen worden, und lud alle Könige von weit und breit dazu ein, und schickte auch nach dem Vater und der Mutter ihrer Schnur. Diese aber fürchteten umgebracht zu werden und versteckten sich.

Als der König hörte, daß sie aus Furcht nicht kommen wollten, ließ er ihnen sogleich neue Kleider machen und ging selbst hin und holte sie herbei. Ihre Tochter kam ihnen bis in den Hof entgegen und küßte ihnen an der Treppe die Hände. Und so fröhlich ging's noch auf keiner Hochzeit her.

15. *Von dem Prinzen und der Schwanenjungfrau.*

Es war einmal ein König, der konnte keine Kinder bekommen und härmte und grämte sich darüber Tag und Nacht, und in seinem Kummer befahl er, daß in allen Städten und Dörfern die Häuser schwarz angestrichen werden sollten.

Nach langer Zeit wurde ihm endlich ein Söhnchen geboren, und aus Freude darüber befahl er, daß alle Häuser in seinem ganzen Reiche weiß angestrichen werden sollten. Darauf erkundigte er sich nach dem weisesten und gelehrtesten Manne auf der Welt, und als er ihn erfahren hatte, ließ er ihn kommen und sprach zu ihm: »ich freue mich nicht so sehr, daß ich einen Sohn bekommen habe, als daß er zu deiner Zeit geboren worden ist; du sollst ihn erziehen und ihn nicht eher aus deiner Hut lassen, bis er alles gelernt hat, was du weißt.«

Um aber das Kind vor allem Schaden zu bewahren, ließ er ein gläsernes Schloß bauen und setzte es mit seinem Lehrer hinein. Eines Tags brachte man Fleisch auf die Tafel, an dem noch ein Knochen war, und über diesen wunderte sich der Knabe, denn er hatte wohl von Knochen gehört, aber noch keinen Knochen gesehn. Er verlangte ihn also, um damit zu spielen, und als er ihn erhalten hatte, warf er ihn so lange hin und her, bis er so

stark an eine der Wände fuhr, daß er sie durchschlug. Da steckte der Knabe den Kopf durch das Loch und erblickte zum ersten Male Himmel, Berge, Flüsse, Felder und vieles andere, und das gefiel ihm so sehr, daß er seinen Lehrer bat, ihn hinaus zu führen. Der aber sagte ihm: »ich darf das nicht, darum mußt du deinen Vater bitten.« Als nun dieser zum Knaben kam, da bat und flehte der so lange, bis ihn der Vater aus dem gläsernen Schlosse nahm und in die Welt brachte. Darüber war große Freude im ganzen Reiche, und es wurden zur Feier große Feste und Jagden angestellt. Der Knabe aber fand großes Vergnügen an der Jagd und wurde bald ein solcher Jagdliebhaber, daß er oft allein ohne Diener und Hunde auszog und jagte.

Eines Tags stellte der König eine große Jagd an, an der auch der Prinz und sein Lehrer Teil nahmen. Da erblickten beide einen großen Hirsch; sie gaben sich an seine Verfolgung und kamen dadurch von der Gesellschaft ab, und nach einer Weile verlor der Lehrer auch den Prinzen aus dem Gesichte, und alles Suchen nach ihm war vergebens. Da glaubte man endlich, daß ihn irgend ein Raubtier gefressen habe, und der König verfiel darüber in so tiefe Trauer, daß er wieder alle Häuser schwarz anzustreichen befahl.

Der Prinz wurde von dem Hirsche in eine Einöde

gelockt, aus welcher er sich nicht mehr herauszufinden im Stande war, und als sein Pferd vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, band er es an einen Baum, und um seinen Hunger zu stillen, stach er mit seinem Messer Wurzeln aus der Erde und verzehrte sie.

So lebte er längere Zeit, bis eines Tages ein Jude vor ihm erschien, und ihn fragte, was er in dieser Wildnis suche. Darauf erzählte ihm der Prinz, wie es ihm ergangen sei, und der Jude sprach: »sei guten Muts, mein Sohn, ich will dir den Weg zu deinem Vater schon zeigen.« Sie machten sich nun auf und trafen unterwegs einen Büffel, den erlegte der Jude und zog ihm die Haut ab und nahm sie mit. Darauf kamen sie an einen sehr hohen und steilen Berg, und da sagte der Jude zu dem Prinzen: »wenn du willst, daß ich dich zu deinem Vater bringe, so mußt du mir vorher einen Dienst erweisen, und auf diesen Berg steigen und mir das Gold herunter werfen, das dort liegt.« »Das wollte ich recht gerne tun«, antwortete der Prinz, »wenn ich nur erst oben wäre, denn wie soll ich hinaufkommen?« Da sprach der Jude: »das ist viel leichter, als du dir denkst, mein Sohn, du brauchst dich nur von mir in dieses Büffelfell einnähen zu lassen, denn jetzt ist grade die Zeit, wo die Adler herunterkommen und Futter suchen, und wenn sie dich in dem Felle erblicken, werden sie dich für einen Büffel halten und auf den Berg tragen. Wenn sie mit dir oben

sind und dich auf die Erde legen, dann nimm dein Messer, und schneide das Fell auf und streife es ab.« Dem Prinzen gefiel dieser Anschlag; er ließ sich also in das Fell einnähen, und es dauerte nicht lange, so kamen die Adler, packten ihn und flogen mit ihm auf den Berg; da zerschnitt der Prinz das Fell und warf nun dem Juden das Gold herunter, was dort lag. Der sammelte davon so viel er konnte, setzte sich dann auf das Pferd des Prinzen und ritt fort. Da rief der Prinz: »wo willst du hin, und wie soll ich von dem Berge herunter kommen?« Der Jude aber rief ihm zurück: »bleibe, wo du bist, es ist ja schön dort oben«, und jagte davon.

Der Prinz suchte nun nach irgend einem Wege oder Fußsteige, um von dem Berge herunter zu kommen, doch alle Mühe war vergebens, überall war der Abhang so steil, als wenn er mit dem Messer abgeschnitten wäre. Oben war aber eine endlose Fläche, auf der allerhand Wurzeln wuchsen; von diesen nährte sich der Prinz und wurde so stark, daß er, wenn er drei Tage hinter einander davon aß, ein Haus mit seinen Händen hätte niederreißen können.

Als er eines Tages eine Wurzel ausgrub, fand er einen eisernen Ring, der in eine Steinplatte eingelassen war, und als er diese aufhob, erblickte er eine endlose Stiege, die in den Berg hinab führte. Er besann sich nicht lange

und stieg auf ihr hinunter, aber er brauchte einen ganzen Tag, bis er unten ankam. Endlich erblickte er Himmel und Erde, und als er die Treppe vollends hinunter gestiegen war, da sah er einen großen Palast, und auf den eilte er zu, um zu sehn, ob er etwas zu essen fände, denn von dem langen Wege war er sehr hungrig geworden. Als er dort eintrat, erblickte er einen Greis, der mit schweren Eisenketten an die Mauer gefesselt war, und dessen Bart ihm bis an die Knie herabreichte, der bat ihn, daß er ihn lösen möchte. Der Prinz aber verlangte etwas zu essen. Da sprach der Greis: »löse mich vorher, dann will ich dir zu essen geben.« Der Jüngling aber rief: »dazu bin ich jetzt nicht stark genug, denn ich sterbe vor Hunger.« Da sagte der Greis: »lange in meine Tasche und hole die vierzig Schlüssel heraus, die die vierzig Stuben des Schlosses aufschließen, und öffene mit diesem Schlüssel die und die Stube. In ihrem Schranke wirst du eine Rute finden, und wenn du mit dieser auf den Boden klopfst, so werden daraus alle Speisen kommen, die du wünschest.« Der Prinz tat, wie ihm geheißen, und nachdem er sich satt gegesssen hatte und wieder zu Kräften gekommen war, da löste er den Greis von seinen Fesseln, und reinigte und lauste ihn, denn er war lange Zeit angeschmiedet gewesen, und blieb nun bei ihm in dem Schlosse.

Aber es dauerte nicht lange, so begann sich der Prinz

zu langweilen, und als das der Greis merkte, gab er ihm neununddreißig Schlüssel zu neununddreißig Stuben des Schlosses und lud ihn ein, sie anzusehen und sich an den Schätzen zu ergötzen, die er darin finden würde. Da schloß der Prinz der Reihe nach alle neununddreißig Stuben auf, und vergnügte sich an dem Anblicke aller Schätze, welche sie enthielten. Nachdem er aber damit fertig war, wurde er wieder traurig, und als ihn der Greis darum beredete, sprach er: »du hast mir die neununddreißig Schlüssel zu den neununddreißig Stuben gegeben, jedoch einen hast du zurückbehalten; ich möchte aber wissen, was in der vierzigsten Stube ist.« Da rief der Greis: »verlange das nicht, mein Sohn, das wäre dein Verderben, denn darin ist ein See, und zu diesem kommen täglich drei Elfinnen und baden sich darin; sie sind sehr schön von Gestalt, aber auch ebenso grimmig von Gemüt, denn sie zerreißen Jeden, den sie erblicken. Ihre ganze Kraft steckt aber in den Kleidern, und wenn man die ihnen wegnimmt, so sind sie machtlos. Es haben dies schon viele junge Männer an ihnen versucht, doch sie sind alle darüber zu Grunde gegangen. Schlage dir also diesen Gedanken aus dem Kopfe, denn es wäre dein Unglück.« Aber der Prinz ließ sich nicht irre machen, und lag dem Greise so lange an, bis er ihm endlich den Schlüssel gab und sprach: »wenn du dich denn nicht abhalten lassen willst, so befolge wenigstens

genau, was ich dir sage. Von den drei Schwestern baden zuerst die beiden ältesten, und die jüngste bleibt im Grase sitzen und spielt auf der Laute; das ist aber die schönste von den dreien. Wenn nun die andern fertig sind, so zieht sie sich aus und geht in das Wasser, und dann mußt du ihr die Kleider wegnehmen, und sie fest unter den einen Arm packen und ihr mit dem andern zuwinken, dir zu folgen. Du darfst dich aber durch kein Bitten und Flehen weich machen lassen, und ihr die Kleider geben oder ihr auch nur erlauben, sie mit einem Finger zu berühren, denn sonst bist du verloren.«

Darauf nahm der Prinz den Schlüssel, öffnete die vierzigste Stube, fand darin den See und versteckte sich hinter einem Busche. Da kamen zuerst die beiden ältesten und badeten sich, während die jüngere auf dem Grase saß und die Laute spielte. Als nun jene gebadet hatten und fortgingen, entkleidete sich die Jüngste, stieg in den See und trieb darin allerhand Kurzweil. Da faßte sich der Prinz ein Herz, stürzte aus seinem Verstecke vor, packte die Kleider fest unter den Arm und winkte ihr, ihm zu folgen. Nun legte sich das Mädchen auf das Bitten, und bat, sie wenigstens den Saum ihres Kleides berühren zu lassen, weil sie nun doch sein eigen sei, und er ließ sich endlich erweichen, und erlaubte ihr, den Saum ihres Kleides zu berühren; aber kaum hatte sie ihn gepackt, so zog sie mit solcher Kraft an dem Kleide, daß

sie es ihm fast entrissen hätte. Doch er besann sich nicht lange, und gab ihr einen solchen Stoß, daß sie davon zurücktaumelte.

Darauf ging der Prinz zu dem Greise, und das Mädchen folgte ihm dorthin; zu diesem, aber sprach er: »nun will ich zu meinen Eltern zurück, kannst du mir kein Pferd geben?« »Sehr gerne«, antwortete der Greis. »Gehe nur in den Stall und rufe: Goldfuchs! Goldfuchs! Flügelpferd! komm und bringe mich zu meinem Vater und meiner Mutter. Gib aber Acht auf die Kleider des Mädchens und packe sie unter die andern, denn wenn sie sie erwischt, so bist du verloren. Das Goldstäbchen aber schenke ich dir zum Andenken.«

Der Prinz tat, wie ihm der Greis gesagt, stieg auf das Flügelpferd, nahm das Mädchen hinter sich und ritt ab.

Unterwegs hielten sie an und setzten sich unter einen Baum, um zu frühstücken, und als sie dort saßen, kam der Bruder des Mädchens in der Gestalt eines Derwisches zu ihnen; der trug einen Schäferstab in der Hand und sprach: »mich hungert sehr, habt ihr etwas zu essen?« Der Prinz erwiederte: »wenn du mir sagst, warum du diesen Schäferstab bei dir führst, so sollst du zu essen haben.« Da antwortete der Derwisch: »wenn ich zu dem Stabe sage: wurr! mein Stöckchen, schlag ihn auf den Kopf, so fährt der Stab aus meiner Hand dem an

den Kopf, den ich meine, und schlägt ihn tot.« »Laß mich ihn ein wenig ansehn«, sagte der Prinz, und als er ihn in der Hand hatte, rief er: »wurr! mein Stöckchen, schlag den Derwisch auf den Kopf.« Da fuhr ihm der Stab aus der Hand und an den Kopf des Derwisches und schlug ihn tot. Der Prinz aber nahm den Schäferstab, sein Goldstäbchen und das Mädchen, das über den Tod ihres Bruders sehr traurig war, und zog weiter.

Zur Mittagszeit hielten sie wieder still, und da kam der zweite Bruder des Mädchens in der Gestalt eines Juden zu ihnen, der bald sichtbar und bald unsichtbar war. Da fragte das Mädchen den Prinzen: »was ist das, was bald erscheint und bald verschwindet?« Der aber sah nichts, denn der Jude erschien nur, so oft der Prinz die Augen senkte, und verschwand, sobald er sie aufschlug. Endlich aber zeigte er sich auch ihm, kam heran und sagte: »mich hungert, habt ihr etwas zu essen?« Da fragte ihn der Prinz: »sage mir erst, wie es zuging, daß du bald sichtbar, bald aber unsichtbar warst, und dann sollst du zu essen haben.« Der Jude erwiederte: »Siehst du diese Mütze, wenn ich sie aufsetze, werde ich unsichtbar, und wenn ich sie abnehme, werde ich sichtbar.«

»Laß sie mich einmal ansehen«, sprach der Prinz, und als er sie in der Hand hatte, rief er: »wurr! mein Stöckchen! dem Juden an den Kopf!« da fuhr sein

Schäferstab dem Juden an den Kopf und schlug ihn tot. Als die Elfin das sah, sprach sie bei sich: »nun muß ich sehn, wie ich mir selber helfe, denn da meine beiden Brüder tot sind, hilft mir Niemand mehr.«

Der Prinz aber nahm das Goldstäbchen, die Mütze, den Schäferstab und das Mädchen und ritt damit in das Reich seines Vaters. Als er in das erste Dorf kam, sah er, daß alle Häuser schwarz angestrichen waren; er ließ daher den Schulteiß kommen und fragte ihn nach der Ursache. Da begann dieser, und erzählte ihm von dem alten Könige und seinem Sohne, und wie der auf einer Jagd umgekommen sei, und der König aus Kummer darüber alle Häuser habe schwarz anstreichen lassen. Als er fertig war, sagte ihm der Prinz: »ich bin der Sohn des Königs, gehe hin zu meinem Vater und sage ihm das, und verdiene dir den Botenlohn.« Der Schulteiß wollte es anfangs nicht glauben, weil der Königssohn schon lange verloren und verfault sei. Aber endlich entschloß er sich doch, lief zum König und sagte ihm die Botschaft. Dieser schickte sogleich seine Hofherren und seine Spielleute hinaus, ließ ihn mit den größten Ehren einholen, und empfing ihn unter Kanonendonner und Volksjubel. Darauf befahl er seinen Untertanen, alle Häuser wieder weiß anzustreichen, und stellte große Festlichkeiten an, bei welchen alle Welt die Elfin bewunderte, weil sie so schön war und so schön tanzte.

Während sie nun so tanzte und alle Welt nur auf sie Acht hatte, nahm der Prinz ihre Kleider und gab sie seiner Tante zum Aufheben und bat sie, sie sorgfältig zu verschließen, und Niemanden zu geben, als ihm allein. Die Elfin aber hatte es doch gemerkt, und als der Prinz sich nun Mittags niederlegte, um ein wenig zu schlummern, da kam sie zur Tante und bat sie, ihr die Kleider zu geben, damit sie sie ein bischen anziehen und darin tanzen könne. Die Tante weigerte sich anfangs, aber die Elfin bat sie so beweglich und schmeichelte ihr so lange, bis sie nicht mehr widerstehen konnte und ihr die Kleider gab. Die Elfin zog sie an, kehrte zum Tanzplatze zurück, und tanzte nun noch viel schöner als vorher. Als der Prinz aufwachte, verlangte er von seiner Tante die Kleider des Mädchens, und diese gestand ihm, daß sie das Mädchen so lange gequält habe, bis sie sie ihr gegeben. Da lief der Prinz dahin, wo die Elfin tanzte; wie ihn aber diese sah, sprang sie auf das Fenster und rief: »Lebe wohl, wenn du Lust hast, mich wieder zu sehn, so komme in die gläserne Stadt!« und flog davon.

Da weinte und tobte der Prinz, aber was half es? Das Mädchen kam nicht wieder, und so beschloß er denn, sie aufzusuchen. Sein Vater und seine Freunde bemühten sich vergebens, ihn davon abzubringen, er blieb bei seinem Vorsatze, nahm sein Goldstäbchen, seinen Schäferstab und seine Mütze, stieg auf das Flügelpferd,

ritt wieder zu dem Greise, erzählte ihm, wie es ihm ergangen sei, und verlangte Rat. Der aber sprach: »ich kann dir nicht helfen, denn ich weiß nicht, wo die gläserne Stadt ist, nimm aber diesen Brief und gehe damit zu meinem Vater, vielleicht weiß der Bescheid.«

Als er zu dem Vater des Greises kam und ihm sein Leid klagte, antwortete dieser: »ich kann dir auch nicht helfen, denn ich weiß ebenso wenig wie mein Sohn, wo die gläserne Stadt liegt, nimm aber diesen Brief und gehe damit zu meiner Mutter, vielleicht weiß die es.«

Als er zu der Alten kam und ihr sein Leid geklagt hatte, sprach diese: »ich weiß auch nicht, wo die gläserne Stadt ist, aber ich will die Vögel zusammenrufen und sie fragen.«

Darauf rief sie alle Vögel zusammen und fragte sie, ob einer von ihnen wisse, wo die gläserne Stadt sei, aber keiner wußte es. – Darüber wurde der Prinz so traurig, daß es die Alte erbarmte und sie ihren Knecht fragte: »hast du auch alle Vögel zusammengerufen, ohne einen auszulassen?« »Ja«, antwortete dieser, »ich habe sie alle gerufen, nur einen Schnapphahn habe ich ausgelassen, weil er so schlecht zu Fuß ist.« Da rief die Alte: »laufe sogleich hin und hole mir auch den herbei«, und als ihn der Knecht gebracht hatte, fragte ihn die Alte: »weißt du, wo die gläserne Stadt ist?« Der Schnapphahn antwortete:

»o ja! aber es ist weit dahin.« Darauf sprach die Alte zu dem Prinzen: »da, nimm diesen Sack mit Mundvorrat für dich und den Schnapphahn, setze dich auf ihn und reite hin.«

Der Prinz nahm den Speisesack, setzte sich auf den Schnapphahn und fort gings. Er mußte aber lange reiten, ehe er zur gläsernen Stadt kam, und bevor er sie erreichte, ging der Mundvorrat aus. Da rief der Schnapphahn: »ich bin hungrig, ich will zu fressen haben!« und der Prinz schnitt seinen eignen Fuß ab, und gab ihn dem Schnapphahn zu fressen.

Als sie endlich ankamen, kehrten sie bei einem alten Mann ein; der war zu den heiligen Stätten gewandert, und wurde davon Chadschi genannt. Er war, nach der Weise der Alten, sehr gesprächig und erzählte dem Prinzen, daß der König der Stadt mit einem andern Könige Krieg habe. Als der Prinz das hörte, sprach er zu dem Chadschi: »Gehe hin und sage dem König, daß ich im Stande sei, allein seinen Feind zu besiegen.« Der Chadschi aber hielt dies für eine leere Prahlerei und begann daher auf den Prinzen zu schmähen und zu schimpfen, weil er glaubte, er wolle ihn zum besten haben. Aber der Prinz lag ihm so lange an, bis er sich entschloß, zum König zu gehn und den Auftrag auszurichten.

Der König ließ den Prinzen zu sich kommen, um ihn selber zu fragen, und als dieser vor dem König erschien, sagte er ihm: »ich verpflichte mich, dir deinen Feind gebunden hierher zu bringen, und wenn ich es nicht im Stande bin, so sollst du mir das Haupt abschlagen, wenn ich ihn aber bringe, so sollst du mir deine jüngste Tochter zur Frau geben.« Der König war das zufrieden, und der Prinz suchte sich die besten von den Soldaten des Königs aus und zog mit ihnen wider den Feind. Als sie ihn erblickten, ging ihm der Prinz allein entgegen und sagte zu seinem Schäferstabe: »Wurr! Stäbchen, den Feinden auf den Kopf!« Da fuhr der Stock auf das feindliche Heer los und erschlug alles was ihm vorkam, und darüber erschraken die Feinde so, daß alles in Verwirrung kam und das ganze Heer davon lief. Der Prinz aber hatte seine Mütze aufgesetzt und war dem Stocke unsichtbar gefolgt und suchte nun so lange, bis er den feindlichen König gefunden hatte. Da packte und band er ihn, und führte ihn in die gläserne Stadt zum Könige. Darüber freute sich dieser so sehr, daß er gleich seine jüngste Tochter holen ließ und ihr den Prinzen als ihren Gemahl vorstellte. Der Prinz hatte sich aber so verkleidet, daß ihn das Mädchen nicht erkannte, und als sie hörte, daß sie diesen Mann heiraten sollte, da erschrak sie und widersetzte sich, worüber der König sehr zornig wurde. Der Prinz aber sagte zum König, er möchte ihm nur

erlauben seiner Tochter zwei Worte im Geheimen zu sagen, dann werde sie gewiß einwilligen. Da ließ sie der König in ein besonderes Zimmer führen, und dort gab sich der Prinz der Jungfrau zu erkennen. Die aber freute sich sehr über das unverhoffte Wiedersehen, und erklärte nun ihrem Vater, daß sie den Fremden zum Manne haben wolle. Da wurde eine große Hochzeit angestellt, und als diese vorüber war, nahm er von dem Könige Abschied und ging mit seiner Frau in seine Heimat zurück.

16. *Von der Frau, die Gutes tut und Undank erfährt.*

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte zwei Söhne, und davon war der Älteste ein gesetzter und fleißiger Mensch, der Jüngste aber faul und nur auf sein Vergnügen bedacht. Als nun der Alte starb und ihnen ein großes Vermögen hinterließ, da wollte der Jüngste nicht zu Hause bleiben, weil er dort nicht seinen bösen Lüsten nachhängen konnte; er verlangte daher von seinem Bruder, daß sie abteilen sollten, weil er in der Fremde sein Glück versuchen wolle. Der Ältere wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, da aber der Jüngste auf seinem Willen bestand, so gab er endlich nach und teilte mit ihm das Vatergut.

Als der Jüngste seinen Anteil erhalten, nahm er ihn und ging damit graden Weges nach Korfu, begann dort sogleich ein wüstes Leben und verpraßte in böser Gesellschaft alles, was er besaß, bis auf den letzten Heller. Weil er nun nichts mehr hatte, verließen ihn alle seine Freunde, und da er nicht arbeiten wollte, geriet er in große Not und entschloß sich endlich nach Hause zu seinem Bruder zurückzukehren; dem erzählte er so viel von dem Unglücke vor, das ihn bei allen seinen Unternehmungen verfolgt habe, bis er ihm glaubte und von dem Seinigen zwanzig tausend Piaster gab, um noch

einmal sein Glück zu versuchen.

Sowie der Taugenichts das Geld erhalten hatte, ging er geraden Weges nach Athen und trieb es dort noch ärger als vorher. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er keinen Heller mehr und geriet in so große Not, daß er wieder zu seinem Bruder zu gehen beschloß. Dem erzählte er abermals von seinem großen Unglücke und brachte es endlich so weit, daß er von ihm noch einmal zwanzig tausend Piaster erhielt, um damit sein Glück zu versuchen.

Mit diesem Gelde ging er geraden Weges in die Walachei; es dauerte aber nicht lange, so hatte er es durchgebracht und kehrte arm und zerlumpt nach Hause zurück.

Da sprach der Ältere: »ich sehe, Bruder, du hast kein Glück; und wenn ich dir immer und immer wieder Geld gebe, und du es verlierst, so haben wir am Ende beide nichts. Bleibe du also daheim und halte Haus mit meiner Frau, und ich will in die Fremde gehen und sehen, ob mir das Glück holder ist als dir, und an dem, was ich gewinne, sollst du deinen Anteil haben.«

Der ältere Bruder ging also auf Reisen und der jüngere blieb zu Hause bei seiner Schwägerin. Das war aber nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine sehr tugendhafte, kluge und seelengute Frau und in allen

weiblichen Arbeiten wohl erfahren; und wegen dieser ihrer Vorzüge hatte sie sein Bruder ohne Mitgift geheiratet, denn sie war aus einem armen Hause. Als nun der Jüngere sah, wie schön seine Schwägerin war, verliebte er sich sofort in sie, und kaum hatte sein Bruder das Haus verlassen, so begann er ihr schön zu tun, und es dauerte keine drei Tage, so machte er ihr Anträge. Die Frau verwies ihm Anfangs sein Betragen mit Sanftmut und machte ihm Vorstellungen über seine Undankbarkeit und das Unrecht, das er seinem Bruder antun wolle. Als er aber nicht abließ, drohte sie ihm, ihrem Manne von seinem Betragen Kunde zu geben. Über ihren Widerstand wurde er endlich so zornig, daß er sie zu verderben beschloß.

Er ging also zu dem Richter und sagte: »mein Bruder ist auf Reisen gegangen und seitdem führt meine Schwägerin ein so liederliches Leben, daß ich es nicht länger dulden darf.« Der Richter aber, welcher sowohl ihn als seine Schwägerin kannte, wollte seiner Klage kein Gehör schenken, sondern schalt ihn und jagte ihn fort.

Er ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern, sondern machte eines Abends einen seiner Gesellen betrunken, schleppte ihn heimlich in das Haus seines Bruders und versteckte ihn dort in der Frauenwohnung. Darauf lief er zu dem Richter, pochte ihn aus dem

Schlafe und verlangte zwei von seinen Leuten, um den Liebhaber seiner Schwägerin abzufangen, mit dem sie die Nacht zubringe. Als die Leute an der Türe der Frauenwohnung pochten, da wollte ihnen die Frau anfangs nicht aufmachen, und verlangte den Grund zu wissen, warum sie in ihre Wohnung wollten. Den Mägden aber wurde bange, und sie öffneten die Türe ohne ihr Vorwissen. Die Leute des Richters durchsuchten nun das Haus und fanden den Betrunkenen darin. Da schleppten sie die Frau vor das Gericht, und dieses sprach das Urteil über sie, daß sie hinausgeführt und hingerichtet werden solle. Sie wurde also an zwei Gerichtsdiener übergeben und von diesen in den Wald geführt. Weil sie aber so schön war, konnten es diese nicht über das Herz bringen sie zu töten; sie gruben also ein Loch in die Erde und steckten sie hinein, so daß nur der Kopf heraussah, füllten das Loch darauf wieder mit Erde und überließen sie ihrem Schicksale.

So blieb denn die arme Frau den ganzen Tag über, bis gegen Abend ein Räuberhauptmann, der von Geschlecht ein Neger war, mit seiner Bande an der Stelle vorüberzog, wo sie eingegraben war, und als sie dessen Roß wiehern hörte, da rief sie, so laut sie konnte: »Wer du auch sein magst, Türke oder Christ, komme und befreie mich.« Als das der Räuberhauptmann hörte, sprengte er an die Stelle, grub die Frau aus, nahm sie

hinter sich aufs Pferd und brachte sie in sein Lager. Dort baute er ihr eine Hütte und hielt sie sehr in Ehren, und alle seine Leute liebten und schätzten sie wegen ihrer Schönheit und Sittsamkeit.

Der Räuber aber, welcher der Nächste nach dem Hauptmann war, verliebte sich so sehr in sie, daß er sie ohne Unterlaß mit seinen Anträgen verfolgte, und weil er damit nicht abließ, drohte sie ihm endlich, es dem Hauptmann anzuzeigen. Da begann sich dieser zu fürchten, und um sie daran zu verhindern, ging er des Nachts heimlich zum Bette, in dem der Knabe des Hauptmanns schlief, und schnitt ihm den Hals ab, füllte ein Gefäß mit dessen Blut, sprengte dieses von dem Bette bis zur Hütte der jungen Frau und legte das blutige Messer unter ihr Kopfkissen.

Als am andern Morgen die Frau des Hauptmannes aufstand, und ihr Söhnchen ermordet fand, erhob sie ein großes Wehgeschrei und rief: »wer hat mir das getan?« Da kam der Mörder hinzu und sagte: »laßt uns der Blutspur nachgehen und sehen, wohin sie führt.« Die führte aber geraden Wegs zur Hütte der jungen Frau, und als sie diese durchsuchten, fanden sie auch das blutige Messer unter ihrem Kopfkissen. Da rief der Hauptmann: »warum hast du mir das getan? warum vergiltst du Gutes mit Bösem?« Aber die junge Frau fing an zu jammern

und zu klagen und beteuerte ihre Unschuld in so rührender Weise, daß der Hauptmann davon überzeugt wurde und sprach: »ich will es glauben, daß du unschuldig an dem Tode meines Kindes bist, du mußt aber nun fort von hier, denn so oft ich dich sehen würde, müßte ich an mein armes Kind denken.« Er gab ihr also einen Sack voll Geld und einen Führer, der ihr den Weg nach der nächsten Stadt zeigte.

Als die junge Frau dort ankam, fing es an zu dunkeln; sie faßte sich also ein Herz und klopfte an einer kleinen Hütte, in der eine alte Frau wohnte, und fragte, ob sie sie nicht über Nacht behalten wollte. Die sagte: »ja!« und so schlief sie denn diese Nacht bei der Alten.

Am andern Morgen zog sich die Alte an, um ins Bad zu gehen, und da bat die junge Frau, sie mitzunehmen. Als sie nun nach dem Bade gingen, begegneten sie unterwegs einem Zug, der zu der Stadt hinausging, um einen Menschen zu hängen, weil er fünfhundert Piaster schuldig war, die er nicht bezahlen konnte, und es dort der Brauch war alle die aufzuhängen, welche ihre Schulden nicht bezahlen konnten. Da fragte die junge Frau, was sie vorhätten, und als sie das erfahren hatte, da sagte sie: »Nein, das soll nicht geschehen. Kommt mit mir nach Hause, ich will euch das Geld geben.« Die Leute gingen also mit, und als sie das Geld erhalten

hatten, ließen sie ihren Gefangenen los und gingen ihrer Wege. Da sprach dieser zu der jungen Frau: »ich bin dir mein Leben schuldig, und will daher dein Sklave sein und dir überall hin folgen, wo du hingehst.« Sie aber antwortete, er solle seiner Wege gehen, denn sie brauche keine Diener. Doch der Mensch war bereits durch ihre große Schönheit so gefesselt, daß er nicht von ihr wich und sie überall hin begleitete, und als sie am Abend in eine Herberge ging, um dort über Nacht zu bleiben, kam er zu ihr und stellte ihr seinen Liebesantrag. Aber sie schalt ihn aus und warf ihm seinen Undank vor, und er wurde darüber so zornig, daß er am andern Morgen zu einem Schiffskapitän ging, der in derselben Herberge übernachtet hatte, und ihn fragte, ob er nicht seine schöne Sklavin kaufen wolle. Als dieser sie gesehen hatte, faßte er große Liebe zu ihr und kaufte sie, brachte sie mit Gewalt auf sein Schiff und fuhr sogleich mit ihr ab. Am Abend wollte er sie in sein Bett nehmen. Die junge Frau weigerte sich so lange, daß der Schiffer zornig wurde und Gewalt gegen sie gebrauchen wollte; sie aber widerstand aus allen ihren Kräften, und während sie mit einander rangen, entstand ein furchtbarer Sturm und zerschellte das Schiff, in dem sie waren. Das Schiffsvolk rettete sich schwimmend, die junge Frau aber packte mit Gottes Hülfe ein Stück Holz und wurde mit diesem von den Wellen an eine Insel gespült, über

welche eine Königin herrschte.

Als die junge Frau auf dem Trockenen war, ging sie bis zu einem Brunnen und setzte sich dort um sich auszuruhen. Da kam die Amme der Königin zum Brunnen und fragte sie, wer sie sei. Sie antwortete: »ich bin ein armes Weib und darum bitte für mich bei deiner Königin, daß sie mich zur Magd annimmt, Lohn verlange ich nicht.« Da ging die Amme zur Königin und erzählte ihr das, und die Königin schickte sogleich nach ihr und ließ sie holen, und als sie sah, wie sittsam und verständig sie war, setzte sie sie ihrem ganzen Reiche vor, und war mit ihr so zufrieden, daß sie vor ihrem Tode den Rat der Zwölfe zu sich berief und erklärte, daß sie dieselbe zu ihrer Nachfolgerin ernenne, damit sie nach ihrem Tode das Reich als Königin beherrsche.

Als sie nun gestorben war, wurde nach ihrem Befehle die junge Frau auf den Thron gesetzt und herrschte von nun an als Königin. Alle Welt war unter ihrer Herrschaft glücklich und zufrieden, aber über ihre Lippen kam niemals ein Lächeln, sondern sie war immer ernst und traurig.

Da kam ein altes Mütterchen zu ihr und sprach: »Sage mir, warum du so traurig bist; du warst ein armes verlassenes Kind und bist nun Königin und lachst doch niemals; vertraue mir deinen Kummer an, vielleicht kann

ich dir helfen, denn ich verstehe mich auf Zauberei und bin im Stande dein Herz zu heilen.« Die Königin faßte Vertrauen zu der Alten; sie setzte sich also zu ihr und erzählte ihr ihre Schicksale von Anfang an der Reihe nach, und als sie damit fertig war, sagte die Alte: »in drei Tagen werde ich dir Antwort sagen.« Darauf machte sie ihre Zaubereien, und als sie glücklich ausfielen, lief sie zur Königin und sprach: »ich weiß nun, was du tun sollst; du mußt in deinem Hofe ein großes Krankenhaus erbauen und dann in der ganzen Welt bekannt machen lassen, daß alle Blinden, Lahmen und Aussätzigen hierher kommen sollten und von dir geheilt werden würden.«

Die Königin baute das Krankenhaus, wie ihr die Alte geheißen, und als es fertig war, schickte sie Herolde in die ganze Welt, um alle Blinden, Lahmen und Aussätzigen zu sich einzuladen. Da strömten die Kranken von allen Enden herbei, und die Königin heilte sie mit den Arzeneien, die ihr ihre Wohltäterin hinterlassen hatte.

Davon hörte auch ihr Mann, und beschloß mit seinem blinden Bruder dorthin zu gehen und ihn heilen zu lassen. Als er nämlich von jener Reise nach Hause kam und diesen nach seiner Frau fragte, erzählte derselbe: wie er sie bei Nacht ertappt habe, als sie mit einem fremden

Manne im Bette lag, und wie sie zur Strafe dafür nach dem Gesetze den Tod erlitten. Der Mann beruhigte sich bei dieser Erzählung seines Bruders; der aber fing von da an zu klagen, daß seine Augen schwach würden, und es dauerte nicht lange, so war er ganz blind. Als nun der Ältere von der Einladung der Königin hörte, da machte er sich mit seinem Bruder auf, um ihn dorthin zu bringen. Unterwegs traf er mit dem schwarzen Räuberhauptmann zusammen, der mit seinem Leibgenossen auch dahin reiste, weil er seit seiner Untat an der jungen Frau an beiden Füßen lahm geworden war. Weiterhin stießen sie auf den, welchen sie vom Galgen befreit hatte, und der sich durch die Königin von der Krätze heilen lassen wollte, die ihn von der Zeit an befallen hatte, wo er sie als Sklavin verkaufte. Endlich trafen sie auch noch mit dem Schiffskapitän zusammen, der sie gekauft hatte, und der nun gleichfalls auf die Insel wollte, um sich von einem bösen Fieber heilen zu lassen, und so fügte es sich, daß alle diese zusammen dort ankamen, um Heilung zu suchen.

Als sie aus dem Schiffe stiegen, stand die Königin am Fenster ihres Schlosses, um sich die Ankommenden zu betrachten, und erkannte nicht nur ihren Mann, sondern auch alle übrigen. Da befahl sie ihrer Dienerschaft, sie alle in das beste Gemach zu führen und sie mit den besten Speisen zu versehen; und als die Reihe an sie kam

vor der Königin zu erscheinen, um von ihr das Heilmittel zu erhalten, da ließ sie diese alle zusammen vor sich erscheinen.

Wie nun alle vor ihr standen, sprach sie: »liebe Leute, ihr müßt wissen, daß euch die Mittel, die ich euch geben werde, nur dann zu heilen im Stande sind, wenn ihr vorher alle Sünden bekennt, die ihr in eurem Leben begangen habt.« Darauf wandte sie sich an den Bruder ihres Mannes und forderte ihn auf, seine Beichte zu beginnen; der erzählte, was er in seinem Leben Böses begangen, verschwieg aber die Untat an seiner Schwägerin, weil er sich vor seinem Bruder scheute, der zugegen war. Als er ausgebeichtet hatte, sprach die Königin,: »du hast noch nicht alles bekannt, was du begangen hast«, und sprach ihm so lange zu, bis er sich ein Herz faßte und sagte: »meine größte Sünde ist, daß ich die Frau meines Bruders verleumdet und dadurch ihren Tod verschuldet habe.« Da sprach die Königin: »so, nun hast du alles gesagt, da, nimm dies Mittel, das wird dich heilen«; und er bestrich damit seine Augen und fing an wieder zu sehen. Darauf aber begann sein Bruder auf ihn zu schmähen, doch die Königin gab ihm so lange gute Worte, bis er seinem Bruder verzieh.

Nun kam die Reihe an den jungen Räuber, und der wollte aus Furcht vor seinem Hauptmann den Mord des

Kindes nicht gestehen. Aber die Königin ließ nicht eher nach, als bis er bekannt hatte: seine größte Sünde sei, daß er den Knaben seines Hauptmannes erstochen und die Schuld auf eine junge Frau geworfen habe, weil sie ihn nicht erhören wollte. Darauf erhielt auch dieser sein Mittel, und kaum hatte er seine Füße damit bestrichen, so konnte er wieder gehen.

Ebenso ging es mit dem, den sie vom Galgen befreit, und mit dem Schiffskapitän, der sie von ihm gekauft hatte, denn auch diese wurden nicht eher heil, als bis sie das Unrecht gebeichtet hatten, das sie der jungen Frau angetan.

Darauf wandte sie sich zu ihrem Manne und sprach: »Auch du hast schwer an deiner Frau gefehlt, weil du von Hause gingst und sie in den Händen deines Bruders ließest, von dem du doch wissen mußtest, was er für ein Mensch war.« Als dieser nun ganz zerknirscht vor ihr stand, fragte sie ihn: »würdest du deine Frau erkennen, wenn du sie wiedersähest?« Er aber sagte: »wie sollte ich meine Frau nicht wiedererkennen? Aber du hast ja gehört, daß sie vor zehn Jahren im Meere ertrunken ist.« Da schlug die Königin ihren Schleier zurück und sprach: »sieh mich an, denn ich bin deine Frau, und alles, was du gehört hast, habe ich wirklich erduldet.« Da wurde der Mann ohnmächtig vor Freude, und alle anderen begannen

zu zittern und glaubten nicht anders, als daß ihnen nun die Königin zur Strafe das Leben nehmen würde. Diese aber brachte ihren Mann wieder zu sich und sagte: »zum König kann ich dich nicht machen, weil sie hier zu Lande nur Königinnen haben, aber du sollst der Erste sein nach mir.« Zu den andern aber sprach sie: »ihr habt mir Böses getan, doch ich will Böses mit Gutem vergelten, ihr sollt bei mir bleiben und Ämter und Würden erhalten, wie ihr sie wünschet.«

17. *Der Mann mit der Erbse.*

Es war einmal ein junger Mann, der hieß Penteklimas, und der ging in die Welt, um sein Glück zu suchen. Als er eine Weile gegangen war, fand er auf dem Wege eine Erbse liegen und hob sie auf. Indem er sie aufhob, fiel ihm ein, daß er ausgezogen sei, um sein Glück zu suchen, und da er nun die Erbse gefunden, so müsse dies sein Glück sein. Als er darüber nachdachte, wie das sein könnte, sagte er bei sich: »wenn ich die Erbse stecke, so werde ich übers Jahr hundert Erbsen haben, und wenn ich diese das andere Jahr säe, werde ich das Zehnfache ernten, und im vierten Jahre werde ich viele tausend Erbsen haben; ich bin also gut daran und will die Erbse wohl aufheben.« Er band sie also in sein Taschentuch, hatte aber seine Gedanken immer nur auf die Erbse gerichtet, und so oft er irgend ein Geschäft vornahm, ließ er es in der Hälfte, holte sein Taschentuch hervor und sah nach, ob er seine Erbse noch habe. Darauf nahm er eine Feder und rechnete aus, wie viel Erbsen er in dem einen und wie viel er in dem andern Jahre ernten werde, und so fort, und wenn er mit dem Rechnen fertig war, sprach er: »ich bin gut daran.«

Nachdem er es so eine Weile getrieben hatte, machte er sich auf und ging an die Küste und verlangte zweihundert Schiffe zu mieten, und als ihn die Leute

fragten, was er denn mit so viel Schiffen vorhabe, sagte er, daß er darauf seine Habe verschiffen wolle. Da staunten die Leute und glaubten anfangs, er wolle sie zum Besten haben. Als er aber fort und fort nach Schiffen fragte, verlangten sie von ihm genau zu wissen, wie viel Schiffe er nötig habe. Da holte der Mann seine Erbse hervor, machte nochmals seine Rechung und schloß danach seine Verträge mit den Schiffern.

Drauf liefen die Schiffer zum König und erzählten ihm, daß ein Mann in den Hafen gekommen wäre, der so reich sei, daß er zweihundert Schiffe verlange, um darauf seine Habe zu verschiffen. Als das der König hörte, wunderte er sich sehr und ließ den Menschen zu sich kommen, um selbst mit ihm zu sprechen. Der Penteklimas war aber von Gestalt recht ansehnlich, und hatte sich so schöne Kleider machen lassen, daß ihm von seinem Gelde nur zweihundert Piaster übrig blieben; aber er machte sich keine Sorgen, denn er hatte ja die Erbse, mit der er sein Glück machen wollte. Er erschien also guten Mutes vor dem König, und der fragte ihn, wo er sein Vermögen habe. Der Penteklimas aber antwortete: »ich habe es an einem sicheren Orte und brauche zweihundert Schiffe um es hierher zu schaffen.« Da dachte der König: »das wäre ein Mann für meine Tochter!« und fragte ihn also, ob er nicht seine Tochter heiraten wollte. Als der Penteklimas das hörte, wurde er

ganz nachdenklich und sagte bei sich: »ich bin meiner Sache freilich noch nicht sicher, doch wenn ich nein sage, so gibt mir der König die Schiffe nicht.« Als ihn aber der König um eine Antwort drängte, sprach er endlich: »ich will erst hingehen und mein Vermögen holen, und dann soll die Hochzeit sein.« Daß nun der Penteklimas bei einem solchen Vorschlag so bedenklich tat, das machte den König nur noch hitziger, und er sprach also: »wenn du erst die Reise machen willst, so verlobe dich wenigstens mit ihr und nimm sie, wenn du zurückkommst.« Das war der Penteklimas zufrieden. Über dem Reden war es Abend geworden und der König wollte ihn nicht von sich lassen, sondern befahl, daß er in seinem Schlosse schlafen solle. Um nun zu sehen, ob er auch wirklich gut gewohnt sei, befahl der König heimlich, daß man ihm zerrissene Bettücher und eine zerlumpte Decke aufbreiten, und daß ein Diener ihn die Nacht über beobachten solle, ob er schlafe oder nicht; denn wenn er schläft, dachte der König, so ist er ein armer Schlucker, wenn er aber nicht schläft, so ist er gut erzogen und in einem neuen Bettzeug zu schlafen gewohnt, und kann also in den Lumpen nicht schlafen.

Am andern Morgen erzählte der Diener dem König, daß der Penteklimas die ganze Nacht über sehr unruhig gewesen sei und kein Auge zugetan habe. Das kam aber daher: weil der Penteklimas fürchtete, in diesen Lumpen

seine Erbse zu verlieren und sie nicht mehr zu finden, so konnte er nicht schlafen und griff immer wieder dahin, wo er sie verborgen hatte, um sich zu überzeugen, daß sie noch da sei. Darauf befahl der König, ihm in der nächsten Nacht ein so weiches und schönes Lager als möglich zu bereiten. In diesem aber schlief der Penteklimas ganz vortrefflich, weil er da keine Furcht hatte, daß er darin seine Erbse verlieren könne. Als das der König hörte, war er überzeugt, daß dies der rechte Mann für seine Tochter sei, und drang nun darauf, daß die Verlobung gehalten werden solle. Am Verlobungsabend legte man die Prinzessin zu ihm; er hatte jedoch wenig Aufmerksamkeit für sie, denn sein Sinn war auf die Erbse gerichtet, und auf die Ernten, die er von ihr erwartete, und kaum war er eingeschlafen, so träumte ihm, daß er sie verloren habe; da wachte er im Sprunge auf und griff so hastig nach seiner Erbse, daß diese zu Boden fiel; nun fing er an zu schreien und zu schluchzen: »o Unheil! o Unheil! wo ist mein Glück! wo ist mein Glück!« bis er sie wieder gefunden hatte, und die Prinzessin wunderte sich nicht wenig über das sonderbare Treiben ihres Verlobten.

So trieb er es eine Weile und vertiefte sich mehr und mehr in seine Rechnungen, bis er endlich auf das Drängen des Königs zur See zu gehen beschloß und sich mit zweihundert Schiffen auf den Weg machte. Als er

aber während der Fahrt wieder einmal über seinen Rechnungen saß, da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, wie unsinnig sein Treiben sei, denn noch habe er ja nicht einmal für ein Feld gesorgt, um die eine Erbse zu säen, und nun gehe er mit zweihundert Schiffen, um die Ernte zu holen, die sie erst nach vielen Jahren liefern könne. »Ich bin ein Wahnsinniger«, sagte er bei sich, »aber was soll ich nun anfangen, wo ich den König und so viele Leute betrogen habe? Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich in das Meer zu stürzen.« Er sann nun auf einen Vorwand, wie er von den Schiffen loskommen könne, und sprach zu den Schiffern, als sie der nächsten besten Küste nahe kamen: »hier sollt ihr mich an das Land setzen und so lange warten, bis ich euch rufe, denn um meine Schätze aufzusuchen, muß ich allein sein.« Als er aber auf das Land kam, da ging er in einen Wald und versteckte sich darin, und wollte nicht eher wieder hervorkommen, als bis die Schiffer des Wartens müde abgefahren wären.

Die Schiffer warteten lange Zeit auf ihn vergeblich, und als er gar nicht kommen wollte, beschlossen sie, ihn aufzusuchen. Sie durchsuchten also den ganzen Wald und entdeckten darin eine ganz mit Goldstücken angefüllte Höhle, welche ein Mohr mit dem Schwert in der Hand bewachte. Nicht weit davon aber entdeckten sie den Penteklimas in einem Dickicht versteckt. Sie

riefen ihm also zu: »komm her! komm her! wir haben deinen Schatz gefunden.« Als das der Penteklimas hörte, wollte er anfangs seinen Ohren nicht trauen, doch faßte er sich ein Herz und kam hervor und befahl den Schiffern, den Mohren tot zu schlagen, und als sie das getan hatten, füllten sie die zweihundert Schiffe mit den Schätzen, die sie in der Höhle fanden, und kehrten damit nach Hause zurück. Der König aber empfing den Penteklimas in größter Pracht mit Fackeln und Laternen, und dieser hielt darauf seine Hochzeit mit der Königstochter und ward ein großer Mann. Wie dem unser Herrgott beigestanden hat! Denn wenn der Schatz nicht gefunden worden wäre, so hätten ihn die Schiffer unfehlbar tot geschlagen. Siehst du, wie ihn trotz seiner Narrheit mit der Erbse der liebe Gott nicht zu Grunde gehen ließ?

18. *Der Bartlose und der Drakos.*

Es war einmal ein Bartloser, der hatte eine schwangere Frau. Dieser kam großes Gelüste nach frischem Käse an, und der Bartlose machte sich also auf, um welchen zu finden. Da begegnete er einem Schäfer und fragte ihn: »hast du frischen Käse?« »Ach, mein lieber Bartloser, wo soll ich den herbekommen?« sprach jener, »denn sowie ich meine Schafe gemolken habe, und daraus Siebkäse machen will, kommt ein Drakos und frißt mir die Milch auf.« Darauf versetzte der Bartlose: »wenn du die Wahrheit sprichst, so bin ich derjenige, der dich an dem Drakos rächen kann; sowie du deine Schafe gemolken hast, und daran bist Siebkäse zu machen, dann rufe mich, und ich will schon machen, daß der Drakos nicht mehr wiederkommt.« »Ach, wenn du das kannst«, rief der Schäfer, »so will ich dir jede Woche Milch und Käse umsonst bringen, und dir immer dankbar sein.«

Als der Schäfer am andern Tage wieder Käse machen wollte, da rief er den Bartlosen zu sich. Dieser aber schloß die Türe der Hütte zu, zog eiserne Schuhe mit großen Nägeln an, streute eine Lage glühender Asche auf den Boden und nahm einen frischen Käse in die Hand. Als nun der Drakos kam, um nach seiner Gewohnheit den Käse zu fressen, und aus dem Loche hervorsah, durch welches er in die Hütte zu kriechen

pflegte, rief ihn der Bartlose an: »he, was bist du für ein Kerl?« und jener antwortete: »ich bin der Drakos.« Da lachte der Bartlose und sprach: »ei was, Drakos, in meinen Augen bist du nur eine Mücke.« Der Drakos kehrte sich nicht an diese Worte, sondern kam etwas weiter hervor und sah sich nach dem frischen Käse um. Da aber rief der Bartlose mit fürchterlicher Stimme: »höre, Drakos, wenn du nicht machst, daß du fortkommst, so werde ich dich fressen, so wahr als aus dem Stein, den ich in meiner Hand zerdrücke, Wasser fließt und ich aus dem Boden, auf dem ich stehe, Feuer stampfe, denn in meinen Augen bist du nur eine Mücke.« Als nun der Drakos sah, daß jener den Stein in den Händen zerdrückte und Wasser darausfloß, und daß aus dem Boden, auf den er stampfte, Feuer kam, da begann er sich zu fürchten, und sagte zu dem Bartlosen: »wir wollen Frieden mit einander halten und Brüderschaft machen.« Der Bartlose sagte: »meinetwegen, wenn du den Schäfer in Ruhe lässest«; und als das der Drakos versprochen hatte, machten sie Brüderschaft mit einander und zogen in die Welt.

Als sie nun an einen Wald kamen, sagte der Drakos: »wir wollen nun auf die Jagd gehen, nimm du diese Richtung, und ich will jene nehmen, und dann wollen wir sehen, wer das meiste Wild nach Hause bringt.« Als der Bartlose nicht weit gegangen war, sah er einen Wildeber

auf sich anrennen und um sich vor ihm zu retten, hatte er kaum Zeit auf den nächsten Baum zu steigen. Da versuchte der Eber den Baum mit seinen Hauern zu fällen, damit jener herunterfiele und er ihn fressen könne. Er fuhr aber so gewaltig mit seinem Rüssel wider den Baum, daß er davon starb und seine Hauer in dem Baume stecken blieben. Da stieg der Bartlose vom Baume und lief nach dem Drakos und rief: »Drakos! Drakos! nun wie steht es mit der Jagd?« »Dumme Frage«, sagte dieser darauf, »wir haben ja kaum angefangen.« – »Nun, so komme her und sieh dir das Ferkel an, das ich gefangen und mit den Hauern in den Baum gesteckt habe, damit es nicht davon läuft. Nimm es und trag es nach Hause, und weide es einstweilen aus, bis ich nachkomme.« Er tat dies aber, weil er selbst nicht im Stande war, das Schwein zu schleppen. Da nahm es der Drakos auf die Schultern und trug es nach Hause.

Unterwegs kamen dem Drakos Zweifel an, ob der Bartlose wirklich so stark sei, als er sich rühmte. Nachdem er also das Schwein abgesetzt, lief er zurück und forderte ihn auf, mit ihm zu ringen, um zu sehen, wer von ihnen den andern unterbrächte. Der Bartlose versetzte, daß er das zufrieden wäre, aber daß dem Kampfe viele Leute zusehen müßten. Sie rangen darauf, aber bei dem ersten Stoß, den der Drakos dem Bartlosen gab, fiel der zu Boden, und jener rief: »ei, Bartloser, wo

ist denn die Stärke, die du von deinem Vater hast?« Der aber sagte: »ei, Drakos, mach doch kein solches Geschrei darüber, daß ich ausgeglitten bin.« Doch zum zweiten Male ging es grade so. Beim dritten Mal kniete sich der Drakos auf die Brust des Bartlosen, und von seiner Schwere traten dem die Augen aus den Höhlen. Da rief der Drakos: »ei Bartloser, wo ist denn die große Stärke, die du von deinem Vater hast? warum rollst du denn deine Augen so?« Darauf sagte der Bartlose: »ich rolle meine Augen, weil ich darüber nachdenke, wie ich dich nun in die Lüfte werfen soll, nach Sonnenaufgang, oder nach Sonnenuntergang, denn in meinen Augen bist du doch nur eine Mücke.« Da erschrak der Drakos, stand auf und erklärte sich für besiegt und bat den Bartlosen nur, daß er ihn nicht in die Lüfte schleudern möge.

Darauf ging der Drakos zu seiner Mutter und sprach: »Mutter, ich habe einen begegnet, der stärker ist, als ich, und habe Brüderschaft mit ihm gemacht; so und so ist es mir mit ihm ergangen.« Als er ihr alles erzählt hatte, sagte sie: »du hast Recht, der ist stärker als du, den müssen wir aus dem Wege schaffen, damit uns von ihm kein Leid widerfährt.«

Des andern Tags kam der Bartlose wieder mit dem Drakos zusammen, und da sagte er zu ihm: »heute

Abend mußt du mit mir nach Hause kommen, da soll uns meine Mutter den Eber braten, den du erlegt hast, und wir wollen uns einmal recht gütlich tun.« Der Bartlose ging also am Abend mit dem Drakos nach Hause und aß und trank mit ihm und seiner Mutter. Als man ihm aber im Hause ein Bett machen wollte, sagte er: »ich kann es in einem Hause nicht aushalten, denn ich bin gewohnt, im Freien zu schlafen.« Er ging also vor das Haus und legte sich vor demselben nieder. Nach einer Weile stand er heimlich auf und schlich sich an einen andern Platz, der versteckter war, an die Stelle aber, wo er sich früher hingelegt hatte, legte er einen Sack Stroh.

Nach Mitternacht stand der Drakos auf, nahm ein großes Messer, schlich zu dem Sacke und bohrte ihn durch und durch. Drauf ging er in das Haus zurück und sagte zu seiner Mutter: »der wird uns keinen Kummer machen, denn ich habe ihn durch und durch gestochen.«

Am andern Morgen ging der Bartlose in das Haus und fand den Drakos noch schlafend. Da weckte er ihn und rief: »he Bruder, schläfst du noch um diese Zeit?« Als der Drakos den Bartlosen vor sich stehn sah, wunderte er sich und rief: »was? du lebst noch? habe ich dich denn nicht heute Nacht durch und durch gestochen?« Der Bartlose aber lachte und sprach: »Weißt du denn nicht, daß ich unsterblich und unverwundbar bin?« »Ist das

möglich?« fragte der Drakos. »Ja«, sagte der andere, »ich bin gefärbt und bin deswegen stich- und schußfest, ich habe wirklich heute Nacht gespürt, daß mich etwas stach, ich glaubte aber, es wäre ein Floh.« »Kannst du mich nicht auch färben?« fragte der Drakos. »Ei, warum nicht, aber dazu brauche ich ein Faß, das so groß ist, daß du hineinkriechen kannst, und einen Waschkessel, der ebenso groß ist; der muß mit Wasser gefüllt und über das Feuer gesetzt werden, und wenn das Wasser siedet, dann werde ich die zur Farbe nötigen Kräuter hineinwerfen und die Farbe kochen.« Der Drakos besorgte alles, was ihm der Bartlose aufgetragen. Wie nun das Wasser sott, warf der Bartlose einen Arm voll Kräuter hinein, und als die Farbe fertig war, ließ er den Drakos in das Faß steigen, hob mit der Drakäna den Kessel vom Feuer, schüttete das siedende Wasser auf den Drakos und hieß die Mutter das Faß mit einem Tuche zubinden, damit der Dunst nicht herauskönne, und als das geschehen war, machte er sich heimlich aus dem Staube.

Die Drakäna wartete und wartete, daß er wiederkommen und ihren Sohn aus dem Faß herauslassen solle. Am Abend aber verlor sie die Geduld, öffnete das Faß und rief: »komm heraus!« aber der Drakos rührte sich nicht. Da nahm die Mutter einen Hakenstock, um ihn damit herauszuziehen, aber sie zog nur einen Arm von ihm heraus, und sie mußte lange

fischen, bevor sie alle Glieder ihres Sohnes einzeln aus der Brühe herausgefischt hatte.

Der Bartlose ging nun zu dem Schäfer und erzählte ihm, wie er ihn von dem Drakos erlöst habe, und zum Dank dafür schenkte ihm dieser das schönste Lamm aus seiner Herde.

Als aber der Bartlose das Lamm nach Hause trug, da begegnete ihm eine Füchsin, riß es ihm von den Schultern und schleppte es in ihre Höhle. Weil nun der Bartlose sich scheute, ihr in diese nachzukriechen, so sagte er: »warte, Stinkmario! das will ich dir vergelten.« Er nahm darauf zwei Kürbisflaschen und hängte sie so geschickt an einem Stab vor der Höhle auf, daß der Wind in die Löcher pfiff, und da starker Nordwind war, so brummten die Flaschen in einem fort u! u! u! u! Die Füchsin glaubte, daß der Bartlose vor der Höhle stehe und vor Zorn über das verlorene Schaf so schnaube, und traute sich drei Tage lang nicht aus ihre Höhle hervor. Am vierten konnte sie es aber vor Durst nicht mehr aushalten, und wagte sich heraus, und als sie die Kürbisflaschen erblickte, fing sie an zu fluchen und band sie an ihren Schweif, um sie in das Meer zu werfen. Als sie sie aber von einem Felsen herunterwerfen wollte, verlor sie das Gleichgewicht, fiel mit den Flaschen ins Meer und ertrank.

19. *Der Hundskopf.*

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Töchter, und als sie eines Tages mit der jüngsten auf dem Felde war, kam der Hundskopf zu den beiden älteren und bettelte. Da gab ihm die älteste Tochter eine Hand voll Mehl, und wie er das nehmen wollte, schüttete er es auf den Boden. Darauf brachte sie ihm eine Hand voll Erbsen, und auch diese ließ er auf die Erde fallen, als er sie in seinen Sack stecken wollte, und setzte sich nun hin, und las sie Stück für Stück auf. Da wollte ihm das Mädchen eine andere Hand voll Erbsen geben, damit sie ihn aus dem Hause brächte; er aber sagte: »setze dich nicht in Unkosten, Töchterchen!« und fuhr fort, die verschütteten Erbsen aufzulesen. Darüber ward es Abend und die Mutter kam mit der jüngsten Tochter von dem Felde; die Tochter trug ein Täubchen in der Hand, das sie auf dem Felde gefangen hatte. Als nun die Mutter den Hundskopf erblickte, fragte sie ihre Töchter: »was will dieser Mensch?« und die Töchter antworteten: »er kam hierher, um zu betteln; wir gaben ihm eine Hand voll Erbsen, die ließ er auf den Boden fallen, und setzte sich hin, um sie aufzulesen; wir wollten ihm noch eine Hand voll geben, damit er wegginge, er wollte sie aber nicht annehmen.« Da sprach die Mutter: »laß dir noch eine Hand voll Erbsen geben und mache, daß du weiter kommst.« Er

aber erwiederte: »ich gehe nicht eher, als bis ich die zu Boden gefallenen aufgelesen habe.« Da ließ sie ihn gewähren, bis es dunkel geworden; und der Hundskopf sprach darauf: »nun ist es Nacht geworden, willst du mir nicht erlauben, hier zu schlafen? und morgen früh gehe ich meiner Wege.« Die Mutter wies ihm eine Schlafstätte an, und am andern Morgen sagte er zu ihr: »Willst du mir nicht eine deiner Töchter für meinen Sohn geben, damit wir Schwägersleute werden? und deine Tochter soll es bei mir wie eine Prinzessin haben.« Darauf fragte die Mutter ihre älteste Tochter, »ob sie mit dem Hundskopfe gehn und dessen Sohn heiraten wollte«, und diese antwortete: »ei warum denn nicht?«

Da nahm sie der Hundskopf mit, und sie gingen und gingen, bis das Mädchen durstig wurde und zu trinken verlangte. Der Hundskopf versetzte: »sieh da diese Tier-Fußspur, trinke daraus!« Nun gingen sie wieder eine Weile, bis das Mädchen hungrig wurde und zu essen verlangte. Darauf sprach aber der Hundskopf: »schweig still, sonst drehe ich mich um und fresse dich.«

Als sie endlich in die Wohnung des Hundskopfs kamen, setzte er dem Mädchen Nasen, Ohren und andere Knochen vor und sprach: »Diese Knochen mußt du essen, denn wenn du das nicht kannst, so bist du nicht für mich, und wenn du sie nicht essen kannst, so werde

ich dich fressen.« Darauf ging er weg, das Mädchen aber warf die Nasen, Ohren und andern Knochen unter die Fässer und hinter den Getreidebehälter und fegte den Boden rein. Als nun der Hundskopf wieder heim kam, fragte er sie: »hast du alle Knochen gegessen?« und sie antwortete dreist: »ich habe alles aufgegessen.« Er aber rief: »ihr Nasen, Ohren und andern Knochen, wo seid ihr?« und diese antworteten sofort: »wir sind unter den Fässern und hinter dem Getreidebehälter.« Da packte er das Mädchen und fraß es auf, ging dann wiederum zu der Mutter, klopfte an die Haustüre, und als man ihn von innen fragte, »wer er sei«, gab er sich zu erkennen. Da wurde er eingelassen und sprach: »guten Tag, Frau Schwiegermutter, viele Grüße von deiner Tochter, ich habe sie mit meinem Sohn verheiratet, sie lebt wie eine Priestersfrau und hat bereits ein Kind geboren, und wenn du willst, so gib mir deine zweite Tochter, damit ich sie verheirate.« Da fragte die Mutter das Mädchen, ob sie mit dem Hundskopf gehn wolle, und diese antwortete: »ei warum nicht? dahin, wo meine Schwester gegangen ist, gehe ich auch.«

Der Hundskopf nahm sie nun mit, und sie gingen und gingen, bis das Mädchen durstig wurde und zu trinken verlangte. Der Hundskopf aber wies ihr eine Fußspur und sprach: »da trinke aus der!« Darauf gingen sie wieder eine Weile, bis das Mädchen hungrig wurde und

zu essen verlangte. Da sprach der Hundskopf: »schweige still; denn sonst drehe ich mich um und fresse dich so gut wie deine Schwester.«

Als sie endlich in der Wohnung des Hundskopfs ankamen, setzte er ihr Nasen, Ohren und andere Knochen vor und sprach: »da iß diese Knochen auf, und wenn du das nicht kannst, so bist du nicht für mich, und ich werde dich fressen, so gut wie deine Schwester.« Drauf ging er weg, und das Mädchen machte es mit den Knochen grade so, wie ihre Schwester. Als der Hundskopf wieder heim kam, fragte er sie: »hast du die Knochen aufgegessen?« und das Mädchen sagte: »ja, ich habe sie alle gegessen.« Der Hundskopf aber rief: »laß einmal sehn! wo seid ihr, Nasen, Ohren und andere Knochen?« und diese erwiederten: »hinter den Fässern und hinter den Getreidebehältern!« Darauf packte er das Mädchen und fraß es auf.

Dann ging er wieder zu dem Hause ihrer Mutter, klopfte an, und nachdem man ihm aufgemacht, sagte er: »guten Tag, Frau Schwiegermutter, wie geht es dir?« und als sich diese nach ihren Töchtern erkundigte, erwiederte er: »die sind frisch und gesund, und wenn du Lust hast, so gib mir auch die jüngste mit, und ich will sie noch besser verheiraten, als die beiden älteren.« Da fragte die Mutter ihre jüngste Tochter: »höre, willst du mit dem

Schwiegervater gehn?« und diese antwortete: »ei warum denn nicht, wo meine Schwestern gegangen sind, gehe ich auch.«

Darauf nahm sie ihr Täubchen, das sie auf dem Felde gefangen hatte, und folgte dem Hundskopf. Sie gingen und gingen, bis das Mädchen durstig wurde und Wasser begehrte. Da zeigte der Hundskopf auf eine Fußspur und sagte: »trinke daraus!« Nun gingen sie wieder eine Weile, bis das Mädchen hungrig wurde und zu essen verlangte. Da sprach der Hundskopf: »schweige still, sonst drehe ich mich um und fresse dich, wie deine beiden Schwestern.«

Als sie endlich in die Wohnung des Hundskopfs kamen, setzte er ihr die Nasen und Ohren und andern Knochen vor und sagte: »da, iß diese Knochen auf, und wenn du das nicht kannst, so bist du nicht für mich und werde ich dich fressen, so gut wie deine Schwestern.« Drauf ging er weg; das Mädchen aber verlor den Mut nicht, sondern fing an die Knochen zu essen und aß die eine Hälfte davon und gab dem Täubchen, das sie mitgebracht hatte, die andere Hälfte. Als nun der Hundskopf nach Hause kam, fragte er sie: »hast du die Knochen gegessen?« und sie erwiederte: »ja, ich habe sie alle aufgegessen.« Da sprach jener: »Laß einmal sehn,« und rief dann: »wo seid ihr, ihr Knochen?« und

diese antworteten: »wir sind im Magen des Mädchens.« Da lachte der Hundskopf und sprach: »du bist die rechte, du bist für mich, aber ich muß jetzt in die Stadt gehn, was soll ich dir von dort mitbringen?« Sie antwortete: »sei so gut und bringe mir einen Gitterkasten, der sich mit einer Schnur öffnen und schließen läßt.« Als der Hundskopf wiederkam, brachte er ihr einen solchen Kasten. Das Mädchen aber steckte sich mit samt ihrem Täubchen hinein und verschloß ihn mit der Schnur, so daß der Hundskopf den Kasten nicht öffnen konnte. Als dieser sah, daß alle seine Mühe vergeblich war, nahm er den Gitterkasten mit samt dem Mädchen, trug ihn in die Stadt und rief: »wer kauft einen Käfig für einen Feuerbrand und einen Holzklotz?« Indem er so rief, da kam der Königssohn vorüber und kaufte den Kasten von ihm, weil er wußte, daß ein Mädchen darin war. Er stellte ihn auf das Bänkelbrett in seiner Stube; und da er eine Reise machen mußte, so sagte er zu seiner Mutter: »rühre diesen Kasten nicht an, liebe Mutter, denn der muß stehn bleiben, wo er jetzt steht, bis ich von meiner Reise zurückkomme.«

Darauf reiste er ab. Während seiner Abwesenheit kam aber einmal die Mutter des Mädchens, mit dem er verlobt war, zu seiner Mutter zu Besuche, und als diese den Kasten erblickte, erriet sie, was darin sei, und sprach: »Höre Gevatterin, diesen Kasten mußt du in den

Rauch hängen, damit das nicht verdirbt, was darin ist«, und redete der Königin so lange zu, bis sie den Kasten in den Rauch hängen ließ, und dort blieb er drei Jahre lang, denn ebenso lange blieb der Königssohn vom Hause weg.

Als er aber wiederkam und seinen Gitterkasten im Rauche hängen sah, ward er sehr zornig und fragte seine Mutter, »wer das getan habe«; und die antwortete: »lieber Sohn, daran ist deine Schwiegermutter Schuld; denn diese kam eines Tags zu Besuch, und setzte mir so lange zu, bis ich den Kasten in den Rauch hängen ließ.« Darauf nahm er ihn sogleich herunter, öffnete ihn und fand das Mädchen darin, das von dem Rauche noch viel schöner geworden, als es früher war. Der Königssohn aber sagte seiner Braut ab und nahm das Mädchen zur Frau, und sie schenkte ihm ein Kind und lebte sehr glücklich mit ihm. Eines Tage fragte er sie: »Sage mir, sehnst du dich nicht nach deiner Mutter?« und sie antwortete: »wenn du mich zu ihr führen lässest, so gehe ich.« Da gab er ihr zwei Diener zur Begleitung, und mit diesen machte sie sich auf den Weg und nahm auch ihr Kind mit. Unterwegs aber machten die beiden Diener mit einander aus, die Königin zu schänden und dann samt ihrem Kinde umzubringen. Da sprach der eine: »wir wollen mit dem Kinde den Anfang machen«, und das taten sie; während sie aber das Kind ermordeten,

entschlüpfte ihnen die Mutter, und lief so schnell, daß sie sie nicht einholen konnten. Nachdem sie eine Weile herumgeirrt war, begegnete sie einem Hirten, und sprach zu ihm: »wenn du mir deine Kleider gibst, so gebe ich dir dafür die meinigen«, und da der Hirte das zufrieden war, so tauschte sie mit ihm die Kleider und kehrte in Hirtentracht zu ihrem Manne zurück.

Nach einer Weile kamen auch die beiden Diener nach Hause, und als sie der König fragte, »ob sie seine Frau zu ihrer Mutter gebracht hätten«, sagten sie: »ja.« Da trat diese in ihrer Hirtentracht hervor und erzählte, wie es ihr ergangen sei, und als das der König hörte, machte er die beiden Diener mit eigener Hand nieder.

20. *Die erfüllte Prophezeiung.*

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte großen Reichtum, aber keinen Sohn, und dem war einst prophezeiht worden, daß ihm der jüngste Sohn eines armen Mannes sein ganzes Vermögen vergeuden werde. Um dies zu verhindern, ging er zu dem armen Mann und fragte ihn, »wie viel er für seinen jüngsten Sohn haben wolle.« Dieser antwortete, »seine Kinder seien ihm nicht feil.« Da sagte ihm der Kaufmann, »daß er selbst keinen Sohn habe und daher den seinigen wie sein Kind halten wolle.« Als das der Arme hörte, da gab er ihm den Knaben, ohne irgend eine Zahlung dafür anzunehmen.

Der Kaufmann aber nahm das Kind, ging mit ihm bis zu einer Brücke, warf es mitten in den Fluß und hielt sich nun von der Furcht entledigt, daß ihm dasselbe seinen Reichtum vergeuden werde. Am andern Morgen fand aber ein Schäfer das Kind auf dem Sande liegen. Er zog es mit seinem Schäferstab zu sich, und da er selbst keine Kinder hatte, so trug er es nach Hause zu seiner Frau und sprach: »siehe Frau, da hat uns der liebe Gott ein Kind geschenkt.« Sie zogen es auf und behielten es bei sich, bis es fünfzehn Jahr alt war. Da kam eines Tags der Kaufmann in das Dorf, kehrte in dem Hause des Schäfers ein, und als er dort den Knaben erblickte, wunderte er sich über dessen Schönheit und fragte den

Schäfer, »ob es sein Sohn wäre.« Der Schäfer erzählte darauf, »daß er ihn am Flusse gefunden und aufgezogen habe.« Da merkte der Kaufmann, daß dies derselbe Knabe sei, den er von der Brücke ins Wasser geworfen, und beschloß ihn aus dem Wege zu räumen. Er bat daher den Schäfer, den Knaben in sein Haus zu schicken, um die Rechenbücher zu holen, die er vergessen habe, und gab ihm einen Brief an seine Frau mit, in welchem geschrieben stand: »den Knaben, welcher dir diesen Brief bringt, mußt du auf jede Weise umzubringen suchen.«

Unterwegs aber begegnete der Knabe einem göttlichen Manne, der fragte ihn: »wo willst du hin, mein Sohn?« Der Knabe aber antwortete: »ich soll für einen Kaufmann seine Rechenbücher holen, und er hat mir auch einen Brief an seine Frau mitgegeben.« Da ließ sich jener den Brief geben und vertauschte ihn mit einem andern, in dem geschrieben stand: »den Knaben, welcher dir diesen Brief bringt, sollst du sogleich mit unserer Tochter verheiraten.« Als nun der Knabe zum Haus des Kaufmanns kam und den Brief dessen Frau gab, da erstaunte sie freilich über das, was in dem Briefe stand, weil er aber mit dem Siegel ihres Mannes gesiegelt war, so gehorchte sie und ließ den Knaben ohne Aufschub mit ihrer einzigen Tochter einsegnen.

Der Kaufmann hielt sich so lange auf dem Lande auf, als er glaubte, daß seine Frau nötig habe, um den Knaben aus dem Wege zu räumen; als er aber nach Hause kam, fand er denselben als Gemahl seiner einzigen Tochter wieder. Da stellte er seine Frau zu Rede, diese aber zeigte ihm den Brief, den sie von ihm erhalten hatte. Als der Kaufmann diesen gelesen, wunderte er sich sehr, und wußte nicht, was er davon halten sollte. Endlich aber entschloß er sich, ehe ihm jener sein Vermögen vergeude, ihn lieber aus der Welt zu schaffen.

Er schrieb also einen Brief an den Weinbergswächter, daß er denjenigen erschießen solle, welcher um die und die Stunde in seinen Weinberg käme, und als die angegebene Zeit heranrückte, da sagte er zu seinem Schwiegersohne, er solle in den Weinberg gehn und Trauben holen. Dieser aber lief, so rasch er konnte, dorthin, so daß er vor der festgesetzten Zeit in den Weinberg kam, schnitt dort die Trauben, und machte bei der Rückkehr einen Umweg, um auch noch einige Feigen zu pflücken. Unterdessen ward der Kaufmann ungeduldig, und um zu erfahren, was in dem Weinberge vorgefallen sei, machte er sich auf, und ging hin, und in dem Augenblick, wo er dort eintrat, erschoß ihn der Wächter.

Als der junge Mann das erfuhr, da lief er hin und

wollte den Wächter packen. Der aber zog den Brief heraus, den ihm der Kaufmann geschrieben hatte, und nachdem er diesen gelesen, sagte er: »es ist ihm recht geschehen«, und ließ den Wächter in Ruhe. Darauf kehrte er nach Hause zurück und fing ein so flottes Leben an, daß von dem ganzen Vermögen seines Schwiegervaters in kurzer Zeit nichts mehr übrig war.

21. *Das Lorbeerkind.*

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die bekamen keine Kinder und waren darüber sehr betrübt. Einstmals baten sie den lieben Gott, er möchte ihnen ein Kind geben und wäre es auch nur ein Lorbeerkern. Der liebe Gott erhörte ihr Gebet, und der Leib der Frau wurde gesegnet. Als aber ihre Zeit herankam, da gebar sie einen Lorbeerkern. Die Weiber, welche ihr beistanden, merkten das nicht, und trugen ihn mit dem Weißzeuge zur Wäsche. Während sie wuschen, fiel der Lorbeerkern zu Boden, und es ward daraus ein goldner Lorbeerbaum, dessen Gezweige wie die Sonne glänzte. Von weit und breit kamen nun die Prinzen herbei, um diesen goldnen Lorbeerbaum zu betrachten, und einer von ihnen schlug sein Zelt hart an dessen Wurzel auf, und ging dann mit den andern Prinzen auf die Jagd. Sein Koch aber blieb zurück, um die Speisen zu bereiten, und als diese fertig waren, ging auch er weg, um sich ein bischen umzusehen.

Da rief es im Baume: »Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, tue dich auf, damit ich herauskann«; und es öffnete sich die Rinde des Baumes, und kam ein wunderschönes Mädchen heraus, das sah sich überall um, aß von allen Speisen, nahm dann eine Hand voll Salz und versalzte sie alle, ging wieder zum Baum, und

sprach: »Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, tue dich auf, damit ich hinein kann!« Und der Baum öffnete sich und sie schlüpfte hinein.

Zu Mittag kam der Prinz zurück, um zu essen, und fand die Speisen so versalzen, daß sie ungenießbar waren. Da packte er seinen Koch, und wollte ihn umbringen; der aber jammerte und schrie: »Gnade, Gnade, o Herr! ich bin nicht Schuld daran, ich hab es nicht getan!« Da kamen auch die andern Prinzen herbei und baten für den Koch, daß er ihn leben lassen und ihm verzeihen möge.

Tags darauf tat der Koch kein Körnchen Salz in die Speisen, und als er fertig war, ging er wieder spazieren; das Lorbeerkind machte es aber wie das erstemal, und als der Prinz zurückkam und essen wollte, da fand er die Speisen noch versalzener als den Tag vorher, und begriff nun, daß sein Koch nicht Schuld daran sei, sondern Jemand anders ihm diesen Streich spiele. Deswegen zankte er ihn diesmal nicht aus, sondern sagte ihm nur: »Wenn du morgen das Essen gekocht hast, so geh' weg und ich will hier bleiben, um zu sehen, wer uns das antut.«

Des andern Tags ging der Koch weg, nachdem er fertig war, und der Prinz versteckte sich hinter den Lorbeerbaum. Da hörte er plötzlich eine Stimme von

innen, welche sprach: »Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, tue dich auf, damit ich herauskann!« Und drauf trat das Mädchen aus dem Baum, aß von allen Speisen, und wie es nach dem Salz griff, sprang der Prinz hervor, faßte sie, und sprach: »Also du bist's, die mir das antut?« Drauf trug er sie in sein Zelt und umarmte sie und küßte sie, tat dann, als wollte er ein bischen spazieren gehn, und ließ sie dort allein.

Da lief das Mädchen weinend zu seinem Baume und sprach: »Mein Lorbeer von oben, mein Lorbeer von unten, tue dich auf, damit ich hinein kann!« Der Baum aber antwortete: »Du bist gezwickt, du bist geküßt, in den Baum kommst du nimmermehr!« Und nachdem er das gesagt, vertrocknete er auf einmal. Als der Prinz sah, daß der Baum vertrocknet war, wunderte er sich sehr, wie das möglich sei, ging in das Zelt zurück und koste mit dem Mädchen, und am Abend ließ er Citronen- und Apfelsinensträucher schneiden und das Lager daraus bereiten. Und nachdem das Mädchen eingeschlafen war, machte er sich heimlich auf und ließ sie zurück.

Als am andern Morgen das Mädchen erwachte und den Prinzen nicht fand, machte sie sich auf, um ihn zu suchen. Unterwegs begegnete sie einem Derwisch, und sprach zu ihm: »Lieber Vater, wenn ich dir meine goldnen Kleider gebe, gibst du mir dafür die deinen und dein

Pferd?« – »Meinetwegen«, erwiederte der Derwisch. Sie tauschten also ihre Kleider, und das Mädchen stieg auf das Pferd und trieb es so wacker an, daß es den Prinzen einholte. Da sagte der Prinz: »Erzähle mir, Herr, was du auf deinem Wege gesehn hast.« Und sie antwortete: »Ich sah ein Mädchen, welches weinte, seufzte und sagte: Ihr Citronen- und Orangenzweige, was habt ihr mir angetan, daß ich mein Glück verloren?«

Als das der Prinz hörte, seufzte er. Nachdem sie ein gutes Stück weiter geritten, fragte der Prinz dasselbe, und erhielt dieselbe Antwort, und seufzte wiederum. Der Prinz aber gewann den falschen Derwisch lieb, lud ihn ein, mit ihm nach Hause zu ziehn, und sagte: »ich bin verlobt und mache nächstens Hochzeit und möchte dich dabei haben.« Sie zogen also mit einander, und wie sie ankamen, gab der Prinz dem Derwisch ein besonderes Gemach. Drauf begann die Hochzeitsfeier, und man brachte die Braut herbei. Das Lorbeerkind versteckte sich aber in den Wandschrank des Saales, wo das Paar getraut werden sollte, zog seinen Derwischanzug aus, und legte goldene Kleider an. Und als es fertig war, leuchtete es wie die Sonne, ging in den Saal, und verbreitete einen solchen Glanz, daß alle Welt geblendet wurde. Wie sie der Prinz erblickte, erkannte er sie und sagte zu den Schwiegereltern: »Nehmt die Braut und bringt sie in ihr Vaterhaus zurück, denn ich will mit



diesem Stern leben, so wie ich gewohnt bin.« Und darauf wurden sie getraut und lebten glücklich mit einander.

22. Die Zwillingsbrüder.

Es war einmal ein Fischer, der hatte zwar sein gutes Auskommen, aber keine Kinder. Eines Tages kam ein altes Mütterchen zu seiner Frau und sagte: »Was nützt dir dein Wohlstand, wenn du keine Kinder hast?« »So ist es Gottes Wille!« antwortete die Frau. »Nein, mein Kind, das ist nicht Gottes Wille, sondern die Schuld deines Mannes, denn wenn der das goldene Fischchen finge, so würdet ihr Kinder bekommen. Wenn also heute Abend dein Mann nach Hause kommt, so sage ihm, er solle hingehn und das Fischchen fangen; das müßt ihr dann in sechs Stücke schneiden. Eins davon mußt du und das zweite dein Mann essen, und dann werdet ihr zwei Kinder bekommen. Das dritte gib der Hündin, und dann wird sie zwei Welfen werfen. Das vierte gib der Stute, und dann wird sie zwei Fohlen werfen. Das fünfte vergrabe rechts von der Hausschwelle und das sechste links, und dann werden da zwei Cypressenbäume hervorwachsen.«

Als am Abend der Fischer nach Hause kam, erzählte ihm seine Frau, was ihr die Alte geraten, und er versprach, das goldne Fischchen zu bringen. Drauf ging er in aller Frühe zum Wasser und fing das goldne Fischchen. Sie taten damit, wie die Alte verordnet hatte, und nach der bestimmten Zeit bekam die Fischerin zwei

Kinder, die sich so ähnlich sahen, daß man das eine vom andern nicht unterscheiden konnte, die Hündin warf zwei ganz gleiche Welfen, die Stute zwei ganz gleiche Fohlen, und an der Hausschwelle sprossen zwei ganz gleiche Cypressen auf.

Als die Knaben herangewachsen waren, wollten sie nicht zu Hause sitzen bleiben, obgleich sie Gelds und Guts genug hatten, und verlangten in die Welt zu gehn und sich einen Namen zu machen. Der Vater aber ließ sie nicht zusammen gehn, weil sie die einzigen Kinder waren, die er hatte, und sagte: »erst soll der Eine wandern, und wenn der zurück ist, dann kann auch der andere gehen.« Also nahm denn der Eine das eine Pferd und den einen Hund, und sagte zu seinem Bruder: »So lange die zwei Cypressen grün sind, so ist das ein Zeichen, daß ich lebe und gesund bin, wenn aber die eine dürr wird, dann mache dich auf und suche mich.«

Drauf zog er in die Welt hinaus. Eines Tages kehrte er bei einer alten Frau ein, und als er dort des Abends vor dem Hause saß, erblickte er ein Schloß, das auf einem Berge lag, und fragte die Alte: »wem das gehöre.«

»Das ist das Schloß der Schönen des Landes, mein Sohn.«

»Und ich bin hierher gekommen, um sie zu freien!«

»Das haben schon Viele versucht, mein Sohn, und

haben darüber ihr Leben verloren, denn sie hat ihnen die Köpfe abgeschlagen und auf die Eisenpfähle gesteckt, die du dort stehen siehst.«

»Das soll sie mir auch antun, wenn's nicht anders ist, denn ich werde morgen hingehn und um sie freien.«

Drauf holte er seine Zither und spielte darauf so schön, wie man es in jenem Lande noch nie gehört hatte, und die Prinzessin selbst kam an's Fenster, um zuzuhören.

Des andern Morgens ließ die Schöne des Landes die Alte kommen, und fragte sie: »Wer wohnt bei dir, der so schön Zither spielen kann?« »Es ist ein Fremder, Prinzessin, der gestern Abends angekommen ist«, sagte die Alte. Und die Prinzessin befahl ihr, den Fremden zu ihr zu führen. Als der Fremde vor der Prinzessin erschien, fragte sie ihn nach seiner Heimat und seiner Familie, und nach diesem und jenem, und gestand ihm endlich, daß ihr sein Zitherspiel sehr wohlgefallen, und daß sie ihn zum Manne nehmen wolle. Der Fremde entgegnete: »daß er eben in dieser Absicht hierher gekommen sei.« Drauf sprach die Prinzessin: »Nun gehe zu meinem Vater und sage ihm, daß du mich zum Weibe verlangst, und wenn er dir dann die Aufgaben gestellt hat, so komme zurück und sage sie mir.«

Der Fremde ging also zum König und sagte ihm: »daß

er seine Tochter zur Frau haben wolle.« Und der König erwiederte: »Ich bin's zufrieden, wenn du im Stande bist, das zu tun, was ich dir aufgebe, wo nicht, so kostet es dir den Kopf. Also höre: Draußen auf dem Felde liegt ein dicker Klotz, der mehr als zwei Klafter im Umfange hat, wenn du den mit einem Hiebe deines Schwertes entzwei haust, so geb ich dir das Mädchen zum Weibe. Wenn es dir aber mißlingt, so kostet es dir den Kopf.« Drauf zog sich der Fremde zurück und kam sehr betrübt zur Alten, denn er glaubte nicht anders, als daß er am andern Tage dem Könige mit dem Kopfe büßen müsse, und vor lauter Sinnen, wie er es anfangen solle, um den großen Klotz zu spalten, vergaß er auf seine Zither.

Am Abend trat die Prinzessin ans Fenster, um seinem Spiele zuzuhören, fand aber alles still. Da rief sie ihm zu: »Warum bist du denn heute Abend so nachdenklich und spielst nicht auf der Zither?« und er klagte ihr nun seinen Kummer. Sie aber lachte darüber und rief: »Und über so was grämst du dich? Hole nur schnell deine Zither und spiele was auf zum Zeitvertreib, und komme morgen früh zu mir.«

Da holte der Fremde seine Zither und spielte den ganzen Abend über zur Unterhaltung der Prinzessin; und am andern Morgen gab ihm diese ein Haar aus ihren Locken und sprach: »nimm dieses Haar und wickle es

um dein Schwert, so wirst du den Klotz entzwei hauen.« Drauf ging der Fremde hin und spaltete den Klotz mit einem Hiebe. Der König aber sprach: »Jetzt werde ich dir noch Eins aufgeben, wenn du meine Tochter zur Frau haben willst.« »So sprich«, erwiderte der Fremde. »Also höre: Du mußt ein Pferd besteigen, und damit in vollem Laufe drei Stunden Weg machen und in jeder Hand einen Becher voll Wasser halten, und wenn du keinen Tropfen davon verschüttest, so geb' ich dir meine Tochter zur Frau. Gelingt's dir aber nicht, so nehm' ich dir das Leben.«

Da ging der Fremde zur Alten zurück und war wieder so betrübt, daß er auf seine Zither vergaß. Am Abend trat die Prinzessin ans Fenster um ihm zuzuhören, da aber alles still war, rief sie ihm zu: »warum bist du denn wieder so bekümmert und spielst nicht auf deiner Zither?« Darauf erzählte er ihr, was ihm der König aufgegeben habe, und die Prinzessin erwiderte: »laß dich das nicht kümmern und spiele nur zu und komme morgen bei mir vorbei.«

Des andern Morgens ging er zu ihr, und sie gab ihm ihren Ring und sprach: »wirf diesen Ring in's Wasser und davon wird es gefrieren, und du wirst nichts verschütten.« Er tat, wie ihm geheißen, und machte den Weg ohne das Wasser zu verschütten.

Darauf sagte der König: »jetzt will ich dir noch Eins aufgeben, und das soll das Letzte sein. Ich habe einen Schwarzen, mit dem sollst du morgen kämpfen, und wenn du Sieger bleibst, so sollst du meine Tochter haben.« Da kehrte der Fremde voll Freude zur Alten zurück und war Abends so lustig, daß ihm die Prinzessin zurief: »du bist ja sehr vergnügt heut' Abend. Was hat dir denn mein Vater gesagt, daß du so froh bist?« Dieser erwiderte: »er hat mir gesagt, daß ich morgen mit seinem Schwarzen kämpfen solle; das ist ein Mensch wie ich, und den hoff' ich schon unter mich zu bringen.« Da rief die Prinzessin: »Ach, das ist das Schwerste von Allem, denn dieser Schwarze bin ich selber. Man gibt mir einen Trank, und von dem werd ich in einen Schwarzen von unüberwindlicher Stärke verwandelt. Gehe aber morgen auf den Markt und kaufe zwölf Büffelhäute, und umwickle dein Pferd damit; stecke auch dies Tuch zu dir, und wenn ich morgen auf dich losgehe, dann zeige es mir, damit ich ein bischen wieder zu mir selbst komme und dich nicht töte; und wenn du mit mir kämpfest, so mußt du versuchen, mein Pferd zwischen den Augen zu treffen, denn wenn du dieses tötest, so hast du mich besiegt.«

Am andern Morgen ging er auf den Markt, kaufte die zwölf Büffelhäute und umwickelte damit sein Pferd. Drauf begann er mit dem Schwarzen zu kämpfen, und

als der Kampf eine Zeitlang gedauert hatte und schon elf Büffelhäute zerrissen waren, da traf der Fremde das Pferd des Schwarzen zwischen die Augen, und wie es tot hinfiel, war der Schwarze besiegt, und der Fremde hatte gewonnen. Da sprach der König: »weil du die drei Aufgaben gelöst hast, so nehme ich dich zum Eidam.« Der Fremde aber erwiderte: »ich hab' noch ein Geschäft abzumachen, doch in vierzig Tagen komme ich zurück und hole die Braut heim.«

Er machte sich also auf und zog nach einem andern Land, kam in eine große Stadt und stieg dort in dem Hause einer alten Frau ab. Nachdem er zu Abend gegessen, verlangte er von der Alten Wasser. Da sagte die Alte: »ich habe kein's, mein Sohn, denn ein Ungeheuer hält unsere Quellen besetzt und läßt uns nur einmal im Jahr daraus schöpfen, wenn wir ihm ein Mädchen bringen. Das frißt er auf und läßt uns dafür Wasser holen. Gerade jetzt ist das Los auf die Tochter des Königs gefallen, und morgen soll sie hingeführt werden.«

Des anderen Tags wurde die Prinzessin zur Quelle geführt und dort mit einer goldenen Kette angebunden, dann entfernten sich die Leute und ließen sie allein. Als alle fort waren, ging der Fremde zu dem Mädchen und fragte sie, was ihr fehle, daß sie so jammere? Und diese

erwiderte: »daß das Ungeheuer kommen und sie fressen werde, und darum jammere sie.« Da versprach ihr der Fremde sie zu befreien, wenn sie ihn zum Manne nehmen wolle, und die Prinzessin willigte mit Freuden ein. Wie nun das Ungeheuer herankam, hetzte der Fremde seinen Hund auf dasselbe, und dieser erwürgte es. Und so wurde die Prinzessin befreit.

Als das der König hörte, willigte auch er in die Heirat, und stellte eine große Hochzeit an. Der junge Ehemann blieb hundert und eine Woche in dem Palaste, dann aber wurde es ihm zu enge darin, und er verlangte auf die Jagd zu gehen. Der König wollte ihn davon abhalten, aber es gelang ihm nicht. Drauf bat er ihn einiges Geleite mitzunehmen, aber auch das schlug er ab, und nahm nur sein Pferd und seinen Hund mit.

Nachdem er ein gut Stück geritten war, sah er von fern eine Hütte und ritt darauf los, um Wasser zu trinken. Er fand darin eine alte Frau und ging sie um Wasser an. Die Alte sagte: »er solle ihr erlauben, seinen Hund vorher mit ihrem Stäbchen zu schlagen, damit er sie nicht beiße, und dann wolle sie ihm Wasser geben.« Der Jäger willigte ein, und als sie den Hund mit dem Stäbchen berührte, da wurde dieser zu Stein. Drauf berührte sie den Jäger und sein Pferd, und verwandelte auch sie in Stein. Sowie aber das geschehen war, da verdorrte der

eine Cypressenbaum vor seines Vaters Hause.

Als das der andere Bruder sah, machte er sich auf, um ihn zu suchen. Er kam in die Stadt, wo sein Bruder das Ungeheuer getötet hatte, und der Zufall führte ihn zu derselben Frau, wo sein Bruder gewohnt hatte. Als ihn diese erblickte, hielt sie ihn für seinen Bruder und sprach zu ihm: »nimm es mir nicht übel, mein Sohn, daß ich nicht zu dir gekommen bin, um dir zu deiner Heirat mit der Königstochter Glück zu wünschen.« Der Fremde merkte den Irrtum und sagte: »das tut nichts, Alte!« und ritt ohne weiteres in das Königsschloß. Als ihn der König und die Prinzessin erblickten, da riefen sie: »wo bist du so lange geblieben? Wir glaubten, es wäre dir was Schlimmes begegnet, weil du so lange nicht kamst.« Als er aber des Nachts mit der Prinzessin schlafen ging, da legte er sein Schwert zwischen sich und seine Schwägerin. Drauf fragte ihn diese: »was hast du denn, daß du so böse tust?« Er aber antwortete nicht, und ging am andern Morgen auf die Jagd.

Der Zufall führte ihn denselben Weg, den sein Bruder eingeschlagen, und er erblickte ihn von Weitem und merkte, daß er versteinert sei. Da drang er in die Hütte und befahl der Alten, seinen Bruder zu entzaubern. Und diese erwiderte: »laß mich deinen Hund mit dem Stabe berühren und dann entzaubere ich deinen Bruder.« Er

aber befahl dem Hunde, die Alte bis an die Knie zu verschlingen, und die Alte schrie: »Sag' deinem Hunde, er soll mich gehen lassen, und ich will deinen Bruder entzaubern!« Er aber sprach: »Sage mir den Spruch, damit ich ihn selbst entzaubere«, und als sie das nicht wollte, befahl er seinem Hunde sie bis zu den Hüften zu verschlingen.

Da sprach die Alte: »ich habe zwei Stäbchen, mit dem grünen versteinere ich, und mit dem roten entsteinere ich.« Da nahm der Jäger das rote Stäbchen und entzauberte seinen Bruder, dessen Hund und Pferd, und befahl seinem eigenen Hunde die Alte ganz zu verschlingen.

Als sie nun selbander zum Schlosse der Schwiegereltern zurückkehrten, erzählte unterwegs der eine Bruder dem andern, wie die Cypresse auf einmal vertrocknet sei, wie er sich nach ihm auf den Weg gemacht, wie er zu seinen Schwiegereltern gekommen, und bei seiner Frau geschlafen habe. Da ließ ihm der andere nicht Zeit hinzuzufügen, daß er sein Schwert in die Mitte gelegt habe, sondern erschlug ihn auf der Stelle und kehrte allein zu seinen Schwiegereltern zurück.

Als er sich nun am Abend zu der Prinzessin ins Bett legte, fragte ihn diese: »was hattest du denn gestern, daß du nicht mit mir sprachst, sondern dein Schwert zwischen

uns legtest und mir den Rücken zukehrtest?« Da rief er: »Das war ich nicht, sondern mein Bruder, und den hab' ich erschlagen, als er mir unterwegs erzählte, daß er bei dir geschlafen habe.«

»Weißt du noch, wo du ihn erschlagen?« fragte die Prinzessin, »und wo der Leichnam liegt?«

»Das weiß ich genau.«

»Nun, dann wollen wir morgen zu ihm hinreiten.«

Des andern Morgens machten sie sich also auf, und als sie zum Leichnam kamen, holte die Prinzessin ein Fläschchen hervor, das sie zu sich gesteckt hatte, goß einige Tropfen vom Wasser des Lebens auf ihn, und davon lebte er sogleich wieder auf. Als er aufgestanden war, sagte sein Bruder zu ihm: »verzeih' mir, Lieber, daß ich dich totgeschlagen habe, ich wußte ja nichts von dem Schwert.« Darauf umarmten sie sich, und gingen zur Schönen des Landes, welche der ledige Bruder zur Frau nahm, und ließen ihre Eltern zu sich kommen und lebten glücklich und in Freuden.

23. *Herr Lazarus und die Draken.*

Es war einmal ein Schuhflicker, der hieß Lazarus und war ein großer Liebhaber von Honig. Als er eines Tages welchen bei seiner Arbeit aß, da sammelten sich so viele Fliegen, daß er deren vierzig mit einem Schlage totschlug. Dann ging er hin, ließ sich ein Schwert machen und darauf schreiben: »mit einem Schlage habe ich vierzig getötet.« Nachdem das Schwert fertig war, machte er sich auf und ging in die Welt; und als er zwei Tage weit von seiner Heimat war, da kam er an einen Brunnen, bei dem legte er sich hin und schlief ein.

In jener Gegend aber wohnten Draken, und es kam einer von ihnen an den Brunnen, um Wasser zu holen, fand dort den Lazarus schlafend, und las, was auf seinem Schwerte geschrieben stand. Da ging er zu den Seinigen und erzählte ihnen, was er gesehen habe, und diese rieten ihm, er solle Brüderschaft mit dem starken Fremden schließen.

Der Drakos ging also zu dem Brunnen zurück, weckte den Lazarus und sagte ihm, wenn es ihm recht wäre, so wollten sie Brüderschaft mit einander machen.

Lazarus antwortete, es sei ihm recht, und nachdem ein Pope den Brüderschaftssegen über sie gesprochen, ging er mit ihm zu den andern Draken und blieb bei ihnen.

Nach einigen Tagen sagten sie ihm, es sei bei ihnen Brauch, daß sie Reihe um, Wasser und Holz holen gingen, und da er nun ihr Geselle sei, so müsse er auch in die Reihe eintreten. Sie gingen nun zuerst nach Wasser und Holz aus, endlich aber kam die Reihe Wasser zu holen auch an den Lazarus. Die Draken aber hatten einen Schlauch, welcher zweihundert Maß Wasser faßte, und Lazarus schleppte denselben leer nur mit großer Mühe an den Brunnen, und da er ihn voll nicht hätte tragen können, so füllte er ihn auch nicht, sondern grub statt dessen rings um den Brunnen die Erde auf.

Wie nun Lazarus so lange ausblieb, schickten sie einen von ihnen nach ihm aus, um zu sehen, was aus ihm geworden sei, und als dieser zum Brunnen kam, sagte Lazarus zu ihm: »wir wollen uns nun nicht mehr tagtäglich mit Wasserholen plagen, ich will den ganzen Brunnen nach Hause bringen und uns so von dieser Last befreien.« Da rief der Drakos: »bei Leib und Leben, nicht Herr Lazarus, denn sonst müssen wir alle verdursten. Lieber wollen wir Reih' um Wasser holen, und du sollst davon frei sein.«

Darauf kam die Reihe Holz zu holen an den Lazarus; die Draken, welche nach Holz gingen, luden stets einen ganzen Baum auf die Schulter, und brachten ihn nach Hause, und da er ihnen das nicht nachmachen konnte, so

ging er in den Wald, band alle Bäume mit dem Tragseile an einander, und blieb bis zu Abend im Walde. Da schickten die Draken wieder einen nach ihm aus, um zu sehen, was aus ihm geworden sei, und als dieser ihn fragte, was er da vorhabe, antwortete Lazarus: »ich will den ganzen Wald mit einem Male herbeischleppen, damit wir Ruhe haben.« Da rief der Drakos: »bei Leibe nicht, Herr Lazarus, denn sonst sterben wir vor Kälte; wir wollen lieber selbst nach Holz gehen, und du sollst frei bleiben.« Und nun riß der Drakos einen Baum aus, nahm ihn auf die Schulter und trug ihn heim.

Als sie eine Weile so gelebt hatten, da wurden die Draken des Lazarus überdrüssig und machten unter sich aus ihn umzubringen; es solle ihm also in der Nacht, wenn er schliefe, jeder Drakos einen Hieb mit dem Beile geben. Der Lazarus aber hatte das gehört, und nahm daher am Abend einen Holzklotz, bedeckte ihn mit seinem Mantel, legte ihn an seine Schlafstelle und versteckte sich. In der Nacht kamen die Draken; ein jeder tat auf den Klotz einen Hieb mit dem Beile, bis er in Stücke fuhr. Da glaubten sie, ihren Zweck erreicht zu haben, und legten sich wieder nieder. – Darauf nahm der Lazarus den Klotz, warf ihn hinaus, und legte sich nieder. Gegen Tagesanbruch fing er an zu stöhnen, und als die Draken das hörten, fragten sie ihn, was ihm fehle. Darauf erwiderte er: »die Schnaken haben mich

jämmerlich zerstochen.« Da erschraken die Draken, weil sie glaubten, Lazarus hielte ihre Axthiebe für Schnakenstiche, und beschlossen um jeden Preis seiner los zu werden. Am andern Morgen fragten sie ihn also, ob er Frau und Kinder habe und ob er sie nicht einmal besuchen möchte, sie wollten ihm einen Ranzen voll Gold mitgeben. Er war es zufrieden und verlangte nur noch einen Draken, um ihm das Gold nach Hause zu tragen. Es ging also einer mit ihm und trug den Ranzen. Als sie in die Nähe von Lazarus' Hause kamen, sagte er zum Drakos: »bleib' einstweilen hier, denn ich muß hingehen und meine Kinder anbinden, damit sie dich nicht fressen.« Er ging also hin und band seine Kinder mit dicken Stricken und sagte zu ihnen: »sobald ihr den Drakos zu Gesicht bekommt, so ruft was ihr könnt: Drakenfleisch! Drakenfleisch!« Als nun der Drakos herankam, da schrien die Kinder: »Drakenfleisch! Drakenfleisch!« und darüber erschrak der Drakos so sehr, daß er den Ranzen fallen ließ und weglief. Unterwegs begegnete ihm eine Füchsin und fragte ihn, warum er so erschrocken aussehe, und er erwiderte, daß er sich vor den Kindern des Herrn Lazarus fürchte, die ihn bei einem Haare aufgefressen hätten. Da lachte die Füchsin und rief: »was? vor den Kindern des Herrn Lazarus hast du dich gefürchtet? Der hatte zwei Hühner, das eine habe ich ihm gestern gefressen, und das andere

will ich mir eben jetzt holen, und wenn du es nicht glauben willst, so komme mit, da kannst du es sehen; du mußt dich aber an meinen Schwanz binden.« Der Drake band sich also an ihren Schwanz und ging mit ihr nach Lazarus' Hause zurück, um zu sehen, was sie dort anstellen würde. Dort stand aber Lazarus mit der Flinte auf der Lauer, und als er die Füchsin mit dem Draken kommen sah, rief er ihr zu: »habe ich dir nicht gesagt, du sollst mir alle Draken bringen, und nun bringst du mir nur einen?« Wie das der Drakos hörte, machte er rechtsum Reißaus und lief so schnell, daß die Füchsin an den Steinen zerschellte. Nachdem aber Herr Lazarus von den Draken losgekommen, baute er sich mit ihrem Golde ein prächtiges Haus, und verbrachte den Rest seines Lebens herrlich und in Freuden.

24. *Janni und die Draken.*

Es war einmal ein Mann, der mied die Welt und lebte in der Einöde; er besaß nichts weiter als eine Herde Schafe, deren Milch und Wolle er verkaufte, und Brot dafür anschaffte; auch schnitzte er hölzerne Löffel zum Verkauf. Er hatte eine Frau und ein Töchterchen. Nach langer Zeit wurde die Frau wieder gesegneten Leibes, und als sie eines Abends die Wehen überkamen, ging der Mann ins nächste Dorf um eine Hebamme zu holen; bis er aber hin und zurück kam, war das Kind schon geboren.

Unterwegs war der Mann einem Mönch begegnet, und dieser bat ihn, er möchte ihn über Nacht bei sich aufnehmen. Der Mann war's zufrieden und nahm ihn mit nach Hause. Da nun weit und breit Niemand zu finden war, um das Kind zu taufen, so erbot sich der Mönch dieses zu tun und gab ihm bei der Taufe den Namen Janni.

Im Laufe der Zeit starben Janni's Vater und Mutter, und er blieb mit seiner Schwester allein; da es ihnen aber in ihrer Heimat schlecht ging, so beschlossen sie auszuwandern. Beim Einpacken fand die Schwester ein Messer, welches der Mönch seinem Paten zurückgelassen hatte, und gab es ihrem Bruder. Darauf machten sie sich mit den drei Schafen, die ihnen

geblieben waren, auf den Weg, und wanderten drei Tage lang.

Da begegneten sie einem Manne, der hatte drei Hunde und schlug ihnen vor, mit ihren Tieren zu tauschen, er wolle ihnen die Hunde geben und dafür die Schafe nehmen. Die Geschwister waren das zufrieden, und nachdem sie getauscht hatten, trennten sie sich wieder voneinander.

Die Geschwister aber zogen weiter und kamen vor ein großes Schloß, in dem vierzig Draken wohnten, und wie diese hörten, daß der Janni gekommen sei, fuhren sie vor Schreck vierzig Klafter tief unter die Erde.

Der Janni fand also das Schloß verlassen, und blieb mit seiner Schwester darin und ging jeden Tag mit den Gewehren, welche die Draken im Schlosse zurückgelassen hatten, auf die Jagd.

Als er eines Tages wieder auf der Jagd war, da kam ein Drakos heraus, um Mundvorrat zu holen, denn er glaubte, es wäre niemand im Schlosse. Wie der Janni's Schwester sah, erschrak er gewaltig; diese aber sprach ihm Mut ein, und nach und nach entspann sich zwischen den Beiden eine Liebschaft.

So oft nun Janni auf die Jagd ging, rief die Schwester den Drakos hervor und koste mit ihm, bis sie von ihm schwanger ward. Da fing sie an zu jammern und

fürchtete sich vor dem Zorn ihres Bruders.

Wie nun die Zeit herankam, wo sie gebären sollte, und sie darüber trostlos war, kam der Drakos zu ihr und sprach: »du mußt dich krank stellen, und wenn dich der Janni fragt, was dir fehle, und was du wünschest, so sage ihm: ich wünsche Kirschen, und wenn er dich fragt, wo diese zu finden wären, so sprich: es gibt welche in einem Garten, der einen Tag Weges von hier ist. Dein Bruder wird aber hingehen und nicht mehr zurückkommen, denn dort wohnen drei Brüder von mir, die werden schon für ihn sorgen.«

Die Schwester tat, wie ihr der Drakos geraten, und am andern Morgen machte sich Janni auf den Weg, um die Kirschen zu holen, und nahm auch seine drei Hunde mit sich. Als er bei dem Garten ankam, stieg er vom Pferde, trank Wasser aus der Quelle, welche dort sprang, und fiel in einen tiefen Schlaf. Darauf kamen die Draken herunter um ihn zu fressen; doch kaum wurden die Hunde sie gewahr, so stürzten sich diese auf sie, zerrissen sie in Stücke, scharrten darauf mit ihren Pfoten ein Grab aus und begruben sie, damit sie ihr Herr nicht sähe. Wie nun der Janni aufwachte und seine Hunde mit Blut bedeckt sah, so glaubte er, sie hätten irgend ein Wild gefangen, und zankte sie, daß sie ihm nichts davon übrig gelassen hätten; darauf pflückte er die Kirschen und

brachte sie seiner Schwester.

Als der Drakos hörte, daß Janni zurück sei, da fuhr er vor Schreck noch vierzig Klafter tiefer in die Erde; die Schwester aber aß von den Kirschen und stellte sich wieder gesund.

Des andern Tages ging Janni wiederum auf die Jagd, und der Drakos kam hervor und riet der Schwester, sie solle sich noch einmal krank stellen, und wenn sie der Bruder frage, was sie wünsche, so solle sie Quitten verlangen, und wenn er sie frage, wo diese zu finden wären, so solle sie sagen, in einem Garten zwei Tage weit von hier; dort werde aber der Janni sicher zu Schanden werden, denn dort wohnten sechs Brüder von ihm, von denen jeder zwei Köpfe habe. Die Schwester tat, wie ihr der Drakos geraten, und des andern Tages machte sich der Janni auf, und nahm auch seine drei Hunde mit sich.

Wie er zu dem Garten kam, stieg er ab, setzte sich hin, um ein bischen auszuruhen, und schlief ein. Da kamen zuerst drei Draken herunter, und stürzten sich auf ihn, um ihn zu fressen, und als diese die Hunde zerrissen, stürzten auch die drei andern herbei und wurden gleichfalls zerrissen. Darauf scharrten die Hunde ein Grab aus und begruben sie, damit sie ihr Herr nicht sehen solle, und als der aufwachte und sie mit Blut bedeckt sah, glaubte er,

sie hätten wieder ein Wild gefangen, und zankte sie, daß sie ihm nichts übrig gelassen hätten; darauf brach er die Quitten und brachte sie seiner Schwester, und nachdem dieselbe davon gegessen hatte, stellte sie sich gesund. Wie aber der Drakos hörte, daß Janni zurück sei, da fuhr er vor Schreck noch vierzig Klafter tiefer in die Erde.

Als am andern Morgen der Janni wieder auf die Jagd gegangen war, ging der Drakos zu der Schwester und riet ihr, sie solle sich noch einmal krank stellen und von ihrem Bruder Birnen verlangen, die drei Tage weit vom Schlosse in einem Garten wüchsen. Denn von dort würde Janni ganz gewiß nicht zurückkehren, weil dort neun Brüder von ihm wohnten, deren jeder drei Köpfe habe.

Die Schwester tat, wie ihr geraten worden, und des andern Tages ging der Janni mit seinen drei Hunden nach den Birnen aus. Als er bei dem Garten ankam, legte er sich nieder, um ein wenig auszuruhen, schlief aber darüber ein. Da kamen zuerst drei Draken herunter, um ihn zu fressen, und als diese die Hunde zerrissen hatten, kamen die sechs andern auf einmal herunter, und kämpften lange Zeit mit den Hunden. Von dem vielen Lärm erwachte der Janni, schlug die Draken tot und sah nun, daß er die beiden ersten Male den Hunden Unrecht getan habe.

Darauf befreite er alle, welche die Draken gefangen hielten, und darunter war auch eine Königstochter. Die wollte aus Dankbarkeit den Janni zum Manne nehmen, er aber schlug es aus und sagte ihr: »für das Gute, was ich dir erwiesen habe, sollst du zu Hause in deinem Schlosse alle Blinden und Lahmen aufnehmen, welche dorthin kommen.« Die Prinzessin versprach ihm das und gab ihm zum Abschiede einen Ring.

Der Janni pflückte darauf die Birnen und brachte sie seiner Schwester, und als diese davon gegessen hatte, stellte sie sich gesund. Wie aber der Drakos hörte, daß der Janni auch von dort wieder glücklich angekommen wäre, fuhr er vor Schreck noch vierzig Klafter tiefer in die Erde, und schlich des andern Tages, als Janni auf der Jagd war, zu der Schwester und sprach: »nun sind wir beide verloren, denn in einigen Tagen wirst du das Kind gebären, und der Janni wird es merken und uns totschlagen; du mußt ihn also fragen, wo seine Kraft stecke, und dann müssen wir ihn selbst umbringen.«

Als Janni am Abend von der Jagd kam und sich neben seine Schwester ans Feuer setzte, da bat sie ihn, er möchte ihr doch sagen, wo seine Kraft stecke, und er versetzte: »in meinen zwei Fingern; wenn diese zusammengebunden werden, so schwindet meine ganze Kraft.« »Das glaube ich nicht«, sprach die Schwester,

»wenn ich es nicht selbst sehe.« Da ließ er sich die beiden Finger mit einem Faden zusammenbinden, und fiel sogleich in Ohnmacht. Die Schwester rief nun den Drakos, und der kam hervor, riß dem Janni die Augen aus, gab sie den Hunden zu fressen und stürzte ihn selbst in einen trockenen Brunnen.

Der Zufall wollte, daß an diesem Brunnen ein Zug Reisende vorbeizogen und den Janni darin stöhnen hörten. Sie kamen also heran und fragten ihn, wo er wäre, und er bat sie, sie möchten ihn aus dem Brunnen ziehen, denn er sei ein armer Unglücklicher. Da ließen sie ein Seil hinab und zogen ihn ans Tageslicht. Nun merkte er erst, daß er blind sei, und bat daher die Reisenden, sie möchten ihn in das Reich des Königs führen, dessen Tochter er befreit hatte, und er wolle sie für ihre Mühe gut bezahlen. Als sie ihn nun dorthin gebracht hatten, ließ er die Prinzessin bitten, zu ihm zu kommen. Diese kam, erkannte ihn aber nicht, doch sowie er ihr den Ring zeigte, den sie ihm geschenkt hatte, erinnerte sie sich seiner und nahm ihn mit sich in ihr Schloß, und nachdem sie erfahren hatte, wie es ihm ergangen sei, bot sie alle Zauberinnen auf, um zu erfahren, wo seine Augen wären, und es fand sich eine, welche erklärte, daß sie es wisse, und daß sie ihn heilen wolle. Sie ging also in das Schloß, in welchem seine Schwester mit dem Drakos lebte, gab dort den Hunden

etwas zu fressen, und diese brachen die verschluckten Augen wieder aus. Die nahm sie mit und setzte sie dem Janni wieder ein, und der sah nun wie früher. Darauf ging er in das Schloß des Drakos, schlug ihn und seine Schwester tot, nahm seine Hunde, kehrte zu der Prinzessin zu rück und nahm sie zur Frau.

25. *Der Schwager des Löwen, des Tigers und des Adlers.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter, und als die Zeit kam, daß er sterben sollte, sprach er zu seinen Söhnen: »liebe Kinder, ich muß nun sterben, ihr müßt also darauf bedacht sein, eure Schwestern zu verheiraten und euch dann selbst zu verehelichen.« Als er das gesagt hatte, entließ er die beiden Älteren, den Jüngeren aber behielt er zurück und sprach zu ihm: »für dich habe ich eine Elfin in dem krystallenen Gemache versteckt; wenn nun deine Schwestern und deine Brüder verheiratet sind, so öffne das Gemach und hole dir deine Braut.« Darauf starb der alte König, und bald darauf starb auch seine Frau, und ihre Kinder waren nun elternlos.

Nach geraumer Zeit kam der Löwe vor das Schloß und klopfte an dem Tore. Als die Brüder fragten, wer draußen sei, antwortete er: »ich bin es, der Löwe, und bin gekommen, um eure älteste Schwester zur Frau zu begehren.« Darauf fragten sie: »wie weit ist dein Reich von hier?« und er antwortete: »für mich ist es fünf Tage, für euch fünf Jahre weit bis dorthin.« Da riefen die beiden älteren Brüder: »wir geben unsere Schwester nicht so weit weg, denn wenn sie einmal krank werden sollte, wie könnten wir dann zu ihr gehen und sie

besuchen?« Der jüngste Bruder aber sagte gar nichts, sondern nahm seine älteste Schwester bei der Hand und führte sie dem Löwen zu, indem er zu ihr sprach: »du mußt dahin gehen, wohin es dein Schicksal bestimmt hat«, und nachdem er sie geküßt hatte, übergab er sie dem Löwen, und dieser nahm sie sogleich und zog mit ihr ab.

Tags darauf kam der Tiger und klopfte an die Türe. Da fragten sie ihn, was sein Begehren sei, und er antwortete: »ich will eure mittlere Schwester zur Frau.« Als sie ihn darauf fragten, wie weit sein Reich von hier sei, antwortete er: »für mich ist es zehn Tage, für euch zehn Jahre weit bis dorthin.« Da riefen die älteren Brüder: »wir geben unsere Schwester nicht so weit weg«; der jüngste aber machte eben so wenig Umstände als das erste Mal, nahm seine Schwester bei der Hand und führte sie dem Tiger zu, der sogleich mit ihr abzog.

Tags darauf kam der Adler und klopfte an die Türe, und als sie ihn fragten, wer er sei, antwortete er: »ich bin der Adler und kam hierher, um mir eure jüngste Schwester zur Frau zu holen.« Da fragten sie ihn, wie weit sein Reich von hier sei, und er erwiderte: »für mich fünfzehn Tage, für euch fünfzehn Jahre.« Da riefen die beiden ältesten Brüder: »nein, wir geben das Mädchen nicht so weit weg, denn die älteste haben wir fünf und

die mittlere zehn Jahre weit vergeben, und nun soll die jüngste gar fünfzehn Jahre weit weg von hier, nein daraus wird nichts!« – Der jüngste Bruder aber sprach kein Wort, sondern nahm seine Schwester bei der Hand und führte sie dem Adler zu; der nahm sie sogleich in seine Fänge und flog mit ihr weg.

Nachdem nun die drei Mädchen vergeben waren, heirateten auch die Brüder, zuerst der älteste und dann der mittlere, und als dessen Hochzeit vorüber war, da ging der jüngste zu dem krystallenen Gemache, öffnete es und wollte die Elfin herausholen. Kaum aber hatte er die Türe geöffnet, so wischte die Elfin heraus und rief ihm zu: »wenn du mich finden willst, so laß dir eine eiserne Krücke und eiserne Schuhe machen, und komme zu den Ilinen Bilinen Alamalakusen, mit den Marmorbergen und den Krystallfeldern«, und als sie das gesagt hatte, verschwand sie vor seinen Blicken.

Der Jüngste ließ sich darauf eine eiserne Krücke und eiserne Schuhe machen, und zog aus, um sie aufzusuchen. Nachdem er fünf Jahre weit gegangen war, kam er zu dem Hause seiner ältesten Schwester und setzte sich auf den Sitzstein vor der Türe, um sich auszuruhen.

Da kam die Magd mit dem Handbecher ihrer Frau heraus, um ihn mit frischem Wasser von der Quelle zu

füllen, und er verlangte, daß sie ihn daraus trinken lassen sollte. Anfangs verweigerte dies die Magd, als er sie aber sehr bat, da ließ sie ihn trinken, und indem er trank, warf er seinen Fingerring in den Becher.

Die Magd brachte darauf den Becher ihrer Frau und diese erkannte an dem Ringe, daß ihr Bruder vor der Türe sei, und fragte die Magd, wem sie aus ihrem Becher zu trinken gegeben habe; diese aber leugnete anfangs, und erst als ihr die Frau Mut zugesprochen, bekannte sie, daß ein Reisender auf dem Sitzsteine vor der Türe gesessen und zu trinken verlangt habe, weil er sehr durstig sei, und daß sie ihn daher aus dem Becher habe trinken lassen. Darauf sprach die Frau: »gehe schnell hin und hole ihn«, und als er kam, erkannte ihn seine Schwester sogleich und küßte und herzte ihn. Darauf wollte sie wissen, wie er hierher geraten sei, und er erzählte ihr seine Schicksale.

Wie sie so mit einander sprachen, hörte die Schwester, daß der Löwe nach Hause komme, und rief: »nun muß ich dich verstecken, denn sonst frißt er dich.« Darauf gab sie ihm eine Ohrfeige, verwandelte ihn damit in einen Besen und stellte ihn hinter die Türe. So wie der Löwe ins Zimmer trat, schnupperte er darin herum und rief: »es riecht mir nach Königsblut.« Darauf sprach seine Frau: »du gehst auf des Königs Straße, und darum riecht es dir

nach Königsblut.« Als sie sich drauf zu Tisch setzten, da fragte die Frau den Löwen: »wenn mein ältester Bruder käme, was würdest du mit ihm anfangen?« – »Ich würde ihn zerreißen.« – »Wenn aber mein zweiter Bruder käme?« – »Den würde ich in lauter kleine Kochstücke zerreißen.« – »Wenn aber der jüngste käme?« – »Den würde ich auf die Augen küssen.« – »Nun der ist wirklich gekommen.« – Da rief der Löwe: »und den versteckst du vor mir!« Jetzt holte die Frau den Besen aus der Ecke, gab ihm einen Schlag und damit wurde wieder ihr Bruder daraus.

Der Löwe umarmte und küßte ihn und fragte, »warum er gekommen sei.« Darauf erzählte ihm der Prinz, wie es ihm gegangen, und fragte ihn, ob er wisse, wo die Ilinen Bilinen Alamalakusen mit den Marmorbergen und Krystallfeldern seien. Der Löwe aber versetzte: »ich weiß darüber keinen Bescheid, doch morgen wollen wir alle Tiere zusammen berufen, vielleicht weiß eines von ihnen Auskunft zu geben.« Am andern Morgen berief er alle Tiere zusammen, aber keines davon wußte etwas von jenem Lande.

Tags darauf nahm der Prinz Abschied von seiner ältesten Schwester und wanderte weiter, um die Ilinen Bilinen aufzusuchen, und nachdem er wiederum fünf Jahre gewandert war, kam er zu seiner zweiten

Schwester. Auch dort setzte er sich auf den Sitzstein vor der Türe und wartete, bis die Magd mit dem Becher seiner Schwester zur Quelle ging, und als ihn diese daraus trinken ließ, warf er seinen Ring in den Becher und gab sich dadurch seiner Schwester zu erkennen. Diese aber ließ ihn sogleich zu sich führen, und nachdem sie sich bewillkommt hatten, erzählte er ihr, wie es ihm ergangen sei. Während er so sprach, hörte seine Schwester, daß der Tiger nach Hause komme, und verwandelte ihren Bruder durch einen Schlag in eine Kehrichtschaufel, damit ihm vom Tiger kein Leid geschehe.

Als der Tiger in die Stube trat, schnupperte er herum und rief: »es riecht wie lauter Königsblut«; seine Frau aber antwortete: »du wandelst auf des Königs Straße und darum riechst du Königsblut.« Drauf setzten sie sich zu Tisch, und über dem Essen fragte ihn seine Frau: »wenn mein ältester Bruder käme, was würdest du mit ihm anfangen?« – »Ich würde ihn zerreißen.« – »Wenn aber mein zweiter Bruder käme?« – »Den würde ich zu lauter Kochstücken zerreißen.« – »Wenn aber der jüngste käme?« – »Den würde ich wie meinen Bruder halten.« – »Nun der ist da, und ich versteckte ihn, weil ich fürchtete, daß du ihn fressen würdest.« Darauf gab sie der Kehrichtschaufel einen Schlag und verwandelte sie wieder in ihren Bruder. Der Tiger umarmte ihn, und

nachdem er erfahren hatte, wie es seinem Schwager ergangen sei, versprach er, des andern Tags alle Tiere zusammenzurufen. Als sie aber alle versammelt waren und er sie nach den Ilinen Bilinen fragte, da wußte keines von ihnen Auskunft zu geben.

Tags darauf nahm der Prinz Abschied von seiner Schwester und wanderte weiter, um nach den Ilinen Bilinen zu suchen. Nachdem er wieder fünf Jahre lang gewandert war, kam er zu der Wohnung seiner jüngsten Schwester und setzte sich auf den Sitzstein, bis die Magd mit ihrem Wasserbecher zur Quelle ging, und als ihn diese daraus trinken ließ, warf er seinen Ring hinein. Daran erkannte seine Schwester, daß er gekommen sei. Sie ließ ihn sogleich zu sich rufen, und während sie mit einander sprachen, kam auch der Adler herzu und fragte ihn, »warum er bis hierher gewandert sei.« Darauf erzählte ihm der Prinz alle seine Leiden und fragte ihn, »ob er wisse, wo die Ilinen Bilinen lägen.« Der Adler versetzte: »das weiß ich nicht, aber morgen früh will ich alle Vögel zusammenrufen, von denen kann vielleicht irgend einer Auskunft geben.«

Am andern Morgen hielt der Adler eine große Versammlung von allen Vögeln und fragte sie, »ob sie wüßten, wo die Ilinen Bilinen Alamalakusen mit den Marmorfelsen und den Krystallfeldern wären.« Darüber

wußte keiner Bescheid zu geben, doch fiel es einem ein, daß ein lahmer Habicht nicht zur Versammlung gekommen sei, und daß dieser vielleicht Auskunft geben könne. Da ließ der Adler auch diesen rufen, und als er gekommen war, sagte er, daß er wisse, wo die Ilinen Bilinen wären. Der Adler befahl ihm nun, seinen Schwager dahin zu führen. Sie mußten noch lange wandern, bevor sie hingelangten. Als sie aber dort ankamen, da waren auch die eisernen Schuhe des Prinzen durchgelaufen. Hier endlich fand er seine Frau, die mit andern Elfinnen zusammen lebte, aber sie folgte ihm nun willig in sein Reich, und als sie dort angekommen waren, hielt er seine Hochzeit mit ihr. Ich war nicht dabei und darum brauchst du es auch nicht zu glauben.

26. *Vom jüngsten Bruder, der seine geraubte Schwester vom Drakenberge holt.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Unter seinem Schlosse lag ein großer Garten, weil aber von Zeit zu Zeit ein Drake dorthin kam, traute sich die Königstochter nicht hinein, weil sie fürchtete, daß sie der Drake rauben könnte. Eines Tags überredete sie jedoch ihr jüngster Bruder, mit ihr in den Garten zu gehn, und da kam auf einmal der Drake herangestürmt, packte das Mädchen und trug es durch die Lüfte auf einen hohen Berg, den niemand ersteigen konnte.

Darüber wurde der König so betrübt, daß er sein ganzes Schloß schwarz anstreichen ließ und sich um die Reichsgeschäfte nicht mehr kümmerte, sondern sie seinen Staatsräten überließ. Weil aber der jüngste Königssohn an dem Verluste seiner Schwester Schuld war, so beschloß er auszuziehen und sie wieder zu holen, oder zu Grunde zu gehn. Als das sein Vater hörte, wurde er noch betrübter, denn er hatte den Jüngsten viel lieber als seine andern Kinder, und tat sein möglichstes, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch der Prinz ließ sich nicht abhalten, sondern zog aus, um seine Schwester zu suchen, und nachdem er lange Zeit gewandert war, kam er zu dem Fuße des Drakenbergs, aber alle seine

Versuche, ihn zu ersteigen, waren vergeblich.

Als er nun nicht wußte, was er tun sollte, erblickte er zwei Schlangen, die mit einander kämpften; die eine davon war weiß, die andere schwarz, und die schwarze war im Begriffe, die weiße zu töten. Der Prinz sprang herzu, erschlug die schwarze Schlange und rettete dadurch die weiße. Da sprach diese zu ihm: »was soll ich dir dafür tun, daß du mir das Leben gerettet hast?« und der Prinz erwiderte: »ich verlange weiter nichts von dir, als daß du mich auf diesen Berg schaffest.« Da wies ihn die Schlange an, sich an ihren Schweif zu binden, und nachdem er das getan hatte, brachte sie ihn auf den Berg.

Als der Prinz dort angekommen war, suchte er nach einer Unterkunft und verdingte sich als Knecht bei einem Schäfer, der die Schafe des Drakos weidete. Jede Woche schickte ihn der Schäfer zu dem Schlosse des Drakos, um Brot zu holen. Eines Tages fand er seine Schwester allein und sagte ihr, daß er ihr Bruder wäre und gekommen sei, um sie zu befreien. Da rief diese verwundert: »wie hast du es angestellt, hier herauf zu kommen, wo nicht einmal ein Vogel herauffliegen kann?« und er erzählte ihr, wie das zugegangen sei. Nach der ersten Freude des Wiedersehens fiel der Prinzessin der Drakos ein und sie begann für ihren Bruder zu fürchten.

Sie erzählte ihm, daß er von unüberwindlicher Stärke sei, und daß er eine große Anzahl Königskinder in den Gemächern seines Schlosses gefangen halte, und bat, sich ja nicht vor dem Drakos sehen zu lassen, damit ihm kein Leid geschehe. Der Prinz aber antwortete: »wenn der Drakos heute Abend nach Hause kommt, so mußt du ihn fragen, wo seine Stärke sitzt, und morgen komme ich wieder, um zu hören, was er dir gesagt hat.«

Als am Abend der Drakos nach Hause kam, fragte ihn die Prinzessin, wo seine Stärke sitze, und er antwortete ihr, daß er auf seinem Kopfe drei goldene Haare habe und daß nur mit diesen die Türe zu einem Gemache geöffnet werden könne, in dem drei Tauben wären; wenn davon die eine sterbe, so würde er krank, und wenn die zweite sterbe, würde er schwer krank, wenn aber auch die dritte sterbe, so müsse er auch sterben.

Am andern Tage kam ihr Bruder wieder und sie erzählte ihm, was ihr der Drakos gesagt hatte. Darauf sprach der Prinz: »wenn du heute Abend den Drakos lausest, so nimm eine Schere und schneide ihm die drei goldenen Haare ab, dann öffne die Tür des Gemaches und schlachte die drei Tauben, damit auch der Drakos verende.« Als nun am Abend der Drakos nach Hause kam, da tat die Prinzessin, was ihr Bruder ihr geheißen, und so verendete der Drakos. Wie er tot war, öffnete sie

alle verschlossenen Türen seines Palastes und befreite alle, die darin gefangen saßen. Darunter waren auch drei Königstöchter, und diese nahm der Prinz mit sich.

Darauf machten sie sich zusammen auf und gingen an den Rand des Berges, und als sie von da hinunter sahen, standen die beiden älteren Brüder unten und warteten auf sie. Da nahm der Prinz ein Seil, und ließ daran zuerst seine Schwester und dann die älteste der drei Königstöchter hinunter und rief, daß diese für seinen ältesten Bruder bestimmt sei, darauf ließ er die zweite Königstochter hinab und rief, daß sie für seinen zweiten Bruder sei, und zuletzt ließ er die jüngste hinab und rief, daß diese seine eigene Frau sei. Als aber die Brüder sahen, daß die jüngste die schönste sei, da wurden sie neidisch, schnitten das Seil ab und ließen ihn oben.

Der Prinz kehrte also betrübt zum Schlosse des Drakos zurück, und um sich zu zerstreuen, ging er in allen Gemächern umher und besah sich die Herrlichkeiten, welche sie enthielten. In einem mit grünen Stoffen ausgeschlagenen Zimmer sah er einen Windhund, der von Samt war und einen samtenen Hasen verfolgte; in einem andern Zimmer ein goldenes Waschbecken und eine goldene Kanne, welche ganz von selbst Wasser in das Becken goß; in einem dritten aber eine goldene Gluckhenne mit goldenen Küchlein. Von da

ging er in die Ställe und in einem Stalle sah er drei Flügelpferde, ein weißes, ein rotes und ein grünes, und er ließ sie in den Hof, um sich an ihren Sprüngen zu ergötzen. Da sprachen die Pferde: »Welchen Dienst verlangst du von uns für die Wohltat, daß du uns aus dem Stalle gelassen hast?« Er aber antwortete: »ich verlange nichts weiter, als daß ihr mich von diesem Berge hinunter schafft.« Da sprach das grüne Pferd: »setze dich auf mich«, und als er sich aufgesetzt hatte, flog es mit ihm den Berg hinunter und setzte ihn auf der Ebene ab. Die zwei andern Flügelpferde waren zur Gesellschaft mitgeflogen, und zum Abschiede gab ihm jedes der drei Pferde ein Haar aus seinem Schweife und sprach dazu, so oft er es nötig habe, solle er sein Schweifhaar am Feuer anbrennen.

Nachdem er eine Zeitlang in der Welt herumgezogen, ging er in die Stadt, wo sein Vater König war. Da setzte er eine Mütze aus Schafsdarm auf, damit die Leute glauben sollten, er habe den Weichselzopf, und verdingte sich als Knecht bei einem Goldschmiede.

Die beiden älteren Prinzen aber brachten ihre Schwester nebst den drei Königstöchtern zu ihrem Vater, und als dieser fragte, was aus seinem jüngsten Sohne geworden, sagten sie ihm, daß er gestorben sei. Darauf wollte der älteste Königssohn die älteste Königstochter

heiraten, diese aber sagte, »wenn er ihr nicht einen samtenen Windhund und einen samtenen Hasen schaffe, wie sie bei dem Drakos gehabt habe, so würde sie ihn nicht zum Manne nehmen.« Da ließ der König durch den Ausrufer bekannt machen: »daß, wer im Stande sei, einen solchen Hund und Hasen zu verfertigen, von ihm königlich belohnt werden solle.« Als das der Grindige hörte, sagte er zu dem Goldschmiede, »daß er ein solches Kunstwerk zu machen verstehe, und daß der Goldschmied also zum Könige gehn und ihm das Versprechen geben solle, ihm dasselbe zu liefern.« Da ging der Goldschmied zum König und verpflichtete sich, die beiden Stücke zu liefern, und als er nach Hause zurückkam, sagte ihm der Grindige: »hole mir ein Maß Wein und drei Pfund Kastanien, brate mir die und laß mich dann allein in der Werkstatt!« Der Grindige erhielt das Verlangte und schloß sich dann in die Werkstatt ein. Der Goldschmied aber schlich heimlich an's Schlüsselloch, um ihn bei seiner Arbeit zu belauschen, doch der Grindkopf tat nichts anderes als Kastanien essen und Wein trinken, so daß der Goldschmied endlich die Geduld verlor und schlafen ging. Gegen Tagesanbruch aber brannte der Grindige das Schweifhaar des Schimmels an; da kam dieser und fragte: »was verlangst du von mir?« und der Grindige erwiderte: »du sollst mir den samtenen Windhund und

den samtenen Hasen des Drakos bringen.« Kaum hatte er das gesagt, so war auch der Schimmel mit diesen beiden Stücken zurück und gab sie ihm; er aber übergab sie am andern Morgen dem Goldschmied und der schickte ihn damit zum König. Als dieser die beiden Kunstwerke sah, gab er dem Grindigen so viel Geld dafür, als er tragen konnte; der behielt aber nichts davon, sondern gab alles seinem Meister.

Darauf brachte der König die beiden Stücke der Prinzessin, und nun konnte sie sich nicht länger weigern und willigte in ihre Vermählung. Am nächsten Sonntag wurde also Hochzeit gehalten und des Nachmittags ging alle Welt vor die Stadt hinaus, um dem Wurfspiele der Reiter zuzusehn. Nachdem der Goldschmied die Werkstatt verlassen hatte, um auch dorthin zu gehen, brannte der Grindige das Haar des grünen Pferdes an. Das erschien sogleich und brachte ihm auch einen grünen Anzug, und nachdem er diesen angezogen, stieg er auf das Pferd, ritt zu dem Spiele und zeigte dabei so große Geschicklichkeit, daß alle Welt darüber staunte. Als das Spiel vorüber war, stürzten die andern Reiter auf ihn los, um ihn zu fangen und zu erfahren, wer er sei. Da griff er in die Tasche und streute mit vollen Händen Goldstücke aus, und wie das die andern sahen, stürzten sie auf das Gold, und so entschlüpfte er, eilte in die Werkstatt des Goldschmieds zurück und setzte wieder

die Mütze von Schafsdärmen auf.

Darauf wollte der zweite Bruder die zweite Königstochter heiraten; die aber sagte: »ich verheirate mich nicht, wenn ich nicht vorher das goldene Waschbecken und die goldene Kanne bekomme, die von selber Wasser in das Becken gießt.« Da rief der König wiederum alle Goldschmiede zusammen, und der Meister des Grindigen versprach diese Stücke zu liefern. Der Grindige ließ sich von seinem Meister zwei Maß Wein und sechs Pfund Kastanien holen, machte es damit wie das erste Mal, brannte gegen Morgen das Haar des roten Pferdes an, und als das erschien, befahl er ihm, das goldene Waschbecken und die goldene Kanne, die von selbst Wasser in das Becken goß, aus dem Schlosse des Drakos zu bringen. Darauf trug er die Stücke zum König und dieser gab ihm dafür wiederum so viel Geld, als er tragen konnte.

Als nun am nächsten Sonntag zur Feier der Hochzeit die Reiter ihre Wurfspiele hielten, erschien dabei der Grindige auf dem roten Pferde und in goldener Kleidung, und als sie ihn fangen wollten, um zu sehn, wer er sei, entkam er wiederum dadurch, daß er unter seine Verfolger Goldstücke aussäete.

Am andern Sonntag sollte die jüngste Königstochter einen Bruder des Königs heiraten. Sie sagte aber, daß sie

nur dann heiraten werde, wenn sie die goldene Gluckhenne und die goldenen Küchlein erhielte, die sie bei dem Drakos hatte. Da versprach wiederum der Grindige diese Stücke zu liefern, ließ sie durch den Grauschimmel aus dem Schlosse des Drakos holen und ritt auf dem Schimmel am Nachmittage in weißem Anzuge zu dem Reiterspiel. Dort traf er den Bräutigam so stark mit seinem Wurfstabe, daß er tot zur Erde sank. Darauf wurde er gepackt und vor den König geschleppt. Als dieser ihn nun fragte, wer er sei und woher er komme, da erzählte er alles, was ihm begegnet war, und der König geriet über die Bosheit seiner beiden älteren Söhne in solchen Zorn, daß er sie hinrichten ließ. Den jüngsten aber vermählte er mit der jüngsten Königstochter und übergab ihm dann die Herrschaft seines Reiches. Dabei war ich nicht, du brauchst es also auch nicht zu glauben.

27. *Allerleirauh.*

Es war einmal ein König, dem starb seine Frau und hinterließ ihm nur ein kleines Töchterchen. Nach und nach wuchs dieses zu einem schönen Mädchen heran; und als der Vater sah, daß sie so schön war, da sagte er zu ihr: »Ich will dich heiraten und du mußt meine Frau werden.«

»Wie kannst du mich zur Frau nehmen«, meinte das Mädchen, »da du mich zur Tochter hast?«

»Das ist mir einerlei; ich will dich heiraten.«

»Es ist aber ganz unmöglich!« sagte das Mädchen; »gehe nur zum Bischof und höre, was er dir sagen wird. Und gibt er dir Recht, so nimm mich in Gottes Namen.«

Da ging der König zum Bischof und fragte: »Wenn Jemand ein Lamm hat und es selber pflegt und groß zieht, ist es besser, daß er es verzehrt, oder daß es ein anderer verzehrt?«

»Nein«, erwiderte der Bischof, »lieber soll es der verzehren, welcher es gezogen hat.«

Da ging der König zu seiner Tochter und sagte: »Er hat mir gesagt, daß ich dich nehmen dürfe.«

»Wenn er dir wirklich gesagt hat, daß du mich nehmen darfst, so nimm mich in Gottes Namen. Zuvor aber laß mir zwei Anzüge von purem Gold machen und fülle die

Taschen mit Dukaten an. Laß mir auch ein Bett und einen Schacht machen, der zehn Klafter tief in die Erde geht.«

Als nun der König das Alles beschafft hatte, nahm das Mädchen die Kleider, stieg in das Bett, fuhr darauf in den Schacht und sprach: »Erde, tue dich noch weiter auf.« Und die Erde tat sich auf; sie fuhr hinein und kam an einem andern Orte wieder heraus und blieb daselbst.

Als nun einmal der Königssohn dort jagte, da fand er das Mädchen in ein Tierfell eingewickelt. Er ging auf sie zu und fragte sie: »bist du ein Mensch?« Sie antwortete: »Ja, ich bin einer, darf ich mit dir kommen?« Und er erwiderte: »Meinetwegen komm mit.« Er nahm sie also mit sich und ließ sie die Gänse hüten.

Als nun eines Tags der König ein Fest anstellte und die Frauen zu tanzen begannen, da schlüpfte das Mädchen aus seinem Felle, ging mit ihren goldnen Kleidern zum Tanze und tanzte mit. Dort sah sie der Königssohn, und sagte bei sich: »Wer das wohl sein mag? Wenn sie den Tanz verläßt, will ich ihr nachgehn.«

Wie nun der Tanz zu Ende war, ging auch das Mädchen weg, und der Königssohn schlich ihr nach. Als sie das merkte, fing sie an zu laufen, und er lief ihr nach. Da nahm das Mädchen eine Handvoll Dukaten und warf sie auf die Erde, und während der Königssohn das Gold

auflas, entschlüpfte sie und steckte sich wieder in ihr Fell. Da sprach der Königssohn: »Ich werde morgen wieder ein Fest anstellen, um zu erfahren, wer das ist.« Und so geschah es. Das Mädchen kam wieder und tanzte mit, und als sie vom Tanze fortging, folgte ihr der Königssohn nach. Doch sie warf abermals eine Handvoll Gold auf den Boden, und bis es der Königssohn aufgelesen hatte, war sie entschlüpft und stak wieder in ihrem Fell.

Drauf sagte der Königssohn: »Ich will noch einmal ein Fest halten, um zu sehen, wer das ist.«

Als nun des andern Tags wiederum Tanz war, da kam auch das Mädchen wieder und tanzte mit, und wie sie den Tanz verließ, lief ihr der Königssohn nach. Im Laufen aber verlor sie einen Schuh, und während der Königssohn ihn aufhob, entkam sie halb barfuß und steckte sich wieder in ihr Fell.

Der Königssohn nahm den Schuh und probierte ihn allen Mädchen an, um zu sehen, welcher er paßte. Er konnte aber keine finden.

Als nun die Mägde hingingen, um dem König vor dem Speisen das Waschwasser zu bringen, da schlitzte das Mädchen das Fell ein wenig an dem Knie, damit ihr goldnes Kleid sichtbar würde, ging zu den Mägden und verlangte, »sie möchten sie das Wasser reichen lassen.«

Diese aber sagten: »Was, du Gänsehirtin willst dem König das Wasser reichen?«

»Was gibts?« fragte der König.

»Die Gänsehirtin will euch das Wasser reichen.«

»So laßt ihr den Willen, und sie mag kommen.«

Wie sie nun niederkniete, da schimmerte das goldne Kleid durch den Schlitz. Das sah der Königssohn und rief: »Also du hast mich so gequält?« Und darauf nahm er sie zum Weibe.

28. *Von dem Mädchen, das Rosen lacht und Perlen weint.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und als diese mannbar geworden, kümmerte er sich nicht darum, sie zu verheiraten. Da machte ihm endlich die Königin Vorstellungen und brachte es mit vieler Mühe dahin, daß er sich der Verheiratung seiner Töchter annahm. Er ließ also zuerst die Älteste einem Königssohne antragen, und als der sich bereit erklärte, vergab er sie an ihn. Die zweite Tochter verheiratete er darauf an einen Fürstensohn. Die jüngste aber hatte kein Glück, sondern bekam einen Bademeister zum Mann, und nachdem auch diese Hochzeit vorüber war, hatte der König Ruhe von Seiten der Frauen.

Die beiden ältesten Töchter, welche gut verheiratet waren, machten ihren Eltern häufig Besuche und auch diese besuchten sie in ihren Häusern. Aber die jüngste Tochter, welche schlecht verheiratet war, wollte keiner ihrer Verwandten besuchen, und als sie dies merkte, zog auch sie sich von ihnen zurück, und so kam es, daß zwölf Jahre vergingen, ohne daß sie ihre Eltern und Schwestern sah.

In dieser Zeit hatte aber die Jüngste dem Bademeister ein Töchterchen geboren, und so oft dieses weinte, wurden ihre Tränen zu Perlen, und so oft es lachte, fielen

Rosen von ihrem Munde, und als sie laufen konnte, fiel ihr bei jedem Tritte ein Edelstein von dem Fuße. Diese sammelte ihre Mutter und hob sie auf, und eines Tags gab sie davon ihrem Manne einen Korb voll, um sie auf dem Markte zu verkaufen. Der Bademeister wußte nicht, was sie wert waren, und nahm dafür, was man ihm gab; gleichwohl aber war das so viel, daß er drei Lasttiere nötig hatte, um all' sein Gold nach Hause zu schaffen.

Nach einer Weile sagte seine Frau zu ihm: »gehe hin und erkundige dich nach dem Kreuzwege, auf dem die Königs- und Fürstensöhne zur Jagd reiten.« Als er den Ort erfahren hatte, befahl sie ihm Werkleute zu rufen, die dort ein Schloß bauen sollten, und als diese zu ihr kamen, sagte sie zu ihnen: »Ihr sollt mir an jenem Kreuzwege ein Schloß bauen, und das soll von außen und innen von lauter Gold sein, und goldene Fenster und Türen haben und so schön anzusehen sein, daß, wenn die Prinzen daran vorüber reiten, sie vor Verwunderung ach! und oh! rufen, und das soll in vierzehn Tagen fertig sein.« Die Werkleute machten sich also an die Arbeit und brachten das Schloß in vierzehn Tagen zu Stande, und als es fertig war, nahm die Prinzessin ihren Mann und ihre Tochter und zog hinein.

Nach einiger Zeit kamen ihre Schwestern des Weges,

um ihre Eltern zu besuchen, und als sie das neue Schloß erblickten, wunderten sie sich über dessen Schönheit und Pracht. Sie fragten also den König, wem dieses Schloß gehöre; doch der wußte es nicht, und seine Hofleute wußten es auch nicht, sie aber ruhten nicht eher und fragten so lange in der Stadt herum, bis sie herausbrachten, daß das Schloß ihrer jüngsten Schwester gehöre. Darauf schickten sie eine von ihren Mägden zu ihr, um anzufragen, ob sie den Besuch ihrer Schwestern annehmen wolle, und als die Jüngste die Botschaft hörte, da seufzte sie und sprach: »sie sollen willkommen sein.«

Die beiden Schwestern machten sich sogleich auf, und als sie an die Tür des Schlosses kamen, empfing sie dort die Bademeisterin mit ihrer Tochter, und als diese ihre Tanten anlächelte, fielen ihr Rosen vom Munde. Als ihr aber die Mutter einen Schlag gab, weil sie ihren Tanten nicht die Hände küsse, da weinte sie, und ihre Tränen fielen als Perlen zur Erde, und wie sie die Treppe des Schlosses hinaufstiegen, lag unter jedem Tritte des Mädchens ein Edelstein. Die Bademeisterin aber hob die Rosen und Perlen vom Boden auf und gab die Rosen ihrer ältesten Schwester und die Perlen der zweiten. Sie blieben lange Zeit bei ihrer Schwester, und als sie zu dem König zurückkamen, erzählten sie ihm, was sie gesehn hatten, und sprachen: »welches Glückskind ist doch unsere Schwester! wir hielten sie für unglücklich, als sie

den Bademeister zum Manne bekam, und siehe da, nun ist sie viel besser daran als wir selbst.«

Als das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, schickte ein Prinz, der das einzige Kind seiner Mutter war und in fernen Landen wohnte, ein Schreiben an ihren Vater, in dem er seine Tochter zur Ehe begehrte, weil der Ruf ihrer Schönheit bis in sein Land gedrungen war. Die Boten kamen zu dem goldenen Schlosse und fanden den Bademeister unter dem Tore stehn; sie richteten ihm also ihren Auftrag aus und übergaben ihm das Schreiben. Als er dieses gelesen, ließ er die Boten stehn, und ging zornig hinauf zu seiner Frau. Die aber fragte ihn: »was hast du, daß du so zornig bist? Als du noch Taglöhner warst, bist du niemals zornig gewesen, und nun willst du es werden, wo wir im Glücke schwimmen?« Da antwortete dieser: »warum soll ich nicht zornig werden, Frau? der Königssohn aus jenem fernen Lande verlangt unsere Tochter zur Ehe.« Die Frau aber rief: »Was, ein Königssohn verlangt unsere Tochter und darüber wirst du zornig? und wenn er am Ende der Welt lebte, so gebe ich sie ihm. Ich war eine Königstochter und habe einen Bademeister genommen, und ich sollte meine Tochter nicht in die Fremde geben, wenn sie einen Königssohn heiraten kann! Gleich gehe hin, und lade den Prinzen ein, hierher zu kommen und die Sache richtig zu machen.« Da ging der Bademeister zu den Boten und sprach: »Der

Antrag des Prinzen ist angenommen, und er kann kommen, wann er will, und sie heimführen.«

Der Prinz ließ nicht lange auf sich warten, und als er das Mädchen sah, verlor er schier den Verstand über ihre Schönheit und die Schätze, welche von ihr fielen, und als er eine Zeit lang dort geblieben war, wollte er wieder in sein Reich zurückkehren und das Mädchen heimführen.

Da machte die Mutter eine große Menge Gebäck und Süßigkeiten zurecht, das ihrer Tochter während der Reise als Mundvorrat dienen sollte; die Amme der Braut aber machte ein großes Bretzelbrot und tat eine Masse Salz hinein und sagte zu der Braut: »wenn dich deine Mutter fragt, wen sie dir mitgeben solle, so sage: ich will niemand anders als meine Amme und deren Tochter«, und die Braut tat, wie ihr die Amme geheißen hatte.

Darauf brach der Prinz mit seiner jungen Frau, der Amme und ihrer Tochter auf, um in sein Königreich zurückzukehren. Unterwegs gab die Amme der jungen Frau nichts von den Süßigkeiten ihrer Mutter, sondern nur von dem Bretzelbrote, das sie gemacht hatte und das so salzig war, daß die Frau bald durstig wurde, und nach Wasser verlangte. Doch die Amme antwortete, »daß es in diesem Lande gar kein Wasser gebe.« Als es nun die junge Frau vor Durst nicht mehr aushalten konnte und immer dringender nach Wasser rief, weil sie sonst

verdursten müsse, da sprach die Amme: »In diesem Lande ist das Wasser so kostbar, daß du einen Trunk mit einem deiner Augen bezahlen mußt.« In der Verzweiflung riß sich die junge Frau ein Auge aus und gab es der Amme, und nach einer Weile brachte ihr die Amme dafür ein wenig Wasser. Als sie wieder eine Strecke gezogen waren, da begann es die Frau wiederum zu dürsten, und sie verlangte wiederum Wasser von ihrer Amme. Diese verlangte nun ihr zweites Auge dafür, und als es die Frau vor Durst nicht mehr aushalten konnte, riß sie sich auch das andere Auge aus und gab es der Amme für einen Trunk Wasser. Darauf zog die Amme der Blinden ihre schönen Kleider aus und schmückte ihre eigene Tochter damit, und als sie fertig war, stieß sie die arme Blinde aus dem Wagen und fuhr weiter, ohne sich um sie zu bekümmern, und kam mit ihrer Tochter allein in der Stadt des Prinzen an. Dort wurden sie feierlichst empfangen, und der Prinz nahm die Tochter der Amme bei der Hand, führte sie in das Schloß ein, und merkte auf, ob ihr nicht eine von den Kostbarkeiten entfalle, wie er es früher gesehn hatte; aber es fiel nichts und er begann mißtrauisch zu werden und dachte, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Er nahm also die Amme bei Seite und sagte zu ihr: »wie kommt es, daß sie geht, ohne daß Edelsteine unter ihren Tritten liegen, und daß sie lacht, ohne daß ihr Rosen aus dem Munde fallen?« Die

Amme aber erwiderte: »sie ist nun müde von der Reise, laß ihr nur Zeit, sich gehörig auszuruhen, und dann sollst du sehn, daß es wieder Rosen und Perlen und Edelsteine regnen wird wie vorher.« »Gut«, sagte darauf der Prinz, »aber ich kann es nicht recht glauben.«

Die arme Blinde irrte unterdessen in den Wäldern und Einöden umher und traf zu ihrem Glücke auf ein altes Mütterchen, das Kräuter sammelte, um sie zu kochen und zu essen; sie ließ sich mit der Alten in ein Gespräch ein, und als sie hörte, daß sie so arm sei, daß sie von Kräutern lebe, sprach sie: »Höre Mütterchen, du kannst was besseres tun als Kräuter sammeln, wenn du alle Steine aufliesest, welche von meinen Füßen fallen, und sie verkaufst, und von dem Gelde, was du dafür erhältst, Essen anschaffst und auch mir davon gibst.«

Als das die Alte hörte, ward sie sehr froh und las, so schnell sie konnte, alle Steine auf, die von der Blinden fielen, ging damit in die Stadt und verkaufte sie und brachte der Blinden eine ganze Schürze voll Gold. »Sieh, mein Kind«, rief sie, »ich habe dir eine ganze Schürze voll Gold gebracht.« Da lächelte die Blinde und sogleich fiel eine Rose aus ihrem Munde; die gab sie der Alten und sprach: »da nimm die Rose und frage, wo die und die Stadt liegt, und gehe dorthin, und wenn du hinkommst, so gehe vor das Königsschloß und rufe, so laut du kannst:

kauft Rosen! und wenn man dich fragt, wie viel Geld du dafür verlangst, so sage, daß sie dir nicht für Geld, sondern nur für Augen feil seien.«

Die Alte tat, wie ihr die Blinde geheißen, sie ging in jene Stadt und zum Königsschlosse und rief, so laut sie konnte: »kauft Rosen! kauft Rosen!« Als das die Amme hörte, kam sie heraus und rief der Alten zu: »He, Mütterchen, was willst du für die Rose?« und diese versetzte: »ich will kein Geld, sondern ein Auge dafür.« Darauf bot ihr die Amme eine Hand voll Goldstücke, aber die Alte wollte sie nicht annehmen, und tat, als ob sie weggehen wollte. Da rief sie die Amme zurück und sagte ihr, sie solle ein bischen warten, bis sie wiederkäme; dann lief sie in das Schloß, stach der Hündin ein Auge aus, brachte es der Alten und erhielt von ihr die Rose.

Als der Prinz nach Hause kam, zeigte ihm die Amme die Rose und sagte: »siehst du, jetzt, wo deine Frau sich ausgeruht hat, fallen ihr auch wieder Rosen aus dem Munde.« »Schön! schön!« sagte darauf der Prinz, »aber ich kann es nicht recht glauben.«

Die Alte kehrte voller Freuden nach Hause zurück; unterwegs aber wischte ihr das Auge aus der Hand, lief allein zu der Blinden voraus und sprang in deren Hand, und sie nahm es, setzte es sich ein und sah nun wieder

mit einem Auge. Darauf kam auch die Alte an und machte ein betrübtes Gesicht, und als die Blinde sie fragte, was ihr fehle, sagte sie: »ach Töchterchen, ich hatte für deine Rose ein Auge bekommen; es ist mir aber unterwegs aus den Fingern entwischt und ich habe es nicht wieder finden können.« Da lachte die Blinde und es fiel ihr wieder eine Rose aus dem Munde; die gab sie der Alten und sprach: »nimm diese Rose und gehe wieder in dasselbe Schloß und verkaufe sie wieder für ein Auge.«

Die Alte tat, wie ihr geheißen, und als die Amme sie vor dem Schlosse rufen hörte, stach sie der Hündin auch das andere Auge aus, brachte es der Alten und erhielt dafür die Rose. Die Alte aber brachte das Auge der Blinden, und als diese es eingesetzt hatte, sah sie wieder mit beiden Augen.

Nach einer Weile sagte die junge Frau zu der Alten: »gehe hin und frage, wo der Kreuzweg ist, an dem die Königs- und Fürstensöhne vorüber müssen, wenn sie zur Jagd reiten«; und als die Alte den Kreuzweg erfragt hatte, schickte die junge Frau sie von neuem nach den besten Werkleuten aus. Zufälliger Weise stieß die Alte bei ihren Nachfragen nach den besten Werkleuten auf denselben Meister, der das Schloß ihrer Eltern gebaut hatte. Bei dem bestellte die junge Frau ein ebenso schönes Schloß, wie er es für ihre Eltern gebaut hatte,

und sagte, daß es in dreißig Tagen fertig sein müsse, und so schön sein solle, daß alle Königs- und Fürstensöhne, die daran vorüber ritten, vor Verwunderung ach! und oh! rufen und an das Tor klopfen müßten.

Als das Schloß in der vorgeschriebenen Zeit fertig war, nahm die junge Frau die Alte mit sich und zog in dasselbe ein. Am andern Tag ritten mehrere Fürstensöhne zusammen auf die Jagd, und als sie das wunderschöne Schloß erblickten, das sie noch niemals gesehen hatten, wunderten sie sich sehr darüber, und klopften an das Tor, aber es wurde ihnen nicht aufgemacht. Da erkundigten sie sich aller Wege, welcher Fürst sein Reich verlassen und sich in der Einöde ein solches Schloß erbaut hätte, aber Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Endlich drang der Ruf von dem schönen verlassenen Schlosse auch zu dem Manne der jungen Frau, und machte so großen Eindruck auf ihn, daß er zu seiner Mutter sagte: »Mutter, ich muß hin und sehen, was es mit dem Schlosse für eine Bewandtnis hat.« Diese aber redete ihm zu, er solle nun zu Hause bleiben, denn es schicke sich nicht für ihn, jetzt, da er kaum geheiratet habe, auf Abenteuer auszugehen und das Königreich seinem Schicksal zu überlassen. Er aber blieb auf seinem Kopfe, wählte sich eine Schar auserlesener Gefährten und ritt zu dem Schlosse.

Als er dort ankam, klopfte er nicht an, um Einlaß zu verlangen, sondern stieg zu einem Fenster hinauf, zerbrach eine Scheibe und schlüpfte durch die Öffnung in das Schloß. Nachdem er durch eine Reihe von Gemächern gegangen war, ohne irgend jemand anzutreffen, fand er in dem letzten die junge Frau auf einem goldenen Bett ausgestreckt, und als er eintrat, sprang sie auf und fragte ihn: »wie bist du hierher gekommen? wer hat dich eingelassen?« Er aber antwortete: »ich bin in deiner Gewalt, mache mit mir, was du willst.« Sie fragte ihn darauf, wer er sei und woher er käme, und als sie hörte, daß er der einzige Sohn seiner Eltern sei, da erinnerte sie sich, daß auch sie das einzige Kind ihrer Eltern wäre, und dabei fiel ihr eine Träne aus den Augen und ward zur Perle. Wie der Prinz das sah, sagte er bei sich: »das kann keine andere als meine Frau sein«, und darum bat er sie um einen Becher Wasser, weil er sehr durstig sei. Als sie nun aufstand und zur Türe ging um der Alten zu rufen, da fielen Edelsteine von ihren Füßen, und als das Wasser kam und sie es ihm reichte, lächelte sie, und da fiel eine Rose aus ihrem Munde. Wie nun der Prinz auch diese sah, da hielt er sich nicht länger und rief: »du bist meine Frau«, und nun erzählte sie ihm, wie es ihr ergangen sei, und was sie von der bösen Amme erduldet hatte.

Der Prinz schickte nun einen Boten an seine Mutter

und ließ ihr alles melden, was sich begeben hatte. Der kam aber die Botschaft so unglaublich vor, daß sie selbst nach dem goldenen Schlosse kam, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Sie blieb dort eine Weile mit ihren Kindern, dann aber trieb sie zum Aufbruche, weil das Königreich nicht so lange ohne Regierung bleiben könne.

Für die Reise wollte die junge Frau ihre goldenen Kleider nicht anlegen und vertauschte sie mit einem groben Gewande. Als sie nun nach Hause kamen, da gingen ihnen die Amme und ihre Tochter bis vor das Tor entgegen, aber Mutter und Sohn gingen an ihnen vorüber und sagten weiter nichts, als: »guten Tag.« Als nun die Amme auch die verkleidete Frau sah, da rief sie: »o du meine Seele! kannst du nicht mit deiner jungen Frau zufrieden sein?« Die wahre Frau hörte das mit an, sprach aber kein Wort, und als ihr der Königssohn sagte, daß er die beiden Weiber am Abend zu Kochstücken hauen würde, da bat sie sogar für ihr Leben.

Doch der Prinz blieb auf seinem Willen und sie bat ihn also, er möge es wenigstens so abmachen, daß sie nichts davon höre. Darauf befahl der Prinz in einem abgelegenen Teil des Schlosses für ihn und die Königin ein Nachtlager zu bereiten. Als das die Amme hörte, freute sie sich und ließ das allerschönste Bettzeug

aufbereiten. Kaum aber war ihre Tochter mit dem Prinzen in das Schlafgemach getreten, so ergriff er sie und hieb sie in Stücke, und als die Amme, die vor der Türe stand, auf das Geschrei ihrer Tochter herbeistürzte, machte er es ihr ebenso. Darauf nahm er seine wahre Frau, und damit ist das Märchen zu Ende.

29. *Die Goldschmiedin und der treue Fischersohn.*

Es war einmal ein König und eine Königin, die bekamen keine Kinder. Hinter ihrem Schlosse aber hatte ein Fischer sein Haus, dem schenkte seine Frau jedes Jahr ein Kind. Der König aber wollte von der Königin nichts wissen, weil sie ihm keine Kinder schenkte; sie sann daher auf eine List, und als die Fischerin wieder gesegneten Leibes wurde, da band sie sich ein Polster auf, um sich das Aussehen zu geben, als ob sie schwanger wäre. Als dann die Fischerin ein Knäblein gebar, da schickte sie heimlich hin und ließ es holen, und gab es für ihr eigenes Kind aus.

Nach Verlauf von zwei Jahren gebar sie aber selbst ein Söhnchen, doch verstieß sie deßwegen das Fischerkind nicht, sondern zog es zugleich mit dem ihrigen auf, und die beiden Kinder liebten einander so sehr, daß keines ohne das andere sein mochte und daher zusammen lernten und spielten und Tag und Nacht bei einander blieben.

Als sie so in unzertrennlicher Liebe herangewachsen waren, verlangten sie vom König die Erlaubnis, in die Welt zu gehen, um fremde Länder und Sitten kennen zu lernen, und als sie die Erlaubnis dazu erhalten hatten, machten sie sich auf den Weg.

Nachdem sie nun eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie in eine große Stadt und blieben daselbst einige Zeit, weil es ihnen dort wohlgefiel.

Eines Tages gaben ihnen die jungen Herren jener Stadt ein Gastmahl, und dabei kam die Rede auf die Schönheit der Frauen. Als darüber schon viel hin und her geredet war, sprach einer der Fürstensöhne: »so schön als die Frau des Goldschmiedes, die mit der goldenen Krone auf dem Kopfe am Fenster sitzt, und mit dem goldenen Apfel spielt, gibt es keine, noch wird es jemals eine geben.« Da widersprach ihm keiner der Anwesenden, sondern es stimmten ihm alle bei, welche die Goldschmiedin gesehen hatten, und den reisenden Prinzen überkam eine solche Liebe zu ihr, daß er von da an weder essen noch trinken konnte, und mit Niemand reden wollte, sondern sich schweigend und finster in seinem Leide verzehrte. Als der Fischersohn sah, wie er vor lauter Gram abzuzehren begann, drang er in ihn, ihm die Ursache seines Kummers zu sagen; der Prinz aber wollte ihm lange nicht Rede stehen, und versuchte ihn durch harte Worte zurückzuweisen, doch der andere ließ sich nicht abschrecken, und setzte dem Prinzen so lange zu, bis er ihm sein Leid anvertraute und klagte, daß er aus Liebe zu der schönen Unbekannten sterben müsse.

Als der Fischersohn sah, daß er von diesen Gedanken

nicht abzubringen war, ging er hin, mietete ein Haus in der Nähe des Goldschmiedes und ließ von geschickten Arbeitern eine Höhle graben, die zu dem Hause des Goldschmieds führte. Dieses Haus hatte aber sieben Stockwerke, und in dem höchsten wohnte die Goldschmiedin; die Türen der sieben Stockwerke waren mit sieben Schlössern verschlossen, und die sieben Schlüssel führte der Goldschmied bei sich, der außen vor dem Hause seine Werkstatt hatte und darin sein Handwerk trieb. Als nun die Höhle fertig war, stieg der Fischersohn zur Goldschmiedin und fand sie, wie sie mit der goldenen Krone auf dem Kopfe am Fenster saß, und mit dem goldenen Apfel spielend, auf die See sah. Als sie den Fischersohn erblickte, wunderte sie sich, wie er habe zu ihr kommen können, und fragte ihn, wer er sei und was er wolle. Er aber sagte: »ich bin der Sohn des und des Königs und bin in diese Stadt gekommen; da hat man mir soviel von deiner Schönheit, deiner Krone und dem Apfel erzählt, den du in der Hand hast, daß ich mich in dich verliebt und nicht eher geruht habe, als bis ich eine Höhle zu deinem Hause gegraben hatte und auf diese Weise zu dir gedrungen bin.« Darauf bat er sie, daß sie ihm ihren Goldapfel leihen möge, weil er sich einen ähnlichen machen lassen wolle, um ihn in sein Königreich mitzunehmen. Sie versetzte, daß sie sich vor ihrem Manne fürchte, denn, wenn der es erführe, würde er sie

nicht leben lassen. Er aber erwiderte, daß er den Apfel nur auf kurze Zeit bedürfe, und ihn durch die Höhle längst wieder zurückgebracht habe, bevor der Goldschmied die sieben Schlösser öffnen könnte, und bat sie so lange, bis sie ihm den Apfel gab.

Darauf ging der Fischersohn zum Goldschmied in die Werkstatt und sagte zu ihm: »sei so gut und mache mir nach diesem Muster einen eben solchen Apfel.« Der Goldschmied betrachtete den Apfel nach allen Seiten, und je länger er ihn ansah, desto mehr überzeugte er sich, daß dies sein eigener Apfel sei. Er sagte daher zu dem Fischersohne: »dies ist mein eigener Apfel, den ich selbst geschmiedet habe.« »Ei was!« rief dieser, »bist du etwa der einzige Goldschmied in der Welt?« Da stand der Goldschmied auf und nahm seine sieben Schlüssel, um selber nachzusehen, ob seine Frau ihren Apfel noch habe oder nicht. Bevor er aber die sieben Schlösser der sieben Türen aufgeschlossen hatte, war der Fischersohn durch die Höhle zur Goldschmiedin geschlüpft und hatte ihr den Apfel wiedergebracht. Endlich kam auch der Goldschmied zu ihr und sah, wie seine Frau mit dem Apfel spielte, und als sie ihn fragte, was er zu so ungewohnter Zeit bei ihr wolle, da antwortete er: »was soll ich dir sagen, mein Kind! es kam ein Mensch zu mir in die Werkstatt und zeigte mir als Muster einen Apfel, der dem deinigen so ähnlich war, daß ich nachsehen

wollte, ob du ihn noch hättest.« Da sagte die Frau: »bist du toll geworden? kann denn niemand anders einen eben solchen Apfel haben?« Da ging der Goldschmied wieder in seine Werkstatt, aber ehe er die sieben Türen geöffnet und verschlossen hatte, war der Fischersohn schon wieder dort und hatte den Apfel in der Hand. Der Goldschmied nahm nun die Bestellung an, und der Andere sagte ihm zum Abschied, daß er ihm den Apfel so rasch als möglich schmieden solle, weil er in wenig Tagen von hier fort wolle.

Als der Apfel fertig war, ging der Fischersohn wiederum zur Goldschmiedin und bat sie, ihm ihre Krone zu geben, weil er eine ähnliche machen lassen wolle, um sie in sein Königreich mitzunehmen. Sie machte anfangs dieselben Schwierigkeiten wie beim Apfel, ließ sich aber endlich doch bereden und gab sie ihm. Darauf ging der Fischersohn mit der Krone zum Goldschmied in die Werkstatt und bat ihn, ihm nach diesem Muster eine eben solche Krone zu machen. Der Goldschmied betrachtete die Krone von allen Seiten, fand, daß das die Krone sei, die er selbst für seine Frau geschmiedet habe, und sagte zu dem Fischersohn, daß dies seine eigene Krone sei, und als ihn dieser auslachte, nahm er wiederum seine sieben Schlüssel und ging in das Haus, um nachzusehen, ob seine Frau ihre Krone noch habe. Bevor er aber die sieben Türen geöffnet hatte, brachte der Fischersohn der

Frau die Krone zurück und versteckte sich. Als nun der Goldschmied zu ihr kam und die Krone auf ihrem Kopfe sah, da wunderte er sich sehr und sagte zu seiner Frau: »ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll; so eben hat mir der Mann, der den Apfel bei mir bestellte, eine Krone gebracht, die deiner so ähnlich ist, daß ich glaubte, sie wäre es.« Die Frau aber erwiderte: »was machst du dir nur für Grillen, hältst du mich nicht unter sieben Schlössern? Wie könnte nur Jemand hierher kommen und meine Krone stehlen?« Da ging der Goldschmied in seine Werkstatt zurück, aber als er dorthin kam, fand er auch schon den Fischersohn dort mit der Krone in der Hand. Nachdem sie über die Bestellung einig geworden waren, sagte der Fischersohn: »die Krone muß bis morgen fertig sein, weil ich abreisen will.«

Darauf brachte er der Goldschmiedin ihre Krone zurück und sprach ihr ein langes und breites von der großen Liebe vor, die er für sie gefaßt habe, und daß er sie dem Goldschmiede entführen und in sein Königreich mitnehmen und dort zur Königin machen wolle. Sie erklärte, daß sie damit einverstanden sei, daß sie aber nicht wisse, auf welche Weise sie aus der Gewalt ihres Mannes kommen könne. Der Fischersohn erwiderte: »laß dich das nicht kümmern, das ist meine Sorge, ich werde dich heiraten und wir werden deinen Mann zum Brautführer haben.«

Tags darauf ging der Fischersohn zum Goldschmied, nahm von ihm die Krone in Empfang und sprach: »morgen Abend werde ich Hochzeit halten, und du mußt mir den Gefallen tun, meinen Brautführer zu machen, weil ich hier sonst Niemand kenne.« Und der Goldschmied antwortete: »schon gut.« Am Abend aber ging er zu seiner Frau und erzählte ihr, daß ihn sein fremder Kunde für seine Hochzeit zu Gevatter gebeten, daß er aber wenig Lust habe hinzugehen. Darauf sprach die Frau: »ei was, ein solcher Mann erweist dir die Ehre, dich zu Gevatter zu bitten, und du willst es nicht annehmen?« und redete so lange in ihn hinein, bis er sich entschloß und hinging.

Am andern Morgen nahm der Fischersohn den Prinzen und führte ihn durch die Höhle zu der Goldschmiedin und sagte zu ihr: »siehe, das ist dein wahrer Liebhaber, der ohne dich nicht mehr leben kann, und nun macht es mit einander ab, wie ihr wollt.« Dem Prinzen wurde es nicht schwer, sie von seiner Liebe zu überzeugen, und es wurde nun abgemacht, daß sie am Abend durch die Höhle an den Strand gebracht und dort mit dem Prinzen eingesegnet werden solle.

Als es dunkel geworden war, holten sie die Goldschmiedin ab und brachten sie auf ihr Schiff. Darauf schickten sie nach dem Goldschmied, daß er zur

Hochzeit kommen solle, und als der Ärmste kam und die Braut erblickte, sagte er bei sich: »ach, das ist ja meine Frau«, und sprach daher: »ich habe etwas vergessen, werde aber gleich wieder da sein«, und der Fischersohn antwortete: »so geh, aber laß uns nicht lange warten.« Bevor jedoch der Goldschmied die sieben Treppen seines Hauses erstiegen und die Schlösser seiner sieben Türen geöffnet hatte, war seine Frau durch die Höhle in ihre Stube geschlüpft, und als der Goldschmied eintrat, da saß sie mit der goldenen Krone auf dem Kopfe im Sessel und spielte mit dem goldenen Apfel. Sie fragte ihn: »ist die Hochzelt schon vorüber, weil du schon wieder da bist, oder ist etwas vorgefallen?« Darauf erzählte ihr der Goldschmied, wie es ihm ergangen, und wie er nur hergekommen sei, um zu sehen, ob sie nicht die Braut wäre. Sie aber rief: »schämst du dich nicht, daß sich die Welt über dich lustig macht, wie über einen Narren? mach daß du fortkommst.« Da konnte der Goldschmied wohl nicht anders und mußte zur Hochzeit zurückgehn. Bevor er aber seine sieben Schlösser geschlossen hatte, war seine Frau durch die Höhle geschlüpft und auf das Schiff zurückgekehrt. Als der Goldschmied dorthin kam, fand er sie auf dem Brautplatze sitzen und auf ihn warten. Sowie er sie aber ansah, dachte er: das ist meine leibhaftige Frau, und sagte also, daß er wieder etwas vergessen habe und lief fort. Es ging ihm jedoch nicht

besser als das erste Mal, denn als er in die Stube seiner Frau trat, saß sie mit der goldenen Krone auf dem Kopfe im Sessel und spielte mit dem goldenen Apfel, und als er auf das Schiff zurückkehrte, saß sie dort im Brautschmucke und wartete auf ihn. Der Goldschmied aber gab sich auch diesmal nicht zufrieden, und kehrte zum dritten Male nach Hause zurück; doch ging es ihm wie zuvor. Da bedachte er sich und sprach: »ich bin doch ein wahrer Narr, gibt es nicht Menschen, die einander ähnlich sehen?«

Er ging also hin, nahm ohne weitere Schwierigkeiten die Brautkronen und hielt sie während der Trauung über seine Frau und den Prinzen.

Nachdem die Trauung vorüber war, lichteten sie die Anker und fuhren ab; der Goldschmied aber ging nach Hause – und fand das Nest leer, er durchsuchte alle Winkel, aber die Frau war fort. Da sprach er zu seinen Augen: »hört einmal, ihr Augen, wofür habe ich euch denn, wenn ihr nicht sehen wollt und der Verstand nicht sehen kann?« und riß sich beide aus dem Kopfe. Die Augen aber verwandelten sich in Vögel und flogen auf das Schiff, in dem seine Frau fuhr. Dort setzten sie sich auf den Mast, und der eine sprach zum andern: »diese junge Frau wird bald Wittwe werden.« »Warum das?« fragte der andere. »Wenn ihr Mann in seinem Reiche

landet, so wird man zur Feier seiner Ankunft mit Kanonen schießen, und da wird ihn eine Kugel treffen und das wird sein Tod sein. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von ganzem Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen. Wer aber diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, der soll von den Knien abwärts zu Stein werden. – Wenn sie darauf in die Stadt einziehen wollen, so wird man Pferde herausführen, damit sie darauf hineinreiten; der Prinz wird auf eines steigen, das ihn abwerfen wird, und davon wird er sterben, und sie Wittwe werden. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen, und wer diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, der soll von den Lenden bis zu den Knien zu Stein werden. – Wenn sie dann in das Schloß wollen, so wird daraus eine Hündin kommen und den Prinzen beißen, und davon wird er sterben und sie zur Wittwe werden. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen; wer aber diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, der soll von den Lenden bis zum Kopfe zu Stein werden. – Wenn sie endlich sich zu Bette legen wollen, so wird aus der Kammer ein Ungeheuer kommen und sie verschlingen, und sie wird zur Wittwe werden. Doch wenn er einen Bruder hat, der ihn von Herzen liebt, so wird ihm nichts geschehen. Wer aber diese meine Worte hört und sie ausschwatzt, dem wird der Kopf zu

Stein werden.«

Alles was die Vögel sprachen, hatte der Fischersohn mit angehört; er verriet aber niemandem etwas davon. Als sie in ihrem Reiche landeten, da schickte er einen Boten mit dem Auftrage in die Stadt, daß sie nicht mit Kanonen schießen sollten, und als sie an das Land kamen und dort die Pferde fanden, auf denen sie in die Stadt reiten sollten, da schickte er dieselben zurück. »Ei«, sagte die junge Frau bei sich, »was ist doch der Fischer für ein Neidhammel!« Wie sie an das Tor des Schlosses kamen, sprang die Hündin auf sie zu und bewillkommte sie; doch der Fischersohn zog sein Schwert und zerhieb sie mit einem Streiche in zwei Stücke, und darüber zürnte ihm die junge Frau noch mehr. Nachdem sie aber im Schlosse angekommen waren, da befahl der Fischersohn, daß man die Kanonen lösen solle.

Als am Abend der Prinz mit seiner jungen Frau schlafen gehen wollte, da folgte ihnen der Fischersohn und hielt Wache. Um Mitternacht kam ein Ungetüm von der Decke herab, um den Prinzen zu fressen, und als es auf den Boden kam, da erzitterte das Schloß. Der Fischersohn aber zog sein Schwert und zerhieb das Ungeheuer in zwei Stücke. Am andern Morgen kam die alte Königin zu dem Schlafgemach, um die jungen Leute zu besuchen, und als sie das Gemach voller Blut fand, da

glaubte sie, daß ihr Sohn ermordet sei, und rief: »das hat kein anderer als der neidische Fischer getan, und darum verbot er uns auch bei der Landung mit Kanonen zu feuern, darum schickte er auch die Pferde zurück, und darum zerhieb er auch die Hündin, als sie ihnen aus dem Schlosse entgegen kam.«

Als das der Fischersohn hörte, ward er zornig und rief: »so! dafür daß ich ihn so und so oft vom Tode errettet habe, dafür schmäht ihr mich!« und nun fing er an und erzählte das erste Stück, und wurde von den Knien abwärts zu Stein, dann das zweite, und wurde bis zu den Lenden zu Stein, dann das dritte und vierte und wurde ganz zu Stein. Darauf begann die Königin sich im Zimmer umzusehen, und als sie den zerhauenen Drachen erblickte, da tat es ihr leid, aber nun war es zu spät. Sie nahmen darauf den steinernen Fischersohn und stellten ihn in einem Gemache auf, und dort stand er stumm und taub, und wenn die Leute zu ihm kamen, so sah man wohl, daß er sie erkannte, aber er vermochte weder zu sprechen noch ein Glied zu rühren.

Der jungen Frau aber tat der Fischersohn so leid, daß von der Zeit an, wo er zu Stein wurde, drei Jahre lang kein Lächeln über ihre Lippen kam und daß sie eine große Schüssel mit ihren Tränen füllte, und als die drei Jahre vorüber waren, da goß sie die Schüssel über ihn,



und davon wurde er entsteinert.

30. *Gilt Recht oder Unrecht?*

Es waren einmal zwei Brüder, die stritten mit einander, was die Welt regiere, das Recht oder das Unrecht. Der jüngere Bruder behauptete, daß das Recht, der ältere aber, daß das Unrecht regiere, und darüber ward der jüngere so hitzig, daß er zu dem älteren sprach: »weißt du was, wir wollen wetten, und der Erzbischof soll entscheiden, und wenn das Recht regiert, so darf ich dir die Augen ausstechen, wenn aber das Unrecht regiert, so darfst du mir die Augen ausstechen.« Der ältere nahm die Wette an und sie machten sich auf, um den Erzbischof zu fragen.

Unterwegs begegneten sie einem alten Manne und sagten zu ihm: »höre, Alter, wir wollen dich etwas fragen«, und dieser versetzte: »wenn ihr mich fragt, so will ich euch antworten.« Da fragten sie ihn: »was regiert die Welt, das Recht oder das Unrecht?« und der Alte sprach: »das Unrecht, liebe Kinder.« »Hörst du, Kleiner?« sprach der ältere Bruder, »nun laß dir die Augen ausstechen!« Der jüngere aber antwortete: »es war ausgemacht, daß der Erzbischof und nicht dieser Alte entscheiden solle.«

Sie gingen also weiter und begegneten einem Klosterbruder, zu dem sprachen sie: »Klosterbruder! wir wollen dich etwas fragen«, und dieser versetzte: »wenn

ihr mich fragt, so werde ich euch antworten.« Da sprachen sie: »sage uns, was in der Welt regiert, das Recht oder das Unrecht?« und der antwortete: »das Unrecht.« Da rief der ältere Bruder: »hörst du, Kleiner? nun komm her und laß dir die Augen ausstechen«; der jüngere aber entgegnete: »der Erzbischof hat zu entscheiden und niemand anders.«

Sie kamen darauf zum Erzbischof, verbeugten sich und sprachen: »was regiert in der Welt, o Herr! das Recht oder das Unrecht?« und der Erzbischof antwortete: »das Unrecht.« Darauf sagte der ältere zu dem jüngeren: »nun steh still, damit ich dir die Augen ausstechen kann«, und dieser sprach: »wir wollen bis zu jenem Brunnen gehen, damit ich bei diesem sitzen und von den Leuten Brot betteln kann, um nicht Hungers zu sterben.« Da gingen sie zusammen zu dem Brunnen, bei dem ein großer Platanenbaum stand, und dort stach der Ältere dem Jüngeren die Augen aus und ging dann seiner Wege.

Als nun der Jüngere eine Zeitlang dort gesessen hatte, wurde er sehr hungrig und sprach bei sich: »ehe ich Hungers sterbe, will ich lieber auf den Baum steigen und Blätter essen.« Während er nun oben auf dem Baume saß und von dessen Blättern aß, wurde es Nacht, und da versammelten sich unter dem Baume eine Menge Teufel, und der älteste Teufel fragte den jüngsten: »was hast du

heute vollbracht?« »Ich habe zwei Brüder verhetzt, von denen der eine behauptete, daß das Unrecht, der andere aber, daß das Recht in der Welt regiere, und habe den älteren so böse gemacht, daß er dem jüngeren die Augen ausgestochen hat.« Darauf fragte der alte Teufel den zweitjüngsten: »und was hast du angestiftet?« und dieser erwiderte: »ich habe zwei andere Brüder verhetzt, die früher einig waren, daß sie sich um einen Weinstock stritten, der beiden zusammen gehörte, und habe ihnen die Axt weggenommen, damit sie den Weinstock nicht abhauen können, und hoffe, daß sie morgen einander totschlagen werden.« Darauf fragte der Alte den dritten Teufel, was er vollbracht habe, und der antwortete: »ich habe das Kind im Leibe der Königin verkehrt gelegt, damit sie nicht gebären kann und sterben muß.« Da kam die Reihe an den vierten Teufel, der lahm war, und als den der Alte nach seinem Tagwerke fragte, antwortete er: »ich habe nichts getan.« Da packten ihn die andern und schlugen ihn, und darüber wurde der so zornig, daß er rief: »nun wollte ich, daß der Mann, der seine Augen verloren hat, hierher käme und von dieser Asche nähme, und mit ihr und diesem Quellwasser seine Augen wüsche, damit er wieder sehend würde. Nun wollte ich, daß jene Brüder hierher kämen und sich die Axt holten, und den Weinstock umhieben. Nun wollte ich, daß die Königin herkäme und von diesem Wasser tränke, damit

sie gebären könnte und leben bliebe.« Da krähte der weiße Hahn, und alsbald rüsteten sich die Teufel zum Abzug, darauf krähte der schwarze Hahn, und nun gingen sie auseinander, und indem fing es an zu tagen.

Der Blinde stieg nun von dem Baume, suchte nach der Asche, rieb sich mit ihr und mit dem Brunnenwasser die Augen und wurde wieder sehend; drauf füllte er seine Kürbisflasche mit dem Wasser, nahm die Axt mit, welche die Teufel hatten liegen lassen, und ging zuerst zu dem Weinstock, um den die beiden Brüder haderten, und hieb ihn um. Dann ging er zu den Brüdern und fragte sie, worüber sie mit einander haderten. Die Brüder aber antworteten: »wir haben einen Weinstock, der uns zusammen gehört, und können nicht darüber einig werden, wie wir ihn teilen sollen.« Da sagte er ihnen: »der Weinstock ist umgehauen«, und sie riefen wie mit einer Stimme: »möge es dir der Himmel lohnen!« und von nun an lebten sie wieder in Eintracht.

Von da ging er zur Königin und klopfte an die Haustüre. Die Diener des Königs wollten ihn nicht einlassen; er bestand jedoch darauf, daß er mit der Königin sprechen müsse, und zankte sich mit den Dienern so lange, bis der König den Lärm hörte und ihn einzulassen befahl. Als der Bettler vor ihn gebracht wurde, fragte er ihn: »weißt du etwa ein Mittel für die

Königin?« und dieser antwortete: »ja, ich weiß eins, und habe es bei mir, und brauche nichts weiter als ein Glas Wasser.« Nachdem man ihm dies gebracht hatte, schüttete er die Hälfte aus und goß dafür das Brunnenwasser hinein, das er bei sich trug, und kaum hatte die Königin das Wasser getrunken, so genas sie von einem Söhnchen.

Der König war darüber so erfreut, daß er den Arzt mit kostbaren Geschenken überhäufte und ihm sagte, er solle sich eine Gnade von ihm erbitten. Dieser antwortete: »meine Heimat ist nur ein kleiner Weiler, ich wünschte, daß du daraus ein schönes Dorf machen und mir darin ein stattliches Haus bauen ließest.« Da gab ihm der König soviel Goldstücke, als ein Pferd tragen kann, und sagte ihm: »nimm dieses Geld und baue dir davon das Dorf und das Haus, wie du es wünschest.«

Nach einer Weile kehrte der ältere Bruder nach Hause zurück und fragte seine Frau: »wem gehören alle diese neuen Häuser?« und sie sagte: »die gehören Niemand anders als deinem Bruder.« Da rief er: »das kann nicht sein, dem habe ich ja die Augen ausgestochen«, und lief hin, um sich selbst zu überzeugen. Sein Bruder empfing ihn sehr freundlich, wies ihm den Ehrenplatz an und setzte ihm Kaffee und Süßigkeiten vor. Darauf fragte ihn der Ältere: »sage mir

doch, wie du es angefangen, daß du wieder sehend wurdest und soviel Geld gewonnen hast?« Der Jünger aber antwortete: »ich habe dir immer gesagt, daß das Recht in der Welt regiert, du aber sagtest, daß das Unrecht regiere«, und kaum hatte er das gesagt, so stürzte sein Bruder zu Boden und war tot.

31. *Schlangenkind.*

Es war einmal eine Frau, der schenkte Gott keine Kinder, und sie war deßwegen so betrübt, daß sie eines Tages ausrief: »lieber Gott, schenke mir ein Kind und wenn es auch eine Schlange wäre.« Bald darauf merkte sie, daß sie gesegneten Leibes sei, und als ihre Zeit kam, brachte sie eine Schlange zur Welt. Die Frau hatte nun, was sie wünschte, und pflegte die Schlange wie ihr Kind. Sie legte sie anfangs in eine Mulde, aber sie wurde bald so groß, daß sie keinen Platz darin hatte, und wurde immer größer und größer, so daß sie beinahe das große Gährfaß ausfüllte, in das der Most samt den Träbern geschüttet wird.

Als die Schlange ausgewachsen war, sagte sie zu ihrer Mutter: »Mutter, ich will eine Frau haben.« Diese aber antwortete: »wer wird eine Schlange heiraten wollen?« Darüber wurde die Schlange zornig und rief: »wenn du mir keine Frau verschaffst, so fresse ich dich.«

Übel oder wohl, ging also die Frau in die Kirche und sagte zu den dort versammelten Frauen: »ich suche eine Schwiegertochter für meinen Sohn, denn er wünscht sich zu verheiraten.« Als das die Weiber hörten, lachten sie, aber unter ihnen war auch eine Stiefmutter, und diese sprach: »ich gebe dir meine Stieftochter.« »Wenn sie aber gefressen wird?« fragte die Schlangenmutter. »So

liegt mir auch nichts dran«, sagte die Stiefmutter, und somit machten sie die Sache fest.

Als die Stieftochter hörte, daß sie eine Schlange heiraten sollte, wurde sie sehr traurig, ging weinend zu dem Grabe ihrer Mutter, und weinte dort so lange, bis sie darüber einschlief. Da sah sie im Traume, daß ihre Mutter aus dem Grabe stieg und zu ihr sagte: »fürchte dich nicht vor der Schlange, denn es ist ein schöner Jüngling, und du mußt nur auf ein Mittel denken, seine Schlangenhaut zu verbrennen, wenn er sie ausgezogen hat, damit er nicht mehr in dieselbe hineinschlüpfen kann.« Darauf erwachte das Mädchen und ging getröstet heim, und als sie mit der Schlange verheiratet wurde, wunderten sich die Leute, wie ruhig sie sich in ihr Schicksal fügte.

Am Morgen nach der Hochzeit fragte sie die Schwiegermutter, ob die Schlange bei Nacht ebenso wäre wie bei Tage, und darauf erwiderte sie: »ach nein! mein Mann ist keine Schlange, sondern ein schöner Jüngling, der nur in einer Schlangenhaut steckt, und wenn er diese auszieht, so strahlt er, als ob er ein Kind der Sonne wäre.« Da sagte die Schwiegermutter: »heute Abend wollen wir den Backofen heizen, und wenn du mit ihm zu Bette gegangen bist, und merkst, daß er eingeschlafen ist, so will ich dir den Schürhaken in das

Gährfaß hinunter reichen, und dann mußt du seine Schlangenhaut daran hängen und ich werde sie heraufziehen und in den Backofen werfen, damit sie verbrennt.« Der jungen Frau gefiel der Anschlag, und als sie mit ihrem Manne zu Bette gegangen und dieser eingeschlafen war, da hängte sie seine Schlangenhaut an den Schürhaken, den ihr die Schwiegermutter in das Faß hinabreichte, und diese zog sie hinauf und warf sie in den brennenden Backofen. Während die Haut darin verbrannte, erwachte der junge Mann von dem brenzlichen Geruche und sagte zu seiner Frau: »es riecht, als ob meine Schlangenhaut verbrannt würde.« »Dummes Zeug!« erwiderte diese, »schweig' still und schlafe weiter.«

Als er nun am andern Morgen die Haut nicht mehr fand, um hineinzukriechen, da stieg er aus dem Gährfasse, und lebte von da an in seinem Hause wie die anderen Menschen. Bald darauf wurde seine Frau gesegneten Leibes und gebar einen Knaben, und um diese Zeit wurde er zu einem Feldzuge aufgeboten und mußte in den Krieg ziehen.

Die Stiefmutter aber hatte seit langem ihre Stieftochter um ihr Glück beneidet, und sich darüber geärgert, daß sie den schönen Mann nicht ihrer eigenen Tochter gegeben habe. Als daher dieser in den Krieg gezogen war, da ging

sie eines Nachts heimlich in die Kammer der Kindbetterin, nahm diese aus dem Bette, trug sie in eine Einöde, und legte ihre eigene Tochter an ihrer Statt ins Bett. Diese stellte sich, als ob sie krank wäre und ihr Kind nicht säugen könne, und man nahm also eine Amme an, um es zu ernähren.

Als die Stieftochter merkte, daß sie in der Einöde sei, da fing sie an so sehr zu weinen, daß ihre Tränen in die Erde drangen und einen Menschen benetzten, den man lebendig begraben hatte, und der Kyrikos (Herold) hieß. Als diesen die Tränen berührten, erwachte er davon, stand aus dem Grabe auf und fragte die junge Frau, warum sie weine; sie aber erzählte ihm, wie es ihr ergangen sei. Darauf fragte er sie, ob sie mit ihm in sein Haus kommen wolle. Sie war es zufrieden und stieg mit ihm in seine Grube, und es dauerte nicht lange, so wurde sie abermals schwanger und gebar einen Knaben. Endlich wurde dem Kyrikos in seiner Grube die Zeit lang und er machte sich mit Weib und Kind auf und kehrte in seine Heimat zurück, wo man ihn zwanzig Jahre lang als tot betrauert hatte, und seine Mutter und Schwester empfingen ihn mit großer Freude.

Als das Schlangenkind aus dem Kriege heimkam, da sah er seine Schwägerin an der Stelle seiner Frau und fragte seine Mutter: »wo ist denn deine

Schwiegertochter?« und sie antwortete: »diese ist es, mein Sohn«, denn sie glaubte nicht anders, als daß sich ihre Schnur durch das Kindbett so verändert habe. »Ei was«, rief jener, »ich sollte etwa meine Schwägerin nicht kennen? Meine Frau ist wohl gestorben und ihr wollt es mir nicht sagen?« Da rief seine Schwägerin: »nein ich bin es, warum willst du mich nicht wiedererkennen?« Er aber blieb dabei und behandelte sie nicht wie seine Frau.

Ein glücklicher Zufall führte ihn eines Tages in das Dorf des Kyrikos, und dort erblickte er seine Frau und erkannte sie sogleich und auch sie erkannte ihn wieder. Da umarmten und küßten sie sich, und als er erfuhr, daß sie mit einem andern Manne verheiratet sei, so verklagte er den Kyrikos vor Gericht und forderte von ihm seine Frau zurück. Da fragte sie der Richter: »welchen von beiden willst du zum Manne?« und sie antwortete: »sie sind mir beide gleich lieb, denn sie waren beide gut mit mir.« Darauf entschied der Richter, daß die beiden Männer auf einen Berg steigen, die Frau aber unten bleiben solle, und wenn sie oben angekommen wären, dann sollten sie rufen: »mich hungert und dürstet«, und die Frau ihnen antworten: »komme, ich will dir Essen und Trinken geben.« Dann sollten sie um die Wette herunterlaufen, und wer zuerst bei der Frau ankomme, der solle sie behalten. Da machten sie es wie ihnen der Richter gesagt, und beim Wettlauf überholte das

Schlangenkind den Kyrikos und schloß sie in seine Arme. Als das der Kyrikos sah, sprach er: »lebe wohl, liebe Frau, denn ich kehre dahin zurück, wo ich früher war«, und damit trennten sie sich.

Das Schlangenkind aber kehrte mit seiner Frau nach Hause zurück, schlug seine Schwägerin tot und lebte von nun an mit seiner Frau glücklich und zufrieden.

32. *Der Sohn des Schulterblattes.*

Es war einmal eine arme Wittwe, die ging in den Wald um Holz zu holen und fand ein Schulterblatt, das auf einer Felsenplatte lag. Sie nahm den Knochen, steckte ihn in ihren Gürtel und wurde davon gesegneten Leibes. Nach drei Monaten kam sie mit einem Knaben nieder, der mit vierzig Tagen lief und mit drei Jahren ein ausgewachsener Mann war.

Einst fragte er seine Mutter nach seinem Vater, und diese sagte ihm: »gehe rings um das Haus und du wirst deinen Vater finden.« Der ging um das Haus, fand aber nichts anders als einen Knochen, und als er den seiner Mutter brachte, sagte sie: »dieser Knochen ist dein Vater.« Darauf fragte er: »wo hast du den gefunden?« und sie antwortete: »ich fand ihn im Walde auf einer Felsenplatte liegen.« Darauf bat er seine Mutter so lange, bis sie ihn zu der Platte führte. Das war aber eine behauene Steinplatte, und sie war so groß, daß sie die vierzig Draken nicht aufheben konnten. Er aber hob sie ganz allein. Darunter war eine Stiege, und als sie auf dieser hinabstiegen, fanden sie unten Häuser, die waren ganz von Gold gebaut und darin lagen große Schätze. Da beschlossen sie dort zu bleiben; der Sohn langweilte sich jedoch bald zu Hause und fing an herumzuschweifen. Dabei fand er einen großen Apfelbaum, der viele schöne

Äpfel trug, und er stieg hinauf und aß davon nach Herzenslust. Als er so oben saß und sich wohl sein ließ, da kam die Lamia herzu, welcher der Baum gehörte, und fing ein großes Geschrei an, nannte ihn einen Apfeldieb und befahl ihm sogleich herunter zu steigen. Wie er aber so weit unten war, daß sie ihn greifen konnte, packte sie ihn und stieß ihn bis an die Knie in die Erde. Das verdroß ihn aber, und er packte die Lamia und stieß sie bis zum Sitze in die Erde. Drauf stieß ihn die Lamia bis zum Gürtel hinein, und nun nahm er alle seine Kraft zusammen und stieß die Lamia so stark auf die Erde, daß sie bis zum Halse hineinfuhr und nicht mehr herauskonnte. Drauf zog er sein Schwert und wollte ihr den Kopf abhauen; sie aber rief: »töte mich nicht, ich will dir auch meine Tochter zur Frau geben.«

Unterdessen aber hatte sich seine Mutter mit den Draken eingelassen und die beschwatzten sie, daß sie, um freie Hand mit ihnen zu haben, ihren Sohn aus dem Wege räumen solle. Sie verlangte also zuerst von ihm, daß er ihr Hasenkäse und Gemsenmilch bringen solle. Da ging er hin und stürzte einen Felsen von der Höhe, und dadurch versammelten sich alle Hasen und Gemsen, so daß er sie melken und sich Hasenkäse und Gemsenmilch verschaffen konnte.

Als er das seiner Mutter brachte, sagte sie zu ihm:

»gehe hin und hole das Wasser des Lebens.« Darauf ging er zur Lamia und fragte sie, wie er es anfangen solle, um das Wasser des Lebens zu holen, und diese wies ihn an, einen Sack voll Asche mitzunehmen und sie auf den Weg zu streuen, wenn er von der Quelle zurückkehre, damit ihm das Ungeheuer, das sie bewache, nicht nachlaufen und ihn verschlingen könne. Er machte es, wie ihm die Lamia gesagt hatte, als er aber auf der Rückkehr bei ihr wieder einkehrte, nahm sie ihm die Hälfte von dem Wasser des Lebens.

Darauf rieten die Draken seiner Mutter, sie solle ihn fragen, worin seine Stärke sitze, und als sie erfahren hatte, daß sie in drei goldenen Haaren seines Kopfes sitze, da riß sie ihm dieselben aus, während sie ihn lauste. Da wurde er schwach und furchtsam, und die Draken kamen herbei und schlugen ihm den Kopf ab. Den behielten sie und stellten ihn bei ihrem Spielplatze auf, den Körper aber schickten sie der Lamia. Darauf schickte diese drei Tauben zu den Draken; die eine setzte sich auf den Boden, die zweite auf den Sims des Daches und die dritte auf den First, und die Taube, welche auf dem Boden saß, packte den Kopf und trug ihn zu der, welche auf dem Sims saß, und diese zu der, welche auf dem First saß, diese aber flog damit zur Lamia. Darauf paßte sie das Haupt an den Körper und begoß es mit dem Wasser des Lebens, da wuchs er wieder an den

Körper, und der Mann stand auf und war wieder gesund. Als er nun von der Lamia hörte, was mit ihm vorgegangen war, ging er nach Hause zurück, fand dort die vierzig Draken versammelt und schlug sie alle tot. Seine Mutter stand unterdessen bei dem Backofen und merkte nichts davon, und als er nach ihr rief, antwortete sie: »hier bin ich.« Darauf ergriff er sie, steckte sie in die Handmühle und mahlte sie zu Brei.

33. *Von einem, der die Vogelsprache erlernte.*

Es war einmal ein armer Mann, der ging in die Fremde, um Geld zu verdienen. Auf seiner Wanderschaft kam er an einen Fluß und fand dort aller Arten Vögel, und die zwitscherten, pfiffen und sangen so schön, daß er so lange an dem Fluß zu bleiben beschloß, bis er die Vogelsprache erlernt habe. Er brauchte aber drei Jahre, bis er die Sprache aller Vögel verstand. Darauf kehrte er nach Hause zurück, und als ihn seine Frau fragte, wo er das Geld habe, das er auf seiner Wanderschaft erworben, antwortete er: »Geld habe ich keines mitgebracht, aber dafür verstehe ich nun die Vogelsprache, an der ich drei Jahre zu lernen hatte.« Da fing die Frau zu klagen und zu schelten an, er aber kümmerte sich nicht darum und dachte bei sich, daß es ihm nicht fehlen könne, und er mit der Vogelsprache noch sein Glück machen müsse.

Eines Tages hörte er von einer Königin, die eine Kröte in ihrem Leibe habe, und der noch kein Arzt habe helfen können, und sofort machte er sich auf, ging zu dem Schlosse dieser Königin und klopfte dort an. Als die Wächter, welche an der Türe standen, aufmachten und ihn ansahn, hielten sie ihn für einen Bettler und wollten ihn nicht einlassen, er aber ließ sich nicht abweisen, und darüber entstand ein so lauter Wortwechsel zwischen

ihm und den Wächtern, daß das Geschrei bis zu der Königin drang und sie den Mann vor sich kommen ließ. Als dieser zu ihrem Bette trat, fragte er sie: »was fehlt dir?« und sie antwortete: »ich habe große Schmerzen in meinem Magen.« Darauf begann er und machte wie die Schlange, aber im Leibe der Königin blieb alles stumm; drauf machte er wie der Frosch, aber im Leibe der Königin blieb es stumm; endlich machte er wie die Kröte, und da antwortete es aus dem Leibe der Königin. Da fragte er: »was machst du da drinnen?« und die Kröte antwortete: »nichts.« »Darf ich zu dir kommen?« »Nein, denn es ist kein Platz mehr.« »Bekommst du gutes Essen?« »Oh ja, aber mitunter kommen auch saure Sachen und die kann ich gar nicht vertragen.« Da ließ der Bettler Essig bringen und gab der Königin davon drei Gläser zu trinken. Davon starb die Kröte, und als sie tot war, brach sie die Königin aus. Darauf fragte ihn der König: »was verlangst du für die Wohltat, die du uns erwiesen hast?« und er erwiderte: »ich verlange gar nichts.« Da griff der König in die Tasche, langte einen Dukaten hervor und gab ihn dem Mann, dieser aber nahm ihn, bedankte sich und ging seiner Wege.

34. *Bakala.*

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war der eine vernünftig, der andre aber ein Narr. Sie hatten eine alte Großmutter und lebten mit dieser zusammen. Dem Narren gefiel dies aber nicht länger, und er verlangte daher, daß sein Bruder mit ihm abteilen solle. Darauf teilten sie zuerst das baare Geld, und von seinem Teile baute sich der Narr ein neues Haus, der andere aber blieb bei der Großmutter in dem alten Hause wohnen. Sie hatten auch eine Herde von hundert Stück Ochsen und der Narr verlangte, daß auch diese geteilt werden solle, und so viel Ochsen in das Haus des einen oder andern laufen würden, so viel sollten einem jeden gehören. Der andere war das zufrieden, weil er dachte, daß alle Ochsen in das alte Haus laufen würden. Der Narr aber streute am Abend Stroh von der Weide bis zu seinem Hause, und indem die Ochsen dieses vom Wege auflasen, liefen sie ihm alle zu. Da rief der Narr seinen Bruder herbei, und nachdem er ihn ausgelacht, erklärte er, daß es ihm mit der Teilung kein Ernst gewesen und alles beim Alten bleiben solle, und zog nach wie vor mit der Herde auf die Weide.

Eines Tags aber sagte der Narr zu seinem Bruder: »warum soll ich Tag für Tag hinaus und die Ochsen hüten? Geh du doch auch einmal mit ihnen, und laß mich

zu Hause bei der Großmutter.« Des andern Tags fuhr also der Vernünftige mit den Ochsen auf die Weide und der Narr blieb bei der Großmutter, nachdem er versprochen hatte, sie wohl zu verpflegen und auf die Türe Acht zu haben. Da verlangte die Großmutter von ihm zu essen; er kochte also einen Mehlbrei, und als der fertig war, machte er der Großmutter den Mund auf, schüttete ihr den siedenden Brei mit einem Male ein, und verbrühte sie damit so arg, daß sie starb. Darauf steckte er ihr einen Spinnrocken mit der Spindel unter den Arm und stellte sie aufrecht, damit sie spinnen sollte. Nun wollte er seinen Bruder von der Weide rufen, damit er sähe, wie schön die Großmutter spinnen könne. Da ihm aber dieser aufgetragen hatte, auf die Haustüre Acht zu haben, so versuchte er sie zuzuschließen, und als er damit nicht zurecht kommen konnte, hängte er sie aus, nahm sie auf die Schulter und ging mit ihr auf die Weide. Wie nun der ältere Bruder mit ihm nach Hause ging und die Großmutter tot fand, da weinte und klagte er um sie und nannte seinen Bruder einen Mörder; aber der Narr rief: »Du hast sie tot geschlagen, du Hund, und dafür will ich dich auch tot schlagen.« Als das der Andere hörte, begann er sich zu fürchten, weil der Narr die Stärke eines Riesen hatte, und ohne viel Worte zu machen, ging er hin und grub ein Grab für die Alte und sagte zu dem Narren, daß er sie ihm nach einer Weile bringen solle, um

sie zu begraben.

Als der Narr glaubte, daß das Grab fertig sei, nahm er einen Bratspieß, spießte die Alte daran, schwang den Spieß auf die Schulter und wollte sie so zu Grabe tragen.

Als er aber mit ihr über einen Graben sprang, glitt sie ihm vom Spieße ab und fiel in den Graben. Er ließ sie darin liegen, lief heulend zu seinem Bruder und rief, »er könne seine liebe Großmutter nicht zu Grabe tragen, sein Bruder solle sie holen.« Da suchte dieser überall, konnte sie aber nicht finden, und der Narr rief: »ho! ho! sie ist wieder lebendig geworden und davon gelaufen«, und lief fort, um sie zu suchen. Während er so herumsuchte, erblickte er eine andere Alte, die auf einem Feigenbaume saß und Feigen aß; da rief er: »wart ich will dir Feigen essen!« und spießte sie von unten nach oben und brachte sie seinem Bruder an das Grab. Da sah dieser, daß das nicht seine Großmutter war, und rief: »Was hast du da gemacht, du Verrückter? das ist ja eine fremde Alte.« »Schweig still«, sagte darauf der Narr, »sonst stecke ich dich lebendig zur Großmutter ins Grab.« Da begruben sie die fremde Alte und gingen heim.

Unterwegs wollten sie in einer Mühle übernachten, und als der Narr sah, wie sich der obere Mühlstein im Kreise herumdrehte, lachte er und rief: »ha! ha! ha! seht ihr da den Spindelknopf der Großmutter!« Darauf packte

er den Mühlstein und lief damit zur Mühle hinaus und sein Bruder lief ihm nach, damit er kein neues Unheil anstifte. So kamen sie an einen Ort, an dem große Furcht vor Räubern war, und da sagte der Narr zu seinem Bruder: »höre du, wir wollen auf jenen Baum steigen und die Nacht oben bleiben.« Sie stiegen also auf den Baum, und der Narr nahm den Mühlstein mit.

Bald darauf kam eine Karawane von Kaufleuten und schlug unter dem Baum ihr Nachtlager auf. Um Mitternacht kam dem Narren die Notdurft an, und er gab daher den Mühlstein seinem Bruder zum Halten. Da er diesem aber zu schwer war, so glitt er ihm aus den Händen und fiel mitten unter die Karawane zu Boden. Hierüber erschraken die Kaufleute so sehr, daß sie ihre Güter im Stiche ließen und auf und davon liefen. Da stiegen die Brüder von dem Baume herunter, nahmen das Geld und die Kostbarkeiten und machten sich aus dem Staube.

Einer von der Karawane faßte aber ein Herz und sagte zu seinen Genossen: »ich will doch einmal zurückgehn und sehn, was das war, was uns so erschreckt hat«; und als er zur Stelle kam, sah er nicht weit davon den Narren, der mit seinem Raube beladen war; er lief ihm daher nach und wollte ihn tot schlagen. Der Narr sagte ihm aber: »warte ein bischen, und zeige

mir zuerst deine Zunge, und wenn ich die angesehen habe, dann kannst du mich tot schlagen.« Wie nun der Kaufmann seine Zunge herausstreckte, packte sie der Narr und schnitt sie ab. Da lief jener heulend zu seinen Gefährten zurück, und als sie ihn fragten, was ihm begegnet sei, konnte er ihnen nicht antworten. Das versetzte sie in neuen Schrecken, weil sie glaubten, daß ihn böse Geister an der Kehle gepackt hätten; und nun wagte keiner mehr zu ihrem Ruheplatze zu gehn.

Als darauf der ältere Bruder die Beute mit dem Narren teilen wollte, sagte dieser: »ich will nur jenes silberne Weihrauchfaß haben, alles andere kannst du behalten.« Darauf ging er auf einen hohen Berg, und als er oben war, zündete er das Weihrauchfaß an und räucherte. Wie der Rauch zum Himmel stieg, kam ein Engel des Herrn zu ihm herunter und fragte ihn: »was wünschest du von unserm Herrgott für das Gute, das du ihm erzeigt hast?« »Ich will weiter nichts als eine Flöte, und wenn ich auf der spiele, so sollen alle Menschen, Wälder und Berge danach tanzen.«

Nachdem er die Flöte vom Engel erhalten hatte, stieg er vom Berge herunter und begegnete einem Töpfer, der seine Waren zum Verkaufe trug. Zu dem sagte er: »höre du, gib mir einen von deinen Näpfen!« der aber antwortete: »gib du mir das Geld, so kriegst du einen

Napf.« Da fing der Narr an auf seiner Flöte zu spielen, und der Töpfer fing an zu tanzen und so hoch zu springen, daß alle Töpfe auf seinem Rücken klirrten, und als er eine Weile getanzt hatte, rief er: »Gnade! Gnade! nimm alle meine Töpfe, aber höre auf zu pfeifen.« Da hatte jener Mitleid mit ihm, steckte die Flöte ein und ließ ihn seiner Wege gehn.

Darauf begegnete der Narr einem Priester und sagte zu ihm: »Gut Zeit, Papa! wo willst du hin?« und jener antwortete: »schön' Dank, mein Sohn, ich suche nach einem Knechte.« »Willst du mich nicht nehmen?« fragte der Narr. Der Priester war das zufrieden und sie machten mit einander aus, daß, wenn einer reuig würde, so dürfe ihm der andere drei Riemen aus der Haut schneiden vom Kopfe bis zu den Füßen, und daß die Dienstzeit so lange dauern solle, bis der Kukuk von dem Nußbaume rufe.

Der Priester nahm ihn also mit nach Hause und schickte ihn am andern Morgen mit den Pflugochsen auf ein Feld, um es zu ackern. Nachdem er ein Paar Furchen gezogen, fand er jedoch, daß das Pflügen eine langweilige Arbeit sei. Er spannte also seine Ochsen aus, setzte sich in den Schatten und spielte ihnen eins auf, daß sie tanzen mußten, bis sie umfielen und krepiren wollten. Darauf hielt er mit dem Flöten ein, legte sich hin und

schlief bis zum Abend. Als er nach Hause kam, fragte ihn der Priester: »nun, wie ging es?« und der Narr antwortete: »oh ganz gut.« In der Nacht fingen die Ochsen an zu brummen, und der Priester weckte den Narren und sagte ihm, er solle hinuntergehn und die Ochsen binden, damit sie nicht brummten. Da ging dieser in den Stall und band die Ochsen mit den Füßen an die Dachsparren.

Als der Priester am Morgen in den Stall kam und die Ochsen so gebunden fand, wurde er ärgerlich und rief: »Ei, ei, mein Sohn, was hast du da gemacht! du hast mir ja die Ochsen ruinirt.« Der Narr aber erwiderte: »Schweig still, sonst schneide ich dir die drei Riemen aus dem Felle.« Da erschrak der Priester und sagte: »das hast du brav gemacht, warum haben sie uns mit ihrem Brummen nicht schlafen lassen, jetzt aber gehe mit ihnen auf das Feld.« Als der Narr mit den Ochsen abgezogen war, sagte der Priester zu seiner Frau: »ich will ihm doch nachgehn und sehn, was er auf dem Felde mit den Ochsen anfängt.« Er ging ihm also von weitem nach und versteckte sich hinter einen Strauch. Aber der Narr bemerkte ihn. Er setzte sich also an das Ende des Ackers und begann auf seiner Flöte zu spielen. Da mußte der Priester mit seinen Ochsen tanzen, und es ging hopsa! hopsa! bis dem Priester die Haare aus seinem Bart fielen. Der rief endlich: »Gnade, Gnade,

mache mit den Ochsen, was du willst, aber laß mich in Ruhe!« und der Narr erwiderte: »so! du bist mir nachgegangen, um zu sehn, was ich tue; nun weißt du es.« Der Priester schlich sich nach Hause, und am Abend kam auch der Narr von dem Felde zurück und stellte die Ochsen in den Stall. Diese fingen aber in der Nacht wieder zu brummen an, und der Priester weckte den Narren abermals und sprach: »gehe hinunter und schlage sie, damit sie uns schlafen lassen.« Der Narr ging hinunter, schlug die Ochsen tot, zog ihnen das Fell ab und bedeckte sie wiederum damit. Am andern Morgen kam der Priester herunter, um nach den Ochsen zu sehn, und fand sie geschlachtet. Da rief er: »was hast du getan, du Hund, warum hast du die Ochsen geschlachtet?« »Schweig still«, antwortete der Narr, »sonst schneide ich dir die drei Riemen aus dem Felle.« Da erschrak der Priester und sprach: »das hast du brav gemacht, mein Sohn, es ist ihnen Recht geschehn, warum haben sie uns nicht schlafen lassen!«

Als sie darauf zu Mittag aßen, fing ein kleines Kind des Priesters zu schreien an und rief, »daß es abseits wolle.« Da sprach der Priester zu dem Narren: »nimm es und laß es seine Därme leeren.« Der aber verstand das so, daß er das Kind schlachten und ausweiden solle; er schlachtete es also und begann es auszuweiden. Da blieb er dem Priester zu lange aus, und er rief ihm also zu: »so

komm doch zum Essen, was machst du so lange!« Der Narr aber antwortete: »ich komme gleich, ich habe nur noch die Leber auszunehmen.« Da sprach der Priester zu seiner Frau: »o Frau, nun ist auch unser Kind hin, was für einen Antichrist habe ich ins Haus genommen.« »Warum jagst du ihn nicht fort?« fragte die Frau. »Wir haben mit einander ausgemacht, daß er erst zu der Zeit gehn soll, wenn der Kukuk von dem Nußbaume ruft.« »Weißt du was«, sprach da die Frau, »ich will auf den Nußbaum steigen und wie ein Kukuk schreien.« »Tue das!« antwortete der Priester. Wie nun der Narr aus dem Abtritt kam, hörte er, wie die Priesterfrau vom Nußbaum rief: »Kukuk! Kukuk!« Da nahm er einen Stein und traf sie damit an den Kopf, daß sie tot herunterfiel. Dann rief er lachend den Priester und sprach: »sieh her, was für ein großer Kukuk auf dem Nußbaum saß.« Da fing der Priester so sehr über sein Unglück zu klagen an, daß der Narr Mitleid mit ihm hatte und abzog, ohne ihm die Riemen aus der Haut zu schneiden.

35. *Der kluge Schäfer.*

Es war einmal ein Königssohn, der wollte sehn, wie es in seinem Reiche hergehe, und als er dazu die Erlaubnis von seinem Vater erhalten hatte, nahm er den Siegelbewahrer und andere Große mit sich, zog in Derwischkleidern durch Städte und Dörfer und fragte die Leute, wie es ihnen ginge. Eines Tags kamen sie an einer Schäferei vorbei, in der grade die Schafe gemolken wurden, und da sagte der Prinz zu seinen Begleitern: »laßt uns dorthin gehn und Milch trinken, und dabei auch die Schäfer fragen, wie es ihnen geht.« Als sie näher kamen, stürzten ihnen die Hunde entgegen und gauzten sie an: kam! kum! kam! kum! bis die Schäfer herbei kamen und sie abriefen. Darauf gingen sie in die Schäferei und fragten die Schäfer, wie es ihnen gehe; diese versetzten kurzweg: »ganz gut, wir haben nicht zu klagen.« Nachdem die Schafe gemolken und die Milch gesotten war, setzten sie sich zum Essen und luden die Fremden ein, mitzuhalten. Die setzten sich also zu ihnen und der Königssohn kam neben den Oberschäfer zu sitzen. Dieser aber legte alles Brot, was er schnitt, vor den Jüngling, bis der zu lachen begann und rief: »warum legst du denn alles Brot mir vor? gib doch auch den andern.« Da gab ihm der Hirte eine Ohrfeige und sprach: »in die fremde Speise sollst du kein Salz werfen, und in

deinem eigenen Hause sollst du befehlen.« Der Prinz steckte die Ohrfeige ein, ohne etwas zu erwidern. Als aber abgegessen war, gab er sich dem Schäfer zu erkennen und sagte: »ich bin der Sohn des Königs, und für die Gastfreundschaft, die du mir erwiesen hast, will ich dir eine Schrift hinterlassen, und wenn du einmal in Not gerätst, so komme zu mir, und ich werde dir helfen.«

Als das der Schäfer hörte, ward ihm bange, und er sprach zu dem Prinzen: »verzeihe mir meine Keckheit, denn ich wußte ja nicht, wer du warst.« »Laß gut sein«, antwortete der Prinz, »es ist mir ganz Recht geschehn, was hatte ich an dem fremden Tische zu befehlen?« Darauf ließ er den Brief schreiben und der Siegelbewahrer mußte das königliche Siegel darunter drücken, und beim Abschiede sprach der Prinz zu dem Hirten: »wenn du etwas nötig hast, so komme in die Hauptstadt und bringe den Brief dem und dem Herrn, der ist mein Beamter, und der wird dich zu mir führen.«

Nach einiger Zeit kam jener Schäfer mit andern Hirten über einen Weidebezirk in Zwist und zog dabei den kürzeren. Da erinnerte er sich jenes Schreibens; er nahm es also und ging damit in die Hauptstadt, fragte dort nach jenem Herrn, und als dieser das Schreiben gelesen hatte, führte er ihn sogleich ins Königsschloß. Der Prinz hörte die Klage des Hirten an und sprach: »Sei guten Mutes!

das ist eine Kleinigkeit, die wollen wir schon einrichten; aber nun komme her und iß mit mir«, denn es war grade Essenszeit. Zum Siegelbewahrer aber sagte er heimlich: »du mußt auch mit essen, denn nun habe ich Gelegenheit, ihm seine Ohrfeige zurückzugeben.« Der Hirte machte Anfangs Gegenvorstellungen, daß ihm das nicht zukomme; als er aber sah, daß es nicht anders sein könnte, lehnte er seinen Schäferstab an die Wand, stieg mit seinen Sandalen auf den Diwan, und setzte sich mit gekreuzten Beinen zum Prinzen. Da fing der Prinz an das Brot aufzuschneiden, schnitt einen ganzen Haufen und legte alles auf den Platz des Schäfers. Der aber schwieg mäuschenstill und ließ ihn gewähren. Da sprach der Siegelbewahrer zu ihm: »Warum wehrst du dich denn nicht gegen all das Brot, was dir vorgeschnitten wird?« Er aber antwortete: »was habe ich an dem fremden Tische zu befehlen?« Da lachte der Prinz und sprach: »ich sehe, daß ich meine Ohrfeige nicht zurückgeben kann, und will sie also behalten.«

Zu der Zeit, als der Schäfer zu Hofe gekommen war, lag der König im Kriege mit einem benachbarten Lande. Es ging ihm dabei nicht nach Wunsch und war darüber viel Redens bei Hofe. Als der Schäfer davon hörte, bat er den Prinzen, er möge dem König sagen, daß er auch ihn in den Krieg schicken solle. Der aber antwortete: »was willst du in dem Kriege? du verstehst ja nichts

davon.« Doch der Schäfer ließ nicht nach und sagte: »schicke mich nur, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich gewinnen werde.« Da sprach der Prinz mit dem König, und dieser antwortete: »meinetwegen mag er hingehn, weil du für ihn bittest, was er aber dort nützen kann, begreife ich nicht.« Darauf verlangte der Schäfer vom König vier auserlesene Leute und fünfzig Hammel und hundert Kerzen und zog mit diesen vor die feindliche Stadt. Als es Nacht wurde, ließ er an die Hörner jedes Hammels zwei Lichter binden und dieselben anzünden und rückte so vor die Stadtmauern. Da glaubten die, welche darin waren, daß ein unzählbares Heer gegen sie anrücke, und kamen heraus, um sich dem Feinde zu unterwerfen. Aber der Schäfer verweigerte ihnen alles Gehör, bevor sie ihm nicht die Schlüssel der Stadt gebracht hätten. Da gingen sie wieder zurück und holten die Schlüssel und überreichten sie ihm. Der Schäfer lief damit zum König, und als dieser die Schlüssel sah, da freute er sich sehr und fragte ihn, welche Gnade er ihm erweisen solle? Der Schäfer aber antwortete: »ich bitte, daß du mir nun den Befehl über die streitige Weide ausfertigen lassen mögest, um dessen willen ich zur Stadt gekommen bin.« Da sagte der König: »sei doch kein Narr, und bleibe hier bei uns, wo du dein gutes Essen und Trinken und keine Sorgen hast, und in hohen Ehren gehalten wirst.« Der Schäfer aber

antwortete: »für ein solches Leben passe ich nicht, ich will wieder fort und sehn, was meine Schafe machen.« Da tat ihm der König den Willen, und ließ ihm den Befehl über die streitige Weide ausstellen. Mit diesem kehrte der Schäfer zu seiner Herde zurück, nahm die streitige Weide in Besitz, und lebte glücklich und zufrieden in seiner Schäferei, ohne jemals wieder nach Hof zu gehn.

36. *Das goldene Huhn.*

Es war einmal ein armes Ehepaar, das arbeitete den Tag über, und was es dabei verdiente, das verzehrte es am Abend. Eines Nachts träumte es dem Manne, daß eine alte Frau vor ihm stehe und zu ihm also spreche: »Geh an den und den Ort, dort wirst du dein Glück finden. Du mußt ihm ohne weiteres auf den Rücken springen und es bei den Haaren packen. Es wird dir dann Millionen und Millionen versprechen, du aber mußt sagen, von alle dem will ich nichts, denn mein Sinn steht nach dem goldenen Huhne. Anfangs wird das Glück Schwierigkeiten machen und es dir nicht geben wollen, du aber halte es nur fest, und dann wird es am Ende schon nachgeben und dir das Huhn bringen.«

Der Mann machte es, wie ihm die Alte gesagt hatte; er ging hin, fing sein Glück und hielt es so lange fest, bis es ihm das goldene Huhn gegeben hatte. Dieses Huhn legte jeden Monat ein Ei, und als es bei dem Manne das erste Ei gelegt hatte, sagte dieser zu seinem ältesten Knaben: »da nimm dieses Ei und verkaufe es und kaufe Brot für das Geld, das du erlösest.«

Als der Knabe auf den Markt kam und sein Ei feil bot, trat ein Jude zu ihm und fragte: »Was verlangst du für dein Ei, mein Kind?« Da lachte der Knabe und sprach: »tausend Piaster.« Der Jude aber wußte, was es mit dem

Huhne für eine Bewandtnis habe, er gab also dem Knaben die tausend Piaster und dieser brachte sie mit großer Freude seinem Vater, und als der das viele Geld sah, da freute er sich nicht weniger, und kaufte damit alles, was er für sein Haus brauchte.

Nach einem Monat legte das Huhn wieder ein Ei, und der Knabe trug es wieder auf den Markt, um es zu verkaufen. Da kam derselbe Jude zu ihm und fragte ihn: »wie viel willst du für dein Ei, mein Sohn?« Der Knabe lachte und sprach: »hunderttausend Piaster.« Der Jude aber versuchte auch diesmal nicht mit dem Knaben zu handeln, sondern gab ihm, was er verlangt hatte, und darauf nahm er das Ei und der Knabe das Geld; und wie es mit diesen zwei Eiern gegangen war, so ging es auch mit den andern, die das Huhn legte, der Knabe verlangte für jedes Ei immer mehr als für das vorhergehende und der Jude gab ihm ohne Widerrede, was er verlangte; und so kam es, daß jenes arme Ehepaar einen Schatz von vielen Millionen aufhäufte. Als aber der Mann sein Haus mit allem ausgestattet hatte, was man nur wünschen konnte, wurde es ihm doch zu langweilig darin, und er machte sich auf, um die Welt zu sehn. Kaum hatte er das Haus verlassen, so kam der Jude zur Frau und spann einen Liebeshandel mit ihr an, und nach einer Weile sagte er zur Frau: »willst du mich nicht einmal bei dir zu Tisch laden?« »O! sehr gerne!« antwortete diese, und der Jude

sagte darauf: »wenn du aber nicht jenes Huhn schlachtest, so komme ich nicht«, und die Frau erwiderte: »warum sollte ich dir zu Liebe nicht ein altes Huhn schlachten?« »Schlachte es also und schicke es zum Bäcker, und vergiß nicht, den Kopf, das Herz und die Leber dazu zu legen, denn die esse ich am liebsten.« Der Jude sprach aber so, weil er wußte, daß, wer den Kopf esse, der werde König, wer das Herz esse, der werde herzenskundig, und wer die Leber esse, der werde jeden Morgen tausend Piaster unter seinem Kopfkissen finden.

Die Frau tat dem Juden zu Liebe alles, was er ihr gesagt hatte, und als es Essenszeit war, schickte sie die Magd zum Bäcker, um das Huhn zu holen, und weil die Schule an dem Wege lag, so sagte sie ihr, daß sie zugleich die drei Kinder von dort holen solle. Da ging die Magd und holte das gebratene Huhn vom Bäcker und die Kinder aus der Schule, und diese, hungrig wie sie waren, stürzten sich nach Kinderweise auf die Magd und das eine nahm ihr den Kopf des Huhns, das andere das Herz, und das dritte die Leber, und jedes aß, was es genommen hatte. Als nun der Jude zum Essen kam, und nach dem Kopfe, dem Herzen und der Leber des Huhnes aussah und sie nicht fand, fragte er, was daraus geworden wäre, und nun erzählte die Magd, wie es damit gegangen sei. Da geriet der Jude in großen Zorn, er schlug sich an den Kopf, schrie und tobte, aber es half ihm nichts, und

endlich ging er ungegessen nach Hause.

Die Frau aber liebte ihn so sehr, daß sie alles mögliche versuchte, um ihn wieder zu versöhnen; doch er sagte: »wenn du nicht deine Kinder umbringst, so komme ich dir nicht mehr ins Haus.« – »Wie soll ich das aber anfangen?« – »Du mußt ihnen Gift geben.« – »In Gottes Namen!« sagte die Frau, »denn ich kann ohne dich nicht leben.« Darauf tat sie Gift in das Essen der Kinder. Der Knabe aber, der das Herz des Huhnes gegessen hatte, wußte, was geschehen würde, und sagte also zu seinen Brüdern: »hört, heute Abend wird das Essen, das uns die Mutter vorsetzt, vergiftet sein; aber wir haben ja Geld genug und wollen uns also satt essen, bevor wir nach Hause gehn.« Da ging der, welcher die Leber gegessen hatte, auf den Markt und holte, was sie brauchten, und als sie am Abend nach Hause kamen und ihnen die Mutter sagte: »kommt zum Essen, Kinder, damit ihr euch dann schlafen legen könnt«, da antworteten sie: »wir sind nicht hungrig, denn wir haben schon gegessen«, und so behielten die Kinder an jenem Abend das Leben.

Am andern Morgen sagte der Jude zu der Mutter, sie solle in die Betten der Kinder Rasiermesser stecken, damit sie sich daran schnitten und verbluteten, wenn sie sich hineinlegten, und die Mutter befolgte den Rat. Der Herzenskundige aber sagte zu seinen Brüdern: »die

Mutter hat Rasiermesser in unsere Betten getan, an denen wir uns schneiden und verbluten sollen, wir wollen also in ein anderes Zimmer gehn und dort schlafen.« Nachdem sie zu Abend gegessen, holten sie sich eine Matte und legten sich darauf in einem andern Zimmer schlafen. Da kam ihre Mutter zu ihnen und sagte: »so geht doch in eure weichen Betten, und schlaft nicht auf der alten Matte.« »Nein, Mutter«, antworteten die Knaben, »heute Nacht wollen wir einmal nach Bauernweise schlafen.«

Am andern Tage machte der Jude mit der Mutter aus, daß nun nichts übrig bleibe, als die Kinder selbst zu schlachten. Der Herzenskundige aber sprach zu seinen Brüdern: »hört ihr Brüder, so eben hat die Mutter mit dem Juden ausgemacht, daß sie uns heute selber schlachten wollten, jetzt müssen wir fort von hier.« Da machten sich die drei Knaben auf und liefen in die Welt. Als sie so des Weges zogen, sprach der Herzenskundige zu dem von seinen Brüdern, welcher den Kopf des Huhns gegessen hatte: »du wirst König werden, und ich wünsche nur, daß du dich unserer dann erinnern mögest.«

Nachdem sie noch eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie in eine Stadt, deren König gestorben war, und die Einwohner hatten unter sich ausgemacht, daß

derjenige König werden solle, welcher am nächsten Morgen zuerst an dem Palast vorübergehn würde. Da traf es sich, daß an jenem Morgen grade die drei Brüder zuerst an dem Palaste vorüberzogen, und daß jener, welcher den Kopf des Huhnes gegessen hatte, den andern voranging. »So«, rief der Herzenskundige, »nun bist du König geworden, und ich wünsche nur, daß du dich auch unserer dann und wann erinnern mögest.« Darauf kamen die Stadtältesten heran und begrüßten ihn als ihren König, führten ihn in den Palast und setzten ihn auf den Thron; der Herzenskundige aber sprach zu dem andern Bruder: »komm, nun wollen wir weiter ziehen und auch unser Glück suchen, vorher aber wollen wir drei jeder dem andern eine Rose geben, und wenn einer sieht, daß die Rose des andern welkt, so soll er sich aufmachen und ihn aufsuchen.« Als das geschehen war, nahmen die Brüder Abschied von dem neuen König und zogen aus, um ihr Glück zu suchen.

Nachdem sie eine Weile gewandert waren, sagte der Herzenskundige zu seinem Bruder: »du wirst auch König werden, und wenn das geschieht, so vergiß mich nicht.« Darauf kamen sie in eine andere Stadt, deren König auch gestorben war und wo die Bürger denselben Beschluß gefaßt hatten, wie in der ersten. Als nun der Bruder des Herzenskundigen an dem bestimmten Morgen zuerst am Palaste vorüberging, da nahmen sie ihn zu ihrem König

an. Darauf sprach der Herzenskundige zu dem neuen König: »jetzt will ich weiter ziehn und mein eignes Glück suchen; nimm aber diese Rose, und wenn die zu welken anfängt, so denke an mich und mache dich auf, und komme zu mir.« Darauf gab ihm der neue König auch eine Rose und bat ihn, daß er es ebenso machen solle.

Nach einer Weile verheiratete sich der zweite Bruder mit einer Königstochter, und als die sah, daß an jedem Morgen tausend Goldstücke unter dem Kopfkissen des Mannes lagen, bat sie ihn so lange, ihr zu sagen, von wo ihm dieses Geld käme, bis er es ihr in einer schwachen Stunde anvertraute. Als nun eines Tags der König krank wurde, da gab ihm seine Frau ein Brechmittel, und als er das genommen hatte, brach er auch die Leber des Huhnes aus, und diese nahm seine Frau, ohne daß er es merkte, und verschluckte sie. Von da an fanden sich die Goldstücke unter dem Kopfkissen der Königin. Am ersten Morgen glaubte er, daß sie seine Frau ihm unter dem Kopfkissen weggezogen, als er es aber am andern Morgen ebenso fand, da fing er an mit seiner Frau zu hadern, doch diese machte wenig Umstände und jagte ihn fort.

Da sahen seine Brüder, daß seine Rose zu welken anfing; sie machten sich also auf, um ihn aufzusuchen, und fanden ihn im größten Elende. Er erzählte ihnen, wie

es ihm ergangen sei, und sie nahmen ihn mit sich. Kurz darauf erkrankte die Königin und ihre Krankheit wurde so schwer, daß ihr kein Arzt helfen konnte; da meldete sich auch der Herzenskundige als Arzt bei ihr; die Königin nahm ihn an, und sagte ihm, daß sie gerne alle Arzenei nehmen wolle, die er ihr geben würde, daß es aber nur kein Brechmittel sein dürfe. Doch dieser sprach: »wenn du nicht ohne Widerrede die Arzenei nehmen willst, die ich dir für deine Krankheit gebe, so kannst du auch nicht gesund werden«, und tat dabei, als ob er weggehen wollte. Da rief ihn die Königin zurück und nahm die Arzenei, die er ihr gab. Das war aber ein starkes Brechmittel, von dem sie auch die Leber des Huhns ausbrach; der Herzenskundige nahm sie heimlich weg und brachte sie seinem Bruder, der sie sogleich verschluckte. Der Königin aber vergalt der Herzenskundige Böses mit Guten und gab ihr ein anderes Mittel, das sie vollkommen gesund machte.

Darauf gingen die drei Brüder mit einander in das Königreich des ersten, und dieser regierte als König, die beiden andern aber standen unter ihm und richteten über das Volk mit großer Gerechtigkeit und Weisheit, so daß sie den Namen »die gerechten Richter« erhielten.

Doch nun wollen wir die drei Brüder verlassen und uns nach deren Eltern umsehn.

Nachdem ihr Vater die Welt durchreist hatte, sehnte er sich nach Frau und Kind und ging heim. Er fand aber sein Haus ganz verfallen und niemand darin als seine Frau. Da fragte er sie, »was aus ihren Kindern und ihren Reichtümern geworden sei.« Sie antwortete: »das Geld haben unsere Gläubiger genommen und die haben auch die Häuser zerstört, die Kinder aber sind gestorben.« »Was sagst du?« rief da der Mann, »daß dich die Schlange bisse! komm mit vor die gerechten Richter, die sollen unsere Sache richten.« »Gut, laß uns gehn«, antwortete die Frau.

Sie machten sich also auf und erschienen vor den gerechten Richtern; doch der Herzenskundige erkannte sie sogleich und sagte seinen Brüdern: »das sind unsere Eltern, laßt euch aber nichts merken.« Darauf fragten sie dieselben, »was sie wollten«, und nun fing der Mann an und erzählte alles, was ihm begegnet sei. Dann fragten sie die Mutter, »was sie mit ihren Kindern angefangen habe?« sie blieb aber dabei, »daß sie gestorben wären.« Da begann der Herzenskundige und sprach: »hast du es nicht so und so mit deinen Kindern gemacht?« Doch sie antwortete, »daß sie von dem allem nichts wisse.« Da riefen die Brüder: »siehe uns an, wir sind deine Söhne«, und dann befahlen sie den Henkern, sie wegzuführen und hinzurichten; ihren Vater aber behielten sie bei sich.

37. *Der Königssohn und der Bartlose.*

Es war einmal ein König, der war schon zwölf Jahre verheiratet, ohne Kinder zu bekommen; nach zwölf Jahren aber wurde der Leib seiner Frau gesegnet, und als er dies erfuhr, sprach er zu ihr: »weil ich verreisen muß, so sollst du mir, wenn du einen Knaben bekommst, diesen schicken, sobald er sechzehn Jahr alt ist, und sieh dich dann vor, daß du ihm keinen Bartlosen zum Führer gibst; wenn du aber eine Tochter bekommst, so mag sie bei dir bleiben und du kannst sie verheiraten, wie es dir gut scheint.« Darauf reiste er ab.

Die Königin bekam aber einen Knaben, und als er heranwuchs, schickte sie ihn in die Schule, und dort nannten ihn die Kinder Bastard. Da fragte er eines Tages seine Mutter: »sage mir, Mutter, warum rufen mich die Kinder Bastard? habe ich denn keinen Vater?« und diese antwortete ihm: »ja wohl hast du einen, mein Kind, und das ist sogar ein König; wenn du groß bist, so werde ich dich zu ihm schicken.« Als das der Knabe hörte, sagte er: »schicke mich nur gleich zu ihm, denn hier halte ich es nicht länger aus«, und setzte seiner Mutter so lange zu, bis diese sich entschloß, ihm den Willen zu tun, und auf den Markt ging, um einen Pferdetreiber zu suchen, mit dem er zu seinem Vater reisen könne. Sie fand aber dort nur einen bartlosen Treiber, der in die Stadt wollte, wo

sich der König aufhielt, und da sie sich erinnerte, daß ihr der König aufgetragen hatte, den Knaben nicht mit einem Bartlosen zu schicken, so ging sie wieder nach Hause. Am zweiten Tage ging es ihr grade so, sie fand wieder nur einen bartlosen Pferdetreiber; und als sie am dritten Tage wieder ausging, um nach einer Gelegenheit zu suchen, da fand sich wieder nur der eine und der Treiber war wieder bartlos. Weil ihr aber der Knabe mit seiner Ungeduld keine Ruhe mehr ließ, so entschloß sie sich, ihn in Gottes Namen mit einem Bartlosen gehn zu lassen. Sie machte nun alles für die Reise Nötige zurecht und schickte ihn zum Vater.

Unterwegs bekam der Prinz Durst und verlangte von dem Pferdetreiber Wasser. Dieser aber vertröstete ihn, daß sie weiter vorn an einen Brunnen kommen würden. Nach einer Weile rief der Prinz wieder: »ich sterbe vor Durst«, und der Bartlose antwortete: »wir werden gleich an dem Brunnen sein.« Als sie endlich bei dem Brunnen ankamen, ließ er den Prinzen an einem Seile herunter, damit er Wasser trinken können, und nachdem dieser sich satt getrunken, rief er dem Bartlosen zu: »zieh mich herauf.« Der aber erwiderte: »ich ziehe dich nicht eher herauf, als bis du mir versprichst, daß du mir deine Kleider geben und die meinigen anziehen willst, daß du mich auf dem Pferde reiten lassest und hinter mir als Treiber hergehst und daß du mich überall für den

Königssohn ausgibst, und wenn dir das nicht Recht ist, so magst du unten bleiben.« Was wollte der Prinz machen? er mußte endlich nachgeben und versprechen, was jener verlangte. Der war aber mit dem bloßen Versprechen nicht zufrieden, sondern verlangte einen Eidschwur, und da schwor denn der Prinz, daß er ihn erst dann verraten wolle, wenn er gestorben und von den Toten wieder auferstanden wäre. Darauf zog ihn der Bartlose heraus, nahm ihm seine schönen Kleider, setzte sich auf das Pferd und ließ den Prinzen als Treiber hinterher gehn, und so kamen sie zum König. Dieser empfing sie mit großem Pompe und schickte ihnen seine Pauker und Trompeter und viele Hofbeamte entgegen. Als er aber den Bartlosen erblickte, da wollte es ihm nicht recht in den Sinn, daß dies sein Sohn sei, und der junge Pferdetreiber sah ihm viel mehr danach aus, doch da er glaubte, daß es einmal nicht anders sein könne, so empfing er den Bartlosen wie seinen Sohn, und ließ ihm alle diesem zukommenden Ehren erweisen.

Der König hatte einen großen Garten, in dem hatte sich ein alter blinder Drache angesiedelt, und so oft der König darin spazieren gehn wollte, mußte man dem Drachen einen Menschen zu fressen geben. Als nun der Prinz von dem Garten hörte, verlangte er hineingeführt zu werden.

Der König aber sagte ihm, daß er grade Niemanden habe, den er dem Drachen zu fressen geben könne. Da rief der Bartlose: »wir wollen meinen Pferdeknecht dazu nehmen.« Der König meinte freilich: »es wäre doch Schade um das junge Blut«, als aber der Bartlose darauf bestand, wollte er ihm nicht gleich von Anfang durch den Sinn fahren, und ließ ihm seinen Willen.

Was die beiden mit einander sprachen, hatte aber der Prinz mit angehört, er lief also in den Stall und versteckte sich dort weinend bei einem alten lahmen Pferde. Das fragte ihn: »warum weinst du, mein Sohn?« Er aber antwortete: »weil sie mich dem alten Drachen vorwerfen wollen.« Darauf sprach das Pferd: »fürchte dich nicht, sondern laufe zum Fleischer und hole dir dort drei Stücke Rinderfett, und wenn sie dich dem Drachen vorwerfen, so gib ihm ein Stück nach dem andern zu fressen, und davon wird er wieder sehend werden, und aus Dankbarkeit wird er dich fragen, was er dir erweisen solle für die Wohltat, die du ihm erwiesen hast, und dann sollst du sagen: lehre mich die Sprache aller Tiere. Darauf wird er dich verschlucken und in seinem Bauche wirst du die Sprache aller Tiere lernen.«

Der Prinz machte es, wie ihm das alte Pferd gesagt hatte, und als der alte Drache das Rinderfett gefressen, wurde er wieder sehend. Darauf verschluckte er den

Prinzen und lehrte ihm in seinem Bauche die Tiersprache; und als er ausgelernt hatte, spie er ihn wieder aus, verließ dann des Königs Garten und kroch in den Wald, weil er wieder sehen konnte.

Der Prinz kehrte nun an den Hof zurück, und der König freute sich, daß er wieder da war, aber der Bartlose war sehr zornig darüber. Da geschah es einst, daß sich der König im Garten rasieren ließ, und daß der Bartlose und der Prinz zugegen waren. Während des Rasierens kamen zwei Vöglein und zwitscherten mit einander, und das eine sprach zum andern: »guten Tag, guten Tag, ich habe meine Eier gelegt und sie ausgebrütet und meine Jungen sind ausgekrochen.« Als das der wahre Prinz hörte, da lachte er, der Bartlose aber fragte ihn: »was hast du zu lachen, etwa darüber, daß sich mein Vater rasieren läßt?« »Nein«, antwortete der Prinz, »sondern weil ich zwei Vögel mit einander zwitschern hörte, deren Federn wie die Haare der Goldgelockten glänzten.« Der Bartlose aber sagte darauf: »wo hast du die Goldgelockte gesehen? geh gleich und hole sie her.«

Da ging der Prinz wiederum in den Pferdestall und weinte, und als ihn das alte einäugige Pferd weinen sah, fragte es ihn: »was fehlt dir, mein Sohn, und warum weinst du?« Der Prinz antwortete: »ich soll die

Goldgelockte holen, und weiß doch nicht, wo sie ist und wie ich es anstellen soll.« Darauf sprach das Pferd: »sage nur, daß du gehen wollest, und wenn sie dir sagen, daß du dir ein Pferd für die Reise aus dem Marstalle wählen sollst, so wähle mich.«

Da erklärte sich der Prinz bereit, die Goldgelockte zu holen, und als ihm der König sagte, daß er sich zu dieser Reise ein Pferd aus seinem Marstalle aussuchen solle, wählte er jenes alte lahme Pferd, und machte sich mit ihm auf den Weg. Nachdem er eine Weile geritten war, stieß er auf einen großen Haufen Ameisen, welche nicht über einen Bach konnten. Da sprach das Pferd: »gehe hin und lege einen Zweig über den Bach, damit sie hinüber können, und wenn sie dich fragen, was sie dir für einen Dienst erweisen sollten für die Wohltat, die du ihnen getan, dann verlange einen Ameisenflügel von ihnen und daß, wenn du ihn verbrennen würdest, sie alle kommen sollten.« Der Prinz tat, was ihm das Pferd gesagt hatte; er legte einen Zweig über den Bach, so daß alle hinüber konnten, und erhielt dafür einen Ameisenflügel von ihnen.

Als er wieder eine Strecke weiter geritten war, kam er zu einem Bienenstock, dessen Waben ein Bär verzehrte. Da sprach das Pferd: »töte den Bären und verlange auch von den Bienen einen Flügel«; und der Prinz ging hin,

tötete den Bären, und als ihn die Bienen fragten, wie sie ihm für diese Wohltat vergelten könnten, so ließ er sich von ihnen einen Flügel geben und dabei versprechen, daß sie zu ihm kommen wollten, wenn er ihn verbrennen würde.

Als er wieder eine Strecke geritten war, kam er zu einem Rabenneste, bei dem saß eine Schlange und fraß die Jungen aus dem Neste, ohne daß es die Eltern wehren konnten. Auf den Rat des Pferdes tötete er die Schlange und ließ sich vom Rabenvater eine Feder geben und dabei versprechen, daß er zu ihm kommen wolle, sobald er die Feder anbrennen würde.

Endlich kam er bei der Goldgelockten an, und sagte, daß er gekommen sei, um sie zu werben, und diese antwortete: »ich will dich nehmen, wenn du im Stande bist, vier untereinander gemengte Pferdelasten Weizen, Gerste, Spelt und Mais in einem halben Tage auseinander zu lesen.« Er aber sprach: »das ist eine Kleinigkeit für mich.« Man sperrte ihn also mit dem vermengten Getreide in eine Stube ein, und als er allein war, verbrannte er den Ameisenflügel, und sogleich kamen alle Ameisen herbei und waren mit der ganzen Arbeit in einer Stunde fertig. Als die Ameisen abgezogen waren, klopfte er an die Türe und ließ die Goldgelockte rufen, weil er mit der Arbeit fertig sei.

Darauf sagte der Vater der Goldgelockten: »ich werde meine Tochter nun mit allen Frauen der Stadt tanzen lassen und diese sollen alle verschleiert sein, und wenn du sie aus allen herausfinden kannst, so sollst du sie haben.« Da verbrannte der Prinz den Bienenflügel und sofort erschien der Weisel und sprach zu ihm: »ich werde um alle Frauen fliegen, und sobald ich mich auf eine setze, so mußt du sie packen.« Als nun die Frauen tanzten, da flog der Bienenweisel von der einen zur andern, und setzte sich endlich auf die Goldgelockte, und nun sprang der Prinz auf sie los und packte sie.

Darauf sagte sie zu ihm: »wenn du mir nun noch das Wasser des Lebens bringst, so sollst du mich ganz gewiß haben.« Da verbrannte der Prinz die Rabenfeder und sofort kam der Rabe angeflogen. Als er aber hörte, was der Prinz von ihm verlange, meinte er: »das ist kein leichtes Stück, denn der Berg, in dem die Quelle des Lebenswassers ist, öffnet sich nur für einen Augenblick und schnappt dann wieder zu, aber ich will es versuchen.« Er ließ sich darauf vom Prinzen eine Kürbisflasche geben und flog damit fort und nach einer kleinen Weile brachte er sie gefüllt zurück.

Darauf nahm der Prinz die Goldgelockte und brachte sie zu dem Könige. Dort wollte ihr der Bartlose aufwarten und ihr bei Tisch die Speisen reichen, aber die

Goldgelockte sagte: »ich will nicht von deiner Hand essen, sondern von der Hand dessen, der mich hergebracht hat.« Der Prinz brachte ihr also jeden Tag die Speisen und sie ließ ihn dann mit sich essen. Darüber wurde der Bartlose so zornig, daß er nur darauf sann, wie er den Prinzen mit guter Art umbringen könne. Eines Tages sagte er ihm daher: »komme, wir wollen in die Berge gehen und für die Goldgelockte Schnecken lesen«, und als sie an einen Abgrund kamen, sprach er zu ihm: »sieh einmal hinunter, ob Niemand unten ist«, und während der Prinz hinunter sah, gab er ihm einen solchen Stoß, daß er in den Abgrund stürzte und von dem Falle starb.

Darauf kochte der Bartlose die Schnecken auf das beste und trug sie zu der Goldgelockten, um sie mit ihr zu essen. Als sie den Bartlosen mit der Schüssel in der Hand sah, fragte sie ihn: »und wo ist der, welcher mich hierher gebracht hat?« Der Bartlose antwortete: »er ist beim Schneckensuchen vom Felsen gestürzt.« Da sagte sie: »gehe hin und hole mir seine Leiche, denn bevor ich die nicht gesehen habe, glaube ich es nicht, und esse auch nicht eher von den Speisen, die du mir bringst.« Da ging der Bartlose hin und brachte ihr die Stücke des Zerschmetterten. Die Goldgelockte aber setzte diese zusammen, bestrich sie mit dem Wasser des Lebens, und das machte alle Wunden heil und gab dem Körper wieder

Leben.

Da stand der Prinz auf und ging sogleich vor den König; der hielt grade ein großes Fest, zu dem viele andere Könige und Große geladen waren, und die Gäste unterhielten sich grade damit, daß sie einander Geschichten erzählten. Drauf bat der Prinz den König um die Erlaubnis, auch eine Geschichte erzählen zu dürfen, und erzählte nun Alles was ihm von dem Bartlosen widerfahren war, und schloß damit, daß er sagte: »das ist meine eigene Geschichte, und ich darf sie jetzt erzählen, weil ich geschworen hatte, so lange zu schweigen, bis ich wieder vom Tode auferstehen würde.« Als das der König hörte, ließ er den Bartlosen greifen und in einem Kessel voll siedenden Öles zu Tode brühen. Den Prinzen aber vermählte er mit der Goldgelockten und darauf lebten sie herrlich und in Freuden. – Dort war ich nicht, du brauchst es also auch nicht zu glauben.

38. *Von einem, der Verstand, aber kein Geld hatte.*

Es war einmal ein Mann, der hatte viel Verstand, machte aber mit Vorsatz den Narren, und wiederholte, so oft er konnte: »ich habe Grütz im Kopf, aber kein Geld im Sack.« Das hörte eines Tages ein Jude und sprach zu ihm: »weißt du was, ich will dir Geld geben und dein Gesellschafter werden; denn ich möchte sehen, was du mit meinem Gelde und deinem Verstande anfängst.« Der Mann war das wohlzufrieden, er kaufte von dem Gelde, was ihm der Jude gab, eine große Menge von Schilfmatten und suchte nun nach einem Schiffe, um sie nach Ägypten zu verschiffen. Als er das gefunden und mit dem Schiffer über die Fracht einig geworden, fragte ihn der: »aus was besteht deine Ladung?« und jener antwortete: »es sind Schilfmatten.« Da fing der Schiffer an zu lachen und sagte: »höre, Freund, das ist kein gutes Geschäft, denn in Ägypten sind die Matten noch einmal so wohlfeil, als hier.« Der Mann aber antwortete: »was geht dich das an, wenn du nur deine Fracht erhältst.« Der Schiffer verlud also die Matten und fuhr mit ihm ab, aber wer davon hörte, der lachte und meinte, dem Juden wäre ganz Recht geschehen, warum habe er sich mit dem Narren eingelassen, und auf der ganzen Reise war der Mann die Zielscheibe für die Kaufleute, welche auf

demselben Schiffe nach Ägypten fuhren.

Als sie dort ankamen, ließ der Mann die Matten an den Strand bringen und auf einen großen Haufen zusammenschichten; darauf legte er Feuer an die Matten und verbrannte sie zu Asche. Als es nun Nacht geworden war, kamen die Seepferde aus dem Meere, fraßen von der Asche und spien dafür Edelsteine aus, und am andern Morgen sammelte der Mann sechshundert Edelsteine von unschätzbarem Werte. Darauf ging er hin und ließ zwölfhundert Lehmsteine machen und in sechshundert davon steckte er die Edelsteine. Er mietete nun dasselbe Schiff, mit dem er gekommen war, für die Rückreise, und ließ die Backsteine mit den Edelsteinen unten hin, die leeren aber oben darauf legen. Als der Schiffer sah, worin seine Rückfracht bestand, da lachte er und sagte: »du machst schöne Geschäfte, Matten bringst du nach Ägypten, und Lehmsteine führst du von da aus.« Doch der Kaufmann versetzte: »was kümmert es dich, was du fährst, wenn du nur deine Fracht erhältst?« Unterwegs aber war er wieder die Zielscheibe der Kaufleute, welche mit ihm gekommen waren und auf demselben Schiffe zurückfuhren.

Als sie halbwegs waren, entstand ein solcher Sturm, daß das Schiff zu sinken drohte, wenn sie nicht einen Teil

der Ladung über Bord würfen. Da sagten die Kaufleute zu dem Manne, daß er seine Backsteine über Bord werfen solle, und daß sie ihm dafür geben wollten, was sie wert seien, und als dieser verlangte, daß ihr Wert durch Schiedsrichter bestimmt werden solle, so waren sie das zufrieden. Darauf ließ er die sechshundert oberen Backsteine über Bord werfen und das Schiff wurde dadurch so erleichtert, daß es den Sturm bestand und sie glücklich nach Hause kamen.

Als sie ans Land gestiegen waren, verlangte der Mann, daß ihm die Kaufleute seine Lehmsteine bezahlen sollten. Sie gingen also zu dem Richter, damit er die Lehmsteine abschätzen lasse. Statt der Lehmarbeiter verlangte aber der Mann dazu Juwelenhändler. Da lachte der Richter, der Mann aber schlug einen von den Backsteinen entzwei und zeigte ihm den Edelstein, der darin stak. Als das der Richter sah, berief er Juweliere, ließ die Edelsteine ordnungsgemäß abschätzen und verurteilte jene Kaufleute, ebensoviel zu bezahlen, als diese wert waren. Da aber ihr Vermögen nicht einmal ein Zehntel dieser Summe ausmachte, so mußten sie Sklaven jenes Mannes werden.

Gleich bei seiner Ankunft und bevor er noch seine Backsteine ausgeladen hatte, war der Jude, sein Gesellschafter, zu ihm gekommen, und hatte ihm erklärt,

daß er von seinen Handelsunternehmungen nichts wissen wolle und zufrieden wäre, wenn er das Geld wieder erhielte, was er ihm gegeben habe; und jener erwiderte, daß er das zufrieden sei. Als aber der Jude erfuhr, welche Reichtümer sein Gesellschafter erworben habe, da verlangte er freilich seinen Anteil. Doch der Mann berief sich auf die Zeugen, vor denen sie sich vertragen hatten, gab ihm keinen Heller mehr, als er von ihm erhalten hatte, und behielt alles andere für sich.

39. *Lügenmärchen.*

Es war einmal ein Lügner, der hatte eine bildschöne Tochter und machte bekannt, daß er sie demjenigen zur Frau geben wolle, der ihn im Lügen übertreffe. In seiner Wohnung hatte er einen Hahn, eine Katze und einen Hund. Da kam eines Tages ein Lügner zu ihm und sagte, daß er sich mit ihm versuchen wolle. Der Alte erwiderte, er sei das zufrieden, und fragte ihn, indem er auf seinen Hahn zeigte: »hast du jemals einen so schönen Hahn gesehen?« »Nein«, sagte jener, und darauf jagte ihn der Alte fort und sprach: »mache daß du fortkommst, du bist nicht für meine Tochter.«

Am andern Tage kam ein anderer Lügner und der Alte tat dieselbe Frage. Da sagte dieser: »als sich meine Mutter verheiratete, hatten wir einen Hahn und mit dem schickte sie mich in die Stadt, um mit ihm eine Last Wein und Mehl zu holen, aber unterwegs wurde mir der Mehlsack und der Weinschlauch gestohlen; was sollte ich nun anfangen? Doch ich verlor den Mut nicht, sondern fing mir eine Laus und einen Floh, balgte sie aus und in das Lausfell tat ich das Mehl und in den Flohschlauch den Wein, belud damit den Hahn und brachte es meiner Mutter.

Zu der Hochzeit meiner Mutter luden wir die ganze Welt ein, ich wollte aber auch unseren Herrgott dabei

haben. Ich stieg also auf den Hahn, um auf ihm in den Himmel zu reiten und ihn einzuladen, und nahm auch unsere Katze mit. Als ich ans Meer kam, ging ich hinein, um durchzuschwimmen, und nachdem ich eine Zeitlang geschwommen war, fand ich eine Wassermelone; ich wollte sie aufschneiden, während ich sie aber aufschnitt, verlor ich in der Melone mein Messer. Ich schlüpfte also hinein, um es zu suchen. In der Melone fand ich einen Derwisch, zu dem sagte ich, daß ich mein Messer in der Melone verloren hätte, der half mir suchen, wir konnten es aber nicht finden, und vorgestern, als ich an ihr vorbeikam, versanken mir in der Melone vier Lasten Wolle.

Endlich kam ich zu unserem Herrgotte, er war aber zu stolz um die Einladung anzunehmen; doch schickte er seinen Sohn. Als ich darauf zur Hochzeit zurückkehren wollte, fand ich unterwegs ein goldenes Buch; ich stieg vom Hahne um es zu holen, machte es auf und las und las und im ganzen Buche stand immer dasselbe.« – »Was denn?« fragte der Lügner neugierig; und jener sprach: »darin stand, daß du mir deine Tochter zur Frau geben sollst.« Da lachte der Alte und gab ihm seine Tochter zur Frau.

40. *Der Fischersohn und die Prinzessin.*

Es war einmal ein Fischer, der hatte einen Knaben, welcher ebenso schön als klug war. Eines Tages ging er zur Stadt, um die Fische zu verkaufen, die er gefangen hatte, und nahm auch seinen Knaben mit, um ihn dort in die Schule zu geben. Als sie in die Stadt kamen, gab er dem Knaben die drei größten und schönsten Fische, die er hatte, und sagte ihm, er solle sie dem König zum Geschenke bringen. Statt zum Könige, trug der Knabe aber die Fische zu dessen Tochter, welcher er so wohl gefiel, daß sie ihm eine Handvoll Goldstücke schenkte. Als der Knabe das Gold seinem Vater zeigte, erschrak dieser und rief: »dies Gold wirst du irgendwo gestohlen haben«, und der Knabe hatte große Mühe seinen Vater zu überzeugen, daß es ihm die Prinzessin gegeben habe. So oft er ihr darauf Fische brachte, schenkte ihm die Prinzessin eine Handvoll Goldstücke. Einmal ging der Fischer allein zu ihr, und da fragte sie ihn: »warum hast du deinen Sohn nicht mitgebracht?« Dieser aber antwortete, daß er in der Schule sei. Sie befahl ihm darauf ihn zu holen, und als er ihn gebracht hatte, sagte sie zu ihm: »diesen Jüngling will ich zum Manne haben. Nimm also dieses Geld und schicke ihn damit auf die Hochschule, damit er dort so lange studire, bis er ein gelehrter Mann wird.«

Der Fischersohn blieb so lange auf der Hochschule, bis er alles gelernt hatte, was dort zu lernen war, und kehrte darauf nach Hause zurück. Dort prüften ihn die Lehrer, und er bestand glänzend. Die Prinzessin aber war damit noch nicht zufrieden, sondern schickte ihn auf eine noch größere Hochschule und trug ihm auf, dort die geistliche und weltliche Musik zu studiren. Als er auch von da zurückkam, bat er den Kantor der Hauptkirche, an einem Feiertage statt seiner in der Kirche singen zu dürfen, und da sang er so schön und mit solcher Kunst, daß alle Welt, besonders aber der König sich nicht genug verwundern konnte. Als die Kirche zu Ende war, ließ daher der König den Jüngling zu sich rufen, und fand solches Wohlgefallen an ihm, daß er ihn zum Essen behielt, und als am Nachmittag die Besatzung zur Parade auszog, nahm er ihn dahin mit sich; da bat der Jüngling den König um Erlaubnis, die Militairmusik dirigiren zu dürfen, dieser aber ließ ihm mehrere Instrumente reichen, um zu sehen, ob er auch wirklich Musik verstehe, und der Jüngling nahm eines nach dem andern und spielte auf jedem mit solcher Kunst, daß der König davon entzückt wurde und ausrief: »dich und keinen andern will ich zum Schwiegersohne.« Als sie nun nach Hause kamen, machte der König wenig Umstände, sondern ließ seine Tochter kommen und sie mit dem Fischersohne einsegnen.

Wie nun der Fischersohn am Abend in das Brautgemach trat, da überlegte er, ob er sich ihr nähern solle, oder nicht, weil sie seine Wohltäterin und eine Prinzessin, und er nur ein Fischersohn sei, der ihr alles zu verdanken habe. Endlich faßte er Mut und näherte sich ihr. Da sprach die Prinzessin: »ach ich Ärmste! ich bin in die Hände eines Fischers gefallen.« Diese Worte kränkten aber den jungen Mann so sehr, daß er sich aufmachte, den Palast und die Stadt verließ und nach der Hochschule zurückwanderte. Als die Frauen der Prinzessin am andern Morgen in das Brautgemach traten, fanden sie sie dort allein, und als der König erfuhr, daß sein Schwiegersohn verschwunden wäre, ließ er die ganze Stadt nach ihm aussuchen und ihn sogar durch den öffentlichen Ausrufer ausschellen, aber er war nirgends zu finden, und es dauerte lange, bis es bekannt wurde, daß er auf der Hochschule sei.

Der Jüngling stellte sich aber dort, als ob er stumm wäre, und da er sehr beliebt war, so gaben sich die Ärzte große Mühe, um ihn zu heilen; doch alle Versuche waren vergebens. Als die Prinzessin das hörte, machte sie sich auf, reiste nach der Hochschule, ging zum König des Landes und sagte, man solle ihr den Stummen drei Tage lang anvertrauen, und wenn sie ihn in dieser Zeit nicht geheilt habe, so wolle sie ihr Leben verlieren. Der König ging auf dieses Verlangen ein, und gab ihr den Stummen

drei Tage lang in Pflege, und sie versuchte während derselben alles mögliche, um ihn zum Sprechen zu bringen, aber alles war vergebens. Als nun die drei Tage um waren, kamen die Leute des Königs, führten sie zur Stadt hinaus, um sie hinzurichten, und schlangen ihr den Strick um den Hals, an dem sie sie aufhängen wollten. Da erschien der junge Mann mit drei Nüssen in der Hand auf dem Richtplatze, und sprach zum Henker: »Gib mir die junge Frau für diese drei Nüsse.« Da freuten sich alle, daß er seine Sprache wieder erhalten habe, schnitten den Strick entzwei, und übergaben ihm die Frau. Zu der aber sprach er: »erinnere dich stets daran, daß du mich mit vielem Gelde und deinem eigenen Leben erkauft hast, ich dich aber um drei Nüsse erstand.«

41. *Vom Sonnenkinde.*

Es war einmal eine Frau, die bekam keine Kinder und war darüber sehr betrübt. Da sprach sie eines Tages zu dem Sonnenball: »lieber Sonnenball, schenke mir ein Mädchen, und wenn es zwölf Jahre alt ist, magst du es zurücknehmen.« Darauf schenkte ihr der Sonnenball ein Mädchen, das nannte die Frau Letiko und pflegte es mit großer Liebe, bis es zwölf Jahre alt war. Als nun eines Tages Letiko beim Kräutersuchen war, da kam der Sonnenball zu ihr und sprach: »Letiko, wenn du nach Hause kommst, so sage deiner Mutter, sie solle an das denken, was sie mir gelobt habe.« Da ging die Letiko nach Hause und sprach zu ihrer Mutter: »während ich Kräuter suchte, ist ein großer Herr zu mir gekommen und hat mir aufgetragen, dir zu sagen, daß du dich an das erinnern solltest, was du ihm gelobt hast.«

Als die Frau das hörte, erschrak sie sehr und verschloß sogleich die Türe und die Fenster des Hauses, verstopfte auch alle Risse und Löcher, und hielt die Letiko versteckt, damit der Sonnenball nicht kommen und sie holen könne. Aber sie vergaß das Schlüsselloch zu verstopfen, und durch dieses schickte der Sonnenball einen Strahl in das Haus, der packte das Mädchen und brachte es zu ihm. Eines Tages schickte er sie in die Strohhütte, um Stroh zu holen; das Mädchen aber setzte

sich auf den Strohhaufen und klagte: »wie dieses Stroh unter meinen Füßen seufzt, so seufzt mein Herzchen nach meinem Mütterchen«; und darüber blieb sie so lange weg, daß sie der Sonnenball fragte: »ei Letiko, wo warst du denn so lange?« – »Meine Pantoffeln sind mir zu groß und ich konnte damit nicht gehen.« – Da machte ihr der Sonnenball die Pantoffeln kürzer.

Ein andermal schickte er sie um Wasser zu holen, und als sie zu der Quelle kam, setzte sie sich hin und klagte: »sowie dies Wasser fließt, ebenso fließt mein Herzchen aus Sehnsucht nach meinem Mütterchen.« Sie blieb aber wieder so lange aus, daß sie der Sonnenball fragte: »ei Letiko, warum bist du denn so lange ausgeblieben?« – »Mein Überkleid ist so lang und hinderte mich am Gehen.« – Da schnitt ihr der Sonnenball das Überkleid ab.

Darauf schickte sie der Sonnenball wieder einmal aus, ihm ein Paar Sandalen zu holen, und als das Mädchen diese in der Hand trug, da fing es an zu klagen: »wie dies Leder knirscht, so knirscht mein Herzchen nach meinem Mütterchen.« Als sie darauf nach Hause kam, fragte sie der Sonnenball: »ei Letiko, warum kommst du denn so spät?« – »Meine Rotmütze ist mir zu weit und fiel mir über die Augen, und darum konnte ich nicht schnell gehen.« – Da machte er ihr auch die Mütze enger.

Aber am Ende merkte der Sonnenball doch, daß Letiko traurig sei; er schickte sie also wieder Stroh zu holen, und schlich ihr nach und hörte, wie sie um ihre Mutter klagte. Da ging er nach Hause, rief zwei Füchse und fragte sie: »wollt ihr die Letiko nach Hause bringen?« – »Ei, warum nicht?« – »Was wollt ihr aber essen und trinken, wenn ihr unterwegs hungrig und durstig werdet?« – »Da werden wir von ihrem Fleische essen und von ihrem Blute trinken.« – Als der Sonnenball das hörte, sagte er: »ihr taugt nicht zu diesem Geschäfte«, schickte sie wieder weg und rief zwei Hasen: »wollt ihr die Letiko zu ihrer Mutter bringen?« – »Ei, warum nicht?« – »Was wollt ihr aber essen und trinken, wenn ihr unterwegs hungrig und durstig werdet?« – »Wir werden Gräschen fressen und Quellchen trinken.« – »Da nehmt sie und bringt sie hin.«

Da machten sich die Hasen mit der Letiko auf, weil es aber weit bis zu ihrem Hause war, bekamen sie unterwegs Hunger, sie sagten also zu dem Mädchen: »steige auf jenen Baum, lieb Letiko, und bleibe so lange oben, bis wir uns satt gefressen haben.« Da stieg Letiko auf den Baum und die Hasen gingen grasen. Es dauerte aber nicht lange, so kam eine Lamia unter den Baum und rief: »Letiko, Letiko, komm herunter und sieh die schönen Schuhe, die ich anhabe.« – »Oh! Meine Schuhe sind viel schöner als deine.« – »Komm herunter, ich habe Eile,

denn mein Haus ist noch nicht gekehrt.« – »So gehe hin und kehre es, und komme wieder, wenn du fertig bist.« – Da ging die Lamia weg und kehrte ihr Haus, und als sie damit fertig war, kam sie wieder und rief: »Letiko, Letiko, komme herunter und sieh, was ich für eine schöne Schürze habe.« – »Oh, meine Schürze ist viel schöner als deine.« – »Wenn du nicht herunter kommst, so haue ich den Baum um und fresse dich.« – »Tue das und friß mich dann.« – Da hieb die Lamia aus allen Kräften in den Baum und konnte ihn doch nicht umhauen, und als sie das einsah, rief sie: »Letiko, Letiko, komme herunter, denn ich muß meine Kinder säugen.« – »So gehe hin, säuge sie, und komme wieder, wenn du damit fertig bist.« – Da ging die Lamia wieder weg, die Letiko aber rief: »Häschen! Häschen!« Da sagte der eine Hase zu dem andern: »höre, die Letiko ruft«, und nun liefen sie zu ihr so schnell sie konnten. Letiko stieg vom Baume und nun gings weiter. Die Lamia aber lief ihnen nach um sie einzuholen, und kam an einem Acker vorbei, auf welchem Leute arbeiteten. Da fragte die Lamia: »habt ihr Niemanden hier vorüberkommen sehen?« Die aber antworteten: »wir legen Bohnen.« – »Ei was! ich frage nicht danach, sondern ob Niemand hier vorüber gekommen ist?« – Die Leute aber antworteten: »bist du etwa taub? Bohnen, Bohnen, Bohnen legen wir.«

Als die Letiko in die Nähe ihres Hauses kam, da

gewahrte sie der Hund und rief: »hamm! hamm! siehe da kommt die Letiko«, und die Mutter sagte: »Hust! du Unglückstier! willst du mich vor Kummer bersten machen?« Darauf gewahrte sie der Kater auf dem Dache und rief: »miau! miau! siehe da kommt die Letiko«, und die Mutter sagte: »Zutu! du Unglückstier! willst du mich vor Kummer bersten machen?« Da gewahrte sie der Haushahn und rief: »kakaiku! kakaiku! siehe da kommt die Letiko«, und die Mutter sagte: »Siu! du Unglückstier! willst du mich vor Kummer bersten machen?« – Je näher die drei aber dem Hause kamen, desto näher kam ihnen auch die Lamia, und als der Hase zur Haustüre hineinschlüpfen wollte, da packte sie ihn an seinem Schwänzchen und riß es aus. Als nun der Hase hereinkam, stand die Mutter auf und sprach zu ihm: »sei willkommen, liebes Häschen! dafür daß du mir die Letiko gebracht hast, will ich dir auch dein Schwänzchen versilbern«; und das tat sie auch und lebte von da an mit ihrem Töchterchen glücklich und zufrieden.

42. *Der Priester und die Bartlosen.*

Es war einmal ein Priester, der ging eines Tags mit seinem Ochsen zum Brunnen, um ihn zu tränken. Dort fand er ein paar Bartlose, die sprachen zu ihm: »Ei, was hast du da für einen schönen Ochsen! wenn du ihm aber den Schwanz und das eine Horn abschnittest, so wäre er noch schöner.« Da zog der Priester sein Messer heraus und schnitt dem Ochsen den Schwanz und das eine Horn ab. Ein anderes Mal fand er sie wieder am Brunnen und da sagten sie ihm: »Ei, was hast du da für einen schönen Ochsen! wenn du ihm aber das zweite Horn und das eine Ohr abschnittest, so wäre er noch schöner.« Da zog der Priester sein Messer heraus und schnitt sie ab. Wieder einmal fand er sie beim Brunnen und da sagten sie zu ihm: »Ei, was hast du da für einen schönen Ochsen! wenn du ihm aber das andere Ohr und die Lippen abschnittest, so daß er lachte, so wäre er noch schöner.« Da zog der Priester sein Messer heraus und schnitt dem Ochsen auch das andere Ohr und die Lippen ab; davon verreckte aber das arme Tier.

Als der Priester sah, daß sein Ochse tot war, da rief er: »ach ihr bartlosen Lumpen, wie habt ihr mir mitgespielt! jetzt wartet, wie ich euch das heimzahlen werde.« Darauf setzte er sich auf seinen Esel, nahm eine Handvoll Goldstücke mit und ritt so zum Brunnen, um ihn

zu tränken. Als er dort die Bartlosen sah, ließ er heimlich die Goldstücke auf den Weg fallen und sprach: »hört Freunde, tut mir den Gefallen und lest mir die Goldstücke auf, die der Esel hat fallen lassen.« »Ei, macht denn dein Esel Goldstücke?« fragten ihn die Bartlosen, und der Priester antwortete: »ja, aber nicht jeden Tag.« – »Ist er dir nicht feil?« – »Warum nicht?« – »Wie viel willst du dafür?« – »Fünfzehntausend Piaster und keinen Heller weniger!« – Da brachten ihm die Bartlosen das Geld, und er gab ihnen dafür den Esel und sprach: »ihr müßt ihn in einen dunklen Stall bringen und ihm einen Kessel voll gesottener Erbsen und einen andern mit Wasser vorsetzen, und müßt ihn vierzig Tage darin lassen, ohne nach ihm zu sehen, und dann werdet ihr das Gold haufenweise im Stalle auflesen.« Die Bartlosen taten, wie ihnen der Priester gesagt hatte; von den gesottenen Erbsen schwoll aber der Bauch des Esels dermaßen an, daß er verreckte und mit den Beinen in der Höhe im Stalle lag. Als die Bartlosen nach einiger Zeit durch ein Loch in den Stall lugten und die Hufeisen blinken sahen, da sagten sie untereinander: »sehet wie die Goldhaufen glänzen!« Als sie aber am vierzigsten Tage den Stall öffneten und den Esel verreckt fanden, da sprachen sie: »wir wollen zum Priester gehen und von diesem unser Geld zurückverlangen.«

Sie gingen also zu ihm und verlangten ihr Geld, und

jener sprach: »kommt am Abend wieder, da will ich es euch geben.« Darauf sprach er zu seiner Frau: »du mußt heute Abend für die Bartlosen Essen kochen, denn ich habe sie eingeladen, und diesen Darm umbinden, der mit Blut gefüllt ist, und während sie da sind, mußt du recht verliebt mit ihnen tun, dann werde ich böse werden und dir den Darm mit dem Messer aufstechen, du aber mußt dich tot stellen, und wenn ich auf der Pfeife spiele, wieder lebendig werden.«

Als die Gäste am Abend kamen, machte es die Frau, wie ihr der Priester gesagt hatte, und dieser tat, als ob er zornig würde und sie erstäche. Wie das die Bartlosen sahen, riefen sie: »Ach! was hast du angestellt! du hast deine Frau umgebracht.« Jener aber sprach: »seid unbesorgt, ich will sie schon wieder lebendig machen.« Er nahm nun die Pfeife und spielte darauf und sofort wurde die Frau wieder lebendig. Da riefen die Bartlosen: »Ei, was hast du da für eine schöne Pfeife! wenn du sie uns gibst, so wollen wir dir das Geld schenken.« Da gab er ihnen die Pfeife und sie gingen hin und schlachteten ihre Weiber, und bliesen und bliesen auf der Pfeife, aber keine wollte wieder lebendig werden.

Da riefen sie: »ach! wie hat uns der Priester mitgespielt! kommt, wir wollen ihn dafür ins Wasser werfen.« Da packten sie ihn und steckten ihn in einen

Kasten und trugen ihn zu einem See. Unterwegs aber sprach einer: »kommt, laßt uns essen gehen und dann wollen wir ihn vollends hintragen und ins Wasser werfen.« Während der Priester so in der Kiste lag, da kam ein Schäfer mit seiner Herde gezogen und ging auf die Kiste zu, um zu sehen, was darin sei. Als ihn nun der Priester kommen hörte, rief er: »ich nehme die Prinzessin nicht, ich nehme sie nicht!« Da fragte ihn der Schäfer, was das zu bedeuten habe, und er antwortete: »ach! sie wollen mir die Tochter des Königs zur Frau geben, ich will sie aber nicht.« »Weißt du was«, rief da der Schäfer, »ich will mich statt deiner in die Kiste legen und die Prinzessin heiraten, und du magst dafür meine Schafe nehmen.« »So laß mich heraus«, rief der Priester. Da ließ er den Priester heraus und legte sich statt dessen in die Kiste, und der Priester nahm dessen Herde und trieb sie auf einem großen Umwege in das Dorf.

Als nun die Bartlosen wieder zum Kasten kamen, da rief der Schäfer was er konnte: »ich will die Prinzessin nehmen, ich will die Prinzessin nehmen!« Die Bartlosen aber lachten und glaubten, der Priester sei aus Todesangst närrisch geworden. Sie sprachen also: »deine Narrheit hilft dir nicht!« und warfen die Kiste ins Wasser, so daß der Schäfer darin ersaufen mußte.

Als sie nun wieder ins Dorf kamen, begegneten sie

dem Priester, welcher von der anderen Seite seine Herde eintrieb, und riefen: »Ei, wo hast du denn die Schafe her?« und dieser antwortete: »die habe ich auf dem Boden des Teiches gefangen, in den ihr mich geworfen habt, es ist aber nur ein kleiner Teil von denen, die da unten grasen, hättet ihr mich nur noch weiter hineingestoßen, so hätte ich noch viel mehr heraufgebracht.« Da sagten sie zu ihm: »willst du nicht mit uns kommen und uns auch hineinwerfen?« »Ei, warum nicht!« versetzte der Priester, ging mit den Bartlosen zum Teiche und warf einen nach dem andern hinein, wo es am tiefsten war. Da ertranken sie alle, und so blieb nur er allein mit seiner Frau im Dorfe zurück und lebte von da an in Glück und Überfluß.

43. *Die Schlange und ihre Eltern.*

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten keine Kinder, und die Alte sehnte sich einst so sehr nach einem Kinde, daß sie zu dem lieben Gott sprach: »lieber Gott, gib mir ein Kind und wenn es eine Schlange sein sollte.« Da wurde der Leib der Frau gesegnet, und als ihre Zeit kam, gebar sie eine Schlange und sie zog dieselbe groß. Nachdem aber die Schlange ausgewachsen war, da verließ sie das Haus ihrer Eltern, und machte sich eine Höhle unter einem Baume und wohnte darin.

Weil nun die Alte wieder allein war, wurde sie noch zänkischer als vorher, und als sie sich wieder einmal mit ihrem Manne zankte, sagte sie: »so halte ich es nicht länger aus, du alter Tropf, ich will zu meinem Sohne gehen und mir von ihm so viel geben lassen, daß ich leben kann.« Da ging sie zu der Höhle und fing an zu weinen und zu jammern, bis es die Schlange hörte und sie fragte, was sie wolle. Darauf sprach die Alte: »gib mir so viel, daß ich davon leben kann.« Und die Schlange gab ihr einen Esel und sagte: »nimm diesen Esel und füttere ihn nur mit Erbsen, und er wird dir Goldstücke machen.«

Die Alte nahm den Esel und fütterte ihn mit Erbsen, und dafür machte er ihr Goldstücke. Eines Tages aber kam die Alte auf den Einfall, den Esel zur Tränke zu

führen, und hörte nicht auf den Alten, der ihr vorhersagte, daß ihr der Esel davon laufen würde; und wie der gesagt hatte, so geschah es, der Esel lief fort und die Alte hatte das Nachsehen. Als sie nach Hause zurückkam, geriet sie mit ihrem Manne in Hader, und dabei wurden die Alten so heftig, daß sie einander in die Haare gerieten und sich so lange rauften, bis sie müde wurden.

Darauf sprach die Alte: »höre, du alter Tropf, ich gehe nun zu meinem Sohne, der gibt mir schon wieder etwas, um davon zu leben.« Darauf ging sie zu dessen Höhle und weinte und jammerte so lange, bis die Schlange herauskam und fragte, was sie wolle. – »Gib mir soviel, daß ich davon leben kann.« – »Ich gab dir ja den Esel.« – »Der ist mir fortgelaufen.« – »So nimm diesen Krug, der wird alles tun, was du zu ihm sagst.«

Da nahm die Alte den Krug und ging damit nach Hause, und der tat alles, was sie ihm hieß. Als aber der König von diesem wunderbaren Kruge hörte, ging er zu der Alten und sagte: »ich gebe euch ein ganzes Haus voll Goldstücke für diesen Krug.« Der Handel gefiel der Alten und sie wollte den Krug hergeben, aber der Alte widersetzte sich, und sie gerieten darüber dermaßen hintereinander, daß sie sich schlugen und rauften, bis sie nicht mehr konnten. Die Alte bestand auf ihrem Sinne;

sie gab dem König den Krug und erhielt dafür ein Haus voll Goldstücke. Als sie aber dieses Geld verzehrt hatten, da sagte die Alte: »höre du alter Tropf, ich will zu meinem Sohne gehn, damit mir der wieder etwas gibt, um davon zu leben.« Sie ging darauf zur Höhle und weinte und jammerte so lange, bis die Schlange hervorkam und fragte, was sie wolle; als sie aber erfuhr, daß die Alte den Krug an den König verkauft habe, da sprach sie: »gehe hin, Alte, und sage dem Alten, daß er zu mir kommen solle.« Wie nun der Alte zur Höhle kam, sprach die Schlange zu ihm: »wenn du wieder zu Hause bist, so sage einmal zu deinem Stabe: Wurr Stäbchen! und dann sollst du sehn, was er dir für schöne Sachen bringt.« Drauf ging der Alte nach Hause und rief: »Wurr Stäbchen!« Da fuhr ihm dieser aus der Hand und schlug die Alte tot und von da an hatte der Alte ein ruhiges Leben.

44. *Von den Feigen, die Hörner erzeugen und Hörner vertreiben.*

Es war einmal ein Priester, der besaß großen Reichtum und hatte drei Söhne, und zu seiner Zeit lebte in einer Nachbarstadt eine unverheiratete Königin.

Eines Tages nun sprach der älteste Sohn des Priesters zu seinem Vater: »Vater, gib mir einen Beutel voll Geld, ich will in die Stadt gehn und versuchen, ob ich die Königstochter zu sehn bekomme, vielleicht gefalle ich ihr und nimmt sie mich zum Manne.« Da gab ihm der Priester eine große Summe Geldes und mit dieser machte er sich auf und ging nach der Stadt, aber trotz aller Festlichkeiten, die er anstellte, und allem Aufwande, den er machte, konnte er es nicht dahin bringen, die Königin zu Gesicht zu bekommen, und als er alles Geld vertan hatte, was ihm der Vater gegeben, kehrte er betrübt nach Hause zurück.

Darauf sprach der zweite Sohn des Priesters: »Vater, gib mir einen Beutel voll Gold, ich will in die Stadt und dort mein Glück versuchen, vielleicht gelingt es mir besser als meinem Bruder.« Er war aber nicht glücklicher als dieser, und als er all sein Geld vertan hatte und nach Hause zurückkehrte, da sprach der Jüngste: »Vater, nun will ich es versuchen, du mußt mir aber noch mehr Geld geben, als den bei den andern!« und nachdem

er alles bekommen hatte, was er verlangte, zog er damit zur Stadt. Doch ging es ihm dort um kein Haar besser als seinen Brüdern, denn er mochte machen, was er wollte, er bekam die Königin nicht zu sehn.

Nachdem er all sein Geld vertan hatte und ihm nur noch ein einziges Kupferstück übrig geblieben war, machte er sich auf, um heimzugehn. Unterwegs aber begegnete er einem Schäfer und der fragte ihn, was ihm fehle, weil er so betrübt aussehe. Da erzählte ihm der Priestersohn seinen Kummer und der Schäfer fragte ihn: »Ist dir denn von all deinem Gelde gar nichts übrig geblieben, womit wir noch einen Versuch anstellen könnten?« Der Priestersohn zog statt der Antwort sein Kupferstück aus der Tasche, der Schäfer aber sprach: »gib es nur her, das reicht schon hin.« Darauf kaufte er mit dem Kupferstücke ein junges Böcklein, und sie kehrten damit zur Stadt zurück vor die Fenster der Königin und taten, als ob sie dort das Böcklein schlachten wollten, aber nicht wüßten, wie sie sich dazu anstellen sollten; sie zogen das Böcklein hin und her, daß es elendiglich zu schreien anfing, und verführten dabei einen solchen Lärm, daß die Königin endlich aufmerksam wurde und nach der Ursache fragte. Man sagte ihr, es wären draußen zwei närrische Menschen, die nicht wüßten, wie sie ein Zicklein schlachten sollten. Da wurde die Königin neugierig, trat ans Fenster und

belustigte sich darüber, wie sich die beiden Narren zu ihrem Geschäfte so verkehrt anstellten. Endlich aber verlor sie die Geduld und rief: »He! ihr Ochsen, wißt ihr nicht einmal, wie man ein Böckchen schlachtet? so und so müßt ihr es machen«, und die beiden befolgten ihre Anweisungen und schlachteten das Böckchen. Als sie es aber aufblasen wollten, um es auszuhäuten, da stellten sie sich ebenso dumm an wie beim Schlachten. Der eine blies von vorn und der andere blies von hinten und konnten es doch nicht fertig bringen; und das trieben sie so lange, bis die Königin sich satt gelacht und ihnen zurief, wie sie sich dabei anstellen sollten. Da machten sie es, wie sie die Königin anwies, und nachdem sie fertig waren, legten sie sich nieder, um zu schlafen. Aber sie blieben nur so lange ruhig, bis sich im Schlosse alles zur Ruhe gelegt hatte; dann standen sie auf und brüllten und stießen sich mit den Köpfen an einander wie die Ochsen, so daß Niemand im Schlosse schlafen konnte. Da befahl die Königin, sie in das Schloß zu lassen. Man ließ sie also hinein und führte sie in den großen Saal, damit sie dort schlafen sollten. Aber sie hielten keine Ruhe und setzten dort ihr altes Spiel fort, indem sie wie die Ochsen brüllten und mit den Köpfen aneinander stießen. Darauf befahl die Königin, sie von einander zu trennen, und ließ den einen in das Gemach bringen, in dem sie selbst schlief.

In der Nacht aber stand der Priestersohn auf, trat an

das Lager der Königin und fragte: »wie viel Uhr ist es, Frau Königin?« Sie antwortete: »warum schläfst du nicht und fragst nach der Uhr?« und er erwiderte: »weil meine Uhr schon 6 zeigt und es mir dafür noch viel zu früh scheint.« »Was«, rief die Königin, »du hast eine Taschenuhr? Hinaus mit dem Lumpen aus meinem Schlosse!« und sogleich erschienen die Wachen und warfen sie zum Schlosse hinaus.

Als beide nun vor dem Schlosse standen, da begehrte der Priestersohn von dem Schäfer das Kupferstück, das er ihm gegeben hatte; dieser aber antwortete: »was fällt dir ein? habe ich denn nicht mein Wort gehalten und dir dazu verhelfen, die Prinzessin zu sehn?« Jener aber ließ nicht ab von seiner Forderung und so kamen sie allgemach von Worten zu Schlägen, wobei jedoch der Schäfer den kürzeren zog, weil der Priestersohn viel stärker war, und es gelang ihm nur mit Mühe, sich von ihm los zu machen und davon zu laufen.

Als nun der Schäfer nach Hause zu seiner Frau kam, da fragte er diese: »hast du ein Kupferstück?« und als sie das verneinte, sprach er: »wenn du kein Kupferstück hast, so bleibt kein anderes Mittel, als daß du mich begräbst, und wenn jemand kommt und nach mir fragt, so mußt du zu weinen anfangen und sagen: er ist gestorben.« Da begrub ihn die Frau an der

Kirchhofsmauer, ließ ihm aber ein kleines Loch, damit er atmen konnte. Als nun der Priestersohn zu ihr kam und nach ihrem Manne fragte, fing sie an zu weinen und sagte: »er ist gestorben.« Dieser aber verlangte sein Grab zu sehen. Wie sie dorthin kamen, war es schon finster geworden. Der Priestersohn begann nun den Schäfer auszugraben und als der dies merkte, stand er auf und lief fort und der Priestersohn lief ihm nach und beide schrieen dabei, was sie konnten.

In derselben Nacht waren aber Diebe in die Kirche gegangen, um dort all ihr gestohlenes Gut zu teilen, und wie sie den großen Lärm hörten, den jene beiden verführten, da meinten sie, die Toten wären aus ihren Gräbern aufgestanden, um sie zu packen, ließen alles gestohlene Gut im Stich und liefen weg. Als nun der Hirte zuerst in die Kirche kam und dort all das große Gut fand, da rief er dem Priestersohn zu und sprach: »komm her und laß uns all das Gut teilen, was hier ist, du mußt mich aber dann auch in Ruhe lassen und dein Kupferstück nicht mehr verlangen.« Nachdem sie nun alles richtig geteilt hatten, da verlangte der Priestersohn wiederum sein Kupferstück von dem Schäfer, und darüber erhob sich von neuem ein großer Streit zwischen beiden in der Kirche.

Einen von den Dieben aber dauerte das Gut, was sie in

der Kirche gelassen hatten; er sprach daher zu den andern: »ist es nicht Schade um all das schöne Gut, was wir im Stiche gelassen haben? Ich gehe wieder hin und hole es, komme auch was da wolle.« Als er aber zur Kirche kam und darin den großen Lärm hörte, da erschrak er so, daß er über alle Berge lief.

Nachdem sich die beiden lange Zeit in der Kirche hin- und hergestritten, verglichen sie sich endlich und der Schäfer mußte dem Priestersohn noch ein gutes Teil von seiner Beute geben, um von ihm loszukommen. Der Priestersohn aber verkaufte die Sachen, die er in der Kirche gewonnen hatte, und zog mit dem erlösten Gelde in die Welt. Nach einer Weile kam er zu zwei Feigenbäumen, von denen der eine schwarze, der andere weiße Früchte trug, setzte sich in deren Schatten und aß von den Früchten. So oft er nun eine schwarze Feige aß, wuchs ihm sofort ein Horn aus der Stirne, und wenn er darauf eine weiße Feige aß, fiel das Horn wieder ab. Darauf sammelte er einen Korb voll schwarzer und einen andern voll weißer Feigen, ging mit den schwarzen Feigen unter die Fenster der Prinzessin und rief: »kauft frische Feigen.« Als das die Prinzessin hörte, wunderte sie sich sehr, wie es zugehe, daß man im Winter frische Feigen verkaufe; sie ging selbst an das Tor und kaufte fast den ganzen Vorrat von dem Priestersohn, und was sie selbst nicht essen konnte, das verteilte sie an ihre

Mutter und ihre Mägde. Allen aber, die davon gegessen hatten, wuchs ein Horn aus der Stirne, und darüber entstand große Bestürzung und Traurigkeit in dem ganzen Lande.

Der Priestersohn ließ sich nun einen schönen Anzug machen, ging in den Palast der Königin und gab sich für einen fremden Arzt aus. Als das die Prinzessin hörte, sagte sie: »wenn du uns heilen kannst, so geben wir dir so viel Geld, als du verlangst.« Da heilte der Arzt zuerst die Mutter der Prinzessin und die andern Frauen, indem er ihnen Pillen eingab, die er von den weißen Feigen gemacht hatte. Darauf gab er auch der Prinzessin eine Pille von den weißen Feigen, und vertrieb ihr damit das Horn, sagte ihr jedoch dabei, er fürchte, daß es ihr wiederkommen werde, und sie müsse daher noch weitere Arzenei nehmen. Er gab ihr also eine Pille von den schwarzen Feigen, so daß sie wieder ein neues Horn bekam, und so trieb er es einige Zeit, indem er ihr bald eine weiße, bald eine schwarze Pille eingab.

Endlich sagte er ihr eines Morgens: »ich habe heute Nacht geträumt, daß du nur dann geheilt werden kannst, wenn du mich zum Manne nimmst«, und die Prinzessin war das zufrieden. Da heiratete sie der Priestersohn und heilte sie darauf und wurde somit König.

45. *Der Traum des Prinzen.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und eines Abends sprach er zu ihnen: »hört, Kinder, heute Nacht wollen wir aufmerken auf das, was wir im Traume sehn.« Am andern Morgen fragte er zuerst den Ältesten: »was hast du geträumt?« und dieser erwiderte: »Mir träumte, daß ich die Tochter des und des Königs zur Frau nehmen würde.« Der zweite Sohn gab dieselbe Antwort. Darauf fragte der König auch den Jüngsten, »was denn er geträumt habe«, und der antwortete: »ich sage es nicht, denn ich fürchte, daß du mich hinrichten lassest, wenn du es erfährst.« Als der König das hörte, da wurde er erst recht neugierig und sprach: »ei warum denn, hast du etwa Schuld an dem, was du träumst?« und setzte ihm so lange zu, bis jener erzählte, wie ihm geträumt habe, daß sein Vater von dem Throne gestiegen sei und er sich darauf gesetzt habe. Der König aber wurde darüber sehr ärgerlich und rief: »Oh über den Bösewicht, der mich vom Throne stoßen will!« und übergab den Prinzen seinem Scharfrichter mit dem Befehle, ihn in den Wald zu führen und dort hinzurichten, und zum Beweise ihm den kleinen Finger des Prinzen und eine Schale seines Blutes zu bringen, das er trinken wolle.

Der Scharfrichter führte also den Prinzen in den Wald, als er ihn aber schlachten wollte, da bat dieser für sein

Leben, doch jener antwortete: »ich kann nicht anders, denn ich soll ja dem König dein Blut bringen.« Darauf sagte der Prinz: »schneide mir den kleinen Finger ab und schlachte eine Taube und bringe das Blut dem König.« Der Scharfrichter tat, was der Prinz verlangte, und brachte die Schale dem König; der trank sie aus, und so kam der Prinz mit dem Leben davon.

Drauf machte sich der Prinz auf und lief in die Welt hinein, und der Zufall führte ihn zu einem Marmorfelsen, in dessen Innerem ein Palast mit vierzig Stuben war. Darin wohnte ein Drakos, und als der den Prinzen sah, gefiel er ihm so sehr, daß er sprach: »du mußt bei mir bleiben, ich will dich an Kindesstatt annehmen.« Der Prinz blieb also bei dem Drakos und der gab ihm die Schlüssel zu den neununddreißig Stuben, aber den zu der vierzigsten wollte er ihm nicht geben, so oft ihn auch der Prinz darum bat.

Da paßte der Prinz eines Tages, bis der Drakos eingeschlafen war, entwandte ihm den Schlüssel zur vierzigsten Stube und schloß sie auf. Darin fand er ein goldenes Roß und einen goldenen Hund, und vor dem Rosse lagen Knochen, vor dem Hunde aber Heu. Da warf der Prinz das Heu dem Rosse und die Knochen dem Hunde vor und die sagten darauf: »wie sollen wir dir den Dienst vergelten, den du uns geleistet hast?« Er

antwortete: »Wir wollen mit einander fort von hier!« »So mache uns los!« versetzten sie. Da machte er sie los, und darauf sprach das Roß: »du mußt eine Hand voll Salz, einen Spiegel und einen Kamm mit auf den Weg nehmen«, und als der Prinz die drei Stücke geholt hatte, sprang er auf das Roß und ritt davon und der Hund lief neben ihm her. Wie nun der Drakos aufwachte, rief er nach dem Prinzen, und als dieser nicht kam, suchte er nach ihm und fand dabei, daß die Tür der vierzigsten Stube offen stand und auch das Roß und der Hund fort waren. Da machte er sich auf und lief was er konnte, um sie einzuholen. Als ihn der Prinz von weitem erblickte, rief er: »der Drakos kommt uns nach«, und das Roß hieß ihn den Kamm hinter sich werfen. Aus diesem wurde eine unabsehbare Ebene, welche den Drakos von den Fliehenden trennte. Er verlor aber den Mut nicht und rannte durch die Ebene, so schnell er konnte. Als ihn der Prinz herankommen sah, rief er wiederum: »der Drakos kommt«, und das Roß hieß ihn den Spiegel hinter sich werfen. Aus dem entstand eine unabsehbare Eisfläche und der Drakos wurde wieder um ein großes Stück von den Fliehenden entfernt. Aber vermöge seiner großen Schnelligkeit holte er sie auch diesmal wieder ein, und als ihn der Prinz hinter sich erblickte, rief er: »der Drakos kommt.« Da hieß ihn das Roß das Salz hinter sich werfen und daraus ward ein ungeheures Meer. Als der

Drakos an dasselbe kam, sprang er hinein und wollte durchwaten, aber es ging ihm bald bis an den Hals und er konnte nun nicht weiter. Da rief er dem Prinzen zu: »höre mein Sohn, wenn du mir auch entlaufen bist, so behalte ich dich doch so lieb, wie wenn du mein Sohn wärst, achte also auf meinen Rat: Auf deinem Wege wirst du einem alten Mann, ein altes Pferd und einen alten Hund begegnen. Diesen ziehe die Haut ab und stecke dich in die Haut des alten Mannes, dein Roß in die des alten Pferdes und deinen Hund in die des alten Hundes.«

Als nun der Prinz eine Weile gezogen war, fand er wirklich einen alten Mann, der saß auf einem alten Pferde und hatte einen alten Hund bei sich; und nach dem Rate des Draken zog er ihnen die Haut ab und steckte sich, das Roß und den Hund hinein.

Unterdessen hatte der Vater des Prinzen einen ungeheuern Graben machen und in der ganzen Welt verkünden lassen, daß wenn einer über diesen Graben spränge, so würde er von seinem Throne aufstehn und jenen darauf setzen, wenn er aber nicht darüber käme, so solle er den Kopf verlieren. Viele hatten das Wagstück versucht, aber alle waren zu kurz gesprungen und daher hingerichtet worden, und zuletzt blieb nur noch der Prinz übrig. Da meldeten die Diener dem König, daß nur noch ein alter Mann mit einem alten Pferde und einem alten

Hunde übrig sei, und fragten, ob der es auch versuchen dürfe; und als der König die Erlaubnis dazu gegeben, da sprach das Roß zu dem Prinzen: »gürte mich mit zwölf Gurten und gürte dich selbst mit zwölf Gürteln.« Wie das geschehen war, tat es den Sprung und kam glücklich über den Graben.

Darauf meldeten die Diener dem König, daß der alte Mann über den Graben gesprungen sei, und dieser antwortete: »so führt ihn her, denn wenn er darüber gesprungen ist, so soll er auf den Thron steigen.« Unterdessen hatte aber der Prinz die Häute von sich, seinem Pferde und seinem Hunde abgerissen und strahlte nun in vollem Glänze. Als er vor dem König erschien, da staunte dieser über seine Schönheit und wunderte sich, daß man ihn einen alten Mann genannt habe, doch stieg er ohne weiteres vom Throne und setzte den Prinzen darauf, und als dieser auf dem Throne saß, sprach er: »Vater, ich bin dein Sohn, erinnerst du dich nicht, daß ich einmal geträumt hatte, daß du vom Throne aufstehn und mich darauf setzen würdest? siehst du, das hat sich nun erfüllt, und betrachte auch meine Hand, an der der kleine Finger fehlt.« Als das der König hörte, traf ihn der Schlag und er fiel tot zur Erde.

46. *Der Mann mit der Reisekiste.*

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte eine große Lust am Reisen. Als er die halbe Welt gesehen hatte, kam er einst nach Hause zurück und sprach zu einem seiner Freunde: »so viel ich auch von der Welt gesehen habe, so bin ich des Reisens doch noch nicht satt geworden, und möchte gerne wieder weiter ziehen, wenn es nur nicht so beschwerlich wäre.« Darauf antwortete jener: »was gibst du mir, wenn ich dich in den Stand setze, große Reisen ohne alle Mühe zu machen?« – »Wenn du das zu Wege bringst, so gebe ich dir, was du willst.« – Da machte ihm der Freund eine Kiste und füllte sie mit Zauberdünsten, und wenn er sich darauf setzte, so fuhr er mit ihr überall, wohin er wollte, durch die Luft.

Mit dieser Kiste zog nun der Mann wieder in die Welt und kam endlich zu einem König, dem war prophezeit worden, daß ein Abenteurer ihm seine Tochter entführen werde. Er hatte daher ein Castell auf einem hohen Berge bauen lassen und seine Tochter hineingesetzt, um sie vor diesem Unglück zu bewahren. Als nun der Reisende das erfahren hatte, fuhr er auf seiner Kiste nach jenem Castelle und fand die Prinzessin dort allein. Wie die ihn erblickte, wunderte sie sich nicht wenig, und fragte ihn, »wie er in das wohlverschlossene Castell habe kommen können.« Er aber antwortete: »ich bin der Sohn des

lieben Gottes, der mich hierher geschickt hat, um dich zur Frau zu nehmen, weil er weiß, daß dein Vater ein rechtschaffner Mann ist. Sage ihm also, er solle morgen Abend mit all seinen Großen in das Castell kommen, damit ich mich mit ihm bereden könne.« Am andern Morgen ließ die Prinzessin ihren Vater rufen und erzählte ihm alles, was sich am Vorabend zugetragen hatte.

Als das der König hörte, berief er sogleich alle seine Großen zu sich und teilte ihnen den Vorfall mit, und alle meinten, daß dieser Fremde wohl der Sohn des lieben Gottes sein möge, bis auf einen, welcher behauptete, daß es ein Betrüger sein müsse. Als aber der König die Großen entlassen hatte und diese nach Hause ritten, da strauchelte das Pferd jenes Ungläubigen und warf ihn ab und die andern sprachen: »das ist die Strafe Gottes für seinen Unglauben!«

Der Mann mit der Kiste erkundigte sich nach allem, was den Tag über vorgefallen, und als am Abend der König mit allen Großen ins Schloß gegangen und dieses wieder wohl verschlossen war, da erschien er plötzlich unter ihnen und sie empfingen ihn mit großen Ehren. Darauf warf er demjenigen, welchen das Pferd abgeworfen hatte, seinen Unglauben vor und erklärte, daß er der Sohn des lieben Gottes und von diesem hierher geschickt worden sei, um die Prinzessin zu

heiraten. Beim Abschied aber sagte er: »Morgen Abend werde ich nicht zu euch kommen, weil dann der liebe Gott donnern und blitzen wird, ihr aber sollt vor die Stadt kommen und ihn anbeten.«

Am andern Morgen kaufte er eine Masse Pulver und Pistolen und gegen Abend stieg er mit seiner Kiste in die Lüfte, schoß von dort aus auf die Stadt herunter und verführte einen solchen Lärm, daß alle Welt in großen Schrecken geriet.

Als er sich wieder zur Erde herabließ, da versteckte er seine Kiste im Walde, und ging in die Stadt, um zu hören, was der König und die andern Großen sprächen, und nachdem er dies erfahren hatte, ging er am Abend wieder in den Wald, um seine Kiste zu holen, er fand sie aber verbrannt. Da machte er sich ohne Säumen auf und ging zu seinem Freunde, um ihn zu bitten, daß er ihm eine andere Kiste machen solle, er fand ihn aber tot, und so konnte er nichts mehr machen.

Der König und seine Großen aber meinten, daß der liebe Gott über irgend etwas mißmutig geworden, und darum seinem Sohne nicht erlaubt habe, wieder zu kommen.

47. *Von den drei um die Braut streitenden Brüdern.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und wollte den ältesten von ihnen verheiraten. Er schickte daher einen seiner Diener aus, um eine Braut für ihn zu finden, welche schön, gebildet und von edlem Blute sein sollte. Nachdem der Diener eine Weile herumgezogen, kam er auch nach Rumelien und fand dort eine Jungfrau, die ebenso schön, als gebildet, und von edlem Blute war. Da zog er ihr königliche Kleider an und brachte sie nach Constantinopel, und als die drei Prinzen dies schöne Mädchen sahen, da begannen sie mit einander auf Leben und Tod darüber zu streiten, wer von ihnen sie heiraten solle. Was sollte nun der alte König tun? Wie sollte er sie auseinander bringen? Er rief seinen Vertrauten und fragte ihn um Rat, wie er den Hausfrieden wieder herstellen könnte; und dieser riet ihm, er solle sie in die Fremde schicken, und wer von ihnen die beste Sache nach Hause brächte, der solle die Jungfrau bekommen. Der Rat gefiel dem König, er schickte daher den einen nach Rumelien, den zweiten ins Frankenland und den dritten nach Anatolien. Sie reisten zusammen bis nach Adrianopel und machten aus, daß sie zu einer bestimmten Zeit wieder dort zusammenkommen und nach Constantinopel zurückkehren wollten; darauf

trennten sie sich.

Der Älteste kam auf seiner Fahrt durch Rumelien bis nach Jannina, stieg dort in einem Gasthofe ab und hörte am andern Morgen, wie ein Ausrufer ein Fernrohr ausbot, auf das bereits fünf Beutel geboten waren, für die er es aber noch nicht zuschlagen wollte. Da ließ er den Ausrufer auf sein Zimmer holen und fragte ihn, »was das für ein Fernrohr sei, für welches er so viel Geld begehre.« Der Ausrufer antwortete, »das sei kein gemeines Fernrohr, denn es bringe einem alles, was man zu sehen wünsche, vor die Augen.« Der Prinz ließ sich also das Rohr zum Versuche geben, richtete es nach Constantinopel zu, wünschte sich jene schöne Jungfrau zu sehn, sah hindurch und erblickte sie, wie sie leibte und lebte. Da kaufte er das Fernrohr für dreitausend Piaster, gab dem Ausrufer noch ein gutes Trinkgeld und machte sich auf den Rückweg nach Adrianopel, wo er auf seine beiden Brüder wartete.

Unterdessen war der Mittlere im Frankenlande von einer Stadt zur andern gezogen und kam endlich in eine, wo er einen Ausrufer eine Apfelsine ausbieten hörte, auf die schon sechs Beutel geboten waren, ohne daß er sie dafür losschlagen wollte. Da ließ ihn der Prinz zu sich rufen und fragte ihn, »was das für eine Apfelsine sei, für die er so viel Geld verlange«, und jener antwortete, »das

sei keine gemeine, sondern eine mit vieler Kunst gemachte Apfelsine und habe die Eigenschaft, daß sie jeden Menschen, der im Begriff zu sterben sei, wieder zum Leben erwecke, wenn er daran röche.« Der Prinz ließ mehrere Versuche damit anstellen und mehrere Todkranke daran riechen, und da alle, die daran rochen, wieder gesund wurden, so kaufte er die Apfelsine für sieben Beutel, gab dem Ausrufer noch ein gutes Trinkgeld, und zog dann nach Adrianopel.

Der Jüngste endlich, welcher nach Anatolien gegangen war, kam auf seiner Reise durch eine Stadt, in welcher ein Ausrufer einen kleinen Teppich feil bot, auf den schon fünftausend Piaster geboten waren, ohne daß er ihn dafür losschlagen wollte. Der Prinz ließ also den Ausrufer zu sich kommen und fragte ihn, »was das für ein Teppich sei, für den er so viel Geld fordere«, und der Ausrufer erwiderte, »das sei kein gemeiner Teppich, denn er brächte alle, welche auf ihm säßen, dahin, wohin sie wünschten.«

Da versuchte der Prinz mit dem Ausrufer die Kraft des Teppichs und als er sie erprobt gefunden, kaufte er ihn für siebentausend Piaster, gab dem Ausrufer ein gutes Trinkgeld, setzte sich mit seinen Leuten auf den Teppich, und wünschte sich nach Adrianopel, und im Nu war er dort bei seinen Brüdern.

Keiner von den dreien wollte aber den andern gestehn, was er mitbringe. Als sie des andern Tags nach Constantinopel aufbrechen wollten, sagte der Jüngste zu den andern: »ach Brüder, für ein Mädchen haben wir all dies Ungemach erduldet, und doch wissen wir nicht einmal, ob sie noch lebt oder tot ist.« Da sprach der Älteste: »Wenn es weiter nichts ist, so kann ich helfen, denn ich habe ein Fernrohr, das will ich aufstellen und sehn, was sie macht.« Da ließ er sich sein Fernrohr holen, sah damit nach Constantinopel in das Königsschloß, dort war aber große Verwirrung und Bekümmernis, denn das Mädchen lag in seinen letzten Zügen. Als das der Mittlere hörte, sprach er: »wenn wir nur rasch zu ihr kommen könnten, so könnte ich ihr helfen, denn ich habe eine Apfelsine, und wenn daran ein Sterbender riecht, so wird er wieder gesund.« Darauf sagte der Jüngste: »dazu kann ich verhelfen, denn ich habe einen Teppich, der uns sogleich dorthin bringt.« Er ließ also die andern auf seinen Teppich setzen, und sie fuhren auf ihm in einem Augenblicke nach Constantinopel. Als sie dort ankamen, war die Jungfrau noch nicht vollkommen tot, und sowie man ihr die Apfelsine unter die Nase hielt, wurde sie wieder gesund.

Da huben die drei Brüder von neuem zu streiten an, wer sie zur Frau bekommen solle; denn der Älteste sprach: »mir gebührt sie, weil ich sie mit meinem

Fernrohr zuerst gesehen habe.« Der Zweite sprach: »nein, mir gebührt sie, denn von dem Geruch meiner Apfelsine wurde sie gesund.« Der Jüngste aber sprach: »nein, mir gebührt sie, denn ohne meinen Teppich wäre alle Hülfe zu spät gekommen.«

Als der König sie alle drei angehört hatte und nun das Urteil sprechen sollte, da geriet er in große Verlegenheit, weil alle drei Recht und keiner Unrecht hatte, und um dem Streite ein Ende zu machen, erklärte er, daß keiner von den dreien das Mädchen haben solle, sondern daß er sie selbst zur Frau nehme.

48. *Der Spindelknopf.*

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und die waren alle drei an schmucke Frauen verheiratet. Eines Tages fand er auf dem Felde einen silbernen Spindelknopf, und als er am Abend nach Hause kam, sagte er zu seinen drei Schnuren: »kommt einmal her, ihr Schnuren, ich habe auf dem Felde einen silbernen Spindelknopf gefunden, und an wessen Spindel er paßt, der soll ihn haben.« Da versuchte es zuerst die älteste, doch der Knopf paßte nicht an ihre Spindel, und ebenso ging es der zweiten, aber an die Spindel der dritten paßte er vollkommen und sie behielt ihn also.

Darüber wurden ihr die beiden andern neidisch, und sie verdrängten sie daher von allem und ließen sie nicht einmal mit am Tische essen. Eines Tages sagte ihre alte Schwiegermutter zu ihr: »komme her und lause mich ein wenig.« Da setzte sie sich mit ihrer Schwiegermutter auf einen Haufen Weintrestern, der vor der Türe lag, und lauste sie, und weil sie sehr hungrig war, so aß sie dabei die Körner, die in den Trestern waren. Wie das die andern Schnuren sahen, verspotteten sie die Ärmste, und sagten, sie äße Läuse.

Als nun ihre Männer Briefe schickten, daß sie aus der Fremde nach Hause kommen würden, da machten die zwei älteren Frauen neue Kleider und Schuhe für ihre

Männer, aber die jüngste tat nichts dergleichen, und wie die Männer heim kamen, da gaben die beiden älteren Frauen den ihrigen, was sie für sie gearbeitet hatten, und diese prangten in neuen Kleidern und neuen Schuhen, doch die jüngste gab ihrem Manne nichts, er mußte also mit seinen alten Kleidern einhergehen und war darüber sehr zornig. Als sie ihm aber auch noch erzählten, daß seine Frau Läuse esse, da beschloß er, sich ihrer zu entledigen und sie so tief in den Wald zu führen, daß sie darin umkommen müsse. Er sprach also zu ihr: »wollen wir nicht zu deiner Mutter Grab gehn und ihr die Totenlieder singen?« und als seine Frau das zufrieden war, da nahm er einen Korb voll Weizen, führte seine Frau in den tiefen Wald und sprach: »bleibe hier und mache Feuer und siede den Weizen und warte bis ich wieder komme, denn ich will einen Hasen schießen, damit wir etwas zu essen haben.« Da machte die Frau Feuer an und kochte den Weizen und wartete auf ihren Mann, aber der kam nicht wieder, und als es nun Nacht wurde, da betete sie zum lieben Gott und sprach: »lieber Gott, gib mir eine Höhle, um meinen Kopf hineinzustecken«, und der liebe Gott schenkte ihr eine solche und sie steckte ihren Kopf hinein. Als nun in der Nacht die Vögel kamen und von dem Weizen fraßen, sprach sie: »wohl bekomme es euch, liebe Vögel, und bittet für meine Mutter.« Am andern Morgen aber bat sie

den lieben Gott, er möge ihr ein Haus geben mit allen nötigen Geräten, von denen ein jedes reden könne, und kaum hatte sie darum gebeten, so stand auch ein solches Haus vor ihr, und alle Geräte, die darin waren, hießen sie willkommen.

Nach einer Weile sehnte sich aber ihr Mann nach ihr und sprach bei sich: »ich muß doch einmal nachsehn, was aus der armen Frau geworden ist.« Er nahm also seine Flinte und ging in den Wald, und als er an die Stelle kam, wo er sie verlassen hatte, sah er da ein Haus stehn und ging auf dasselbe zu, um nach seiner Frau zu fragen. Wie ihn nun die Hunde kommen sahen, da riefen sie: »Frau! Frau! draußen steht ein Fremder, sollen wir ihn hereinlassen?« und jene antwortete von innen: »laßt ihn hereinkommen.« Kaum war aber der Mann eingetreten, so erkannte er seine Frau, er gab daher vor, daß er sehr müde sei, hüllte sich in seinen Mantel, und tat, als ob er schliefe. Da nahm die Frau ihren Spinnrocken, spann und sprach: »was soll ich dir erzählen, lieber Rocken? wir waren unser drei Schnuren und hatten auch einen Schwiegervater, der fand auf dem Felde einen silbernen Spindelknopf«; – und der Rocken sprach: »spinne, Frau, und erzähle!« – und so erzählte sie ihrem Rocken alles, wie es ihr ergangen. Als sie damit fertig war, stand ihr Mann auf und bat sie, wieder mit ihm zu kommen, und versprach ihr, daß es seine Schwägerinnen entgelten

sollten. Da ging die Frau mit ihm, und als sie nach Hause kamen, schlug er seine beiden Schwägerinnen und seinen Vater tot und lebte nun allein mit seiner Frau in dem Hause.

Aus Kleinasien.

49. *Die Zederzitrone.*

Es war einmal eine alte Frau, die wollte Erbsen kochen, konnte aber den rechten Ort dazu nicht finden. Sie trug also ihren Topf so lange auf dem Kopfe herum, bis sie vor ein Königsschloß kam. Dort machte sie Feuer an, setzte ihren Topf darauf, und wartete nun, daß die Erbsen sieden sollten. Als der Prinz, der in dem Schlosse wohnte, den Rauch bemerkte, welcher von dem Feuer aufstieg, trat er ans Fenster, um zu sehn, woher er käme, und erblickte die Alte und ihren Topf, der über dem Feuer stand. Da griff er nach einer großen Zederzitrone und warf damit den Topf in Stücke, so daß die Erbsen in das Feuer fielen und das Wasser das Feuer auslöschte. Die Alte sah auf, um zu erfahren, wer ihr den Streich gespielt habe, und als sie den Königssohn erblickte, rief sie: »ach, mein Sohn, ich wollte, daß du diese Zederzitrone zur Frau hättest.« Als das der Königssohn hörte, fing er an zu seufzen, und fragte die Alte: »wie kann ich denn die Zederzitrone zur Frau bekommen?« und die Alte antwortete: »ja, das weiß ich selber nicht, denn sie wird von vierzig Drachen bewacht.« Als aber der Prinz mit Bitten nicht nachließ und ihr die besten Worte gab, damit sie ihm sage, wie er es anfangen müsse, da sprach die Alte endlich: »du mußt eine Last Mastixharz, eine Schere, ein Abwischtuch und eine

Brotschaufel mit dir nehmen, und den und den Weg einschlagen, da wirst du zuerst einen Drachen mit offenem Rachen finden, dem mußt du den Mastix in den Rachen werfen, und der wird dir dann weiter sagen, was du zu tun hast.«

Der Prinz schaffte alles an, was ihm die Alte gesagt hatte, und zog damit so lange umher, bis er den Drachen mit dem offenen Rachen fand; da warf er ihm das Mastixharz zu, und als der Drache es verschluckt hatte, rief er: »ach, wer hat mir diese Wohltat erwiesen?« und der Prinz erwiderte: »ich bin es gewesen.« – »Und was verlangst du dafür?« – »Du sollst mir sagen, wie ich es anfangen muß, um die Zederzitrone zur Frau zu bekommen.« – »Geh eine Strecke weiter, dort ist mein Bruder, dem sind die Augenwimpern, die Augenbrauen und der Schnurrbart in die Erde gewachsen, die mußt du mit einer Schere abschneiden, und der wird dir weiter sagen, was du zu tun hast.«

Da ging der Prinz weiter und fand den Drachen mit den angewachsenen Augenbrauen und Schnurrbarthaaren, und schnitt sie ihm ab. Als nun der Drache merkte, daß er wieder sehen konnte, rief er: »ach, wer hat mir Ärmstem diese Wohltat erwiesen, der ich vierzig Jahre lang nicht sehen konnte? was willst du, daß ich dir dafür tun soll?« – »Du sollst mir sagen, wie

ich es anfangen muß, um die Zederzitrone zur Frau zu bekommen.« – »Geh ein Stück weiter, da wirst du eine Drakäna antreffen, die mit ihren Brüsten den Backofen reinigt und mit ihren Armen das Brot hineinschiebt, die wird es dir sagen.«

Da ging der Prinz weiter, bis er zu der Drakäna kam, die mit ihren Brüsten den Backofen reinigte, und sprach zu ihr: »gehe auf die Seite, liebe Frau, und laß mich an den Ofen.« Darauf fegte er mit seinem Wischtuche den Ofen rein, und schob mit seiner Schaufel das Brot aus und ein, so daß sie ausruhen konnte. Da rief die Drakäna: »ach, mein Sohn, was willst du dafür, daß du mir ein bischen Ruhe verschafft hast, nachdem ich so viele Jahre hindurch verbrennen mußte?« und der Prinz antwortete: »du sollst mir angeben, wie ich es anfangen muß, um die Zederzitrone zur Frau zu bekommen.« Die Alte aber sprach: »gehe ein Stück weiter, da wirst du Hunde und Wölfe finden, die untereinander Stroh und Knochen zu teilen haben und damit nicht zurecht kommen können. Du mußt den Hunden die Knochen und den Wölfen das Stroh vorwerfen, und die werden dir angeben, was du zu tun hast.«

Als er nun die streitenden Tiere gefunden und die Teilung vorgenommen, wie ihm die Alte gesagt hatte, sprachen die Tiere: »gehe in jenen Garten, dort wirst du

vierzig Drachen finden, und wenn sie die Augen offen haben, so gehe getrost hin, brich drei Zederzitronen vom Baume und laufe was du kannst; wenn sie aber die Augen zu haben, so wage dich nicht heran, sondern kehre gleich wieder um.«

Da ging der Prinz hin, und als er sah, daß alle vierzig Drachen die Augen sperrangelweit offen hatten, brach er drei Zederzitronen ab, und die schrieen sogleich: »man hat uns geraubt!« Davon erwachten die Drachen und riefen: »packt ihn, ihr Hunde!« Die aber antworteten: »wie sollten wir den packen, der uns Gutes erwiesen, als wir so viele Jahre hindurch Hunger zu leiden hatten?« Darauf riefen die Drachen: »Drakäna, pack ihn!« Doch diese sprach: »wie soll ich den packen, der mir geholfen hat, als ich mich so lange Jahre verbrennen mußte?« Darauf riefen sie: »packe ihn, Drache!« Der aber sprach: »wie sollte ich den packen, der mich sehend gemacht hat, nachdem ich so viele Jahre blind war?«

So kam also der Prinz glücklich aus dem Bereiche der Drachen, und als er sich vollkommen sicher vor ihnen hielt, zog er sein Messer heraus und schnitt eine Zederzitrone an, um zu sehen, was darin sei. Da stieg eine schöne Jungfrau daraus hervor und rief sogleich: »Wasser! Wasser!« und da kein solches bei der Hand war, fiel sie um und war tot. Darauf ging er wieder ein

Stück und sprach dann zu sich: »ich will es noch einmal versuchen, vielleicht geht es mir diesmal besser.« Aber es ging ihm nicht besser als das erste Mal, denn weil er kein Wasser bei der Hand hatte, um es der Jungfrau zu geben, als sie aus der Citrone hervorkam, so fiel auch sie hin und starb. Nun wartete er so lange, bis er zu einer Quelle kam, und als er dort die dritte Citrone aufschnitt, warf er sie in das Wasser, und daraus stieg eine wunderschöne Jungfrau hervor und sprach: »also du bist es?« und er antwortete: »ja, ich bin es. Bleibe du nun hier an dem Brunnen sitzen, bis ich den Segen meiner Eltern geholt habe, und dann komme ich und hole dich ab.«

Als nun der Prinz fortgegangen war, begann sich die Jungfrau zu fürchten und stieg auf den Baum, der neben dem Brunnen stand. Nach einer Weile kam eine Mohrin zu der Quelle, und wie diese das Bild der Jungfrau in dem Wasserspiegel erblickte, so glaubte sie, daß sie es selbst sei, und rief: »ach, wie schön bin ich, und doch schickt mich meine Mutter, um Wasser zu holen.« Als das die Jungfrau hörte, konnte sie sich vor Lachen nicht halten und platzte heraus. Da sah die Mohrin auf, erblickte die Jungfrau und rief: »also du bist es, mein Herzchen, mein Liebchen? ich dachte, ich wäre es. Komm ein bischen herunter, damit ich dich besser betrachten kann.« Da stieg das Mädchen vom Baume herunter, die Mohrin aber packte es und warf es in den

Brunnen, und sogleich kam aus ihm ein goldenes Fischchen hervor.

Bald darauf kehrte auch der Prinz mit großem Gefolge zurück, um die Jungfrau abzuholen, und die Mohrin ging ihm entgegen und sprach: »sage, mein Lieber, warum bist du so lange ausgeblieben, daß ich vor lauter Sehnsucht nach dir schwarz und runzelig geworden bin?« Als sie der Prinz erblickte, wurde er vor Verwunderung fast zu Stein, und um etwas Zeit zu gewinnen, nahm er seinem Pferde den Zaum ab und führte es zur Quelle. Als aber das Pferd den Kopf nach dem Wasser senkte, fuhr es erschreckt zurück. Da sah der Prinz in die Quelle, um zu erfahren, wovor das Pferd sich erschreckt habe, und erblickte das Fischchen; er streckte die Hand nach ihm aus, und das Fischchen schwamm ihm entgegen und ließ sich willig greifen. Er nahm es nun und steckte es in seinen Busen. Darauf ließ er auch die Mohrin auf ein Pferd setzen und ritt mit ihr heim. Kaum aber war er zu Hause angekommen, so stellte sich die Mohrin krank, und von allen Ärzten, die man herbeirief, konnte ihr keiner helfen. Da sprach endlich der Prinz zu ihr: »du mußt uns selbst sagen, was dir fehlt, und womit dir geholfen werden kann, denn von unsern Ärzten weiß keiner Rat für dich.« Die Mohrin aber versetzte: »wenn du willst, daß ich gesunden soll, so mußt du das Goldfischchen schlachten und mir die Brühe davon zu

trinken geben.« Als er nun mit schwerem Herzen das schöne Fischchen schlachtete, so fielen von ihm drei Blutstropfen zu Boden und daraus wuchs sogleich ein Cypressenbaum hervor, der bis zum halben Himmel reichte.

Die Mohrin tat, als ob sie von der Fischbrühe genesen sei, doch es dauerte nicht lange, so stellte sie sich wieder krank, und als sie der Prinz fragte, was ihr fehle, sprach sie: »wenn du willst, daß ich gesunden soll, so mußt du die Cypresse umhauen und verbrennen, und mir von der Asche zu trinken geben; es darf aber Niemand Feuer davon nehmen.« Als sie nun die Cypresse umgehauen und Feuer an sie gelegt hatten, da kam eine alte Frau und verlangte Feuer. Sie wurde freilich von den Leuten des Prinzen abgewiesen, doch blieb ein Spahn von der Cypresse an dem Saume ihres Rockes hängen, und als sie nach Hause ging und sich auszog, da sprang dieser hinter ihre Kiste. Am andern Morgen ging die Alte aus, ohne ihr Haus herzurichten, und als sie nach einer Stunde zurückkam, fand sie es blank gescheuert und geputzt. Da wunderte sie sich, wer ihr das getan habe, und als ihr das mehrmals geschehen war, stellte sie sich auf die Lauer und überraschte die Jungfrau bei der Arbeit. Die Jungfrau wollte hinter die Kiste schlüpfen, aber die Alte hielt sie fest und sprach, »verstecke dich nicht, mein Liebchen, ich will dich zu meiner Tochter annehmen.«

Da beruhigte sich das Mädchen und sie lebten eine Weile mit einander wie Mutter und Tochter.

Es fügte sich jedoch eines Tages, daß der Prinz die Jungfrau an ihrer Haustüre erblickte, als er auf die Jagd ritt, und so schnell sie auch die Türe zumachte, so begann der Prinz doch zu argwöhnen, daß das seine verlorene Frau wäre. Darum ließ er in der ganzen Stadt bekannt machen, daß alle Mütter ihre Töchter vor ihn bringen sollten, und daß ihm eine jede eine Geschichte erzählen müsse. Da nun alle hingingen, so durfte auch die Alte mit ihrer Tochter nicht wegbleiben, und als die Reihe an diese kam, erzählte sie ihr ganzes Schicksal, wie sie die Mohrin betrogen habe und nur auf ihren Untergang bedacht sei. Da ließ der König die Mohrin von vier Pferden in Stücke zerreißen, nahm die Jungfrau zu seiner Ehegattin und stellte eine große Hochzeit an; und ich wünschte, daß auch die deinige bald käme und ich dabei wäre.

50. *Von dem weiberscheuen Prinzen.*

Anfang des Märchens: guten Abend, Eure Herrlichkeiten!

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn, und als derselbe herangewachsen war, wollte er ihn verheiraten. Aber der Sohn wollte nichts vom Heiraten wissen, und je mehr ihn der König bat, ihm und dem Reiche einen Erben zu schenken, desto größer wurde sein Widerwille vor dem Ehestande. Da beschloß der König endlich ihn auf Reisen zu schicken, damit er etwa in der Fremde irgend ein Mädchen finde, das ihm gefiele, und sich in sie verliebe. Er ließ ihm daher ein schönes Schiff bauen, und auf diesem besuchte der Prinz viele Länder und Reiche, und wo er hinkam, erwies man ihm als Königssohn große Ehren, und führte ihm nach der Bitte seines Vaters alle schönen Königstöchter auf. Der Prinz aber fand an keiner Gefallen, und sobald man ihm irgendwo vom Heiraten sprach, da machte er sich heimlich aus dem Staube.

Als er eines Tages mit seinem Schiffe auf dem Meere war, erhob sich ein großer Sturm und warf das Schiff mit solcher Heftigkeit auf eine Klippe, daß es in Stücke ging und die ganze Mannschaft samt dem Prinzen in das Meer geschleudert wurde. Der Zufall wollte aber, daß ein alter Fischer in jener Gegend grade seine Netze

ausstellte und bei dieser Arbeit von weitem einen Körper auf dem Meere schwimmen sah. Da ruderte er mit seinem Boote hin, um den Menschen zu retten, und als er ihn herausgezogen hatte, brachte er ihn in seine Hütte, machte Feuer an, um ihn wieder zu erwärmen, und nachdem er sich lange vergebens bemüht hatte, fing der Prinz an, wieder Lebenszeichen von sich zu geben. Da flößte er ihm ein bischen warmen Wein ein, und nun fing der Prinz an, seine Diener bei Namen zu rufen und ihnen Befehle zu erteilen, aber der alte Fischer suchte ihn nach und nach mit dem Unglück bekannt zu machen, und als dem Prinzen die Erinnerung an den Sturm und den Schiffbruch allmälig zurückkehrte, da fing er an, seine Genossen zu beweinen. Der Alte ließ ihn eine Weile gewähren, endlich aber suchte er ihn zu trösten und sprach: »Weinen und Klagen hilft zu nichts, aber wenn du willst, kannst du bei mir bleiben und mir fischen helfen, und dann wollen wir mit einander leben wie Vater und Sohn. Wenn dir das aber nicht gefällt, so will ich dich mit meinem Boote in die nächste Stadt bringen, vielleicht findest du dort einen von deinen Genossen.«

Darauf dankte ihm der Prinz für seine Gastfreundschaft und bat ihn, ihm seine Kleider zu geben und dafür die seinigen anzunehmen, denn er wolle unerkannt in die Stadt gehen, und was auch immer sein Schicksal sein möge, so werde er ihn niemals vergessen.

Als der Prinz nun mit den Fischerkleidern in die Stadt kam, war sein Erstes, sich von dem Gelde, was ihm der Fischer mitgegeben, eine Ochsenblase zu kaufen, und sie um den Kopf zu binden, um sein wunderschönes seidenes Kopfhaar darunter zu verstecken, und sich das Ansehen eines Grindkopfes zu geben. Nachdem er lange vergebens nach seinen Genossen geforscht hatte, ging er zu dem Stallmeister des Königs und verdingte sich bei ihm zur niederen Stallarbeit nur für die Kost. Die Stallknechte aber waren böse Menschen und behandelten ihn sehr schlecht, doch er ertrug alles, was sie ihm antaten, mit großer Geduld, ohne jemals eine Klage laut werden zu lassen.

Seine Hauptarbeit bestand darin, aus dem Garten des Königs Wasser zu holen und es in den Stall zu tragen, und wenn er glaubte, daß er dort allein war, dann zog er eine Flöte hervor, die er sich gekauft hatte, und spielte darauf so schön, daß selbst die Nachtigallen seinem Spiele lauschten.

Eines Tages aber hörte die Königstochter seine süßen Weisen aus der Ferne, und stieg zum Brunnen, um zu sehen, wer dort so schön spiele.

Als sie näher kam, wunderte sie sich, daß das ein Grindkopf sei; dem Prinzen aber war über dem Spiele so warm geworden, daß er seine Blase abnahm, um sich

abzukühlen, und da sah die Prinzessin, wie ihm die schönen seidenen Goldlocken über die Schultern herabfielen, und verliebte sich sofort in ihn. Damit er ihr aber nicht entwischen könne, lief sie rasch auf ihn zu. Als sie nun der Prinz vor sich sah, wäre er vor Schrecken beinahe gestorben; er kniete vor ihr nieder und bat sie mit süßer Stimme, ihn nicht aufzuhalten, damit er von den Stallknechten nicht mißhandelt würde. Die Prinzessin aber erkannte sogleich aus seinen Reden, daß er kein gemeiner Mensch sei, und sprach zu ihm: »fürchte dich nicht, ich habe hier zu befehlen, denn ich bin des Königs Tochter.« Als das der Prinz hörte, fürchtete er für sein Leben und rief weinend: »o Prinzessin! verzeihe mir nur diesmal, ich will gewiß nicht mehr hierherkommen.« Darauf beruhigte ihn diese und sprach: »sage mir, woher du bist, und ich werde dich von den bösen Menschen befreien, unter denen du jetzt lebst.« Da sprach der Prinz: »ich bin eines Fischers Sohn.« »Das ist nicht wahr«, versetzte die Prinzessin; aber er bestand darauf, daß er nicht lüge, und auf seine wiederholten Bitten gab ihm endlich die Prinzessin die Erlaubnis, wegzugehen, doch mußte er vorher versprechen, jeden Tag hierher zum Brunnen zu kommen.

Der Prinz kehrte ganz glücklich in den Stall zurück, als er aber dorthin kam erhielt er neununddreißig Hiebe

dafür, daß er so lange ausgeblieben war. Am andern Tage wollte er daher heimlich zum Brunnen schleichen und Wasser holen, aber die Prinzessin war schon dort und lauerte ihm auf, und als sie hörte, wie es ihm gestern ergangen war, ließ sie den Stallmeister rufen, und sprach zu ihm: »du hast in dem Stalle einen Grindkopf, den schicke mir hierher, denn ich will ihn in meine Dienste nehmen.« Der Stallmeister verlor den Burschen sehr ungern, weil er so tüchtig und pünktlich in seiner Arbeit war; doch was konnte er tun? er mußte hingehen und ihn herbeiholen. Unterwegs aber sagte er zu ihm: »habe ich dir nicht gesagt, daß du dich vor der Königstochter nicht sehen lassen sollst, und nun muß ich dich auf den Richtplatz führen und spießen lassen.« Da verschwor sich der Prinz, daß er die Prinzessin gar nicht kenne, und klagte und weinte, und bat den Stallmeister, ihn leben zu lassen; dieser aber erwiderte: »das hilft dir alles nichts, du mußt gespießt werden.«

Nachdem ihn der Stallmeister der Prinzessin vorgestellt hatte, machte ihn diese zu ihrem Tafeldecker und Aufwärter. Wie er aber gewaschen war und neue Kleider angezogen hatte, da war sein Aussehen so schmuck, daß ihn die Prinzessin zum Kammerdiener machte, und er ihre Zimmer rein zu halten hatte. In einem derselben stand ein Klavier, und als er eines Tages glaubte, daß es Niemand hören werde, da fing er an und

spielte darauf leise, leise, und summte ein Liedchen dazu. Die Prinzessin aber belauschte ihn, und als sie ihn so schön spielen und singen hörte, da wurde sie nur noch mehr in ihrem Glauben bestärkt, daß hinter ihrem Diener ein großes Geheimnis stecke. Dieser fuhr fort zu spielen und zu singen, und stellte so seine ganze Geschichte dar, und darüber wurde er endlich so betrübt, daß er in Weinen und Schluchzen ausbrach.

Darauf bat die Prinzessin ihren Vater um die Erlaubnis, von ihrem Kammerdiener Unterricht in der Musik nehmen zu dürfen. Der König aber wollte es gar nicht glauben, daß das ein so großer Musiker sei, bis ihn die Prinzessin in dem Musiksaale versteckte, und nachdem er ihn dort spielen gehört, hatte er daran ein solches Gefallen, daß er seiner Tochter ihre Bitte gewährte. Von da an nahm also die Prinzessin Klavierunterricht bei ihrem Kammerdiener, und der lehrte es ihr so gut, wie es der beste Klaviermeister nicht vermocht hätte. Von Zeit zu Zeit suchte sie ihm sein Geheimnis abzufragen; sobald dies aber der Jüngling merkte, fing er an zu weinen, und war dabei so schön, daß die Prinzessin Mitleid mit ihm hatte und ihn nur immer lieber gewann.

Aber auch der König hatte ihn lieb und nahm ihn daher oft auf seinen Spaziergängen mit. Als er einst mit ihm am Strande lustwandelte, erschienen die Botschafter von

drei Königen, welche alle drei bei ihm um die Hand seiner Tochter für ihre Herren anhielten. Da wußte er nicht, wem er den Vorzug geben sollte, und sagte daher zu den Botschaftern, sie sollten ein wenig warten, denn er wolle seine Tochter beschicken und ihr die Wahl anheim stellen. Darauf schrieb er einen Brief an seine Tochter und schickte ihn mit dem Jüngling zur Prinzessin. Als diese den Brief gelesen hatte, nahm sie Feder und Papier und schrieb an ihren Vater: »wenn du mich verheiraten willst, so weiß ich keinen Bessern, als den Mann, der mir deinen Brief gebracht hat und dir diesen übergeben wird. Wenn dir der aber nicht genehm ist, so bleibe ich ledig und lebe mit dir zusammen.« Nachdem der König diesen Brief gelesen hatte, dauerte ihn seine Tochter, und er sagte daher zu den drei Botschaftern: »meine Tochter kann nicht heiraten, denn sie ist krank und dankt daher den drei Herren für die erwiesene Ehre.«

Als der König in sein Schloß zurückkehrte, und seine Tochter ihm entgegen kam, machte er ihr Vorwürfe und sprach: »was soll das heißen, was du mir da geschrieben hast? schämst du dich nicht, einen gemeinen Menschen zum Manne zu wollen, und Könige zu verschmähen?« Da kniete die Tochter vor ihm nieder und sprach: »warum hast du mich mit solcher Zärtlichkeit erzogen, und willst mich nun aus deinen Armen lassen? Ich will

viel lieber bei dir bleiben, als fern von dir ein noch so glänzendes Leben führen.« Über diese Rede wurde der König zwar sehr gerührt, aber es dauerte lange, bis ihn die Prinzessin durch Tränen und Schmeicheleien dahin brachte, in ihre Vermählung mit dem verkappten Prinzen zu willigen. Als nun die Prinzessin demselben anzeigte, daß sie ihn heiraten wolle, und ihr Vater seine Einwilligung gegeben, da ließ er sich von ihr versprechen, daß sie alles, was er ihr erzählen würde, geheim halten wolle, und teilte ihr dann seine ganze Geschichte mit, und bat sie, noch eine kleine Weile zu warten, bis sich sein Schicksal von selber erfüllen werde. Darauf bat die Prinzessin den König, ihre Hochzeit drei Monate lang zu verschieben.

Eines Tages befand sich der König mit seinem künftigen Schwiegersohne in einem seiner Lusthäuser am Strande, als ein großes Schiff sichtbar wurde, das zum Zeichen seiner Trauer die Flagge auf dem halben Mast führte und sein Tau- und Rahenwerk in Unordnung hatte. Nachdem es Anker geworfen, kam der Capitän in Trauerkleidern heraus und fragte, ob hier Landes kein Schiff gescheitert sei, in dem sich der Königssohn des und des Königreiches befunden habe. Als man ihn nun vor den König brachte, und er dort denjenigen erblickte, welchen er suchte, kniete er vor ihm nieder und begrüßte ihn als seinen König; und wie das der König sah,

wunderte er sich sehr und rief: »sage mir, Schwiegersohn, warum hast du mir dein Geheimnis nicht mitgeteilt?« Da entstand ein großer Jubel in der ganzen Stadt und in dem ganzen Lande, und wurde die Hochzeit mit der größten Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Darauf kehrte das Schiff mit der fröhlichen Nachricht von dem Leben des Prinzen und dessen Heirat nach Hause zurück, und als das sein Vater hörte, ließ er eine große Flotte ausrüsten, um ihn zu besuchen, und nahm die kostbarsten Geschenke mit für seine Schwiegertochter. Wie er nun seinen Sohn nach so langer Trennung wieder erblickte, da wurde er ohnmächtig, und es dauerte lange, bis er wieder zu sich gebracht wurde. An seiner Schwiegertochter aber hatte er großes Wohlgefallen und nannte sie Königin in zwei Reichen.

Nachdem er eine Weile bei den Neuvermählten verbracht hatte, kehrte er wiederum in sein Reich zurück; aber nach zwei Jahren wurde er krank und schrieb daher einen Brief an seinen Sohn, daß er schleunigst zu ihm kommen solle, damit er ihn vor seinem Tode noch einmal sehen und ihm sein Scepter übergeben könne. Sobald der Prinz diesen Brief gelesen hatte, traf er sogleich die nötigen Anstalten zur Reise; aber seine Frau hatte ihn so lieb, daß sie erklärte, sie könne sich

nicht von ihm trennen, sondern wolle mit ihm reisen, obgleich sie in der Hoffnung und die Zeit ihrer Niederkunft nahe war, und alle Bemühungen ihres Vaters und ihres Mannes, um sie von diesem Gedanken abzubringen, waren vergeblich. Sie ging also mit ihrem Manne zur See, und am zehnten Tage nach ihrer Abfahrt bekam sie Kindeswehen und gebar ein Töchterchen; aber kaum war die Geburt vorüber, so befiel sie ein hitziges Fieber und davon blieb sie wie tot. Der Prinz war außer sich vor Schmerz, daß er seine geliebte Frau verloren habe, und sah und hörte nichts von dem, was um ihn vorging. Sein Gefolge aber ließ einen goldenen Sarg bereiten, legte die Königin hinein und warf ihn ins Meer, weil man in jenen Zeiten glaubte, daß ein Schiff nicht fahren könne, welches einen Toten an Bord habe. Aber sie hatten auch viel Geld und eine Schrift hineingelegt, in welcher geschrieben stand, wer sie wäre, und daß der, welcher den Sarg fände, die Königin begraben und dafür das Geld behalten solle, was in dem Sarge sei.

Nachdem der Sarg eine Zeitlang auf dem Meere geschwommen, trieb ihn der Wind an den Strand, und dort fand ihn ein berühmter Arzt, der jeden Morgen an der See zu lustwandeln pflegte. Er ließ ihn nach Hause bringen und fand darin die Leiche einer Frau; wie er sie aber näher untersuchte, schien es ihm, als ob sie nicht tot, sondern nur ohnmächtig sei. Er versuchte daher alle ihm

bekannten Mittel und brachte die Prinzessin endlich wieder zum Leben, und als diese die Augen wieder öffnete, rief sie nach ihrem Manne. Aber der Arzt befahl ihr, sich ruhig zu verhalten und nicht zu reden, und stellte sie allmälig wieder her. Als sie vollkommen genesen war, gab er ihr den Zettel zu lesen, der im Sarge lag. Da war sie anfangs freilich sehr betrübt und jammerte nach ihrem Töchterchen und nach ihrem Manne, aber der Arzt ließ nicht ab ihr zuzureden und Trost zuzusprechen, bis sie sich endlich in ihr Schicksal ergab, und auf einer nahe gelegenen Anhöhe ein Kloster erbaute. Nachdem das fertig war, zog sie hinein, nahm noch andere Frauen auf, und verbrachte ihr Leben damit, daß sie für ihren Mann und für ihre Tochter betete.

Das Schiff, auf welchem der Prinz fuhr, legte an verschiedenen Häfen seines Reiches an, und so kam er auch zu einem Statthalter seines Vaters, der ihm als ein treuer Mann bekannt war. Bei diesem ließ er daher sein Kind zurück und befahl ihm, es wie sein eigenes zu pflegen und es, wenn es heranwüchse, in der Musik und den Wissenschaften unterrichten zu lassen, ihm aber von Zeit zu Zeit über sein Befinden Bericht zu erstatten. Doch das Unglück wollte es, daß der Statthalter von seiner Frau nur eine Tochter hatte, die sehr häßlich war, und daß diese daher auf die Königstochter, deren Schönheit mit jedem Tage zunahm, immer eifersüchtiger

wurde. Als daher das Mädchen zehn Jahre alt war, da befahl die Frau des Statthalters einem ihrer Diener, es mit in den Wald zu nehmen und dort umzubringen. Diesen aber dauerte das schöne unschuldige Kind, und er ging daher mit ihm eine lange Zeit im Walde herum, ohne zu wissen, was er tun solle, und so kam er endlich mit dem Mädchen an den Strand. Durch das viele Wandern war das Kind so erschöpft, daß es zu ihm sagte: »töte mich, wenn du willst, aber ich gehe nicht mehr weiter, denn ich kann nicht mehr.« Da sprach der Diener: »so setze dich und warte, bis ich mich entschlossen habe, was ich tun will.« Wie er aber so dastand und nachsann, sah er Seeräuber auf sich zukommen; da ließ er das Mädchen im Stiche und lief weg.

Die Seeräuber nahmen das Mädchen und verkauften es an eine Kupplerin. Diese behandelte es anfangs sehr gut und gab ihm schöne Kleider und gutes Essen, bis es sich wieder erholt hatte. Dann stellte sie eine Kiste neben das Mädchen und sagte ihr, daß sie da hinein das Geld werfen solle, was sie verdienen würde. Darauf benachrichtigte sie alle reichen jungen Leute der Stadt von der schönen Sklavin, welche sie gekauft habe. Als aber diese hinkamen, da gab ihnen das Mädchen so gute Worte, und wußte sie so zu rühren, daß sie weggingen, ohne es zu berühren. Die Kupplerin war darüber sehr böse, und fing an das Mädchen zu mißhandeln und rief:

»ich habe dich gekauft, um Geld mit dir zu verdienen.« Da kniete das Mädchen vor sie hin und bat: »schlage mich nicht, sondern gib mir eine Laute, ich will damit vor den Häusern singen und spielen, und was ich gewinne, das will ich dir alles heim bringen.« Sie ließ nicht eher mit Bitten ab, bis die Kupplerin ihr eine Laute kaufte; mit der zog sie nun in der Stadt herum, und spielte darauf und sang dazu, und das gefiel den Leuten so wohl, daß sie sie reich beschenkten und sie jeden Abend viel Geld nach Hause brachte. Doch die Kupplerin war damit niemals zufrieden, sondern sagte stets: »morgen mußt du mir noch mehr bringen.«

Der Prinz kam glücklich zu seinem Vater, und der empfing ihn mit großer Freude; als er aber das Unglück hörte, das seinen Sohn betroffen, und daß seine Schwiegertochter gestorben sei, die er so liebte, wurde er darüber so betrübt, daß er nicht lange mehr lebte, und nach seinem Tode bestieg der Sohn den Thron. Obgleich er aber nun König war und ihm alle Freuden der Welt zu Gebote standen, so blieb er doch stets düster und traurig, alle Festlichkeiten waren ihm ein Gräuel, und er war am liebsten allein. Da erhielt er eines Tages einen Brief von seinem Statthalter, worin ihm dieser schrieb, daß seine Tochter krank geworden und gestorben sei, und daß er ihr ein glänzendes Leichenbegängnis abgehalten habe. Als er den Brief gelesen hatte, wurde er ganz tiefsinnig,

er sprach kein Wort mehr, und wollte auch Niemand mehr sehen; und alle Versuche seiner Diener, ihn aus diesem Zustande zu reißen, waren vergebens. Darüber kamen alle Regierungsangelegenheiten ins Stocken, und das Reich geriet in große Verwirrung. Endlich faßte sich der Kanzler ein Herz, und ging zu dem König und sprach: »Herr, du mußt dich endlich fassen und wieder König sein, denn so wie es ist, kann es nicht weiter gehen, sonst gerät das ganze Reich in Gefahr; das Volk verlangt seinen König zu sehen, und du mußt dich ihm zeigen.«

Als das der König hörte, tat er sich Gewalt an und befahl, daß man ein Schiff ausrüsten solle, weil er alle Teile seines Reiches bereisen wolle. Nachdem das Schiff bereit war, stieg er hinein, und fuhr damit von einem Orte zum andern, blieb aber dabei ebenso traurig und düster als vorher. So zog er nun geraume Zeit umher und kam endlich in eine Hafenstadt, und als seine Diener den Marktplatz besuchten, sahen sie dort ein hübsches zwölfjähriges Mädchen, das auf der Laute spielte und dazu sang, und sein Gesang gefiel ihnen so sehr, daß sie auf den Gedanken kamen, das Mädchen vor der Türe des Königs singen zu lassen, um ihn dadurch vielleicht zu zerstreuen, weil er die Musik so liebte.

Als der König das schöne Spiel und den schönen Gesang des Mädchens hörte, wurde er aufmerksam, und

nach einer Weile öffnete er die Türe, um zu sehen, wer so schön spiele.

Da erblickte er ein schönes Mädchen, das mit seiner verstorbenen Tochter von gleichem Alter war. Er rief sie ins Zimmer und ließ sie dort weiter singen, und da sang sie ihre ganze Geschichte, so weit sie sich deren erinnerte, in einem Liede. In dem König aber stieg über dem Liede eine Ahnung auf; er ließ sich dasselbe also noch einmal ohne Musik hersagen, und fragte dann das Mädchen, ob das nicht seine eigene Geschichte sei, und als es ja sagte, ließ er sogleich die Kupplerin kommen und fragte sie nach dem Mädchen, und die erzählte ihm, daß sie es von Seeräubern gekauft habe. Da bot ihr der König den Kaufpreis, den sie dafür gegeben hatte. Die Alte aber erwiderte, daß sie das Mädchen nicht für sein ganzes Königreich hergebe. Der König bot ihr darauf das doppelte und vierfache, und erklärte ihr endlich, daß sie das Mädchen nicht mehr erhalten könne. Da stürzte sich die Alte auf dasselbe und wollte es erwürgen, der König aber ließ sie ins Gefängnis werfen. Darauf umarmte er das Mädchen und sagte ihm, daß es seine Tochter sei.

Von da fuhr er nun mit seiner Tochter nach einer andern Stadt, und sah dort auf einer Anhöhe ein neues Kloster stehen, das er noch nicht kannte, und als er sich danach erkundigte, erfuhr er, daß es eine schöne fremde

Frau aus eigenen Mitteln erbaut habe. Da ging er hin, und während er an der Tür klopfte, sah er über derselben in einer Nische den goldenen Sarg stehen und erkannte sogleich, daß dies der Sarg seiner Frau sei. Als ihn darauf die Pförtnerin nach seinem Begehren fragte, bat er um Erlaubnis, das Kloster zu betrachten. Da zog sich die Äbtissin mit ihren Frauen in ein Versteck zurück und befahl ihn einzulassen, und während er im Kloster herumging und sich dasselbe ansah, erkannte ihn die Äbtissin trotz seines düsteren Aussehens und fiel darüber in Ohnmacht, und ihre Frauen hatten viele Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Als der König das Kloster besehen hatte, ließ er die Äbtissin um Erlaubnis bitten, ihr aufwarten zu dürfen, und sowie er sie erblickte, erkannte er sie sogleich, nahm sie in seine Arme und herzte und küßte sie.

Darauf fuhren sie zusammen nach dem Sitze jenes Statthalters, und als der König ihm sagte, daß er ihn zur Grabstätte seiner Tochter führen solle, stürzte er ihm zu Füßen und gestand ihm alles, indem er alle Schuld auf seine böse Frau wälzte. Da bat auch die Königin um Gnade für ihn, und ihr zu Liebe beschränkte sich der König darauf, ihn außer Landes zu verbannen.

Von da fuhren sie nach dem Reiche des Vaters der Königin, und als dieser hörte, daß seine Tochter komme,

freute er sich sehr, denn von allem, was vorgefallen war, hatte er nichts erfahren. Nun ließ der Königssohn auch den Fischer kommen, der ihm das Leben gerettet hatte, und wollte sich vor ihm wie der Sohn vor dem Vater verbeugen, aber der Fischer fiel ihm zu Füßen und weinte vor Freuden ihn wieder zu sehen, und der Königssohn behielt ihn bei sich in hohen Ehren, so lange er lebte. Aber auch ihn wollte der alte König nicht mehr von sich lassen; er blieb also mit Frau und Kind bei ihm, und als der Alte starb, folgte er ihm in der Herrschaft nach und machte aus den beiden Reichen eins.

Aus Nord-Euböa.

51. *Der Zauberspiegel.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und einen Spiegel, in dem man jeden Feind erblicken konnte, der in das Reich kam. Eines Tages entstand ein großer Sturm und riß diesen Spiegel mit sich fort, und alles Suchen war vergebens. Da machten sich die drei Söhne auf, um ihn wieder zu finden, und reisten zusammen drei Tage lang, bis sie an einen hohen Marmorfelsen kamen, bei dem der Weg nach drei Richtungen auseinander lief. Dort legten sie ihre Ringe auf den Felsen und machten untereinander aus, daß, wer den Spiegel finde, hierher kommen und auf die anderen warten solle, und darauf trennten sie sich und schlug jeder einen andern Weg ein.

Der älteste Bruder kam auf seinem Wege in eine Stadt, in der es ihm so gefiel, daß er dort sein ganzes Reisegeld in Saus und Braus verzehrte, und dann die Ochsen hüten mußte, um nicht zu verhungern. Dem zweiten Bruder ging es grade so, und kam so herunter, daß er die Schweine hüten mußte. Der jüngste kam zu einer großen Stadt und kehrte in einem kleinen Häuschen ein, das vor derselben lag und in welchem eine alte Frau mit ihrer schönen Tochter wohnte. Als er sah, daß die Alte sehr klug war, so erzählte er ihr von dem Spiegel und wie sie ihn verloren hätten und wie er nun nach im suche. Darauf erwiderte die Alte: »seit einiger Zeit hat

der Drakos, der unser König ist, einen Spiegel in seinem Garten an den großen Apfelbaum gehängt, der jeden anzeigt, welcher dorthin geht, um Äpfel zu stehlen, und auf seinen Ruf kommt die Wache heraus und erschießt den Dieb. Willst du nun versuchen, den Spiegel zu holen, so mußt du hingehen, wenn der Drakos schläft, und keinen von den Äpfeln anrühren.« Des andern Tags um Mittagszeit schlich sich also der Prinz in den Garten und kam ungesehen bis zu dem Spiegel; als er ihn aber von dem Aste losbinden wollte, an dem er hing, da streifte er einen Apfel ab, und wie der zu Boden fiel, rief der Spiegel: »man will mich stehlen.« Da stürzte die Wache herbei und der Prinz ließ vor Schreck den Spiegel fallen und entkam mit knapper Not.

Der Prinz kehrte zur Alten zurück und erzählte ihr, wie es ihm ergangen sei, und diese sprach: »nun mußt du ein ganzes Jahr warten.« Während also der Prinz das Jahr bei der Alten verlebte, entspann sich zwischen ihm und deren Tochter eine heimliche Liebschaft, und nachdem das Jahr verflossen war, ging er wieder in den Garten des Drakos, und diesmal glückte es ihm besser, denn er kam mit dem Spiegel zur Alten zurück. Nun aber hielt er bei ihr um das Mädchen an, und als diese hörte, daß sie einander schon lange liebten, willigte sie ein. Darauf nahm der Prinz Abschied von der Alten, setzte seine Braut hinter sich auf das Pferd, ritt bis zu jenem Felsen

und fand dort die Ringe seiner Brüder noch unberührt. Er ließ also seine Braut bei dem Felsen und holte sie beide herbei, nachdem er ihre Schulden bezahlt und ihnen goldene Kleider angeschafft hatte.

Als die beiden mit ihm zum Felsen kamen und sahen, daß er sowohl den Spiegel als die schöne Frau gefunden, wurden sie so neidisch, daß sie ihn zu verderben beschlossen und ihn unversehens in einen großen Fluß stürzten, bei dem sie gelagert waren. Sein guter Stern ließ ihn aber einem Baumstamme begegnen, auf den setzte er sich und kam so bis zu einer großen Stadt, wo er sich bei einem Goldsticker in die Lehre gab und in dieser Kunst bald so geschickt wurde, daß er es allen andern zuvor tat.

Darauf schickte er seiner Frau einen Brief, in dem er ihr schrieb, daß er ein Goldsticker geworden sei und sie bei ihm ihre Kleider bestellen solle, denn die beiden Brüder hatten ausgemacht, daß sie der ältere heiraten sollte, und erzählten daher ihrem Vater, daß der Jüngste unterwegs gestorben sei. Als nun der alte König der jungen Frau ein Hochzeitsgewand machen lassen wollte, da gefiel ihr keines von allen, die man ihr brachte, und endlich sagte sie, daß sie es selbst bestellen wolle. Da schickte sie zu ihrem Manne, und dieser machte ein Kleid, wie man niemals ein schöneres gesehen hatte; als

sie dieses angezogen und der König sie verwundert fragte, welche Hände dies Kleid gestickt hätten, antwortete sie, daß es sein eigener Sohn gestickt habe, und erzählte ihm darauf die ganze Geschichte. Da schickte der Vater hin und ließ seinen jüngsten Sohn kommen und mit der Jungfrau einsegnen, seine älteren Söhne aber von dem Scharfrichter enthaupten, und nach seinem Tode wurde der Jüngste König und lebt bis auf den heutigen Tag; wir aber leben noch besser.

52. *Die drei Brüder, die ihre geraubte Schwester suchen.*

Es waren einmal drei Brüder, die hatten eine Schwester, und diese wurden von Räubern entführt. Da zogen sie aus, um sie zu suchen, und kamen in eine Gegend, wo Lamien wohnten. Als es Abend wurde, machten sie Feuer an, und in der ersten Nacht wachte der Älteste; da kam eine Lamia ans Feuer, er aber tötete sie, ohne seinen Brüdern etwas davon zu sagen. In der andern Nacht wachte der Mittlere und auf den kamen zwei Lamien los, er aber tötete sie, ohne seinen Brüdern etwas davon zu sagen. In der dritten Nacht wachte der jüngste Bruder und auf den kamen drei Lamien los, er aber tötete sie alle drei. Doch über dieser Arbeit löschte ihm das Feuer aus und er machte sich nun auf, um Feuer zu suchen. Er mußte jedoch lange gehen, bis er in der Ferne ein Feuer sah, und während er darauf losging, begegnete er einer alten Frau und fragte sie, was das für ein Feuer sei. Die antwortete: »das ist das Feuer einer Räuberbande.« Darauf fragte er weiter: »und wer bist denn du?« und die Alte antwortete: »ich bringe der Welt den Tag.« Da sagte er zu ihr: »bleibe so lange hier, bis ich Feuer geholt habe«, und sie entgegnete: »das will ich gerne tun.« Er aber traute ihr nicht und fürchtete, daß sie ihn betrügen würde. Er band sie daher an einen Baum

und ging dann auf das Feuer zu. Dort fand er vierzig Räuber um das Feuer liegend, und auf demselben stand ein Kessel, der vierzig Handhaben hatte. Da hob er diesen herunter, nahm sich Feuer und setzte ihn wieder darauf. Aber einer der Räuber sah das mit an; er stieß daher seinen Kameraden mit dem Ellenbogen und sprach: »sieh nur, wie der Mensch den Kessel allein abhebt und wieder aufsetzt, den wir kaum unserer vierzig heben können!« Dieser aber antwortete: »der ist stärker als wir, laß ihn also gewähren.«

Der Jüngling machte sich nun auf den Rückweg, und als er zu der Alten kam, die den Tag macht, band er sie los. Dann ging er dahin, wo seine Brüder schliefen, machte Feuer an und weckte sie; und nachdem es Tag geworden, zogen sie weiter um ihre Schwester zu suchen.

Die Räuber aber kamen zu dem Jüngsten, welcher ihren Kessel allein vom Feuer gehoben hatte, und trugen ihm an, ihr Genosse zu werden, und als er darein willigte, gingen sie zu dem königlichen Schlosse, brachen in die Mauer der Schatzkammer ein Loch und ließen durch dasselbe den Jüngling zuerst hinein. Dieser fand dort ein Schwert, das nahm er in die Hand, stellte sich vor das Loch, und sowie einer von den Dieben den Kopf durch das Loch steckte, schlug er ihm mit dem Schwerte den

Kopf ab und zog den Körper zu sich in die Schatzkammer. So tötete er sie alle vierzig. Darauf trank er eine Schale mit Wasser aus, die in der Schatzkammer stand, und schlüpfte durch das Loch hinaus, ohne irgend etwas mitzunehmen.

Am andern Morgen ging der König in die Schatzkammer und staunte nicht wenig, als er die vierzig toten Räuber und von dem Schatze nichts gestohlen fand. Darauf ließ er überall nachforschen, um zu erfahren, wer ihm diesen Dienst erwiesen hätte. Da aber alle seine Bemühungen vergeblich waren, ließ er ein großes Wirtshaus bauen, in welchem alle Reisenden unentgeltlich bewirtet werden sollten, dafür aber erzählen müßten, was sie in ihrem Leben Gutes und Böses verübt hätten. Eines Tages kehrte auch der Jüngling in diesem Wirtshause ein, und als ihn die Wirtsleute nach seinem Lebenslaufe fragten, erzählte er ihnen alles, was er erlebt und vollbracht hatte, und dabei kam er auch auf die vierzig Räuber zu sprechen, die er in dem Schatzhause des Königs umgebracht, und die Schale voll Wasser, die er dort getrunken hatte.

Da führten ihn jene vor den König, der fragte ihn selbst darüber aus, und als er fand, daß der Jüngling die vierzig erschlagen habe, machte er ihn zu seinem Schwiegersohne und verheirattete dessen Brüder an


seine Nichten, und so lebten sie herrlich und in Freuden.

53. *Belohnte Treue.*

Es war einmal ein armer Mann, der hatte kaum so viel, um nicht zu verhungern, und bot daher seinen Sohn feil, um das nötige Öl für die Lampe zu kaufen, die er einem Heiligen zu Ehren unterhielt. Der Knabe gefiel einem Pascha, der keine Söhne hatte; der kaufte ihn also und nahm ihn mit sich nach Hause. Da der Knabe aber nicht nur schön von Ansehn, sondern auch gut von Herzen war, so bekam er ihn bald sehr lieb und bestimmte ihn, als er heranwuchs, seiner einzigen Tochter zum Manne, weil sie sich beide von Kindheit an so sehr liebten, daß keines eine Nuß aß, ohne sie mit dem andern zu teilen.

Die Tochter des Paschas war jedoch so schön und klug, daß ihr Ruf sich über das ganze Land verbreitete und ein mächtiger Herr bei ihrem Vater um sie für seinen Sohn anhalten ließ. Die Mutter des Mädchens wollte den Antrag nicht annehmen, aber der Vater überredete sie, daß sie die Stütze mächtiger Verwandten nötig hätten und für den Jüngling ein anderes Mädchen freien könnten. Sie nahmen daher den Antrag an und verlobten das Mädchen an den Sohn jenes mächtigen Paschas.

Als das der Jüngling hörte, verließ er den Palast seines Herrn und ging zu dessen Herden, legte Schäfertracht an und trieb die Schafherde täglich unter das Schloß. Dort stand ein großer Platanenbaum, unter dem ließ er seine

Herde ruhen, setzte sich zu ihr hin und unterhielt sich damit, daß er aufmerkte, wie die Blätter von dem Baume fielen. Als ihn das Mädchen gewahr wurde, rief sie: »He, Schäfer komm einmal herauf.« Er gehorchte und ging hinauf, setzte sich aber hart an der Türe, wohin der Teppich nicht reichte. Das Mädchen lud ihn ein, sich auf das Sopha neben sie zu setzen; er aber erwiderte, daß er Sandalen anhabe und damit den Teppich beschmutzen würde. Darauf reichte sie ihm einen Becher mit Wasser, in den sie heimlich ihren Verlobungsring geworfen hatte. Er aber weigerte sich, das Wasser zu trinken, weil er mit seinem Munde den Becher beschmutzen würde, und als alles Zureden der Jungfrau nichts half, da wurde sie böse und jagte ihn unter Scheltreden fort.

Am andern Morgen kam er wieder unter den Baum und hatte Acht darauf, wie die Blätter davon herunterfielen. Die Jungfrau rief ihn wiederum herauf und sprach: »gestern hast du mich mit deiner Störrigkeit böse gemacht, heute aber sollst du deine Sandalen ausziehen und dich zu mir setzen.« Da gehorchte er, setzte sich auf den Divan und nun schwatzten sie mit einander. Das Mädchen aber füllte wiederum den Becher mit Wasser, legte heimlich ihren Verlobungsring hinein und hieß ihn das Wasser trinken, und als er sich wiederum weigerte, sprach sie: »du fürchtest dich wohl, daß Gift in dem Wasser sei? ich will also zuerst davon

trinken.« Nun trank sie die Hälfte des Bechers, und als der Hirte die andere Hälfte trank, sagte sie: »trinke alles Wasser bis auf den letzten Tropfen.« Wie aber der Hirte den Boden des Bechers hob, fiel ihm der Ring in den Mund. Da fragte er, was das bedeute? Doch sie schalt ihn und jagte ihn mit samt dem Ringe aus dem Schlosse. Als der Jüngling zu seinen Schafen kam, band er den Ring mit neun Knoten in seinen Untergürtel und trieb seine Schafe heim.

Am andern Morgen rief die Jungfrau ihre Eltern und sprach: »Ihr habt nur eine einzige Tochter und diese versprecht ihr an zwei Männer, ich verlange also, daß ihr das tun sollt, was ich euch sage, denn sonst bringe ich mich auf die eine oder andere Weise ums Leben. Der Pascha soll seinem Sohne tausend Piaster geben und ich will dem Schäfer tausend Piaster geben, beide sollen in die Welt ziehen und damit Geld zu verdienen suchen, und wer von beiden das meiste Geld zurückbringt, der soll mich zur Frau haben.«

Als die Eltern sahen, daß das Mädchen auf ihrem Kopfe bestand, überredeten sie den Pascha, ihr den Willen zu tun. Der Paschasohn und der Schäfer zogen also in die Welt, um Geld zu machen, der erstere mit fünfzig Beuteln und dreißig Reitern, der letztere zu Fuß mit einem kleinen Tragsack auf der Schulter, und kamen

zuerst nach Jannina. Dort aber begann der Paschasohn ein flottes Leben, sein Frühstück kostete ihn dreihundert Piaster, sein Mittagessen sechshundert und sein Nachtmahl tausend. Nach einigen Tagen kam der Schäfer zu ihm und sprach: »komm nun, wir wollen in die Welt, um Geld zu verdienen«; jener aber antwortete: »ich habe hier mein Glück gefunden, gehe du und verdiene Geld, wo du willst.«

Der Hirte zog also allein in die Welt, und als er eines Tages auf einen Berg gestiegen und davon sehr müde und durstig geworden war, fand er dort einen alten Mann am Wege sitzen, der fragte ihn, wo er herkäme, und wo er bei dieser Hitze hinwolle. Der Jüngling aber verlangte vor allem nach Wasser, weil er, bevor er getrunken, gar nicht reden könne. Da wies ihn der Alte an eine nahe Quelle, und nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, kehrte er zum Alten zurück und erzählte ihm alles, was sich mit ihm zugetragen. Als er zu Ende war, fragte ihn der Alte, »wie viel Geld er habe«, und der Jüngling sagte, »er habe tausend Piaster.« Da gab ihm der Alte noch weitere tausend und sagte zu ihm: »folge diesem Wege, der zur Stadt führt, und wenn du dort bist, so frage nach dem und dem Kaffeehaus, dessen Eigentümer einen Affen hält. Den mußt du dann fragen, ob ihm der Affe feil sei, und der Kaffeewirt wird seinen Spaß mit dir haben, weil er nicht erwartet, daß du Geld hast, und wird

dir sagen, daß er ihn dir für zweitausend Piaster verkaufen wolle. Dann mußt du die Herrn, die dort sind, zu Zeugen nehmen, daß der Handel geschlossen sei, und ihm die zweitausend Piaster geben, und wenn er sich weigert, sie anzunehmen, so mußt du ihn vor Gericht verklagen.«

Der Jüngling tat, wie ihm der Alte geheißen, er ging in die Stadt, fand dort das Kaffeehaus mit dem Affen, schloß den Handel mit dem Kaffeewirt und nahm die dort versammelten Gäste zu Zeugen, und als der Kaffeewirt den Affen nicht hergeben wollte, verklagte er ihn vor Gericht, und rief jene Gäste zu Zeugen auf; darauf zahlte er ihm die zweitausend Piaster vor dem Richter aus, setzte den Affen auf seine Schultern und kehrte mit ihm zu dem Alten zurück.

Der Alte aber nahm den Affen und sprach: »weil das Tier uns beiden gehört, so wollen wir ihn auch mit einander teilen«, und nun zerschnitt er den Affen vom Schwanze bis zum Kopfe in zwei gleiche Hälften, gab die eine davon dem Jüngling und behielt die andere für sich. Der Jüngling aber wollte sein Teil nicht behalten, sondern warf es weg und sprach: »Wenn ich auch die Okka Fleisch zu fünfhundert Piaster und das Fell für einen Piaster rechne, so komme ich doch nicht wieder zu meinem Gelde, denn es sind lange keine zwei Okka

Fleisch.« Der Alte aber lachte und führte ihn in seine Hütte. Dort gab er ihm zu essen und zu trinken, und während sich der Hirte gütlich tat, ging der Alte hin, nahm aus der Hälfte des Affen, welche dem Jüngling gehörte, das Hirn, machte daraus eine Heilsalbe, tat sie in eine Büchse, gab sie dem Jüngling, und sprach: »allen Blinden, die du begegnest, bestreiche mit der Salbe die Augen, und sie werden wieder sehend werden, und alles Geld, was du dafür einsammelst, das bringe hierher; du darfst aber von Niemand Geld im voraus fordern, sondern mußt mit allem zufrieden sein, was man dir gibt.«

Da nahm der Jüngling die Salbe, stieg den Berg hinab, und kam an dessen Fuße zu einer Meerenge. Dort fand er eine Fähre, die jeden, der auf die gegenüberliegende Insel wollte, für vier Heller hinüberfuhr. Als sie auf der Insel angekommen waren, verlangte der Schiffer den Fahrlohn von ihm. Der Jüngling aber antwortete, »daß er kein Geld habe.« Da stieß ihn der Schiffer wieder in die Fähre hinein, weil er, wenn er nicht zahlen könne, wieder zurück müsse. In der Fähre aber saß ein Blinder, zu dem sagte der Jüngling: »wenn er die Überfahrt für ihn zahle, so wolle er ihn wieder sehend machen.« Da antwortete der Blinde: »heile mich nur und sei dann unbekümmert um den Lohn, den ich dir geben werde.« Der Jüngling bestrich ihm die Augen mit der Salbe, und als der Blinde

merkte, daß er geheilt war, gab er ihm fünfzig Piaster, und hiervon zahlte jener seinen Fahrlohn. Darauf zog er im Lande herum und heilte alle Blinden, die er begegnete, bis er tausend Piaster gesammelt hatte. Da hörte er von einem reichen, reichen Manne, der schon seit fünfundzwanzig Jahren blind sei und dem die größten Ärzte nicht zu helfen vermochten. Er ging also zu dessen Wohnung und klopfte an die Türe, als aber die Diener hörten, daß er ihren Herrn heilen wolle, da wollten sie ihn nicht hereinlassen, weil es die drei Ärzte verboten hatten, die ihn behandelten, doch er ließ sich nicht abweisen und bestand darauf, daß sie dem Blinden sagen sollten, sein guter Stern sei vor der Türe, der ihn heilen wolle, und er solle ihn nicht von sich weisen. Da meldeten sie ihn endlich bei ihrem Herrn, und dieser ließ ihn vor sich kommen und faßte solches Vertrauen zu seinen Reden, daß er auf sein Verlangen die drei Ärzte entfernen und sich die Augen von dem Jüngling salben ließ. Weil diese aber durch die Heilmittel der Ärzte verdorben waren, so konnte er erst beim vierten Mal ein wenig sehn, und der Jüngling mußte ihm die Salbe sechsmal einreiben, bis er vollkommen sehend wurde. Da wollte ihn der alte Mann an Kindesstatt annehmen und zu seinem Erben machen; er aber antwortete, daß er in seiner Heimat mit einem Mädchen versprochen sei und diese nicht verlassen dürfe. Als nun der Alte sah, daß er sich nicht halten ließ,

da füllte er ihm seinen Geldgurt und seinen Tragsack mit lauter Goldstücken, und begleitete ihn bis an den Meeresstrand, dort aber lagen sechszig Schiffe vor Anker, die alle dem Alten gehörten, und dieser fragte: »willst du, daß ich dir alle sechszig schenke?« Der Jüngling antwortete: »wenn du mir nur eins schenkst, so werde ich dir dafür ebenso danken, als wenn du mir alle sechszig schenkst.« Da teilte der Alte die Schiffe in zwei Hälften, ließ die Schiffer von der einen Hälfte kommen und sagte ihnen, daß er diese dem Jüngling geschenkt habe. Darauf nahm er von ihm Abschied, und kehrte nach Hause zurück.

Der Jüngling aber fuhr mit seinen dreißig Schiffen an den Fuß des Berges und ging allein zu dem Alten. Als ihn dieser nun fragte, was er aus der Salbe, die er ihm gegeben, erlöst habe, da antwortete der Jüngling: »mein Gurt steckt voll Gold, mein Tragsack steckt voll Gold und am Strande ankern dreißig Schiffe.« Da fragte ihn der Alte: »und bin ich dein Partner für all dieses Gut?« »Ja wohl«, antwortete der Jüngling, »denn alles, was du mir gesagt hast, habe ich als wahr erfunden, und nun komme mit zu meiner Braut.« Sie machten sich also auf die Reise und kamen unterwegs zu jener Stadt, in der der Sohn des Paschas zurückgeblieben war. Dieser hatte dort immer dasselbe Leben geführt und große Schulden gemacht, und als die Bäcker, Wirte, Fleischer und andere

Handwerker hörten, daß sein Geselle gekommen sei, um ihn abzuholen, da liefen sie alle zusammen und verlangten ihr Geld. Ihre Forderungen betrugen mehr als fünfzigtausend Piaster und jener hatte keinen Heller. Als der Jüngling sah, in welcher Lage er war, sprach er: »wenn du dir mein Siegel auf die Stirne brennen lässest, so bezahle ich alle deine Schulden.« Der andere war das zufrieden; als aber alle Schulden bezahlt waren und der Jüngling sein Siegel im Feuer glühte, da bat ihn der Sohn des Pascha, ihm nicht den Schimpf anzutun, ihn auf der Stirne zu siegeln, sondern sich damit zu begnügen, ihm das Siegel auf den Arm zu drücken, und der Jüngling hatte Mitleid mit ihm und brannte ihm das Siegel auf den rechten Arm. Während nun der Jüngling mit dem Alten zur See auf seinen Schiffen nach der Stadt der Braut fuhr, ritt der andere so schnell als möglich auf sein Schloß und schickte einen Eilboten in das Haus der Braut mit der Nachricht, daß der Schäfer gestorben sei und er in drei Tagen kommen werde, um sie heimzuführen. Darauf richtete der Paschasohn eine große Hochzeit in seinem Schlosse an, machte sich mit fünfzig Reitern auf, um seine Braut heimzuholen, und kam an demselben Morgen in die Stadt der Braut, an dem der Jüngling mit seinen dreißig Schiffen im Hafen vor Anker ging. Als der Vater der Braut von der Ankunft dieser vielen Schiffe hörte, ließ er die beiden Herren derselben zur Hochzeit

laden, und diese erschienen dabei, der Schäfer war aber so verkleidet, daß ihn Niemand erkannte.

Als nun das Gelage zu Ende war und die Heimführenden mit der Braut aufbrechen wollten, da küßte diese nach dem Brauche allen Anwesenden die Hand. Der Schäfer aber hatte ihren Verlobungsring an den Finger gesteckt, und als nun die Reihe an ihn kam, erkannte ihn die Braut, und verlangte nun noch einmal zu ihren Eltern zu gehn und sie zum Abschied küssen zu dürfen. Da erwiderten ihr die Heimführenden, »daß dies gegen den Brauch sei«; sie aber versetzte: »wenn sie ihr das nicht erlaubten, so würde sie den Brautschleier und den Brautschmuck abreißen.« Als man ihr nun erlaubte, nochmals zu ihren Eltern zurückzukehren, da sagte sie ihnen, daß der Schäfer nicht gestorben, sondern am Leben und zurückgekehrt sei, und daß sie nicht eher das Haus verlassen würde, bevor nicht untersucht sei, wer von ihren beiden Freiern das meiste Geld gewonnen habe.

Da ließ der Vater die beiden Fremden holen. Der Schäfer gab sich zu erkennen und erzählte, wie es ihm gegangen sei, wie viel Geld er gewonnen, wie er die Schulden seines Nebenbuhlers bezahlt und ihm sein Siegel auf den rechten Arm gedrückt habe. Da gingen sie hin und untersuchten den Arm des Paschasohnes, und

als sie das Siegel des Schäfers darauf erkannten, jagten sie ihn mit Prügeln und Steinen fort. Weil aber einmal alles zur Hochzeit bereit war, so gab der Vater die Jungfrau sogleich mit dem Schäfer zusammen. Als nun die jungen Leute am Abend ins Brautgemach gegangen waren, da klopfte der Alte so lange an die Türe, bis der Schäfer aufstand und ihn fragte, was er wolle. Der Alte aber fragte dagegen: »sind wir nicht Partner in allem und jedem?« und jener antwortete: »habe ich das jemals geleugnet?« Darauf sprach der Alte: »ich verlange also auch meinen Teil an der Jungfrau und darum müssen wir sie teilen, wie wir den Affen geteilt haben.« »Gut«, sagte der Jüngling, »da nimm sie und teile sie.« Der Alte aber sagte: »so wie du den Affen geteilt hast, ebenso sollst du auch die Jungfrau teilen.« Als nun der Jüngling zu dem Messer griff und die Hand aufhob, um dieselbe zu töten, da faßte ihm der Alte den Arm und sagte: »halt, halt! Ich wollte nur deine Treue versuchen und habe sie erprobt erfunden, ich bin ein von Gott Gesandter und habe dich unter meinen Schutz genommen, weil dich dein Vater verkaufte, damit er die Lampe unterhalten könne, die er mir zu Ehren brannte.« Mit diesen Worten verschwand er und ließ den Jüngling im Besitze der dreißig Schiffe und alles Geldes, was er gesammelt hatte.

54. *Der Jüngling, der Teufel und seine Tochter.*

Es war einmal ein Ehepaar, das bekam keine Kinder, und machte daher eine Pilgerfahrt in das gelobte Land. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren damit bis in die Mitte des Meeres. Da stellte sich der Teufel vor dasselbe, hielt es fest, und sprach zu den Eheleuten: »wenn ihr mir das Kind gelobt, das ihr bekommen werdet, so sollt ihr eins haben«, und diese antworteten: »du mußt es uns lassen, bis es zwölf Jahre alt ist, und dann soll es dein sein.« Da ließ der Teufel das Schiff los und jene gaben ihre Pilgerfahrt auf, kehrten nach Hause zurück, und nach neun Monaten gebar die Frau einen Knaben, den erzogen sie mit großer Liebe und Sorge, bis er zwölf Jahre alt wurde.

Eines Tags ging der Knabe an das Meeresufer, um zu fischen, und traf dort einen Mann, der fragte ihn: »wo gehst du hin, mein Sohn?« und jener antwortete: »ich gehe fischen.« Da füllte ihm jener seinen ganzen Sack mit Fischen, gab ihm fünf Äpfel und sagte, »daß er sie seiner Mutter bringen und sie an ihr Gelübde erinnern solle.« Der Knabe aß vier von den Äpfeln und bewahrte nur einen, um ihn seiner Mutter zu bringen und seinen Auftrag auszurichten, vergaß aber darauf, und als er am andern Morgen wieder mit dem Fremden zusammentraf, gab ihm dieser abermals einen Sack voll Fische und fünf

Äpfel, und da es der Knabe auch zum zweiten Mal vergaß, den Auftrag seiner Mutter auszurichten, da gab ihm der Fremde noch einmal fünf Äpfel und einen Sack voll Fische und sagte ihm, »daß er damit sogleich nach Hause gehen solle.«

Als nun der Knabe heim kam, fand er das Haus schwarz angestrichen und seine Mutter in großer Trauer. Da fragte er sie, »warum sie so weine«, und sie antwortete: »warum soll ich nicht weinen? die Zeit ist ja gekommen, wo dich der Teufel holen wird.« Doch der Knabe versetzte: »glaubst du, daß ich hier auf ihn warten werde? Ich mache mich sogleich aus dem Staube, und es soll ihm schwer werden, mich zu fangen.«

Darauf machte sich der Knabe auf und lief in die Welt hinein, und als er eine Weile gelaufen war, begegnete er einem alten Mann, der fragte ihn: »wo willst du hin, mein Sohn?« Er antwortete: »dahin, wohin meine Augen blicken.« Als der Alte aber mit Fragen nicht abließ, erzählte er ihm, wie es mit ihm stehe und warum er von Haus weggelaufen sei. Darauf sprach der Alte: »auf dem Wege, den du ziehst, wirst du an eine Quelle mit stinkendem Wasser kommen, und über das darfst du nicht schmähen, sondern mußt hingehn und aus der Quelle trinken und dann sagen: i was ist das für ein gutes Wasser, ich wollte, das hätte ich bei meinem Hause! und

dann wird die Quelle dir sagen, wo du hingehn sollst.« Dieser Alte war aber der Herr Jesus Christus.

Darauf ging der Knabe zu jener Quelle, trank Wasser aus ihr und lobte dasselbe sehr. Da sprach die Quelle: »alle Welt schimpft auf mich und du allein lobst mich, und darum höre auf das, was ich dir sage. An dem und dem Orte ist ein See, zu dem kommen drei Neraiden, um sich darin zu baden. Wenn du also dorthin kommst, so mußt du dich verstecken, und wenn sie sich ausgezogen haben und in dem See herumschwimmen, so mußt du ihnen ihre Federkleider nehmen, und wenn sie dann zu dir kommen und dich bitten, sie ihnen wiederzugeben, so gib sie den beiden älteren, aber der jüngsten gib es nicht eher, als bis sie dir geschworen hat, daß sie dich selbst im Tode nicht vergessen wolle.«

Da bedankte sich der Jüngling, ging an jenen See und versteckte sich dort, bis die drei Neraiden kamen. Die zwei älteren gingen sogleich in das Wasser, die jüngste aber war ängstlich und sah sich erst nach allen Seiten um, bevor sie ihren Schwestern nachfolgte. Nun schlich sich der Jüngling zu dem Orte, wo ihre Kleider lagen, und nahm sie weg, und als sie aus dem Wasser stiegen, da kamen sie zu ihm und baten ihn um ihre Kleider. Er gab den beiden Ältesten die ihrigen, aber der Jüngsten gab er es nicht eher, als bis sie ihm geschworen hatte, ihn selbst

im Tode nicht zu vergessen. Darauf nahmen ihn die drei Mädchen mit sich nach Hause zu ihrem Vater, und das war grade der Teufel, dem der Jüngling gelobt war. Als der am Abend nach Hause kam, sprach er zu dem Jüngling: »siehst du den Baum, der hier vor dem Hause steht? den sollst du heute Nacht fällen und zu Brettern versägen, und wenn du damit nicht bis morgen in der Frühe fertig bist, so fresse ich dich.« »Gut!« antwortete der Jüngling, als er aber allein war, da fing er an zu seufzen und zu weinen, denn er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, eine solche Arbeit in einer Nacht zu vollenden. In seiner Not ging er zu seiner Frau, der Neraide, die riß sich ein Haar aus, und gab es ihm, und sagte, »er solle es verbrennen«, und kaum hatte er das getan, so versammelten sich alle Teufel und machten sich an die Arbeit, und bevor es Tag wurde, waren sie damit fertig.

Als nun der Teufel aufwachte und die Arbeit getan fand, da rief er: »meine Jüngste hat dir geholfen!« der Jüngling aber leugnete das und behauptete, daß er die Arbeit allein getan habe. Am andern Abend sagte ihm der Teufel: »siehst du jenen Berg? den sollst du heute Nacht abtragen und den Platz, auf dem er gestanden, eben machen.« »Gut!« antwortete der Jüngling. Als aber der Teufel weggegangen war, da lief der Jüngling zu seiner Frau und klagte ihr seine Not. Sie gab ihm wieder

ein Haar, und als er das verbrannte, versammelten sich alle Teufel und machten sich an die Arbeit, und bevor es Tag wurde, waren sie damit fertig. Wie nun am andern Morgen der Teufel kam und die Arbeit getan fand, da rief er: »das hast du nicht allein gemacht, meine Jüngste hat dir geholfen.« Der Jüngling aber erwiderte: »nein, ich habe es allein gemacht und mir von Niemand helfen lassen.«

Am dritten Abend sagte der Teufel: »siehst du diese Bretter, die du selbst geschnitten hast? mit den sollst du mir heute Nacht ein Schiff bauen und das muß morgen früh fix und fertig am Strande liegen.« »Gut!« sprach der Jüngling. Als aber der Teufel weggegangen war, lief er wiederum weinend zu seiner Frau und klagte ihr seine Not. Da gab ihm diese einen Stab und einen Laib Brot und sprach: »gehe damit an den Strand und schwinge den Stab, und es werden sich alle Teufel versammeln; dann wirf ihnen das Brot hin und sage ihnen in meinem Namen, daß sie, bevor es Tag wird, das Schiff fertig haben müßten, und dann komm wieder.« Der Jüngling machte es, wie seine Frau ihm geraten hatte, und kehrte zu ihr zurück. Als er aber am andern Morgen zum Strande gehen wollte, sagte sie: »wenn mein Vater kommt und dir sagt, daß du in das Schiff steigen sollst, so tue es nicht, denn er wird ihm einen Stoß geben, daß es bis in die Mitte des Meeres fährt, sondern du mußt ihm

sagen: du bist der Vornehmere und mußt daher zuerst hineinsteigen, und wenn er darin ist, so gib dem Schiff einen Stoß mit dem Knie, damit es bis in die Mitte des Meeres fährt. Dann laufe so schnell du kannst hierher, damit wir entfliehen.« Da machte es der Jüngling, wie ihm seine Frau gesagt hatte, und nachdem der Teufel ins Schiff gestiegen und er dieses bis in die Mitte des Meeres gestoßen hatte, lief er was er konnte zu seiner Frau zurück und setzte sich mit ihr auf die Pferde, welche sie in Bereitschaft hatte. Sie ritten auf diesen bis zu der Grenze des Reiches des Teufels, und da sie nun sicher waren, daß sie nicht mehr gefangen werden konnten, so setzten sie sich unter einen Baum und ruhten aus. Die Neraide erwachte zuerst, und als sie zwei weiße Wolken herankommen sah, da weckte sie ihren Mann und sprach: »siehe, da kommen meine beiden Schwestern, um uns zu suchen, und bald wird auch eine schwarze Wolke kommen, das ist meine Mutter«, und es dauerte nicht lange, so kam auch die schwarze Wolke heran, und nun suchten die drei Wolken die ganze Grenze ab, konnten sie aber nicht finden, weil sie bereits jenseits derselben waren.

Der Jüngling kehrte mit seiner Frau in seine Heimat und ließ sie im Hause einer alten Frau zurück, bevor er in das seine ging, um seine Mutter zu besuchen. Da sprach die junge Frau: »wenn du zu deiner Mutter kommst, so

laß dich nicht von ihr küssen, denn wenn sie dich küßt, so wirst du mich vergessen.« Der Jüngling ging nun zu seiner Mutter, aber sie erkannte ihn nicht. Er fragte sie also: »hast du keinen Sohn?« und jene antwortete: »o ja, ich hatte einen, den hat mir aber der Teufel geraubt«, und jener fragte wieder: »hatte er kein Abzeichen auf der Brust?« – »Ja wohl hatte er eins.« – Da entblößte er seine Brust, und als die Mutter das Zeichen sah, wollte sie ihn umarmen, er aber hielt sie ab, und bat sie, ihn nicht zu küssen. Weil er nun von der Reise sehr ermüdet war, so legte er sich nieder, um auszuruhen, und schlief ein; da schlich sich seine Mutter zu ihm und küßte ihn heimlich, so daß er es nicht merkte, und als er aufstand, hatte er seine Frau gänzlich vergessen.

Die Mutter ließ nun das Haus wieder weiß anstreichen, und suchte nach einer Frau für ihren Sohn, und als sie die passende gefunden hatte, verlobte sie ihn mit ihr. Die Neraide erfuhr das alles von der Alten, bei der sie wohnte, und begriff, daß seine Mutter ihn geküßt habe. Da setzte sie sich hin an den Webstuhl und webte sich goldene Kleider und hing sie vor dem Hause in die Sonne. Als nun ihr Mann einmal vorüber kam und die Kleider erblickte, da dämmerte es in ihm auf, als ob er eine Frau habe, die solche Kleider trüge. Er ging also heim und bat seine Mutter, in jenes Haus zu gehn, um zu sehn, wem diese goldenen Kleider gehörten. Die Mutter

tat ihm den Willen, und als sie zurückkam, erzählte sie ihm, daß sie einer fremden Frau gehörten, welche so schön sei, daß sie Strahlen werfe. Da ahnte es dem Sohne, daß das seine eigene Frau sei, und er bat daher seine Mutter, noch einmal hinzugehen und die Fremde einzuladen, mit ihr nach Hause zu kommen, und als sie mit der Mutter ins Haus trat, da erkannte er sie wieder und sprach zu seiner Mutter: »diese und keine andere ist meine Frau, diese hat mir das Leben gerettet, und weil du mich im Schlafe geküßt hast, so mußte ich sie vergessen.« Darauf sagte er seiner Verlobten ab, und lebte glücklich und zufrieden mit seiner Frau.

55. *Vom Halberbschen.*

Es war einmal eine arme Frau, die hatte viele Kinder, und darunter war eines nicht größer als eine halbe Erbse. Als sie nun eines Tags Brot knetete, da riefen die Kinder alle zusammen: »auch für mich eine Bretzel, auch für mich eine Bretzel!« und darüber wurde ihre Mutter so zornig, daß sie sie alle tot schlug bis auf den kleinen Halberbs, der sich in ihren Schuh versteckte. Darauf fing die Mutter an zu weinen, daß sie nun kein Kind mehr habe, mit dem sie das Essen ihrem Manne auf den Acker schicken könne, und als das der kleine Halberbs hörte, hüpfte er aus dem Schuh heraus und rief: »wenn du mich nicht tot schlägst, so will ich das Essen auf den Acker tragen.« Da schickte ihn die Mutter mit dem Essen und dem Weine auf den Acker, und als er in die Nähe kam, rief er seinem Vater zu, als ob er den Weg nicht wisse: »Vater, von wo soll ich beikommen?« und dieser sagte: »Von dem Rande aus.« Da fing Halberbs an das Brot vom Rande anzubeißen und aß es auf. Dann fragte er wieder: »Vater, von wo soll ich beikommen?« – »Von der Mitte aus.« – Da aß er auch das Essen auf, indem er mitten hinein langte, und als er damit fertig war, rief er wieder: »Vater, von wo soll ich beikommen?« und jener sagte: »Von dem Quellchen aus.« Da setzte er auch die Weinflasche an und trank sie aus. Darauf ging Halberbs

zu seinem Vater auf den Acker, und als ihn der fragte: »wo hast du das Essen und den Wein?« antwortete er: »damit habe ich verfahren, wie du befohlen hast, denn als ich dich fragte, von welcher Seite ich dem Brote beikommen sollte, sprachst du: ›vom Rande aus‹, und da aß ich es vom Rande aus auf; als ich dich fragte, von welcher Seite ich dem Essen beikommen sollte, sprachst du: von der Mitte aus, und da griff ich mitten hinein und aß es auf, und als ich dich fragte, von welcher Seite ich dem Weine beikommen sollte, sprachst du: von dem Quellchen aus, und da setzte ich den Hals der Flasche an den Mund und trank sie aus.«

Der Vater lachte und sprach: »du bist ein Schelm, bleibe aber hier, bis ich wieder komme, denn ich will selbst nach Hause und Brot holen, und wirf den Ochsen Heu vor, damit sie dich nicht fressen.« Als nun Halberbs den Ochsen Heu vorwarf, fraß ihn der eine mit hinein; der Vater aber suchte nach ihm vergebens bis zum Abend und zog dann mit den Ochsen heim.

Als nun die Ochsen in ihrem Stande standen und Vater und Mutter zu Abend aßen, rief Halberbschen aus dem Bauche des einen: »ich will mein Teil, ich will mein Teil.« Da schlachtete der Vater den Ochsen und gab die Därme einer alten Frau zum auswaschen, und als sie diese beim Brunnen aufschneiden wollte, rief

Halberbschen aus ihnen heraus: »Alte, stich mir nicht die Augen aus, sonst stech ich dir die deinen aus.« Da erschrak die Alte so sehr, daß sie die Därme hinwarf und fortlief.

Darauf kam die Füchsin zum Brunnen und fraß von den Därmen und schluckte dabei auch den Halberbs hinunter.

Als sie nun am Abend auf Hühner ausging und sich schon in den Stall geschlichen hatte, da rief Halberbs aus ihrem Bauche: »he ihr Hausleute, die Füchsin ist da und will eure Hühner fressen«, und rief so lange, bis es die Hausleute hörten, und die Füchsin flüchten mußte. So oft aber die Füchsin auf Hühner ausging, geschah ihr immer wieder dasselbe, so daß sie vor Hunger und Kummer ganz herunter kam. Da begegnete ihr eines Tags der Wolf und sprach: »Frau Marja, Frau Marja, warum siehst du so schlecht aus? was hast du denn für einen Kummer?« und die Füchsin antwortete: »ach Herr Nikolas, ich habe etwas in meinem Leibe, das, so oft ich nach Hühnern gehe, zu schreien anfängt, bis es die Hausleute hören und ich ohne Hühner flüchten muß; weißt du keinen Rat dafür?« Darauf antwortete der Wolf: »höre Frau Marja, was ich dir rate: steige auf jenen Birnbaum und stürze dich herunter und von dem Sprunge wirst du heil werden.« Da ging die Füchsin hin, stieg auf

den Baum, stürzte sich herunter und war tot; und als der Wolf das sah, ging er hin, fraß sie auf und schluckte auch den Halberbs mit.

So oft er nun von da an Schafe stehlen wollte, da schrie der Halberbs aus seinem Bauche: »he Hirten, Hirten! der Wolf frißt euch die Schafe«, und so mußte der Wolf wieder fort. Er nahm sich aber das so zu Herzen, daß er nicht länger leben wollte und sich von einem Felsen herunterstürzte, der bei der Tenne der Eltern des Halberbs lag.

Als nun der Wolf tot war, da kroch das Kind aus seinem Rachen und versteckte sich unter einen Stein der Tenne. Am andern Morgen kam seine Mutter zur Tenne, um dort Brot zu kneten; sie wehklagte über den Verlust ihres Kindes und sprach: »Oi! Oi! wenn ich doch noch Halberbschen hätte, damit es von diesem Brote mit essen könnte«, und als Halberbs das hörte, rief er: »auch für mich eine Bretzel, Mutter! auch für mich eine Bretzel!« Da lief die Mutter zu ihrem Mann und erzählte ihm, was sie gehört hatte; sie gingen nun zusammen auf die Tenne, rissen die Steine auf, fanden unter einem den Halberbs sitzen und trugen ihn vergnügt nach Hause.

56. *Das Pfefferkorn.*

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten keine Kinder, und eines Tages ging die Alte auf das Feld und brach sich einen Korb voll Bohnen, und als sie damit fertig war, sah sie in den Korb und sprach: »ich wollte, daß alle Bohnen zu lauter kleinen Kindern würden.« Kaum hatte sie das gesagt, so sprang eine ganze Schar von kleinen Kindern aus dem Korbe und tanzte um sie herum. Eine solche Familie erschien aber der Alten doch zu groß, und sie sprach daher: »ich wollte, daß ihr wieder zu Bohnen würdet.« Kaum hatte sie das gesagt, so kletterten die Kinder in den Korb zurück und wurden wieder zu Bohnen bis auf ein kleines Knäblein, das die Alte mit sich nach Hause nahm. Das war aber so klein, daß man es nur klein Pfefferkorn nannte, doch war es dabei so lieb und herzig, daß alle Welt es gern hatte.

Eines Tages kochte die Alte ihre Suppe, und klein Pfefferkorn kletterte an dem Kessel hinauf und blickte hinein, um zu erfahren, was gekocht würde, aber er versah es dabei und fiel in die siedende Brühe, und brühte sich darin zu Tode. Erst als Essenszeit war, bemerkten die Alten, daß er fehle, und nun suchten sie überall vergebens nach ihm, um ihn zum Essen zu rufen. Endlich setzten sie sich ohne den Kleinen zu Tisch; als sie aber die Suppe aus dem Kessel in die Schüssel

schütteten, da schwamm der Leichnam von Klein-Pfefferkorn darauf.

Da fingen der Alte und die Alte zu jammern an und riefen: »lieb Pfefferkorn ist tot, lieb Pfefferkorn ist tot.«

Als das die Taube hörte, riß sie sich die Federn aus und rief:

»Lieb Pfefferkorn ist tot,
Der Alte und die Alte jammern.«

Als der Apfelbaum sah, daß sich die Taube die Federn ausriß, fragte er sie, »warum sie das tue«, und als er das erfahren, schüttelte er alle seine Äpfel ab.

Wie nun der Brunnen, welcher neben ihm floß, die Äpfel fallen sah, fragte er den Baum, »warum er sich die Äpfel abschüttle«, und dieser antwortete:

»Lieb Pfefferkorn ist tot,
Der Alte und die Alte jammern,
Die Taube hat sich die Federn ausgerissen.
Lieb Pfefferkorn ist tot.«

Als das der Brunnen hörte, da strömte er vor Schmerz all sein Wasser aus.

Als die Magd der Königin zum Brunnen kam, um Wasser zu schöpfen, da fand sie keins, und fragte den Brunnen, »warum er kein Wasser habe«, und dieser antwortete:

»Lieb Pfefferkorn ist tot,

Der Alte und die Alte jammern,

Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,

Der Apfelbaum hat sich die Äpfel abgeschüttelt.

Lieb Pfefferkorn ist tot.«

Da ließ die Magd vor Schmerz ihren Krug fallen, und als sie die Königin fragte, »warum sie den Krug zerbrochen habe«, sagte sie:

»Lieb Pfefferkorn ist tot,

Der Alte und die Alte jammern,

Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,

Der Apfelbaum hat sich die Äpfel abgeschüttelt,

Der Brunnen hat all sein Wasser ausgegossen.

Lieb Pfefferkorn ist tot.«

Da schlug sich die Königin vor Schmerz so stark mit dem Arm auf die Brust, daß dieser davon entzwei brach, und als der König das erfuhr und sie fragte, »wie es zugegangen sei«, sprach sie:

»Lieb Pfefferkorn ist tot,

Der Alte und die Alte jammern,

Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,

Der Apfelbaum hat sich die Äpfel abgeschüttelt,

Der Brunnen hat all sein Wasser vergossen,

Die Magd hat ihren Krug zerbrochen.

Lieb Pfefferkorn ist tot.«

Als das der König hörte, ward er so betrübt, daß er seine Krone vom Haupte riß und sie auf die Erde warf, daß sie in tausend Stücke zersprang, und als sein Volk ihn fragte, warum er das getan, rief er:

»Lieb Pfefferkorn ist tot,

Der Alte und die Alte jammern,

Die Taube hat sich die Federn ausgerissen,

Der Apfelbaum hat sich alle Äpfel abgeschüttelt,
Der Brunnen hat all sein Wasser vergossen,
Die Magd hat ihren Krug zerbrochen,
Die Königin hat ihren Arm gebrochen,
Und ich König habe meine Krone verloren.
Lieb Pfefferkorn ist tot.«

57. *Das Dohlenkind.*

Es war einmal eine Frau, die bekam keine Kinder, und sprach einstmals in ihrem Kummer: »lieber Gott, ich wollte, ich hätte ein Kind, und wenn es auch nur eine Dohle wäre.« Da wurde ihr Leib gesegnet, und als ihre Zeit kam, gebar sie eine Dohle. Sie zog dieselbe auf wie ihre Tochter, und als sie herangewachsen war, sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter: »Mutter, lade die schmutzige Wäsche auf den Esel, ich will sie im Bach waschen.« Da belud die Mutter den Esel mit der Wäsche und die Dohle setzte sich oben auf und ritt zu dem ersten Bache; weil aber dort andere Weiber wuschen, ritt sie bis zu dem zweiten, und als sie sah, daß sie dort ganz allein war, da legte sie ihr Federkleid ab, und ward zu einem Mädchen von solcher Schönheit, daß der ganze Bach von ihr erglänzte.

Der Königssohn jagte aber in dieser Gegend gerade nach Hasen, und erblickte sie von einem Hügel. Da schlich er sich leise herbei und belauschte sie und sah, wie sie aus dem Wasser stieg, ihr Federkleid wieder anlegte und zur Dohle wurde. Darauf ging der Prinz zu seiner Mutter und sprach: »Gehe zu der Mutter der Dohle und halte bei ihr um ihre Tochter an, denn ich will sie heiraten.« Da ging die Königin hin und richtete ihren Antrag aus. Jene aber antwortete: »reicht es nicht hin,

daß ich den Kummer habe, daß meine Tochter eine Dohle ist, und nun muß ich darüber noch Spott und Hohn von dir erfahren!« – Als die Königin das ihrem Sohne erzählte, schickte er sie von Neuem hin, und ließ der Mutter der Dohle sagen, daß es ihm Ernst mit seinem Antrage sei. Darauf erwiderte jene: »wenn es ihm wirklich Ernst ist, so soll er von meiner Haustüre bis zu seinem Schlosse einen Pfahlzaun machen lassen.« Darauf ließ der Königssohn einen solchen Zaun verfertigen und kam dann mit großem Gefolge, um die Dohle heimzuholen; diese aber hüpfte auf dem Zaune von Pfahl zu Pfahl bis in das Königsschloß, und als sie im Hochzeitssaale angekommen war, da fing sie an zu fliegen und flog auf einen Schrank. Der Prinz stellte sich neben diesen und machte vor den Gästen als Hochzeiter die Verbeugungen, wie es die Sitte vorschreibt, und so oft sich der Prinz verbeugte, so oft verbeugte sich auch die Dohle so tief, bis ihr Schnabel auf dem Boden aufstieß. Als das Fest zu Ende war und das Brautpaar in seine Kammer ging, da zog die Dohle ihr Federgewand aus und ward zur schönsten Frau. Aber am andern Morgen in aller Früh schlüpfte sie wieder in ihr Federgewand, und als der Prinz erwachte, saß sie als Dohle vor seinem Bette. So machte sie es jeden Abend und jeden Morgen, und alle Mühe, die der Prinz sich gab, um sie zu überreden, ihr Federgewand abzulegen, war umsonst.

Da befahl der Prinz seinen Dienern, den Backofen drei Tage lang zu heizen, so daß er ganz glühend wurde, und auch drei Tage lang Wasser zu tragen. Nachdem nun alles fertig war, blieb der Prinz die Nacht über wach, und wie er merkte, daß seine Frau im tiefen Schlafe lag, stand er leise auf, nahm das Federgewand, schlich damit zum Ofen und warf es hinein. Als es nun verbrannte, da wachte die Frau von dem Geruche auf, lief zum Ofen und wollte ihr Federkleid herausreißen, aber es war zu spät, denn alles war verbrannt, und so mußte sie also Frau bleiben.

Eines Tages ging der Prinz mit seiner Frau zu einem großen Kirchenfeste und dort waren auch deren Eltern, und als die Mutter an der Seite des Prinzen eine wunderschöne Frau erblickte, glaubte sie, daß er die Dohle verstoßen und eine andere geheiratet habe. Sie ging also zu ihm und sprach: »guten Tag, lieber Schwiegersohn, wo hast du deine Dohle?« und der Prinz erwiderte, indem er auf seine Frau zeigte: »sieh her, hier steht sie.« Diese verbeugte sich vor ihrer Mutter nach der Sitte der jungen Frauen und küßte ihr die Hand, und darauf erzählten sie ihr, was sich zugetragen habe.

58. *Von dem Manne, der in eine Frau und wieder in einen Mann verwandelt wird.*

Es war einmal ein armer Mann, der konnte die Zither so schön spielen, daß jeder, der ihn hörte, Lust bekam, aufzustehen und zu tanzen. Eines Tages ging er über Land, und bei einem Halt, den er machte, griff er nach seiner Zither und fing an zu spielen. Da kam eine Neraide hervor und tanzte nach seinem Spiele, und als sie sich satt getanzt hatte, gab sie ihm eine Handvoll Goldstücke und bat ihn, daß er am folgenden Abend wiederkommen und ihr aufspielen solle, und der Mann versprach das. In seiner Freude über das viele Geld stellte er aber am andern Tage ein Gastmahl an, lud seine Freunde dazu und vergaß sein Versprechen. Als nun die Neraide am Abend an jenen Platz kam und ihn nicht fand, tanzte sie so lange, bis sie zu Boden fiel und barst. Am folgenden Abend erinnerte sich der Mann seines Versprechens und ging hin. Da fand er die Neraide auf dem Boden liegen; er glaubte, daß sie schliefe, und fing an denselben Reigen zu spielen, den er das erste Mal gespielt. Da erschien eine andere Neraide und sagte: »was spielst du jetzt? meine Schwester ist gestorben, weil du dein Wort nicht gehalten hast! was willst du nun lieber, soll ich dich töten oder verfluchen?« Jener dachte eine Weile nach und sagte dann: »verfluche mich lieber.«

Darauf sprach die Neraide: »wenn du ein Mann bist, so sollst du zur Frau werden, und wenn du eine Frau bist, so sollst du zum Manne werden«, und verschwand. Der Mann aber ging abseits um zu sehen, ob der Fluch auch ernst gemeint sei, und fand, daß er zur Frau geworden war. Da zerbrach er seine Zither, nahm eine Flinte, eine Pistole und einen Jatagan, und ging in ein fremdes Land. – Als er zu dessen Hauptstadt kam, traf er ein Mädchen, das klagend bei einer trockenen Quelle saß. Er fragte sie, warum sie so traurig wäre, und sie erzählte ihm, daß sie die Königstochter sei, und daß sie durch das Los bestimmt worden von einem Ungeheuer gefressen zu werden, das in der Quelle sitze und deren Wasser zurückhalte, wenn es nicht jedes Jahr ein Mädchen zu fressen bekäme. Dann ströme das Wasser eine Zeitlang und die ganze Stadt eile, sich, so viel sie könne, Wasser für das ganze Jahr zu schöpfen; denn es gebe nur diese eine Quelle und die ließe der Drache nur kurze Zeit fließen. Darauf sprach ihr der Reisende Mut ein und sagte, daß er bei ihr bleiben wolle, und da er sich sehr müde von der Wanderung fühlte, so legte er seinen Kopf in ihren Schoß, ließ sich von ihr lausen und schlief darüber ein. Da kam der Drache aus der Quelle hervor, und als ihn die Prinzessin sah, fing sie an zu weinen, und eine ihrer Tränen fiel dem Schlafenden auf die Wange; davon erwachte er und stand auf. Wie ihn der Drache

erblickte, da lachte er und sprach: »sonst bekam ich jedes Jahr nur einen, heuer aber bekomme ich zwei.« Doch der Jüngling zog sein Schwert, hieb damit die sieben Köpfe des Ungeheuers ab und sprach: »da hast du deine zwei zum Fressen.«

Darauf sprach die Prinzessin: »zum Danke für das, was du an mir getan hast, will ich dich zum Manne nehmen.« Weil er aber zur Frau geworden war, so antwortete er: »ich verheirate mich nicht.« Und die Prinzessin fragte: »was wünschst du sonst, was wir dir geben könnten?« Da erwiderte er: »Schenkt mir ein gutes Reitpferd, damit ich nicht zu Fuß gehen brauche«. Und die Prinzessin versetzte: »in unserem Stalle stehen dreitausend Hengste, wenn man dich nun hinführt, damit du dir einen aussuchen kannst, so wähle den, der am Ende des Stalles steht und verwundet ist.«

Der Jüngling ließ die Prinzessin vorausgehen, damit sie dem König alles erzählen könne, was geschehen war, und als er darauf im Schlosse erschien und zum Lohne ein Pferd verlangte, schickte ihn der König in seinen Stall, damit er sich dort eines aussuche. Er ging also hin, sah sich ein Pferd nach dem andern an und wählte endlich das, welches ihm die Prinzessin angegeben hatte. Als er nun mit dem wunden Pferde vor dem König erschien, sagte dieser: »Freund, du hast dir gerade das

Pferd ausgesucht, das ich nicht weggeben kann. Es sind noch dreitausend Hengste im Stalle, von diesen wähle, welchen du willst.« Da sagte der Jüngling: »ich will entweder dieses Pferd oder gar keins«, und wandte sich, um fortzugehen. Nun erhob sich auch die Prinzessin und sagte, daß sie mit ihm gehen würde, wenn er nicht das Pferd erhielte, das er sich ausgesucht hatte, und da mußte ihn der König mit demselben ziehen lassen.

Als er es nun besteigen wollte, fragte ihn das Roß: »weißt du meinen Namen?« und jener sprach: »nun, wie wirst du denn heißen? Roß?« – »Nein, ich heiße Blitz, und wenn du auf mir bist, so halte dich fest, damit du nicht herunter fällst.« – Nachdem er aufgestiegen war, verwandelte sich das Roß in den Blitz und brachte ihn in einem Augenblick zu einer andern Stadt.

Dort fand er eine große Menge vornehmer Leute versammelt, und als er das Roß fragte, was sie vorhätten, antwortete es: »der König will seine Tochter verheiraten, er will sie aber nur demjenigen geben, welcher imstande ist, über den Graben zu setzen, den du dort siehst. Wenn du nun willst, so will ich mit dir über den Graben setzen.« Da sagte der Jüngling: »meinetwegen!« und kaum hatte er das gesagt, so war er auch schon über dem Graben, und ritt nun so weit weg, daß man ihn nicht erkennen konnte. Da ritten sie ihm

nach, um zu sehen, wer er sei; er aber trieb mit den Verfolgern sein Spiel, und ließ sie sich nicht nahe kommen.

Als nun der König sah, daß man ihn nicht einholen könne, ließ er zu beiden Seiten des Grabens Netze aufstellen, damit er sich darin fangen solle, wenn er wieder über den Graben setzte. Da sprach das Roß zu seinem Herrn: »weißt du, was der König tut? er läßt Netze aufstellen, damit wir uns darin fangen sollen, wenn wir über den Graben setzen. Willst du nun, daß ich mich fangen lassen soll, damit du die Prinzessin heiraten kannst?« Er erwiderte: »Meinetwegen!« und kaum hatte er das gesagt, so war er auch schon samt dem Rosse in den Netzen verwickelt. Da machte der König wenig Umstände und gab ihn mit seiner Tochter zusammen.

Darauf verging eine Nacht, es vergingen zwei und drei Nächte, es verging eine ganze Woche, alle Welt wartete auf ein Zeichen von der Prinzessin, aber alles Warten war vergebens. Endlich stellte sie der König zur Rede, und da sagte sie ihm: »lieber Vater, ich will den nicht zum Manne haben, den du mir gegeben hast, denn der ist kein Mann.« Der König aber sprach: »schweige still, damit er es nicht hört und uns alle totschlägt, denn er ist der tapferste Mann, den ich je gesehen habe. Weißt du aber, was wir tun wollen? wir wollen ihn fragen, ob er im

Stande sei, jenes unüberwindliche Land zu unterwerfen, das bis jetzt noch niemand erobern konnte; und wenn er das vermöchte, so solle er uns von dort dreizehn Pferdelasten Gold mitbringen.« Als die Prinzessin damit einverstanden war, machte der König seinem Schwiegersohne den Vorschlag, und der brach mit seinem Pferde sogleich nach jenem Lande auf. Unterwegs begegnete er einem Riesen, der eine eiserne Keule zwischen seinen Fingern spielen ließ, die zweitausend Pfund wog; er machte mit ihm Brüderschaft und nahm ihn mit sich; darauf begegnete er einem baumhohen Riesen, der hundert Schafe auf einem Sitze verzehrte, machte auch mit diesem Brüderschaft und nahm ihn mit sich. Als sie nun in jenes Land kamen, und die Einwohner gegen sie zogen, da schickte er ihnen den Fresser entgegen, der die Hälfte von ihnen auffraß, und wie das die anderen sahen, flüchteten sie sich in ihre Festung. Darauf sagte er zu dem Keulenträger: »jetzt ist die Reihe an dir!« Da warf jener die Festung mit seiner Keule ein und machte die Einwohner gefangen. Diese aber sagten: »schlagt uns nicht tot, sondern sagt uns, was wir euch geben sollen.« Darauf verlangten sie dreizehn Pferdelasten Gold, und als sie die erhalten hatten, zogen sie ab.

Die beiden Riesen aber blieben an den Orten zurück, wo sie der Jüngling begegnet hatte, und er zog also allein

nach Hause. Als ihn der König wiedersah, freute er sich sehr und sprach zu seiner Tochter: »siehst du, er hat jene Unbezwinglichen unterworfen, warum willst du ihn also nicht zum Manne?« Sie aber erwiderte: »lieber Vater, er ist kein Mann.« Da sprach der König: »nun, dann wollen wir ihn gegen jenes Ungeheuer schicken, das vor unserm Hafen sitzt und die Schiffe mit Haut und Haaren verschlingt.«

Als er nun seinem Schwiegersohn von jenem Ungetüme erzählte, zeigte sich dieser sogleich bereit, es zu bestehen, und ging dann in den Stall und sprach zu seinem Roß: »was sagst du, Grauschimmel, können wir dies Ungetüm erlegen?« Das Roß antwortete: »warum nicht? doch ist es kein leichtes Stück; du mußt mich aber dazu in sieben Decken von Büffelhäuten einnähen lassen, weil das Ungetüm sechse davon fressen wird. Dann mußt du mich mit frischen Hufeisen beschlagen lassen, welche nach unten Stacheln haben, und du selbst mußt dich mit einer Stange bewaffnen, an deren Spitze eine Gabel ist.«

Als nun alles fertig war, zog er dem Rosse die Häute an, setzte sich auf, und ritt nach dem Hafen, und damit das Ungetüm sie gewahr würde, erhob sich das Roß in die Luft. Da erblickte sie das Tier und erhob sich aus dem Wasser, um sie zu verschlingen. Es riß dem Rosse

nacheinander die sechs Büffelhäute ab und fraß sie. Dieses ließ das Ungetüm ruhig gewähren, bis es müde geworden war, dann aber griff es dasselbe an und tötete es mit seinen Stachelhufen, und der Herr half mit seiner Gabellanze. Darauf band er es an den Schweif des Rosses und schleifte es so vor seinen Schwiegervater, damit sich dieser überzeugen könne, daß es wirklich tot sei.

Nun wußte der König lange nicht, wohin er ihn noch schicken solle; endlich fiel ihm ein ungeheurer Mohr ein, der einen Apfel besaß, den er in die Höhe warf und wiederfing, und den ihm Niemand abzunehmen im Stande war. Da sprach er zu seinem Schwiegersohn: »lieber Sohn, du hast nun alles ausgeführt, was zu vollbringen war, wenn du aber nun noch den Apfel des schwarzen Riesen holst, dann haben wir uns künftig vor gar nichts mehr zu fürchten.« Darauf ging jener zu seinem Roß und sprach: »höre, Grauschimmelchen, können wir dem schwarzen Riesen seinen Apfel abnehmen?« und das Roß antwortete: »ja, das können wir, wir dürfen ihn nur nicht die zwei ersten Male nehmen, wenn er ihn in die Höhe wirft, denn sonst streckt er seine Hand aus und packt uns; wir müssen ihn müde werden lassen, und dürfen den Apfel erst beim dritten Male nehmen.«

Da zogen sie in die Gegend, wo der Mohr lebte, und

versteckten sich dort und warteten, bis der Mohr den Apfel zum dritten Male in die Höhe warf; da packte ihn das Roß, verwandelte sich in den Blitz und fuhr so rasch es konnte von dannen. Der Mohr streckte seinen Arm aus um sie zu greifen, weil er aber müde war, so griff er zu kurz, bekam nur den Schweif des Rosses zu fassen und riß den ab, und als er sah, daß er sie nicht mehr erreichen konnte, da rief er ihnen nach: »wenn du ein Mann bist, so sollst du zur Frau werden, und wenn du eine Frau bist, so sollst du zum Manne werden.« Nachdem er darauf dem König den Apfel gebracht hatte, ging er zu seiner Frau und am andern Morgen sagte diese zu ihrem Vater: »lieber Vater, ich hatte Unrecht, als ich behauptete, daß mein Mann kein Mann sei«, und nach dem Tode des Königs bestieg jener den Thron und ward dessen Nachfolger.

59. *Lügenwette.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, aber kein Vermögen, und als er starb, hinterließ er ihnen weiter nichts als sein Roß und dessen Sattelzeug. Wie nun die Söhne mit einander abteilten, erhielt der älteste den Zaum, der mittlere den Sattel und der jüngste das Roß.

Darauf ging der Älteste in eine andere Stadt, um seinen Zaum zu verkaufen und von dem Erlöse Lebensmittel anzuschaffen. Dort ging er in den Straßen auf und ab und rief seinen Zaum zum Verkauf aus, aber Niemand wollte ihn kaufen. Endlich rief dem Prinzen ein Bartloser zu, er solle zu ihm ins Haus kommen, und nachdem jener eingetreten, bot er ihm eine Wette an: wer am besten lügen könne, und der Fremde solle seinen Zaum gegen das Haus des Bartlosen einsetzen. Nachdem nun die Wette geschlossen war, begann der Königssohn einen Haufen voll Lügen zu erzählen, und als ihm nichts mehr einfiel, fragte ihn der Bartlose: »bist du nun fertig? weißt du nichts mehr?« und jener sagte: »nein, nun ist die Reihe an dir.« Da fing der Bartlose an und sprach: »Ich hatte einmal einen Esel, der fraß so viel Kürbisse, daß er davon barst, und es dauerte nicht lange, so wuchs aus seinem Bauche eine Kürbispflanze, und wuchs so lange in die Höhe, bis sie zum Himmel reichte.

Sie trieb aber an ihrem Stengel eine solche Masse Knoten, daß ich daran in den Himmel hinauf und wieder herunter steigen konnte.« Darauf fragte er den Königssohn: »nun sage, ob du mich im Lügen übertroffen hast, oder ich dich?« und jener sprach: »du hast gewonnen«, gab ihm den Zaum und ging seiner Wege.

Darauf machte sich der mittlere Königssohn auf, um seinen Sattel zu verkaufen, ging damit in dieselbe Stadt, und als er vor dem Hause des Bartlosen vorbeikam, rief ihn dieser zu sich, schloß mit ihm dieselbe Wette und gewann ihm seinen Sattel ab.

Endlich ging auch der Jüngste in jene Stadt, um sein Pferd zu verkaufen, und als er damit vor dem Hause des Bartlosen vorüberritt, rief ihn der hinauf und bot ihm dieselbe Wette an, wie er sie mit seinen beiden Brüdern gemacht hatte. »Gut«, antwortete der Jüngste, »du mußt aber anfangen.« Da fing der Bartlose an und erzählte die Geschichte mit dem Kürbis, und als er fertig war, fragte der Königssohn: »sind das alle deine Lügen?« und der Bartlose erwiderte: »ja, nun fang du an.«

Da begann der Prinz und sprach: »Als ich geboren wurde, hatte ich keine Mutter, und ich war damals grade 110 Jahre alt, meine Mutter aber hundert. Als ich hierher ging, kam ich an einem Brunnen vorüber, und als ich mich bückte, um hineinzusehen, fiel mir der Kopf

hinunter, ohne daß ich es merkte. Wie ich nun weiter zog, sah ich zwei Pilgrimme unter einem Blatte Farrenkraut sitzen, die mit einander rechneten, und während ich an ihnen vorüberging, sagte der eine zum andern: ›du sieh einmal, da geht einer, der hat keinen Kopf.‹ Da griff ich nach meinem Kopfe, und merkte erst, daß er in den Brunnen gefallen war. Ich ging also zum Brunnen zurück und sah, wie ein Fuchs meinen Kopf fraß.« Da rief der Bartlose: »halte ein, du hast gewonnen; ich habe viele überwunden, aber an dir fand ich meinen Meister.« Darauf ging der Bartlose aus dem Hause und der Königssohn wohnte fortan darin als in seinem Eigentum.

60. *Die Sehergabe.*

Es war einmal eine alte Frau, die war so böse gegen ihre junge Schwiegertochter, daß diese sich nicht satt zu essen traute. So oft sie also Brot knetete, versteckte sie hinter den großen Fruchtkorb ein Stückchen Teig, um es zu backen und zu essen, wenn ihre Schwiegermutter einmal ausginge. Da die Alte aber niemals ausging, so sammelte sich nach und nach ein ganzer Sack voll Brotteig an. Eines Nachts erschien der Frau ein Engel des Herrn im Traume und sprach zu ihr: »der Brotteig, den du hinter dem Fruchtkorb versteckt hast, ist in Weihrauch verwandelt. Stehe also morgen früh auf, und wenn deine Schwiegermutter weggegangen ist, so fülle allen Weihrauch in einen Sack und trage ihn auf jenen Berg und verbrenne ihn dort.«

Am andern Morgen tat die Frau, was ihr der Engel geheißen, trug den Weihrauch auf den Berg und steckte ihn dort an. Als nun der Rauch davon zum Himmel stieg, da sprach der Herr Jesus zu einem Engel: »gehe hin und sieh einmal nach, wer dieses gute Werk tut«, und als der Engel vom Himmel kam, fand er die Frau, wie sie das Feuer schürte und Weihrauch hineinwarf. Da fragte er sie: »wie sollen wir dir das Gute vergelten, das du uns erweisest?« und sie antwortete: »ich bitte dich nur, mir die Gabe zu verleihen, daß, wenn Jemand stirbt, ich

sehen kann, was der Engel mit seiner Seele anfängt.« »Gut«, sprach der Engel, »dir soll diese Gabe zu Teil werden, doch hüte dich wohl, sie irgend jemand zu offenbaren, denn sonst stirbst du in demselben Augenblicke.«

Darauf ging die Frau nach Hause und tat ihre Arbeit, wie sie es gewohnt war. Nach einigen Tagen starb ein junger Mann in ihrer Nachbarschaft. Sie ging also hin und erblickte den Charon, wie er sich bemühte, dem Toten die Seele mit Gewalt zu nehmen, und wie sich diese aus allen Kräften dagegen sträubte. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie sich über den Sterbenden beugte und zu weinen und zu schluchzen begann. Da kam auch ihre Schwiegermutter und sah, wie sie so über dem Sterbenden weinte, ging nach Hause und sagte zu ihrem Sohne, was sie gesehen habe, und daß seine Frau den Sterbenden zum Geliebten gehabt haben müsse. Als nun die Frau nach Hause kam, fragte sie der Mann, warum sie so sehr über dem Haupte jenes Sterbenden geweint habe. Der sei doch nicht ihr Verwandter, er müsse also ihr Geliebter gewesen sein. Da erwiderte die Frau, daß sie nur deßwegen über ihn geweint habe, weil sie gewußt hätte, daß er sterben müsse. Er aber wollte das nicht glauben und quälte sie so lange, bis sie sagte: »höre, lieber Mann, wenn du es durchaus wissen willst, warum ich geweint habe, so

schicke hin und lasse vorher mein Grab graben.« Da ließ der Mann das Grab graben, und als es fertig war, kam er zurück und sagte es seiner Frau. Nun begann die Frau und erzählte ihm alles von Anfang an, wie sie den Teig versteckt, und wie dieser zu Weihrauch geworden, wie sie ihn auf dem Berge verbrannt, und wie sie zum Lohne dafür von dem Engel die Gabe empfangen habe, zu sehen, was aus den Menschen wird, wenn sie sterben, und wie sie nun sterben müsse, weil sie dies verraten habe. Kaum hatte sie das gesagt, so starb sie auch, und der Mann ging hin und begrub sie in dem Grabe, das schon fertig war.

61. *Der Jäger und der Spiegel, der alles sieht.*

Es war einmal ein Jäger, der ging alle Tage auf die Jagd und war stets glücklich. Eines Tags aber ging er wieder hinaus und lief bis zum Abend herum, ohne irgend ein Wild anzutreffen. Da sprach er: »bevor ich nicht irgend etwas gefunden habe, gehe ich nicht heim«, und blieb daher die Nacht über im Walde. Am andern Morgen kam er an den Seestrand und fand dort einen großen Fisch auf dem Sande liegen, der sich vergebens abmühte, wieder ins Wasser zu kommen. Da machte sich der Jäger dran und wälzte ihn in das Wasser, und als der Fisch merkte, daß er wieder flott war, sprach er: »was willst du für die Wohltat, die du mir erwiesen hast?« Der Jäger aber antwortete: »ich verlange gar nichts.« Da sprach der Fisch: »nimm dir eine Schuppe von meinem Leibe, und wenn du mich nötig hast, so brenne sie an, und dann komme ich.«

Der Jäger riß also eine Schuppe aus dem Leibe des Fisches, steckte sie zu sich und ging weiter. Nach einer Weile kam er in eine Ebene, in der ein ungeheurer Baum stand, unter den legte er sich, um zu schlafen. Kaum war er aber eingeschlummert, so wurde er von einem Geräusche wieder aufgeweckt, und als er aufstand um zu sehen, woher dies käme, erblickte er eine mächtige Schlange, welche den Baum hinauf kroch; da besann er

sich nicht lange und schoß die Schlange tot, und als das die jungen Adler sahen, die auf dem Baume saßen, freuten sie sich sehr; der Jäger aber legte sich nieder und schlief weiter. Als nun die alten Adler zum Baume kamen und den Jäger darunter liegen sahen, so glaubten sie, daß er es sei, welcher ihnen ihre Jungen raube, und wollten sich auf ihn stürzen und ihm die Augen aushacken. Da schrieen die Jungen: »tut ihm nichts, tut ihm nichts; denn er hat die Schlange getötet.« Als das die Alten hörten, spreiteten sie ihre Flügel aus und machten ihm Schatten, so lange er schlief, und als er aufwachte, fragten sie ihn: »was willst du für die Wohltat, die du uns erwiesen hast?« Da antwortete der Jäger: »ich verlange gar nichts«; der älteste Adler aber sprach: »reiße eine Feder aus meinem Schwanze, und wenn du uns nötig hast, so brenne sie an und dann kommen wir zu dir.«

Da nahm der Jäger die Feder und steckte sie zu sich, und jagte auch diesen ganzen Tag, ohne auf irgend ein Wild zu stoßen. Am Abend endlich erblickte er einen Fuchs und sprach: »So, du kommst mir grade recht, du mußt dran glauben, denn ich laufe nun drei Tage herum, ohne etwas zu schießen.« Da rief der Fuchs: »schieße mich nicht, ich will dir geben, was du verlangst«, und der Jäger fragte: »was kannst du mir geben?« – »Laß dich das nicht kümmern, und reiße ein Haar aus meinem Rücken, und wenn du mich brauchst, so brenne das an,

dann komme ich zu dir.«

Der Jäger nahm das Haar, steckte es zu sich und wanderte so lange, bis er in ein anderes Land kam. Dort herrschte ein König, dessen Tochter einen Zauberspiegel besaß, und die hatte in dem ganzen Reiche bekannt machen lassen, daß sie denjenigen zum Manne nehmen wolle, der sich so vor ihr verstecken könne, daß sie ihn nicht zu finden im Stande sei, daß er aber seinen Kopf verlieren müsse, wenn sie ihn fände, und es hatten schon so viele die Wette verloren, daß sie mit ihren Köpfen einen Turm erbauen ließ.

Als das der Jäger hörte, beschloß er die Wette einzugehn, und es wurde also vor dem Rate der Zwölfe eine Schrift mit Brief und Siegel aufgesetzt, daß, wenn die Prinzessin ihn nicht finden könne, sie seine Frau werden solle, wenn sie ihn aber fände, er den Kopf verlieren müsse. Zum Verstecken war ihm eine Frist von drei Tagen gegeben, er aber vergnügte sich zwei Tage lang mit Wein, Gesang und Tanz, und als man ihn aufmerksam machte, daß er, wenn die Zeit herum wäre, seinen Kopf verliere, da lachte er. Am dritten Tag ging er zum Meeresstrande und brannte die Schuppe jenes Fisches an, und als dieser herankam und nach seinem Verlangen fragte, sagte er zu ihm: »ich verlange, daß du mich so versteckst, daß mich Niemand finden kann.« Da

öffnete der Fisch sei nen Rachen und der Jäger schlüpfte hinein, und nachdem er sich darin zurecht gelegt hatte, fuhr der Fisch mit ihm in die Meerestiefe.

Als nun die Prinzessin in den Spiegel blickte, um ihn zu finden, da suchte und suchte sie in allen Räumen der Welt, konnte ihn aber nirgends sehn, und sprach bei sich: »das ist das Ende, den muß ich heiraten«, und sie war darüber nicht böse, weil der Jäger wegen seiner großen Schönheit Wohlgefallen bei ihr gefunden hatte. Als sie den letzten Blick in den Spiegel warf, da bemerkte sie ein Stückchen blauer Seide, das von der Mützenquaste des Jägers aus dem Rachen jenes Fisches herausstand, und rief: »ich habe ihn gefunden, ein Fisch hat ihn im Rachen.« Als nun der Jäger wieder ans Land kam und zur Prinzessin ging, um zu erfahren, ob sie ihn gefunden habe, sagte sie ihm, »daß er im Rachen eines Fisches gesteckt habe.« Darauf sprach dieser: »es ist wahr, laß mir also den Kopf abschlagen.« Sie aber erwiderte: »nein, ich schenke dir das Leben, weil noch keiner sich vor mir so gut versteckt hatte als du, doch laß dir das gesagt sein und wette nicht wieder.« Da dankte er ihr und ging weg, aber es dauerte nicht lange, so sprach er bei sich: »ich muß es noch einmal versuchen und sollte es mich auch den Kopf kosten.« Er ging also wieder zu dem Rate der Zwölfe, unterschrieb dort eine neue Schrift und brannte dann seine Adlerfeder an. Da kamen die Adler

herbei, nahmen ihn auf sein Geheiß auf ihre Flügel und hoben ihn bis zum Himmel auf. Die Prinzessin sah nun wieder in ihren Spiegel und konnte ihn lange nicht finden, endlich aber erblickte sie wiederum seine Mützenquaste, die über den Adlern hervorschaute, und rief: »ich habe ihn gefunden.« Als nun der Jäger vor ihr erschien, um zu hören, ob sie ihn gefunden, sagte sie zu ihm: »hatten dich nicht die Adler in den Himmel gehoben?« Da sprach der Jäger: »so ist es, laß mir nun das Haupt abschlagen.« Sie erwiderte: »mache, daß du fortkommst, ich will dir diesmal noch das Leben schenken, aber du darfst nicht mehr wetten.« Doch er sprach: »ich versuche es zum dritten Mal, und wenn ich auch dabei verliere, so sollst du mich ohne Erbarmen hinrichten lassen.«

Da ging er noch einmal zum Rate der Zwölfe und ließ eine dritte Schrift aufsetzen, und nachdem er diese unterschrieben hatte, brannte er das Fuchshaar an. Als nun der Fuchs kam und ihn nach seinem Begehren fragte, sprach er: »du sollst mir eine Höhle graben, die von hier in das königliche Schloß bis unter den Sitz führt, auf den sich die Prinzessin setzt, wenn sie in den Spiegel sieht.« Da rief der Fuchs alle Füchse zusammen und diese gruben eine Höhle, wie sie der Jäger verlangt hatte. Als sie fertig war, schlüpfte er hinein, und während die Prinzessin vor dem Spiegel saß und ihn darin nicht finden konnte, stach er sie mit einer Nadel tick tack, durch den

Sessel.

Als er wieder vor der Prinzessin erschien, um sie zu fragen, ob sie ihn gesehen habe, sagte sie: »nein, diesmal habe ich dich nicht finden können, wo warst du denn versteckt?« und der Jäger antwortete: »ich saß unter deinem eigenen Sessel und habe dich durch ihn mit einer Nadel gestochen.« Da rief die Prinzessin: »Ach das war es also, was mich so gestochen hat!« Darauf hielt der Jäger Hochzeit mit ihr und wurde König.

Ende des ersten Teiles

Griechische und albanesische Märchen.

Zweiter Theil.



Griechische und albanesische

Märchen.

Gesammelt, übersetzt und erläutert

von

J. G. v. Hahn,

k. k. Consul für das östliche Griechenland.

Zweiter Theil.

Mit einem in Farben gedruckten Titelbilde.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1864.

GRIECHISCHE MÄRCHEN.

Aus der Insel Tinos.

62. *Die drei bösen Schnuren.*

Es waren einmal drei alte Frauen, die lebten als Nachbarinnen in großer Freundschaft mit einander. Jede von ihnen hatte einen Sohn, und diese drei Söhne waren Kaufleute und Handelsgesellschafter, und darum war auch die Freundschaft zwischen den Müttern so groß. Die drei Alten ruhten aber nicht eher, als bis sie ihre Söhne dazu gebracht hatten, sich zu verheiraten, damit sie, wenn die Mütter stürben, nicht allein wären.

Als nun eines Tages die drei Männer an einem Hause vorüber kamen, da sahen sie auf dem Altane desselben drei Mädchen stehen, die gefielen ihnen so gut, daß sie sogleich um sie anhielten. Nachdem sie das Jawort erhalten, zögerten sie auch nicht lange mit der Hochzeit, und feierten sie alle drei an demselben Tage. Darauf beschlossen sie zur größeren Ersparnis mit einander in einem Hause zu leben und auch ihre drei Mütter darin wohnen zu lassen.

Nachdem sie so eine Zeitlang mit einander gelebt hatten, dachten sie wieder an ihre Geschäfte, und zogen zusammen in die Stadt, um dort zu kaufen und zu verkaufen. Kaum waren sie aber vom Hause fort, so fingen die drei Schnuren mit ihren Schwiegermüttern zu hadern an, und um sie los zu werden, schlugen die beiden ältesten vor, sie umzubringen. Aber die jüngste sagte:

»nein, wir wollen sie nicht umbringen, denn das ist zu grausam, aber um sie noch ärger zu strafen, wollen wir sie quälen.« Den andern gefiel dieser Vorschlag, und die älteste Schnur schickte also ihre Schwiegermutter in die Schule, wo sie lesen und schreiben lernen sollte, die zweite schickte die ihrige zu einem Geiger, der sie geigen lehren sollte, und die dritte sperrte die ihrige in den Keller und legte ihr vier Eier unter, die sie ausbrüten sollte, und somit waren sie in der Abwesenheit ihrer Männer der drei Alten ledig geworden und konnten nun tun und lassen, was ihnen beliebte.

Als nun nach geraumer Zeit die drei Männer in ihre Heimat zurückkehrten und zu ihrem Hause gehen wollten, kamen sie an der Schule vorüber, und in dieser war großer Lärm. Sie sahen also zum Fenster hinein und erblickten darin eine alte Frau, welche der Schulmeister buchstabieren ließ, und weil sie schlecht dabei bestand, zankte und schlug er sie, worüber die Schulkinder sich sehr vergnügten. Da sagten zwei von den Kaufleuten zu dem dritten: »höre du, ist das nicht deine Mutter?« und dieser sprach: »ja, ihr habt Recht, das ist meine Mutter!« und nun rief er durchs Fenster: »he! Mutter! was machst du denn da drinnen?« »Ach, mein Söhnchen, siehe her, wie es mir ergeht«, antwortete die Alte. – »Wer hat dich denn in die Schule geschickt?« – »Meine Schnur, deine Frau.« – »Bleibe nur noch ein bischen hier, dann komme

ich und hole dich ab.«

Ein paar Häuser weiter wohnte der Geiger, und in dessen Hause hörten sie geigen und denselben Lärm wie in der Schule, und als sie in das Haus hineinsahen, stand da eine alte Frau mit einer Geige in der Hand und sollte geigen, und bestand so schlecht dabei, daß alle, die im Hause waren, darüber lachten und sie verspotteten. Da erkannte der Zweite in der Alten seine Mutter und er rief: »he! Mutter! was machst du da?« Diese antwortete: »ach, Söhnchen, meine Schnur, deine Frau, hat mich hier in die Lehre gegeben, um geigen zu lernen.« – »Bleibe nur noch ein bischen hier, dann komme ich und hole dich ab.«

Nun suchten sie im ganzen Dorfe auch nach der dritten Alten, konnten sie jedoch nicht finden. Als sie aber zu ihrem Hause kamen, da hörten sie eine klagende Stimme, die aus dem Keller kam. Sie gingen also hinein, um zu sehen, was das sei, und da saß die dritte Alte auf einem Korbe, und vor ihr stand eine Schüssel mit Wasser und ein Trog mit Futter. Da rief ihr Sohn: »he! Mutter! was machst du da?« »Ach, mein Söhnchen«, antwortete diese, »ich sitze da über den Eiern, die mir meine Schnur, deine Frau untergelegt hat, damit ich sie ausbrüte.«

Da gingen die drei Männer sehr zornig ins Haus hinein und fanden ihre drei Frauen in schwarzen Trauerkleidern,

und als sie sie nach der Ursache fragten, antworteten sie, daß sie um ihre Schwiegermütter trauerten, die gestorben seien. Darauf fragten die Männer: »sind denn alle drei gestorben?« und die Frauen antworteten mit betrübter Miene: »ja, alle drei.« Da taten die Männer, als ob sie über diese Nachricht sehr betrübt wären, und am andern Morgen sagten sie zu ihren Frauen: »putzt euch, wir wollen uns heute einen guten Tag machen und spazieren gehen.« Da freuten sich die Frauen, daß sie ihre Männer so gut angeführt hätten, und putzten sich auf, so schön sie konnten. Von den Männern aber nahm jeder einen Sack mit, und als sie mit ihren Frauen ans Meer gekommen waren, da steckte ein jeder seine Frau in den Sack, den er mitgebracht, und warf sie in das Meer und sprach: »so, nun schickt eure Schwiegermütter wieder in die Leseschule, zum Geiger und zum Hühnerbrüten.« Drauf nahmen sie ihre Mütter zu sich und beschlossen, sich niemals mehr zu verheiraten.

63. *Der junge Jäger und die Schöne der Welt.*

Es war einmal ein Mann, der seines Zeichens ein Jäger war. Als er eines Tages jagte, bemerkte er einen hellen Schein auf einem Berge; er stieg also hinauf, um zu sehen, was das sei, und als er oben war, erblickte er einen Vogel, der einen großen Edelstein auf seinem Kopfe trug, und von diesem wurde die ganze Gegend erleuchtet. Der Jäger bewunderte die große Schönheit des Steines und legte sogleich seine Flinte auf den Vogel an, damit er ihm nicht fortflöge. Dieser ließ ihn ruhig gewähren und rief ihm zu: »wenn du mich triffst, so ist das dein Glück, und wenn du mich fehlst, so ist das dein Unglück.« Kaum hatte er das gesagt, so drückte der Jäger ab, aber der Vogel wandte nur ein wenig den Hals auf die Seite, so daß die Kugel an seinem Kopfe vorüberflog, und darauf erhob er sich in die Luft und flog fort.

Von da an dachte der arme Jäger nur noch an seine Ungeschicklichkeit und an das große Glück, was er verloren, und grämte sich darüber so sehr, daß er krank wurde und starb. Er hinterließ eine Frau und einen schönen fünfjährigen Knaben. Die Frau war über den Tod ihres Mannes tief betrübt, weil sie mit ihm gut gelebt und in ihm ihre einzige Stütze verloren hatte, und nun nicht wußte, wie sie sich und ihren Knaben ernähren

sollte. Doch der Himmel half, und so schlug sie sich mühselig durch, bis der Knabe so weit war, daß sie ihn bei einem Schuhflicker in die Lehre geben konnte. Des Knaben Sinn stand aber nach Höherem als nach Schuhflicken, und wie er allmählich heranwuchs, da lag er seiner Mutter an, daß sie ihm sagen solle, was das Handwerk seines Vaters gewesen sei, weil er, wenn er dieses lerne, gewiß mehr verdienen könnte als die zehn Heller Tagelohn, die ihm der Schuhflicker gab. Doch die Mutter wollte es ihm nicht sagen, weil sie fürchtete, daß sie ihn auf dieselbe Weise verlieren könnte, wie ihren Mann. Aber der Knabe ließ nicht ab, bis sie es ihm eines Tages erzählte. Da ruhte er nicht eher, bis ihm die Mutter das Gewehr seines Vaters gab, und nachdem er es in den Stand gesetzt, begann er damit auf die Jagd zu gehen. Seine Mutter aber warnte ihn sehr, nicht in jener Gegend zu jagen, von der sein Vater krank zurückgekommen sei, und der Bursche hörte auch Anfangs auf sie; doch es dauerte nicht lange, so wurde er so neugierig, wie es dort aussehe, daß er eines Tages, ohne seiner Mutter etwas zu sagen, hinging; und als er eine Zeitlang in dem neuen Reviere gestreift hatte, erblickte er denselben Vogel mit dem Edelstein auf dem Kopfe, den auch sein Vater gesehen hatte. Da besann sich der Knabe nicht lange und legte auf ihn an, und während er zielte, sprach der Vogel: »du bist der Sohn des Jägers, aber sieh' dich vor

und ziele gut, denn wenn du mich triffst, so ist das dein Glück, wenn du mich fehlst, so ist das dein Unglück.« Da zielte der Bursche noch einmal, so scharf er konnte, drückte ab, und der Vogel fiel tot zur Erde; der Bursche aber lief den Berg hinauf, ergriff den Edelstein und eilte nach Hause, um ihn seiner Mutter zu zeigen. Während er damit heim lief, begegnete ihm ein großer Herr und sprach zu ihm: »was hast du da in der Hand, Bursche, das so schön leuchtet und dich und die ganze Umgebung glänzend macht? Willst du mir es nicht verkaufen? ich gebe dir viel Geld dafür, denn ich bin der Großwesir des Königs.« Der Bursche aber hielt ihm nicht Stand, sondern rief ihm zu: »ich habe es nicht zum Verkaufe, denn ich will es meiner Mutter bringen«, und lief weiter.

Als er nach Hause kam, gab er den Stein seiner Mutter und rief: »o Mutter, du hattest mir den Weg zu meinem Glücke verboten.« Darauf erzählte er ihr, wie alles zugegangen sei, und daraus erkannte die Frau, was Schuld an dem Tode ihres Mannes gewesen war. Sie und der Knabe verbrachten den Tag damit, den Glanz des Steines zu bewundern, und dieser glänzte so stark, daß sie, als es Abend wurde, kein Licht anzustecken brauchten, denn er erleuchtete nicht bloß das Haus, sondern auch die ganze Nachbarschaft. Doch ihre Freude dauerte nicht lange, denn am andern Morgen ließ der König den Burschen holen und sprach zu ihm: »Mein

Sohn, ich habe erfahren, daß du einen kostbaren Edelstein besitzest; ich wünschte ihn zu haben, und da du ein armer Mensch bist, so verkaufe ihn lieber mir, deinem Könige, als einem andern. Sage mir also, was du dafür verlangst.« Darauf erwiderte der Jüngling: »ich habe zwar selbst große Freude an dem Steine, und habe ihn daher einem andern abgeschlagen, der ihn kaufen wollte, da du ihn aber wünschest, so will ich hingehen und ihn holen und meine Mutter nach dem Preise fragen.« Als er zu seiner Mutter kam und ihr das Verlangen des Königs erzählte, da sagte diese: »wir mögen wollen oder nicht, so müssen wir den Stein hergeben, verlange also dreißigtausend Piaster dafür.« Als der Bursche mit dem Steine zum König kam, war es bereits dunkel geworden, aber der Stein warf einen solchen Glanz von sich, daß man glaubte, es sei Tag, und der König hatte eine solche Freude an ihm, daß er sogleich dem Burschen die dreißigtausend Piaster zahlen ließ. Der Bursche brachte sie seiner Mutter, und sie lebten eine Zeitlang glücklich und zufrieden.

Eines Tages kam aber ein Diener vom Schlosse und lud den Burschen vor den König. Der Ärmste lief sogleich hin, ohne zu wissen, was man von ihm wolle. Der König aber sprach: »junger Jäger, ich verlange von dir, daß du mir einen Turm von lauter Elfenbein bauen sollst.« Da fragte der Jäger: »wie soll ich denn das

anfangen?« »Das ist deine Sache«, versetzte der König; »du warst im Stande jenen Vogel zu schießen und seinen Edelstein zu erwerben, was noch keiner gekonnt hat, und so wirst du wohl auch einen Turm aus Elfenbein bauen können; wenn du es aber nicht kannst, so kostet es dich das Leben.« Da verlangte der Jüngling drei Tage Bedenkzeit, kehrte tief betrübt nach Hause zurück und sagte zu seiner Mutter: »liebe Mutter, betraure mich wie einen Toten, denn das und das verlangt der König von mir.« Die Mutter aber sprach: »mein Sohn, das ist eine Falle, die dir der Großwesir gestellt hat«, und sie hatte Recht, denn weil der Jäger ihm den Stein nicht verkaufen wollte, damit er ihn dem König bringen könnte, hatte der Wesir einen großen Haß auf ihn geworfen, und um ihn zu verderben, dem König den Gedanken eingegeben, daß der, welcher den Edelstein zu erwerben im Stande war, auch einen elfenbeinernen Turm müsse bauen können, und wenn er es nicht tue, für seine Böswilligkeit mit dem Tode bestraft werden müsse.

Nachdem nun die Mutter die Sache eine Weile überlegt hatte, sprach sie zu ihrem Sohne: »gehe zum König und sage ihm, daß du zu diesem Turme vierzigtausend Piaster nötig habest, und daß das Geld vom Vermögen des Großwesir kommen müsse, sonst könntest du den Turm nicht bauen.« Als der König dem Großwesir das Geld abverlangte, da kam es dem zwar

etwas sauer an, doch verzog er keine Miene und ließ es sogleich aus seiner Schatzkammer holen. Der König gab es dem Jäger, und der ging damit zu seiner Mutter und fragte sie, was er damit anfangen solle. Darauf sprach die Mutter: »damit du so viel Knochen zusammen bekommst, als zu dem Turme nötig sind, mußt du in die und die Gegend gehen, dort ist eine große Mulde an dem Wege, und diese mußt du täglich mit Brot und Wein füllen lassen. Wenn dann die Bauern der Umgegend des Weges kommen und den Wein und das Brot sehen, das Niemand gehört, da werden sie sich daran gütlich tun und sich dann in der Nähe in den Schatten legen und schlafen, und dann mußt du aus deinem Verstecke hervorkommen und sie totschlagen. Darauf mußt du vom König Leute verlangen, um das Fleisch von den Knochen zu schaben und sie hierher zu schaffen, und wenn du genug Knochen hast, so lasse davon den Turm bauen.«

Der Jäger machte es, wie ihm seine Mutter geraten hatte, und es dauerte gar nicht lange, so war der Knochenturm fertig. Als der König hörte, daß der Jäger so viele Menschen umbringe, tat ihm das zwar leid, da aber der Turm einmal bestellt war, so ließ sich das nicht andern. Als er nun fertig war, da belohnte er den Jäger königlich, und dieser ging zu seiner Mutter und lebte wieder eine Zeitlang ganz glücklich und zufrieden.

Doch der Wesir ließ ihm nicht lange Ruhe, sondern erschien eines Tages vor dem König und sprach: »du weißt, wie sehr ich auf die Vermehrung deiner Größe Bedacht genommen, und da du nun in dem Besitze so herrlicher Dinge bist, so fehlt dir doch noch eines, nämlich eine deiner Größe und deiner kostbaren Schätze würdige Gemahlin. Unter den Töchtern des Landes wüßte ich aber keine, die dazu schön genug wäre; es darf keine andere sein als die Schöne der Welt, und wenn du diese heimführst, so wirst du wieder so jung, wie ein zwanzigjähriger Jüngling.« »Wer soll sie mir aber bringen?« fragte der König. Der Wesir antwortete: »Ei, ich dächte, daß der, welcher den Vogel mit dem Edelsteine geschossen und den elfenbeinernen Turm gebaut hat, wohl auch im Stande sein müsse, dir die Schöne der Welt herbeizuschaffen.«

Da klopfte es an die Haustüre des Jägers, und als er fragte, wer draußen sei, hieß es: »Seine Majestät unser allergnädigster König will dich sprechen.« Obwohl der Jäger nichts Gutes von dieser Unterredung erwartete, so blieb ihm doch keine Wahl. Er ging also zum König und fragte nach dessen Befehlen, und der befahl ihm die Schöne der Welt herbeizuholen. Da rief der Jäger: »aber wie soll ich denn das anfangen? Ich höre diesen Namen heute zum ersten Male; der, welcher dir von der Schönen gesprochen hat, der muß auch im Stande sein, sie

herbeizuschaffen.« »Nein«, sprach der König, »das kannst nur du, denn du hast ja auch den Vogel mit dem Edelstein geschossen und den elfenbeinernen Turm gebaut, und wenn du dich weigerst, so kostet es dich das Leben.«

Da ging der Jäger zu seiner Mutter und sagte zu ihr: »ach, Mutter! jetzt ist es um mich geschehen, ich soll für den König die Schöne der Welt holen, und weiß nicht, wie ich diesem Befehle ausweichen kann.« Darauf erzählte er ihr alles, was ihm der König gesagt hatte, und als er zu Ende war, sprach die Mutter: »gehe zum König und verlange, er soll dir ein goldenes Schiff machen lassen, das mit den vierzig schönsten Mädchen seines Reiches bemannt sein müsse, von denen keine älter als achtzehn Jahre sein dürfe, und deren Hauptmann müsse die einzige Tochter des Großwesirs sein, – und bis der König das Schiff gebaut und die vierzig Mädchen zusammengebracht hat, wollen wir weiter sehen, was zu tun ist.« Drauf sprach sie ihrem Sohne zu, daß er den Mut nicht verlieren solle; als er aber zum König zurückging, da weinte sie bitterlich, denn sie glaubte nicht, daß er diese Aufgabe vollbringen werde, an der schon so viele Prinzen und große Herren zu Schanden geworden, und hielt ihn für verloren.

Der König gab sofort Befehl, daß das goldene Schiff

gebaut werden solle; als aber der Wesir hörte, daß auch seine einzige Tochter mitfahren müsse, da bereute er seinen bösen Rat, doch nun war es zu spät. Er suchte daher den Bau des Schiffes so viel als möglich zu verzögern, der König aber vergaß es nicht, sondern trieb die Werkleute zur Eile, und so wurde denn das goldene Schiff in zwei Jahren fertig und mit den vierzig schönsten Mädchen des Reiches, die Wesirstochter an der Spitze, dem Jäger übergeben.

Als nun der Jäger sah, daß er das Unternehmen wagen müsse, wenn er sein Leben nicht verlieren wolle, so faßte er ein Herz und stach mit den vierzig Mädchen in die See, und nachdem er eine Weile gefahren war, kam er an ein unbekanntes Land. Er ließ also die Anker auswerfen und fuhr mit der Barke dahin. Am Strande traf er zwei Schäfer und erfuhr von diesen, daß das Reich der Schönen der Welt gehöre. Da schickte er die Barke auf das Schiff zurück und sprach zu den Mädchen, die ihn an das Land gerudert hatten: »sagt den andern, daß sie vierzig Tage auf mich warten sollten, wenn aber die verflossen sind, und ich nicht zurückgekehrt bin, so ist das ein Beweis, daß ich zu Grunde gegangen, und dann sollen sie die Anker lichten und nach Hause fahren, damit sie nicht auch zu Grunde gehen.«

Darauf ging der Jäger in das Land hinein, um das Schloß der Schönen der Welt aufzusuchen, und begegnete einem Mohren, der war so groß, daß er sich vor ihm fürchtete; er begrüßte ihn also und sprach: »guten Tag, tapferer Mann.« Der Mohr antwortete: »ich bin nicht tapfer, aber der Sohn des Jägers ist es, der den Vogel mit dem Edelstein geschossen hat.« Da fragte der Jäger den Mohren: »was würdest du tun, wenn du diesem begegnetest?« und dieser antwortete: »ich würde mich vor ihm beugen, und ihm die Hand küssen, und würde mich zu seiner Verfügung stellen, für alles worin ich ihm nützlich sein könnte.« »Nun«, sprach da der Jäger, »ich bin es selber.« Da verbeugte sich der Mohr, küßte ihm die Hand und gab ihm ein Haar von seinem Haupte, das er anbrennen solle, so oft er ihn nötig habe.

Nachdem der Jäger wieder eine Strecke gegangen war, begegnete er einem kleinen Mann, der aber zehn Ellen breit war, und wie er ihn recht ansah, so bemerkte er, daß er halb Mensch und halb Ameise war. Da sprach er auch zu dem: »guten Tag, tapferer Mann.« Der antwortete: »ich bin nicht tapfer, aber der Sohn des Jägers ist es, der den Vogel mit dem Edelsteine geschossen hat.« »Das bin ich«, versetzte der Jäger. Da verbeugte sich jener vor ihm und küßte ihm die Hand, und gab ihm eine seiner Federn, um sie anzubrennen, wenn er ihn nötig habe.

Als er wieder eine Strecke gegangen war, begegnete er einem Manne, der eine solche Masse Wasser von sich spie, daß man darin ein ganzes Land hätte ersäufen können, und nachdem er es ausgespieen, schlürfte er es wieder ein. Der Jäger grüßte ihn und sprach: »guten Tag, tapferer Mann.« Dieser antwortete aber ebenso wie die zwei andern, und als sich ihm der Jäger zu erkennen gab, küßte er ihm die Hand, riß ein Stück von seinem Rock ab und gab es ihm, um es zu verbrennen, wenn er ihn einmal nötig haben sollte.

Als der Jäger wieder eine Strecke weit gegangen war, erblickte er einen Fuß, der, um zu dem anderen Fuße zu gelangen, in einem Schritte fünf Stunden Wegs machte. Als er nun nach dem Manne in die Höhe sah, dem diese Füße gehörten, erblickte er einen Mohren, der sah noch viel schrecklicher aus als der erste, und sein Hals allein war drei Ellen lang. Über den erschrak der Jäger noch mehr als über die andern, und begrüßte ihn daher noch freundlicher, indem er sagte: »guten Tag, tapferer Mann.« Aber auch der gab ihm dieselbe Antwort wie die anderen, und nachdem der Jäger sich zu erkennen gegeben, küßte er ihm die Hand und gab ihm eines seiner Haare, um es anzubrennen, wenn er ihn nötig haben sollte.

Bald nachher erblickte der Jäger das Schloß, in

welchem die Schöne der Welt wohnte, und ging darauf zu. Als er näher kam, wurde er eine Masse schöner Frauen gewahr, die blickten nach ihm hin und lachten, und riefen dann die Schöne der Welt herbei, um sich den jungen Mann anzusehen, der gewiß nur ihretwegen hergekommen sei. Als die Schöne aber herbeikam und den Jäger erblickte, gefiel er ihr so sehr, daß sie Mitleid mit ihm hatte und ihm durch ihre Frauen zurufen ließ, er solle fortgehen, denn wenn er einmal im Schlosse wäre, so dürfe er nicht mehr heraus, und würde darin seinen Tod finden. Doch er ließ sich nicht abschrecken und sagte, »daß er nur deswegen hierher gekommen sei, um sein Leben für die Schöne der Welt einzusetzen«, und bat so lange um die Erlaubnis heraufkommen zu dürfen, bis sie es gestattete.

Als er sie aber in der Nähe sah, da staunte er über ihre große Schönheit, weil er noch nie ein so herrliches Weib gesehen hatte, und erkundigte sich sofort nach den Aufgaben, die er zu lösen habe, um sie zu gewinnen. Die Schöne der Welt fühlte solches Mitleid mit seiner Jugend und Schönheit, daß sie zu ihm sagte: »obgleich es eigentlich keinem gestattet ist, so will ich dir doch noch erlauben, von hier wegzugehen, denn schon so viele haben ihr Leben um mich eingebüßt, weil die Aufgaben so schwer zu lösen sind.« Er antwortete aber: »ich bin mit dem Entschlusse hierher gekommen, entweder dich

zu gewinnen oder zu Grunde zu gehn, und ich wußte sehr wohl, daß derjenige, welcher die Aufgaben nicht lösen kann, geköpft wird.«

Als die Schöne der Welt sah, daß er von seinem Vorsatze nicht abzubringen war, da ließ sie nach einem dem Schlosse gegenüber liegenden Hause hundert gebratene Ochsen und fünfhundert Brote bringen und den Jäger darin einsperren, und sagte ihm, »daß, wenn er das alles nicht bis zum andern Morgen rein aufgegessen habe, er sein Leben verlieren müsse.« Als nun der Jäger mit all dem Brote und Fleische eingeschlossen war, wußte er lange nicht, wie er es anfangen solle, diese Aufgabe zu lösen; da fiel ihm endlich bei, daß er einen von den Riesen herbeirufen könne; er brannte also das Haar des ersten an, und sogleich erschien dieser vor ihm und rief: »ach lieber Herr, du glaubst gar nicht, wie hungrig ich bin, weil ich immer darauf wartete, daß du mich rufen würdest, und mich daher nicht um mein Essen kümmern konnte. Was befiehlst du mir, daß ich tun soll?« Darauf sagte der Jäger: »Sieh hier all dies Brot und all dies Fleisch, das sollst du für mich essen. Bist du das im Stande?« – »Und du fragst noch, Herr, nachdem ich dir gesagt habe, daß ich so hungrig bin?« – Da machte sich der Riese darüber her und es dauerte gar nicht lange, so hatte er alles aufgegessen und ließ nicht einmal die Knochen übrig.

Als die Schöne der Welt am andern Morgen erfuhr, daß er die erste Aufgabe gelöst habe, ließ sie einen großen Backofen heizen und sagte zu dem Jäger: »in diesen Ofen sollst du hineinsteigen und so lange darin bleiben, bis er kalt geworden ist.« Da erschrak der Jäger freilich sehr, aber es blieb ihm keine Wahl. Als sie ihm daher sagten, daß der Ofen fertig sei, stieg er hinein, und brannte sogleich das Haar von dem Wasserschlürfer an, und als der erschien, befahl ihm der Jäger, die Hitze des Ofens zu löschen. Da begann der Riese so lange Wasser zu speien und wieder einzuschlürfen, bis der Ofen kalt war und der Jäger es die Nacht über darin ohne Beschwerlichkeit aushalten konnte.

Als die Schöne der Welt am andern Morgen hörte, daß er auch die zweite Aufgabe gelöst habe, wunderte sie sich sehr, und fing nun an zu hoffen, daß er sie gewinnen werde.

Sie ließ darauf den Jäger in ein Vorratshaus sperren, in dem eine große Masse von jeder Art Getreide, wie Weizen, Gerste, Mais und Spelt, durcheinander geschüttet lag, und das alles sollte er bis zum andern Morgen auslesen. Als er aber allein war, brannte er das Federchen an, das ihm der Ameisenmann gegeben hatte, und als der erschien, befahl er ihm, daß er diesen Haufen auslesen und aus jeder Getreideart einen besonderen

Haufen machen solle. Das war aber der König der Ameisen, er rief also sein Volk zusammen und bis zum andern Morgen war das ganze Getreide in Ordnung gebracht.

Als die Schöne der Welt erfuhr, daß er auch diese Aufgabe gelöst habe, ließ sie ihn zu sich rufen und sagte zu ihm: »nun bleibt dir nur noch eine Aufgabe zu erfüllen, und die besteht darin: vierzig Tagereisen von hier steht ein großer Apfelbaum, der trägt nur einen einzigen Apfel, und diesen mußt du mir in einer Viertelstunde bringen.«

Da ging der Jäger etwas auf die Seite, so daß ihn Niemand sehen konnte, und brannte das Haar des Mohren an, der, als er ihn begegnete, den einen Fuß auf einem Berge und den andern auf einem andern hatte, und befahl ihm, jenen Apfel zu holen, und es dauerte keine zehn Minuten, so war dieser wieder da und hatte den Apfel in der Hand. Als nun der Jäger der Schönen der Welt diesen Apfel überreichte, da umarmte und küßte sie ihn und sprach: »nun bin ich die Deine!«

Da nahm er sie und ging mit ihr zu seinem goldenen Schiffe, und das war gerade am vierzigsten Tage, nachdem er es verlassen hatte; er traf daher die Mädchen, wie sie sich in tiefer Trauer zur Abfahrt rüsteten, denn sie hielten ihn für verloren. Darauf stieg er mit der Schönen der Welt in das Schiff, setzte sie dort an

die ihr gebührende Stelle, ließ die Anker lichten und fuhr ab, und nun denke dir die Lage der armen Tochter des Großwesirs!

Der Jäger hielt sich jedoch fern von der Schönen der Welt und zeigte sich in den drei ersten Tagen der Fahrt nicht vor ihr. Da verlor sie endlich die Geduld und ließ ihn rufen, und als er kam, beschwerte sie sich über seine Kälte. Da begann ihr der Jäger den Stand der Dinge auseinander zu setzen. Als nun die Schöne der Welt alles erfahren hatte, da erklärte sie, daß sie weder den König noch irgend einen andern zum Manne nehmen würde, sondern nur ihn allein, und er solle ihr nur treu bleiben und Vertrauen zu ihr haben, sie werde schon alles einrichten.

Endlich kamen sie an, und der König hatte eine große Freude, als er hörte, daß ihm der Jäger die Schöne der Welt bringe, und seine Freude wurde noch größer, als dieser sie ihm übergab und er sah, wie schön sie war. Der Jäger aber ging ganz betrübt zu seiner Mutter.

Nun ließ der König ein großes Hochzeitsfest anrichten, und während dieses gefeiert wurde, lockte ihn die Schöne der Welt an einen versteckten Ort und ermordete ihn und verbarg den Leichnam so gut, daß Niemand etwas davon merkte, und ebenso machte sie es mit dem Großwesir. Darauf ließ sie sogleich den Jäger in

den Palast rufen und erzählte ihm, was sie getan hatte, und sprach darauf: »der König und sein ganzes Volk waren der Meinung, daß er, wenn er die Schöne der Welt zur Frau bekäme, in einen Jüngling von achtzehn Jahren verwandelt werden würde; bleibe also die Nacht bei mir, und wenn du am Morgen aufstehst, wird sich Niemand über dein jugendliches Aussehn wundern, sondern alle Welt wird sagen, daß das Wunder, welches man von des Königs Heirat mit der Schönen der Welt erwartete, wirklich erfolgt und der König wieder verjüngt worden sei.« Der Jäger blieb also die Nacht bei der Schönen der Welt, und als er am andern Morgen aufstand, wurde er von aller Welt als König begrüßt, und regierte sein Reich mit vielem Glücke und großer Weisheit bis an sein Lebensende.

Aus der Insel Syra.

64. *Der starke Hans.*

Es war einmal ein Priester, der hatte mit seiner Frau drei Söhne, und von denen tat der Jüngste nichts anderes als Zitherspielen. Eines Abends sagte ihm sein Vater: »Morgen mußt du früh aufstehn und mit uns zur Ernte gehn«, und er antwortete: »gut, morgen will ich mit euch kommen.« Als sie am andern Morgen auf dem Erntefeld ankamen, sagte Hänschen zum Vater: »wir wollen aus dem Feld vier Teile machen, davon soll jeder den Teil schneiden, welchen er will, und einen Teil laßt auch für mich übrig.« Die andern taten ihm den Willen und machten sich sogleich an die Arbeit, Hänschen aber sagte zu seinem Vater: »Jetzt ist's zu heiß zum Arbeiten, ich will ein bischen schlafen, wecke mich zur Vesperzeit.« Da fragte ihn der Vater: »wann willst du denn deinen Teil schneiden?« und Hänschen antwortete: »habe keine Sorge und tu, was ich dir sage.« Drauf ging er abseits und legte sich schlafen. Da sprach der Vater zu den beiden andern: »als Faulenzer ward er geboren und als Faulenzer wird er sterben.« Als es Mittag war, sagte der Vater zu seinem ältesten Sohne: »gehe und wecke Hänschen«, und nachdem er ihn geweckt hatte, sagte diefser: »siehst du nicht, daß es noch früh am Tage ist, und habe ich euch nicht gesagt, daß ihr mich zur Vesperzeit wecken sollt?« und schlief weiter. Als nun die

Vesper herankam, da weckten sie ihn wieder, und er meinte, »es sei auch jetzt noch zu früh«, doch stand er endlich auf, nahm seine Sichel und schnitt so wacker, daß er, noch bevor seine Brüder fertig waren, seinen Teil und was von des Vaters Teil übrig war, geschnitten hatte.

Darauf gingen sie heim und aßen zu Abend, und nachdem sie damit fertig waren, nahm Hänschen seine Zither, ging damit vor das Haus und sang und spielte bis zur Mitternacht. Da hörte er auf und rief: »hört ihr Berge und Täler, gibt es auf der ganzen Welt noch einen Stärkeren als ich?« und diese antworteten und riefen: »nein, den gibt es nicht«; und dasselbe tat er auch am folgenden Abend; als er aber am dritten die Berge und Täler wieder wegen seiner Stärke befragte, antwortete ihm eine alte Frau: »Du bist zwar ein starker Mann, aber der Drako, welcher die Königstochter raubte, ist doch noch stärker als du.«

Am andern Morgen bat Hänschen seine Eltern um ihren Segen, weil er in die Welt gehn wolle. Da fing seine Mutter zu klagen und zu weinen an, und sprach: »warum willst du in dein Verderben rennen?« Er aber sprach: »ich muß fort und jenen Drakos aufsuchen, der stärker sein soll als ich; wenn du aber siehst, daß die Saiten an meiner Zither gesprungen sind, dann mache dich auf und suche mich.« Darauf gaben ihm die Eltern ihren Segen,

und er machte sich auf und ging über Berg und Tal. Einst brachte er die Nacht auf einem Berge zu, und erblickte am andern Morgen in weiter Ferne einen Turm, der in der Ebene stand, und da ging er drauf los, um irgend jemand zu finden, den er über die Gegend fragen könne.

Als er zum Turme kam, sah er davor eine Tenne, die von Blei war; der Turm aber hatte keine Türe, sondern nur ein Fenster auf der Seite, wo die Tenne war, und als er nach diesem hinsah, ob nicht irgend jemand herausschaue, erblickte er ein Mädchen, das war so schön, wie die goldenen Sterne, und das rief ihm zu: »wie bist du hierher gekommen, wo doch kein fliegender Vogel hinkommt?« Hänschen aber antwortete: »sag mir, wie ich zu dir kommen kann«; und sie sprach: »das ist nur möglich, wenn du von der Tenne in das Fenster springst.« Da nahm er einen Anlauf und schwang sich einem Vogel gleich in das Fenster, und als er oben war, umarmte er das Mädchen und küßte es. Das Mädchen aber sprach: »wenn der Drakos kommt, so ist das unser beider Tod.« Da lachte Hänschen und sagte: »habe keine Furcht, denn ich bin nur seinetwegen hierher gekommen; setze dich her und lause mich ein bischen, und wenn der Drakos kommt, so will ich schon mit ihm fertig werden.« Darauf legte er seinen Kopf in ihren Schoß und sie lauste ihn, und da er vom Wege sehr ermüdet war, schlief er ein. Das Mädchen aber fing an zu weinen aus Mitleid mit

seiner Schönheit und aus Furcht vor dem Drakos, von dem sie nicht anders glaubte, als daß er sie beide töten werde.

Als nun die Zeit heran kam, wo der Drakos gewöhnlich erschien, da fing der Turm zu zittern und das Mädchen zu schluchzen an, und davon erwachte der Hans und sagte: »warum weinst du?« und sie antwortete: »ich weine, weil nun der Drakos kommt.« »Weine nicht und habe keine Furcht vor dem Drakos, mit dem werde ich schon fertig«, sprach Hans, nahm die Zither, setzte sich an das Fenster, und sang und spielte. Da kam der Drakos, und als er den Hans am Fenster sah, rief er ihm zu: »höre, du Schandbube, hier kommt kein fliegender Vogel her, wie kamst du in den Turm?« Drauf sagte Hans: »laß mich mein Lied aussingen, dann komm ich hinunter zu dir.« Da sang er so schön, daß das Mädchen wie von Sinnen kam, dann stellte er die Zither weg, sprang auf die Tenne hinunter und packte den Drakos an. Während er aber mit ihm rang, stampfte ihn dieser bis zu den Knieen in die Bleitenne ein, und darüber wurde Hänschen so zornig, daß er den Drakos noch fester packte und bis an die Hüften in die Tenne drückte. Da rief ihm das Mädchen vom Fenster zu: »Mut! Mut! lieber Hans! sorge dafür, daß er uns nicht beide tot macht!« und als Hänschen das hörte, packte er den Drakos noch einmal, und drückte ihn bis zum Halse in die Tenne ein,

zog dann sein Schwert und schlug ihm den Kopf ab.

Drauf kehrte er in den Turm zurück und lebte dort eine Zeitlang mit dem Mädchen ganz lustig und vergnügt. Eines Abends aber nahm er seine Zither, setzte sich ans Fenster, spielte und sang bis Mitternacht, dann hörte er auf und rief: »hört, ihr Berge und Täler, gibt es einen Stärkeren als ich in der ganzen Welt?« und diese antworteten: »nein, es gibt keinen Stärkeren.« In der zweiten Nacht ging es ebenso, aber in der dritten antwortete die Alte und sprach: »du bist zwar ein starker Mann, aber der Bruder des Drako, den du getötet hast, ist doch noch stärker als du.« Diese Alte war aber die Möra der Mädchen, welche die Draken geraubt hatten, und sie sprach so, damit diese aus ihrer Gefangenschaft befreit würden.

Am andern Morgen sagte Hans zu dem Mädchen: »Komm, wir wollen zu deinem Vater, und wie es bei Menschen Brauch ist, in der Stadt und nicht auf den Bergen leben.« Da machten sie sich nach der Stadt auf den Weg, und als sie bis vor dieselbe gegangen waren, sagte Hans zu dem Mädchen: »gehe du nun voraus zu deinem Vater und erzähle ihm, wie es dir ergangen ist, und ich komme nach.«

Während aber das Mädchen allein in die Stadt ging, kehrte Hans in das Gebirge zurück, und wanderte so

lange, bis er zu einem andern Turm kam, der in der Ebene lag und vor dem eine Tenne von Kupfer war. An dem Fenster des Turmes erschien aber ein Mädchen, das war so schön wie die Sonne und fragte Hänschen: »he, du Hund, wie kamst du hierher, wo kein fliegender Vogel hinkommt? Wenn der Drakos kommt, so bist du verloren.« Aber Hänschen machte es wie das erste Mal, er sprang zu dem Mädchen durch das Fenster des Turmes und schlief auf ihrem Schoße ein, während sie ihn lauste. Da dachte das Mädchen an das Schicksal, welches ihnen bevorstehe, und begann zu weinen; und ihre Tränen tropften auf seine Wangen, bis er erwachte. Hans tröstete sie, so gut er konnte, und nahm dann seine Zither und spielte und sang; aber kaum hatte er angefangen, so begann der Turm zu zittern, und der Drakos erschien auf der Tenne und rief dem Hans zu: »oh du Schandbube, du hast meinen Bruder tot geschlagen und willst es mit mir nun ebenso machen; komm gleich herunter, damit wir uns versuchen.« Da sagte Hänschen: »wart ein bischen, ich komme gleich, ich will nur noch eins singen.« Nun sang er ein so schönes Liebeslied, daß das Mädchen zu ihm sagte: »heute will ich mit dir sterben.« Dann sprang er mitten auf die Tenne hinab und sagte zu dem Drakos: »Komm heran, Herr Drakos, heute muß einer von uns beiden sterben.« Während sie mit einander rangen, drückte der

Drakos den Hans bis an die Knie in die Kupfertenne; da wurde dieser zornig und drückte den Drakos bis an die Hüften hinein, und das Mädchen rief ihm zu, »daß sie herunter kommen und ihm helfen wolle.« Er antwortete aber: »fürchte dich nicht, denn nun mache ich ein Ende mit ihm.« Als das der Drakos hörte, da ward er starr vor Furcht, und Hans zog sein Schwert und schlug ihm das Haupt ab.

Drei Tage blieb er mit dem Mädchen im Turme. Am Abend des vierten aber begann er zu singen und zu spielen, und als die Mitternacht herankam, rief er: »hört ihr Berge und Täler, gibt es auf der ganzen Welt noch einen Stärkeren als ich?« und da antwortete die Alte: »du bist zwar ein starker Mann, aber der älteste Bruder der beiden Draken, die du getötet hast, ist noch stärker als du.«

Am andern Morgen sagte Hans zu dem Mädchen, daß sie zu ihrem Vater gehn und dort wie andere Menschen leben wollten. Sie machten sich sogleich auf den Weg, und als sie vor die Stadt kamen, schickte Hans das Mädchen zu ihrem Vater voraus, er aber kehrte in das Gebirge zurück und ruhte nicht eher, als bis er auch den Turm des dritten Drakos gefunden hatte. Davor lag aber eine stählerne Tenne, und als er diese erblickte, da ward ihm bänglich zu Mute, und als er sich nach dem

Turmfenster umsah, war dieses viel höher als die andern. Er setzte sich auf die Tenne und war darüber sehr nachdenklich. Wie er so da saß, erschien ein Mädchen am Fenster des Turmes, das war noch schöner, als die liebe Sonne, und die sprach zu ihm: »ei du Hund, wie kommst du hierher, wo doch kein fliegender Vogel hinkommt?« Hans versetzte: »liebes Kind, sage mir, wie ich zu dir in den Turm kommen kann«, und sie sagte: »du mußt von der Tenne zu dem Fenster heraufspringen.« Da nahm Hans einen Anlauf und sprang zum Fenster hinein und herzte und küßte das Mädchen und bat sie dann, »sie möge ihn ein wenig lausen, denn er sei schon lange von Haus weg.« Er legte seinen Kopf auf ihren Schoß, und weil er müde von der Reise war, so schlief er alsbald ein. Das Mädchen aber fing an zu weinen, weil sie an den Drakos dachte, der nun kommen und sie beide töten würde. Die Tränen, welche sie vergoß, fielen auf seine Wangen. Davon erwachte er und sprach: »fürchte dich nicht, denn ich bin nur darum hierher gekommen, um mit dem Drakos zu kämpfen und dich zu erlösen.« Kaum hatte er das gesagt, so begann der Turm zu zittern und das Mädchen rief: »nun kommt der Drakos.« Hans aber nahm seine Zither und trat an das Fenster, um zu spielen. Da sah er draußen eine schwarze Wolke und die rief ihm zu: »hoho! du Schandbube, du hast meine Brüder erschlagen und willst nun an mich selbst; gleich komme

herunter, damit wir es ausmachen.« Hans aber sagte: »laß mich erst mein Lied aussingen, dann komme ich hinunter.« Da sang er eine so rührende Weise, daß das Mädchen in Tränen zerfloß, und als er damit fertig war, sprang er auf die Tenne hinab und sagte zu dem Drakos: »heute muß einer von uns sterben.« Da packten sie einander, und während des Ringens drückte der Drakos den Hans bis an die Knie in die Stahltenne ein, und nun wurde der zornig und drückte den Drakos bis an die Hüften ein. Das Mädchen aber rief weinend vom Turme: »Mut, Hänschen, Mut! damit er uns nicht erschlägt.« Als er das hörte, raffte er alle seine Kräfte zusammen, und drückte den Drakos bis zum Halse in die Tenne ein und schlug ihm mit seinem Schwerte den Kopf ab. Nun endlich konnte sich Hänschen von allen seinen Beschwerden ausruhen und lebte zufrieden und vergnügt mit dem Mädchen in jenem Turme.

In dieser Gegend lebte aber auch ein Schäfer, und eines Tages, kurz vor Ostern, gingen ihm seine Lämmer durch und liefen bis auf das Feld, wo der Turm stand, und wo das Gras am fettesten stand. Als das der Schäfer sah, geriet er in große Angst, weil er fürchtete, daß sie der Drakos gewahr werden und sowohl die Lämmer als ihn selber fressen könne. Er lief also von Versteck zu Versteck und lockte die Lämmer, aber sie hörten nicht und grasten bis zum Turme. Als der Hans den Hirten

gewahr wurde, stieg er vom Turme und rief ihm zu: »Fürchte dich nicht, denn der Drakos ist erschlagen, du kannst nun ruhig auf dem Felde weiden, doch mußt du mir dafür täglich Milch und Butter bringen.«

In der Charwoche brachte der Schäfer nach der Sitte seine Lämmer zum Verkaufe in die Stadt, wo der Vater des Mädchens, welches Hans zur Frau hatte, König war. Der wunderte sich aber, daß die Lämmer dieses Schäfers unter allen die fettesten und größten waren, da er doch sonst stets die schlechtesten Lämmer gebracht hatte, und stellte ihn darüber zur Rede. Da erzählte ihm der Hirte, daß ein junger Mann den Drakos erlegt habe, welcher die Königstochter geraubt hatte, und daß er nun in der fetten Niederung weiden könne. Als das der König hörte, wurde er zornig und befahl seinem Kriegsobersten, er solle hundert Soldaten nach dem Manne ausschicken, welcher seinen Schwiegersohn, den Drakos, erlegt und seine Tochter zur Frau genommen habe. Da schickte dieser einen Hauptmann mit hundert Mann nach dem Hans aus. Als der sie gewahr wurde, sagte er zu seiner Frau: »richte mir mein Schwert her, denn es zieht Kriegsvolk gegen uns heran.« Die aber sagte: »Mir scheint, daß mein Vater erfahren hat, daß du den Drakos erlegtest, und nun Soldaten hersendet, um uns zu ihm zu geleiten.« Hans aber antwortete: »die Eile, mit der sie anrücken, bedeutet nichts Gutes, sondern Schlimmes.«

Als der Hauptmann zum Turme kam, rief er zornig: »wo bist du, der den Drakos erschlagen hat? komm herunter, denn der König verlangt nach dir.« Hänschen aber versetzte: »geht zum König und sagt ihm, wenn er mich sprechen wolle, so solle er hierher kommen.« Da rief der Hauptmann: »Höre du Schandbube, wenn du nicht im Guten herunterkommst, so hole ich dich mit Gewalt.« Hänschen nahm aber sein Schwert, sprang von dem Turme auf die Tenne und erlegte sie alle, bis auf einen; dem schnitt er Nase und Ohren ab und sprach: »gehe zum König und sage ihm, wenn er noch andere Schafe zu scheren habe, so solle er sie mir schicken.« Als der Soldat in die Stadt kam, berichtete er dem König, was vorgefallen war. Da wurde dieser sehr zornig und befahl seinem Kriegsobersten, selbst hinzugehen und den Hans zu holen; dem ging es aber dabei genau so wie dem Hauptmann.

Nun sah der König ein, daß er auf diese Weise nicht zum Ziele komme; er ließ also im ganzen Lande verkündigen, daß derjenige, welcher im Stande sei, den Hans zu töten, seine Tochter zur Frau erhalten und König werden solle, denn er war schon alt und es fiel ihm schwer, sein Land zu regieren. Aber es wollte sich Niemand finden, um das Wagstück zu unternehmen, bis auf einen lahmen Alten, der versprach dem König, ihm seine Tochter zu bringen, machte sich auf den Weg und

hinkte langsam zum Turme. Als den aber Hänschen kommen sah, sprach er zu seiner Frau: »heut müssen wir uns trennen; siehst du dort den hinkenden Alten? der wird mich fällen und dich zur Frau erhalten.« Wie das die Frau hörte, raufte sie sich aus Verzweiflung die Haare aus und rief, »daß sie mit ihm sterben wollte.«

Während sie so klagte und jammerte, kam der Alte zum Turme und rief: »Holla! du Schandbube, komme herunter, damit ich dir zeige, wer von uns beiden der Stärkere ist.« Da nahm Hans sein Schwert, sprang auf die Tenne und hieb den Alten mitten auseinander. Aus den beiden Hälften wurden zwei Alte, und als Hänschen diese zerhieb, wurden vier daraus, und so ging es fort, indem sich alle Alten, die er auseinanderhieb, verdoppelten. Hänschen kämpfte den ganzen Tag hindurch, doch am Abend wurde er so müde, daß er in dem Tore des Turmes auf das Gesicht zu Boden stürzte. Da fielen seine Gegner über ihn her und ermordeten ihn. Der Alte aber nahm die Königstochter und brachte sie zum König und erhielt sie zur Frau.

Lassen wir nun die Königstochter bei ihrem alten Mann und kommen wir zur Mutter des Hans. Wie diese die Saiten der Zither springen sah, hob sie zu weinen und zu jammern an und zerraufte sich das Haar, und machte sich sogleich auf, um den Hans zu suchen. Nach langem

Suchen kam sie zu dem ersten Drakenturme und fand ihn nicht darin. Da ging sie weiter, bis sie zum zweiten kam, aber auch da fand sie ihn nicht. Endlich kam sie zu dem dritten Drakenturme und dort sah sie ihn in dem Tore liegen, setzte sich zu ihm und begann ihn zu beweinen.

Als der Schäfer ihre Totenklage hörte, kam er heran, um zu sehn, wer so klage. Da erblickte er an dem Tore des Turmes eine Frau, welche sich die Haare zerraufte. Er glaubte, daß es die junge sei, und lief herbei, um ihr beizustehn. Als er aber den Hans auf dem Boden liegen sah, sprach er zu der Alten: »weine nicht, Mütterchen! dein Sohn ist noch am Leben und nur ohnmächtig.« In jener Zeit gab es aber ein Wasser des Lebens, und davon hatte der Schäfer ein Fläschchen, das ihm eine Alte in Verwahrung gegeben. Er lief also nach seiner Hürde und holte es herbei, und so wie er ein paar Tropfen auf den Hans gesprengt hatte, stand dieser auf und rief: »wie schwer habe ich geschlafen und wie leicht bin ich erwacht!« Darauf fragte er seine Mutter: »Mutter, wo ist meine Frau?« Die antwortete: »mein Sohn, du hast ja keine Frau gehabt.« Hans aber sprach: »liebe Mutter, geh du wieder nach Hause zu deinem Manne, denn ich muß jetzt fort und meine Frau aufsuchen.« Da kehrte die Mutter mit betrübtem Herzen nach Hause zurück. Hans aber ließ sich vom Schäfer einen von seinen Anzügen geben, zog ihn an und ging in die Stadt, wo seine Frau

war. Dort trat er in ein Kaffeehaus und hörte, wie die Gäste unter einander sprachen: »Schade um den tapferen Jungen, den der König hat hinrichten lassen, und um die Prinzessin, die er dem Gott sei bei uns zur Frau gegeben.« Da fragte Hans, »was vorginge« und sie erzählten ihm den ganzen Hergang.

Darauf fragte er nach dem königlichen Palaste, ging hin und betrachtete ihn von allen Seiten, wie es der Fremde zu tun pflegt. Das sah eine arme alte Frau und fragte ihn: »was suchst du, Söhnchen?« und Hans antwortete: »ich bin ein Fremder und kenne Niemand in der Stadt. Wenn du mir für diese Nacht Herberge gibst, so zahle ich dir dafür, was recht ist.« Die Alte versetzte: »wenn du willst, so kannst du bei mir bleiben, aber ich habe kein Bett für dich.« Da gab ihr Hänschen fünf Dukaten, und darüber sprang sie vor Freude in die Höhe, und kaufte schnell Kissen und Decken und begann zu sieden und zu braten. Über Tisch brachte er die Rede auf die Königstochter und sagte: »Morgen früh, Mutter, mußt du zu ihr gehn und ihr sagen, daß ein fremder Mann sie zu sprechen wünsche, und sie möge daher, wo möglich, an die Türe kommen, damit ich mit ihr reden könne; wenn du das zu Stande bringst, werde ich dich, so lange du lebst, wie meine Mutter halten.«

Am andern Morgen ging die Alte zur Prinzessin,

grüßte sie und setzte sich neben sie, und sagte ihr, was ihr Hans aufgetragen. Die Prinzessin erstaunte über ihre Rede und befahl ihr, den Hans zu holen. Als dieser kam, erstarrte sie fast bei seinem Anblicke, so daß sie kein Wort hervorbringen konnte; endlich ermannte sie sich, lud ihn ein, sich niederzusetzen, und fragte ihn, was er wolle. Hans aber sprach: »weißt du nicht, was ich will, und habe ich nicht deinetwegen meinen Tod gefunden?« Da fiel ihm die Prinzessin um den Hals und küßte ihn und sprach: »bleibe bei der Alten und laß mir durch diese sagen, was ich tun soll, denn die Zeit rückt heran, wo der Verfluchte heim kommt.«

Hans ging also wieder zur Alten zurück, und nachdem er sich eine Weile bedacht, schickte er sie zur Prinzessin und ließ ihr sagen, »sie solle den Alten, wenn er am Abend heim komme, fragen, worin seine Stärke liege, und ihm am nächsten Morgen seine Antwort sagen lassen.« Als der lahme Alte am Abend heim kam, begann ihm die Prinzessin zu schmeicheln, und fragte ihn dann, »worin seine Stärke liege«, und er antwortete: »auf jenem Berge ist eine Tenne, und zur Mittagszeit kommt eine Schlange mit zehn Köpfen dorthin und stellt sich in die Mitte der Tenne, und dann kommen eine Masse Schlangen herbei und stellen sich um sie, und wenn einer über diese Schlangen auf die Tenne springt, ohne eine davon zu berühren, und der großen Schlange ihre zehn

Köpfe abschlägt, so ist das mein Tod.«

Nachdem die Prinzessin dies gehört hatte, da schien es ihr, als daure die Nacht ein ganzes Jahr, und am andern Morgen lief sie, sobald sie konnte, zum Hause der Alten, und erzählte dem Hans, was ihr der Verfluchte gesagt hatte. Der aber sprach: »du darfst ihn heute nicht aus dem Hause gehn lassen, und wenn er zu klagen beginnt, daß ihm unwohl sei, dann mache dich weg, und sperre ihn in das Zimmer ein, und warte bis ich komme.«

Drauf ging Hans nach dem Berge, und zur Mittagszeit sah er die Schlange mit den zehn Köpfen, wie sie in die Mitte der Tenne kroch und wie sich die andern Schlangen um sie her stellten, und ohne sich lange zu besinnen, sprang er gleich einem Vogel über sie mitten auf die Tenne, ohne eine davon zu berühren, und schlug mit seinem Schwerte der großen Schlange ihre Köpfe ab. Da begann der Verfluchte seine Frau zu rufen, weil ihm unwohl werde; sie aber hörte nicht darauf, sondern schloß die Türe seiner Kammer zu, und wie der Hans den letzten Kopf der Schlange abschlug, da war es auch mit dem Verfluchten zu Ende.

Als nun Hans vom Berge zurückkam, ging er sogleich in das königliche Schloß, öffnete die Kammer und sah den Verfluchten dort ausgestreckt liegen. Da sagte er zur Prinzessin: »rufe deinen Vater, damit er seinen

Schwiegersohn sehe«, und als dieser herbei kam und sah, daß er tot war, sagte die Prinzessin zu ihm, indem sie auf Hans zeigte: »dieser ist mein Mann und nicht derjenige, welchen du mir gegeben hast.« Da hielten sie Hochzeit, doch war ich nicht dabei, und du brauchst es also auch nicht zu glauben.

65. *Die Strigla.*

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Söhne, und nachdem diese bereits herangewachsen, gebar die Königin auch ein Mädchen; das war aber nicht wie andere Kinder, sondern verwandelte sich jeden Abend in eine bösartige Hexe, ging dann in den Marstall des Königs und erdrosselte dort ein Pferd, und am andern Morgen fand man es tot in seinem Stande liegen. Niemand begriff, wie das zugehe, und der älteste Königssohn beschloß daher, sich auf die Lauer zu legen, um zu sehn, wer die Pferde erdrossele.

Als er nun im Stalle Wache hielt, sah er um Mitternacht eine Wolke in den Stall kommen, sich über das Pferd legen und es erdrücken. Darüber kam er in große Furcht, und erzählte am andern Morgen seinem Vater, was er gesehn hatte. Nun wollte es auch der zweite Sohn versuchen und ging am andern Abend in den Stall, um zu wachen, und der sah, was sein Bruder gesehen hatte, und fürchtete sich ebenso sehr wie dieser. Am dritten Abend wollte es auch der Jüngste versuchen und ließ sich von dem König, der ihn sehr lieb hatte, nicht davon abbringen, sondern nahm seine Waffen und ging in den Stall. Als er aber um Mitternacht sah, wie die Wolke hereinkam und sich über ein Pferd breitete, da verlor er den Mut nicht, sondern zog sein Schwert und hieb auf die

Wolke ein; da verschwand diese und das Pferd blieb am Leben. Am andern Morgen erblickte er Blutstropfen auf dem Boden, er ging ihnen nach und kam so bis zu der Wiege seines Schwesterchens, und sah, daß sie am Finger verwundet war. Da zeigte er der Mutter die Wunde, erzählte ihr, was er in der Nacht gesehen, und sagte: »Mutter, das Kind ist ein Satan.« Die Mutter konnte ihm nicht Unrecht geben, nahm aber gleichwohl ihr Kind in Schutz, und so blieb es am Leben.

In der andern Nacht erschien das Mädchen vor dem Bette ihres jüngsten Bruders, weckte ihn aus dem Schlafe und sagte zu ihm: »du mußt fort von hier, denn wenn du hier bleibst, werde ich dich umbringen.« Am andern Morgen ging der Prinz zum König und sprach: »das Kind ist ein Satan, und wenn du es nicht umbringen lassest, so muß ich fort von hier.« Der König tat sein möglichstes, ihm dies auszureden, als er aber sah, daß alles vergebens war, so ließ er ihn lieber ziehen, ehe er sein kleines Töchterchen opferte.

Der Prinz zog also in die Welt und wanderte von Land zu Land. Bald gings ihm gut, bald gings ihm schlecht. Endlich aber kam ihm die Lust an, wieder einmal nach Hause zu gehn und seinen Vater und seine Brüder zu besuchen, und machte sich also dahin auf. Als er aber in die Stadt kam, fand er sie leer und keine Seele darin, und

ebenso öde war es auch in dem Schlosse seines Vaters, denn seine Schwester hatte alle Welt aufgefressen. Da ging der Prinz von einem Gemache zum andern, um zu sehn, ob er nicht irgend einen Menschen finde, bis er endlich in eines kam, in welchem seine Schwester saß und auf der Geige spielte. Wie diese ihn erblickte, da erkannte sie ihn sogleich und rief: »da bist du also doch wieder zurück? hatte ich dir nicht gesagt, daß du nicht mehr hierher kommen solltest? nun sollst du sehn, wie es dir ergehen wird; da nimm die Geige und spiele so lange, bis ich wiederkomme.« Sie gab ihm darauf die Geige in die Hand und ging hinaus, und er setzte sich nieder und spielte, aber er hatte kaum angefangen, so schlüpfte eine Maus aus einem Loche hervor und sagte zu ihm: »mach daß du fortkommst, denn deine Schwester ist nur weggegangen, um ihre Zähne scharf zu machen und dich besser fressen zu können; gib mir also deine Geige, ich will auf ihr spielen, damit sie es nicht merkt, daß du weggegangen bist.« Da gab der Jüngling die Geige der Maus und ging weg. Die Maus aber spielte so lange, bis die Strigla ihre Zähne gewetzt hatte und wieder in das Gemach kam. Als sie aber dort die Maus statt ihres Bruders auf der Geige spielen sah, rief sie: »ach! er hat mich angeführt!« und stürzte sich auf die Maus, um sie zu fangen und ihren Zorn an ihr auszulassen; diese aber warf die Geige hin, sprang vom Stuhle und schlüpfte in

ihr Loch.

Der Jüngling war aber nicht aus dem Schlosse gegangen, sondern hatte sich nur darin versteckt, bis daß der Zorn seiner Schwester vorüber wäre. Am andern Morgen wartete er so lange, bis sie ihre Mahlzeit gehalten und dabei, wie sie gewohnt war, ein ganzes Pferd aufgefressen hatte, und trat dann vor sie. Kaum erblickte sie ihn aber, so stürzte sie sich wütend auf ihn ein, und sie rangen lange mit einander, bis er sie endlich erschlug, und der Prinz lebte von nun an allein.

66. *Lemonitza.*

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und erst nach langer Zeit bekamen sie ein Mädchen, das sie Lemonitza nannten; das wuchs und gedieh bis zu dem Alter, wo man die Kinder in die Schule schickt, und von da an ließen sie es von seiner Amme jedesmal in die Schule führen und wieder abholen. Der Lehrer dieser Schule war aber ein Menschenfresser, denn er behielt von seinen Schulkindern jeden Mittag eins in der Schule zurück und aß es auf, und wenn dessen Eltern sich bei ihm nach dem Kinde erkundigten, so sagte er stets, daß er es zusammen mit den andern aus der Schule entlassen habe. Darum war es ihm auch unlieb, daß die Königstochter stets von ihrer Amme nach und aus der Schule begleitet wurde, und er sagte daher zu ihr: »Lemonitza, du bist nun so groß, daß du allein zur Schule kommen kannst«, und das sagte er ihr so oft, bis das Mädchen es seiner Mutter sagte, und da diese nichts dawider hatte, so ging es am Nachmittag allein in die Schule. Es kam aber zu früh hin, und wie es die Treppe heraufkam, da sah es den Lehrer, wie er ein Kind verzehrte, und darüber erschrak es so, daß es seinen Schulsack fallen ließ und die Treppe herunterlief, aber auf der Straße stehn blieb. Nach einer Weile faßte es sich ein Herz und ging doch wieder in die Schule. Da

fragte sie der Lehrer: »warum kamst du, und liefst wieder weg?« und sie antwortete: »ich suchte meinen Schulsack.« Darauf sagte er: »der ist hier. Hast du Jemandem erzählt, was du gesehen hast?« – »Nein, Herr Lehrer! ich habe Niemandem etwas gesagt.« – Da ergriff es der Lehrer und schlug es so lange, bis sein Rücken braun und blau wurde, und es kam ganz erschreckt nach Hause. Als es nun die Amme eines Tags anzog, bemerkte sie die braunen und blauen Flecken auf seiner Haut. Da rief sie den König und die Königin, und diese fragten das Mädchen, »wer es geschlagen habe«; aber wie sie es auch hin und her fragen mochten, es antwortete stets, »daß es nicht geschlagen worden sei.« Darauf berief der König seine zwölf Räte, und diese befragten das Mädchen mehrere Tage hinter einander, und brachten es endlich so weit, daß das Mädchen den Namen des Lehrers bereits auf der Zunge hatte; wie es ihn aber aussprechen wollte, da füllte sich der Saal mit Dunst und führte das Mädchen weit weg in ein Schloß und setzte es dort in eine Kammer. Es war aber dort so kalt, daß das Mädchen so laut mit den Zähnen klapperte, daß es der Königssohn hörte, der unterhalb jener Kammer wohnte und herauf kam, um zu sehn, was das für ein Klappern sei. Als er das Mädchen erblickte, fragte er es: »bist du ein Mensch oder ein Geist?« und es antwortete: »ich bin ein Mensch,

so wie du.« Da schlug der Königssohn ein Kreuz, nahm es bei der Hand und führte es in seine Gemächer und frage: »wie bist du hierher gekommen?« das Mädchen aber antwortete: »ich werde dir es sagen, sobald es Tag wird, jetzt ist nicht Zeit dazu.«

Sie behielten das Mädchen im Palaste, und mit der Zeit verliebte sich der Königssohn in dasselbe und sagte seiner Mutter: »dieses Mädchen will ich zur Frau nehmen.« Die Königin aber antwortete: »ach mein Sohn, die schickt sich nicht für dich, denn wir halten sie wie unsere Magd, und du willst sie zur Frau nehmen?« Darauf machte sie ihm jeden Tag neue Heiratsvorschläge, aber er wollte keine von allen diesen, und wurde endlich so siech vor Liebe, daß sein Leben bedroht war. Als das seine Mutter einsah, da änderte sie ihren Sinn und willigte in die Heirat. Sie richteten daher eine große Hochzeit an, und er nahm sie zur Frau.

Lemonitza kam bald in die Hoffnung, und sieben Monate darauf brach ein Krieg aus, und der Königssohn wurde dazu aufgeboten. Beim Abschiede empfahl er die junge Frau seiner Mutter und sprach: »wahre mir die Lemonitza wie deinen Augapfel.« Drauf zog er ab, und während er im Felde lag, gebar Lemonitza ein Söhnchen; das schrieben sie ihrem Gatten, und dieser schickte an seine Mutter einen Brief und darin stand: »Mutter, wahre

mir die Lemonitza wie deinen Augapfel.«

Fünf Tage nach der Geburt des Kindes erschien der Lehrer in der Nacht vor dem Bette der Mutter und sprach zu ihr: »guten Abend, Lemonitza, wie geht es dir?« und diese antwortete: »recht wohl, Herr Lehrer.« Drauf sprach er: »Sage mir, wen von euch beiden ich fressen soll, dich oder deinen Knaben?« Da rief Lemonitza: »lieber mich, als das Kind!« Da entstand ein Dunst, und in diesem packte der Lehrer das Kind und verschwand.

Als am andern Morgen die Großmutter in die Kindbettenstube kam, fragte sie die Wöchnerin, wo das Kind sei; diese antwortete, sie wisse es nicht. Als die Großmutter aber mit Fragen nicht aufhörte, sagte ihr Lemonitza endlich, daß sie Hunger bekommen und es aufgegessen habe. Da wurde die Großmutter zornig und rief: »ich wollte, du hättest den Nimmersatt gefressen; hast du dein Kind gefressen, so wirst du noch uns alle fressen, wie wir hier sind.« Drauf schrieb sie an ihren Sohn: »lieber Sohn, dein Kind ist gestorben, aber gräme dich nicht.« Als dieser den Brief gelesen, kehrte er sogleich mit Pauken und Trompeten nach Hause zurück, um seine Frau zu trösten, und sagte zu ihr: »gräme dich nicht, wenn wir nur gesund bleiben.«

In kurzer Zeit kam Lemonitza wieder in die Hoffnung,

und in ihrem achten Monat kam an den Königs sohn abermals ein Aufgebot in den Krieg zu ziehen, und als er abgezogen war, sagte seine Mutter zur Lemonitza: »diesmal hüte dich, daß du dein Kind nicht wieder frissest«; und als sie mit einem Mädchen genas, wiederholte sie so oft als möglich: »wenn dich hungert, so sag' es uns, damit wir dir zu essen bringen.« Als es Abend wurde, setzte sie drei Kindsfrauen in das Zimmer, um sie zu bewachen. Aber in der Nacht schliefen sie alle drei ein, und da erschien wiederum der Lehrer vor dem Bette der Wöchnerin und sagte: »guten Abend, Lemonitza, wie geht es dir?« und diese antwortete: »recht gut, Herr Lehrer.« Drauf sprach er: »was willst du lieber, daß ich dich oder dein Kind fressen soll?« Da rief sie: »lieber mich, als mein Kind.« Der Lehrer aber nahm das Kind und verschwand.

Am andern Morgen kam die Großmutter in die Wochenstube, um nach der Wöchnerin und dem Kinde zu sehen, und suchte vergebens nach dem Kinde, und nach vielem Fragen sagte ihr Lemonitza, daß sie es gegessen habe. Da wurde die Alte zornig und sagte: »jetzt werde ich es deinem Manne schreiben, daß du das erste und auch das zweite Kind gefressen hast«, und tat es auch. Als ihr Sohn diesen Brief erhielt, da eilte er mit dem Vorsatze nach Hause, seine Frau zu töten, und sprach zu ihr: »warum hast du deine Kinder gefressen?

du wirst uns noch alle fressen, wie wir hier sind.« Da fing Lemonitza so sehr zu weinen an, daß er Mitleid mit ihr hatte und sie leben ließ.

Als nun Lemonitza zum dritten Male in die Hoffnung kam, da lag ihm seine Mutter an, daß er nicht von Haus gehen solle. Nach acht Monaten aber erhielt er abermals ein Aufgebot in den Krieg zu ziehen, und sein Vater sprach zu ihm: »bleibe diesmal zu Hause, damit du dein Kind beschützen kannst; an deiner Statt will ich zu Felde ziehen«; und so blieb der Sohn diesmal daheim. Die Lemonitza kam nun mit einem Knaben nieder, und die Großmutter sprach zu ihrem Sohne: »hüte das Kind, damit sie nicht in der Nacht aufsteht und es frißt.« Am Abend nahm dieser also das Kind in seine Arme und das Schwert in seine Hand, und abermals erschien der Lehrer und sagte: »guten Abend, Lemonitza, wie geht es dir?« und diese antwortete: »ganz gut, Herr Lehrer;« er aber fragte: »was willst du lieber, daß ich dich fresse, oder dein Kind?« Da rief diese: »lieber mich, als mein Kind.« Doch er sagte: »mich verlangt mehr nach dem Kind.« Als er es jedoch dem Vater aus den Armen nehmen wollte, da sprang dieser auf und schlug dem Lehrer mit dem Schwerte den Kopf ab. – Wie nun die Lemonitza sah, daß er tot war, da rief sie: »gelobt sei der Herr, daß ich von ihm befreit bin und das Kind gerettet ist.«

Am andern Morgen holte sie ihre Schwiegermutter herbei und zeigte ihr den Leichnam und sprach: »dieser ist es, welcher meine Kinder gefressen hat, und nicht ich.« Nun erst erzählte sie, weß Kind sie sei, und sie schrieben sogleich an ihren Vater, daß seine Tochter wieder gefunden worden sei, die er verloren habe, und als dieser kam, stellten sie eine neue Hochzeit an.

67. *Die Äffin.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, war aber schon alt und sagte daher zu ihnen: »meine Kinder, ich bin nun alt geworden, und wünschte also, daß ihr euch verheiratet, damit ich noch eure Hochzeit mitmachen kann; es soll daher jeder von euch seinen Bogen in die Luft schießen und die Richtung einschlagen, wohin der Pfeil fliegt, denn auf dieser findet ein jeder, was ihm bestimmt ist.« Zuerst schoß also der Älteste, und sein Pfeil führte ihn zu einer Königstochter, und die nahm er zur Frau. Darauf schoß der zweite und kam zu einer Fürstentochter, und die nahm er zur Frau; und zuletzt schoß der Jüngste, sein Pfeil blieb aber in einem Misthaufen stecken. Da grub er ein Loch in denselben, um zu sehen, was darin wäre, und fand eine Marmorplatte. Die hob er auf, erblickte darunter eine Höhle mit einer Treppe, und er faßte sich ein Herz und stieg hinunter. Darauf kam er zu einem Gewölbe, in dem eine Menge Affen im Kreise herum saßen, und ihre Mutter kam auf ihn zu und fragte ihn: »wie kamst du hierher, mein Sohn?« Dieser aber sprach: »ich habe meinen Pfeil abgeschossen, um zu sehen, was mir bestimmt ist, und der ist hier haften geblieben; ich werde also eine Äffin zur Frau bekommen.« Als das die Alte hörte, sagte sie: »wenn es so ist, so komme und wähle dir

eine aus, hier sitzen meine Mägde und dort meine Töchter.« Er suchte sich also eine davon aus und brachte sie zu seinem Vater; als aber seine Brüder hörten, daß er eine Äffin zur Frau genommen, da hatten sie ihn zum besten.

Nach einiger Zeit sprach der älteste Sohn zum König: »du mußt nun jedem sein Teil bestimmen; denn du bist nun alt geworden und kannst sterben.« Da versetzte der König: »ich werde euch drei Aufgaben stellen, und wer sie am besten löst, der soll König sein.« Als das seine Söhne zufrieden waren, sagte er: »die erste Wette soll der gewonnen haben, dessen Haus am reinlichsten und schönsten verziert ist, und dazu sollt ihr vierzig Tage Zeit haben.« Der Jüngste aber war traurig, weil er eine Äffin zur Frau hatte, denn was konnte diese verstehn? Da fragte ihn die Äffin: »warum bist du so traurig?« und als er ihr den Grund gesagt hatte, sprach sie: »hole mir fünf Okka Kalk und sei guten Muts.« Am Morgen vor dem Ende der Frist sagte die Äffin zu ihrem Manne: »mach' dich auf und gehe zu meiner Mutter, und verlange von ihr eine Haselnuß und eine Mandel«, und dieser tat, wie ihm geheißen, und brachte die beiden Nüsse seiner Frau. Als nun die Zeit kam, wo der König und der Rat der Zwölfe die Häuser in Einsicht nehmen sollten, da gingen sie zuerst in das Haus des Ältesten, dann in das des zweiten, und während sie dessen Haus betrachteten, kam der

Jüngste zur Äffin gelaufen und sagte zu ihr: »nun mach schnell, denn nun kommen sie.« Doch bis sie kamen, hatte die Äffin schon die Haselnuß aufgeknackt und daraus einen Schmuck für das Haus hervorgezogen, der aus lauter Diamanten bestand, und dann knackte sie die Mandel auf und zog einen Teppich hervor, auf den der König treten sollte. Wie nun der König ankam, da fand er den Teppich so schön, daß er seine Schuhe auszog, um darauf zu treten. Die Frau aber begrüßte ihn, so gut sie es als Äffin verstand. Darüber waren aber alle einverstanden, daß der Jüngste die Wette gewonnen habe.

Da sagte der König: »es soll nun noch eine Wette angestellt werden, und die soll der gewinnen, welcher mir mitten im Winter frische Früchte bringen kann.« Da bemühten sich die beiden ältesten vergeblich solche zu finden; der Jüngste aber erzählte die neue Wette seiner Frau, und sie sagte: »sei guten Muts, solcher Früchte ist unser Garten voll«; und am Tage der Wette schickte sie ihn zu ihrer Mutter mit dem Auftrage, ihr die schönsten Früchte in einem silbernen Korbe zu schicken. Diesen Fruchtkorb trug der Jüngste dann zur Wette auf das Schloß, und da war im Rate der Zwölfe nur eine Stimme, daß er auch diese Wette gewonnen habe.

Nun wurde noch eine dritte Wette festgestellt, die der

gewinnen sollte, dessen Frau an einem Feste für die schönste erklärt würde, das in zehn Tagen besonders dazu gehalten werden solle. Wie nun der Festtag herankam, schickte die Äffin ihren Mann zu ihrer Mutter, damit er von ihr eine Haselnuß und eine Mandel, zwei Hengste und fünf Diener verlange; und als er alles der Äffin gebracht hatte, knackte sie die Mandel auf und zog daraus ein Kleid für sich hervor, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war, dann knackte sie die Haselnuß auf und zog aus ihr den Anzug für ihren Mann und ihre eigene Schönheit hervor, und nachdem sie sich angezogen hatten, ritten sie zum Feste und sprengten rasch durch die Höfe, damit sie Niemand erkennen könne, und sie unerkannt wieder wegreiten könnten. Der König aber erriet ihre Absicht und ließ die Türe schließen, so daß sie nicht hinaus könnten und sich zu erkennen geben mußten; und somit hatte der Jüngste auch die dritte Wette gewonnen und bestieg nach dem Tode seines Vaters den Thron.

68. *Der Lehrer und sein Schüler.*

Es war einmal ein König und eine Königin, die bekamen keine Kinder, und zu denen kam einst ein verkleideter Dämon, der versprach dem König, daß er Kinder bekommen solle, wenn er ihm das älteste davon geben wolle. Der König war das zufrieden, und der Dämon zog darauf einen Apfel hervor, zerschnitt ihn in zwei Hälften, und gab die eine dem König und die andere der Königin zu essen, und die Königin gebar darauf nacheinander drei Knaben.

Dem König aber war das Versprechen leid, das er dem Dämon gegeben hatte; er baute daher einen Turm von lauter Glas und setzte seine Kinder hinein. Da sagte ihm der Dämon: »wenn du dein Wort nicht hältst und mir das Kind gibst, so werde ich mich bücken und erglänzen und drei Herzen verbrennen.«

Als nun die Knaben herangewachsen waren, da verlangte der Älteste von seinem Vater, daß er ihn aus dem Turme lassen solle, damit er etwas von der Welt und der Herrlichkeit seines Vaters sehen könne. Doch aus Furcht vor dem Dämon schlug ihm das der König rund ab. Da aber die Knaben von Tag zu Tag neugieriger wurden, die Welt zu sehen, so machten sie sich eines Tages heimlich aus dem Turme, um sich ein bischen herumzutreiben.

Wie sie nun so lustig und guter Dinge herumliefen, entstand auf einmal ein großes Unwetter mit Blitz und Donner und dicker Finsternis, packte den ältesten Sohn und nahm ihn mit sich fort. Da gingen die zwei jüngeren zu ihrem Vater und erzählten ihm, was vorgegangen, und dieser ließ in seiner Trauer sein Schloß schwarz anstreichen, und bekannt machen, daß in der Stadt Niemand mehr singen und tanzen dürfe, sondern alle Welt fortan nur trauern solle.

Den ältesten Knaben aber führte der Dämon in eine Wüstenei, dort schlug er mit der Hand auf die Erde, und diese öffnete sich sofort, und sie stiegen hinunter. Darauf kamen sie zur Wohnung des Dämon, in welcher vierzig Kammern waren. Der Dämon hielt den Knaben, als ob er sein leiblicher Sohn wäre; er nährte ihn mit lauter Wild und gab ihm die Schlüssel von neununddreißig Kammern und erlaubte ihm, zu seiner Unterhaltung alle Schätze zu betrachten, die darin aufgehäuft waren. Er gab ihm auch ein Buch, um darin zu lesen, und wenn der Knabe seine Lektion gut gelernt hatte, so herzte und liebkoste er ihn.

Eines Tages sagte der Dämon: »komm her und lause mich ein wenig«, und dabei entdeckte der Knabe einen kleinen goldenen Schlüssel, der auf dem Scheitel des Dämon angebunden war. Der Knabe erriet, daß dies der Schlüssel zu der verschlossenen Kammer war, und in

einer Nacht nahm er den Schlüssel von dem Kopfe des Dämon und schloß sie auf, und darin fand er eine schöne Jungfrau, die wie die Sonne glänzte, aber an ihren Haaren aufgehängt war. Da löste sie der Knabe, und die Jungfrau küßte und herzte ihn und rief: »ach! du Ärmster! wie kamst du hierher? Denn meine Zeit ist jetzt um, und darum wird er dich nun an meiner Statt hängen und uns am Ende alle beide fressen. Hat er dir ein Buch gegeben, um es auswendig zu lernen? und hat er dich schon gefragt, ob du es auswendig kannst? und wenn er dich so wieder fragt, so mußt du ihm antworten, daß du es nicht lernen könntest, mich aber mußt du wieder dahin hängen, wo ich war.« Der Knabe tat, wie ihm das Mädchen geheißen, schloß die Türe ihrer Kammer wieder zu und band den Schlüssel wieder auf den Kopf des Dämons.

Am andern Morgen gab der Dämon dem Knaben seine Lektion auf, und als er am Abend zurückkam, fragte er ihn: »hast du deine Lektion gelernt?« und als der Knabe sagte, daß er sie noch nicht könne, ward er böse und gab ihm statt des Abendbrotes eine Tracht Schläge. In der Nacht holte der Knabe wieder den Schlüssel von dem Scheitel des Dämons und ging zu der Jungfrau, löste sie ab, gab ihr Wasser zu trinken, und diese sprach zu ihm: »du mußt dich bemühen, so viel du kannst, das ganze Buch auswendig zu lernen, aber dich

vor dem Dämon so stellen, als könntest du es nicht zu Stande bringen; und wenn du das ganze Buch gelernt hast, dann komm und hole mich, denn wenn wir hier bleiben, sind wir beide verloren.«

Der Knabe bemühte sich nun, das Buch so schnell er konnte auswendig zu lernen, ohne daß es der Dämon merkte, und ertrug die Schläge geduldig, die ihm dieser für seine Faulheit gab; und als er es ganz auswendig wußte, da richtete er eine Schale mit Salz, ein Stück Seife und einen Kamm so her, wie dieses Buch vorschrieb, und nahm auch einen Quersack voll Goldstücke; darauf holte er sich in der Nacht den Schlüssel von dem Scheitel des Dämons, ging zu der Jungfrau, und nachdem er diese losgeknüpft, gab er ihr einen Schlag und verwandelte sie in eine Stute, setzte sich auf sie und ritt davon, so schnell er konnte.

Am andern Morgen suchte der Dämon vergebens nach dem Knaben, und fand dabei auch, daß die Jungfrau weg war; da verwandelte er sich in eine Wolke und verfolgte sie, und wie er ihnen nahe kam, da rief die Stute dem Knaben zu: »was gaffst du lange! wirf die Schale mit dem Salze hin!« und als dies der Knabe getan hatte, da entstand daraus ein großes Feuer und dicker Rauch; davon wurde die Wolke aufgehalten, und der Knabe erhielt dadurch einen Vorsprung. Nach einer

Stunde fragte die Stute den Knaben: »siehst du nichts, was hinter uns herkommt?« und dieser sah sich um und antwortete: »ja, ich sehe eine finstere Wolke, die hinter uns her den Berg herabwirbelt.« Da rief die Stute: »wirf schnell die Seife hin.« Daraus wurde ein breiter Strom, der den Dämon in seinem Laufe aufhielt.

Nach einer Stunde fragte die Stute abermals: »siehst du nichts hinter uns herkommen?« »Ja«, sagte er, »ich sehe einen Wildeber, der uns grunzend nachläuft.« Da hieß ihn die Stute den Kamm hinwerfen, und aus diesem ward ein Sumpf. Der Eber stürzte sich hinein, um sich darin zu wälzen, und so entkam ihm der Knabe samt der Stute.

Er ritt hierauf zur Stadt, in der sein Vater wohnte, und wie er abgestiegen war, gab er der Stute einen Schlag und verwandelte sie wieder in ein Mädchen; darauf sprach der Jüngling zu ihr: »du bist ledig und ich bin ledig, wir wollen einander nehmen.« Sie antwortete, »daß sie das zufrieden sei, aber daß ein jedes seine Eltern besuchen solle,« und nahm von ihrem Finger einen Ring und gab ihn dem Jüngling. Darauf nahm jedes eine Hälfte des Goldsackes und ging zu seinen Eltern.

Der Jüngling aber ging nicht in das Schloß seines Vaters, sondern zu einer Alten und sagte zu ihr: »guten Abend, Mütterchen! kann ich nicht über Nacht bei dir

bleiben?« Die aber sagte, daß sie kein Bettzeug habe, er gab ihr also eine Handvoll Gold, um sich das Nötige anzuschaffen, und als die Alte damit für das Essen, Trinken und Schlafen gesorgt hatte, sagte er ihr, bevor er sich niederlegte: »Morgen früh werde ich in ein Maultier verwandelt sein, und dann sollst du mich auf den Markt führen und verkaufen, aber nicht mitsamt dem Halfter, denn dieses mußt du nach Hause zurückbringen, und wenn sie dich fragen, wie viel du für das Maultier verlangst, so mußt du sagen: ›so viel es wert ist‹, und unter sechstausend Piaster darfst du mich nicht hergeben.«

Am andern Morgen brachte die Alte das Maultier auf den Markt und verkaufte es für sechstausend Piaster, behielt aber das Halfter, und wie sie heimging, kam der Jüngling hinter ihr her, denn dieser war das Halfter, und so machte sie es Tag für Tag, und die Alte gewann viel Geld mit ihm.

Eines Abends aber sagte der Jüngling: »morgen früh werde ich mich in ein Badehaus dem Schlosse des Königs gegenüber verwandeln, und wenn du dieses verkaufst, so darfst du den Schlüssel nicht mit verkaufen, sondern mußt vorwenden, daß das Bad und dein Haus nur einen Schlüssel hätten und daß du eine alte Frau seist und keinen andern Schlüssel für dein Haus finden

könntest; denn wenn du den Schlüssel mitgibst, so hast du mich verloren.«

Als die Alte am andern Morgen vor dem Badehause stand, da kam der Dämon in der Gestalt eines Mannes zu ihr und kaufte das Bad von ihr für funfzig tausend Piaster, doch bedingte sie sich den Schlüssel aus, weil es ihr Hausschlüssel sei, und der Käufer war es zufrieden. Als aber die Alte mit dem Schlüssel weg war, da ging der Dämon in das Bad und sagte zu ihm: »jetzt will ich dich verderben.« Da antwortete das Bad: »morgen früh wirst du dich wie ein Schwein im Kote wälzen«, und am andern Morgen stak der Dämon an der Stelle, wo das Bad gewesen war, bis an den Hals im Kote.

Der Jüngling offenbarte sich hierauf der Alten, bei der er wohnte, und sagte ihr, daß er der Sohn des Königs sei, und als sie das hörte, beugte sie sich zur Erde und küßte ihm die Hand, und gelobte ihm, Niemand etwas von alle dem zu erzählen, was sie von ihm gesehen. Er aber ging dann in den Garten des Königs und verwandelte sich in einen Granatapfel, der so groß war, daß ihn der Baum, an dem er hing, kaum tragen konnte. Als der König diesen Apfel erblickte, pflückte er ihn und stellte ihn auf ein Bänkel seines Gemaches.

Der Dämon aber verwandelte sich in einen Menschen, und kam zum König und sprach zu ihm: »Viele Grüße

von deinem jüngsten Sohn, und wenn du einen Granatapfel hättest, so bittet er dich, ihn ihm zu schicken, denn er ist krank und hat große Lust nach dieser Frucht.« Als das der König hörte, da befahl er seiner Kammerfrau, dem Mann jenen großen Granatapfel zu geben. Wie diese ihn aber dem Manne hinreichte, fiel er ihr auf die Erde und zersprang in Stücke, so daß alle seine Körner sich auf dem Boden zerstreuten. Da verwandelte sich der Dämon in eine Gluckhenne mit ihren Küchlein, und begann die Granatkörner aufzupicken.

Der Jüngling aber verwandelte sich in einen Fuchs und fraß die Henne samt den Küchlein auf, doch wie er damit fertig war, merkte er, daß er auf beiden Augen blind geworden sei. Drauf nahm er wieder seine Gestalt an und sagte zum König: »ich bin dein Sohn, den der Dämon geraubt hatte«, und erzählte ihm die ganze Geschichte. Da freute sich der König von der einen Seite, daß er seinen Sohn wieder gefunden, aber von der andern betrübte er sich darüber, daß er blind geworden sei. Dennoch stellte der König große Festlichkeiten zur Rückkehr seines Sohnes an, die fünf Tage dauerten.

Darauf aber wollte der Blinde seine Verlobte aufsuchen, und der Vater sprach zu ihm: »ach, mein Sohn, du warst so lange Zeit fern von mir, und nun willst

du nach fünf Tagen schon wieder fort?« Da erzählte er dem König von dieser Jungfrau, und daß er mit ihr verlobt sei und sie nun heimholen wolle, und somit machte er sich nach ihr auf den Weg. Der König aber begann wieder zu trauern und ließ sein Schloß wieder schwarz anstreichen.

Wir wollen nun sehen, wie es der Jungfrau erging, als sie nach Hause kehrte, um ihren Vater aufzusuchen. Unterwegs lief ihr ein allerliebstes Hündchen nach, das ihr so sehr gefiel, daß sie es mit sich nahm; nach fünf Tagen wurde es aber blind, und als darauf die Jungfrau über einen Bach sprang, wollte ihr das Hündchen nachfolgen, weil es aber blind war, fiel es in das Wasser, und von diesem Wasser erhielt es sein Augenlicht wieder.

Darauf kam die Jungfrau zu ihrem Vater, und zum Danke für ihre Rückkehr baute der König ein großes Krankenhaus, wo Kranke jeder Art aufgenommen und geheilt wurden. Die Jungfrau aber ging jeden Morgen zu ihnen und fragte sie, ob sie zufrieden seien und ob es ihnen an nichts fehle.

Wie nun der Blinde in die Stadt der Jungfrau kam, ging er als Blinder in ihr Krankenhaus. Am andern Morgen kam die Jungfrau und sah ihn, als er nach seinem Ringe suchte, den er von der Hand verloren hatte. Sie fragte

ihn, was er suche, und er antwortete, daß er nach einem Ringe suche, der ihm von der Hand gefallen sei. Da half ihm die Jungfrau suchen und fand den Ring, und das war ihr eigener. Da fragte sie ihn: »wo fandest du diesen Ring, der mir gehört?« und er antwortete, daß er ihn unterwegs gefunden. Sie wollte das aber nicht glauben, und setzte ihm so lange zu, bis er ihr sagte, daß er den Ring von der und der Königstochter habe, mit welcher zusammen er viele Gefahren bestanden. Als das die Prinzessin hörte, umarmte und küßte sie ihn, und fragte ihn: »wie bist du blind geworden?« Da erzählte er, wie es ihm ergangen sei, und sie führte ihn zu ihrem Vater und sagte: »der hat mich aus der Höhle des Dämons gerettet.«

Nun gingen sie mit einander zu jenem Bache und sprangen beide hinein, und davon wurde der Jüngling wieder sehend. Hierauf kehrten sie nach Hause zurück und hielten Hochzeit mit einander, und wäre ich auch dabei gewesen, so hätte ich wohl auch einen Löffel Erbsenbrei bekommen.

69. *Sonne, Mond und Morgenstern.*

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau, und die hatten drei Töchter und waren dabei sehr arm. Die Mädchen mußten daher, um ihren Unterhalt zu verdienen, bis tief in die Nacht hinein arbeiten, und gleichwohl hatten sie oft nicht satt zu essen. Daher sagte eines Abends, als sie bei der Arbeit saßen, die Älteste zu den beiden andern: »ich wollte, ich hätte den Koch des Königs zum Mann, um von allen guten Sachen seiner Tafel zu essen.« Da sprach die zweite: »da wollte ich lieber seinen Schatzmeister haben, damit ich Geld vollauf hätte.« Die jüngste aber sagte: »wenn ich den Sohn des Königs zum Manne hätte, so würde ich ihm drei Kinder gebären, die Sonne, den Mond und den Morgenstern.«

Grade an jenem Abend hatte sich aber der Königssohn zur Kurzweil verkleidet, und durchzog so, nur von einem Diener begleitet, die Stadt, um zu hören, was die Leute redeten, und er stand grade vor dem Hause der drei Schwestern, als diese von ihren Wünschen sprachen, und erstaunte über die Schönheit der Jüngsten. Er drückte also sein Siegel an die Türe, um das Haus am Tage wiederzuerkennen, und ließ am andern Morgen die drei Mädchen holen und fragte sie, was sie am Abend vorher mit einander gesprochen hätten. Diese schämten sich anfangs und wollten es nicht gestehen, aber er setzte

ihnen so lange zu, bis eine jede ihren Wunsch wiederholte, und darauf verheiratete er die eine mit seinem Koche, die andere mit seinem Schatzmeister, und die jüngste wollte er selbst nehmen, doch seine Mutter war sehr dagegen und tat, was sie konnte, um ihn davon abzuhalten. Endlich aber vermählte er sich doch mit ihr, und als sie im achten Monate schwanger war, mußte er in den Krieg gehn und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß die junge Frau niederkommen sollte, da holte die Schwiegermutter ein Hündchen, ein Kätzchen und ein Mäuschen, und gab, als die Schwiegertochter gebar, die Tiere der Hebamme und befahl ihr, das erste Kind mit dem Hündchen, das zweite mit dem Kätzchen und das dritte mit dem Mäuschen zu vertauschen, und die drei Kinder in den Fluß zu werfen. Unterwegs aber empfand die Amme Mitleid mit den armen Würmern und legte sie also in einen Binsenstrauch. In dieser Gegend lebte ein Hirt, der keine Kinder hatte, und der bemerkte, daß jeden Morgen, wenn er mit seiner Herde ausfuhr, eine Ziege abseits ging und mit leerem Euter wiederkam. Da wollte der Hirt sehen, was sie mit ihrer Milch anfinge; er ging ihr also nach und fand, daß sie drei Kinder säuge, die wunderschön waren. Er freute sich sehr über diesen Fund und brachte die Kinder zu seiner Frau, und diese pflegte sie mit großer Sorge. Als aber die Kinder heranwuchsen, baute ihnen der Hirt einen Turm und

setzte sie hinein.

Die Mutter dieser Kinder hatte es unterdessen viel schlechter; denn sobald die Kinder bei Seite geschafft waren, nahm sie die Schwiegermutter und setzte sie in den Hühnerstall, und als der König von dem Feldzug zurückkehrte und nach seiner Frau fragte, da rief sie: »o Jammer, mein Sohn! anstatt der Sonne, des Mondes und des Morgensternes, die sie dir versprochen, hat sie einen Hund, eine Katze und eine Maus geboren.« Darüber wurde der Mann so traurig, daß er gar nicht fragte, was aus seiner Frau geworden sei, und härmte sich so sehr, daß er siech wurde und lange Zeit nicht genesen wollte. Eines Tages raffte er sich auf und machte einen Spazierritt, und da erblickte er von ferne den Turm, worin die Kinder wohnten, und vor demselben die beiden Jünglinge, wie sie ihre Pferde tummelten, und ihre Schwester, die am Fenster stand und ihnen zusah. Als sie aber der König erblickte, rief er: »ach! diese Kinder sind wie jene, welche mir meine Frau versprochen hatte«, und sah ihnen zu, so lange sie spielten; als es aber Abend wurde, verbeugten sich die Jünglinge vor dem Könige und gingen in den Turm, und der König ritt zu seinem Palaste, und das war nach langer Zeit seine erste Freude; darum erzählte er auch, als er heimkam, seiner Mutter von den Kindern und sprach: »o Mutter! heute habe ich zwei Jünglinge gesehen, welche ganz denjenigen

glichen, die mir meine Frau versprochen hatte.« Diese aber erwiderte: »hüte dich vor ihnen, mein Sohn, damit du keinen Schaden von ihnen hast, denn das sind ja keine Menschen, sondern Elfen.«

Am andern Morgen rief die alte Königin die Hebamme zu sich und sagte zu ihr: »o du Hündin! was hast du mit den drei Kindern gemacht? denn diese hat mein Sohn gesehen und ist wie bezaubert von ihnen.« Da antwortete diese: »kümmere dich nicht deswegen, ich werde sie aus dem Wege räumen.« Darauf verkleidete sich die Hebamme in eine alte Bettlerin und ging zu dem Turme, als es dunkel wurde, und jammerte dort so lange, bis das Gesinde fragte, was ihr fehle, und da klagte sie, daß sie sich verirrt habe und nun die Nacht hereingebrochen sei und sie nicht wisse, wo sie bleiben solle. Da erbarmten sie sich ihrer und behielten sie über Nacht, und am andern Morgen bat sie die Mägde, sie zu ihrer Herrin zu führen, um sich bei dieser für das Genossene zu bedanken. Sie führten sie also zu der Jungfrau auf den Turm, und nachdem sie deren Schönheit und alles bewundert und gelobt hatte, was sie besaß, sagte sie zu ihr: »du führst deinen Namen mit Recht, denn du bist so schön wie der Mond, aber um ganz glücklich zu sein, fehlt dir noch ein Ding.« Da fragte sie, was das sei, und die Alte antwortete: »der Zweig, welcher Musik macht«, und damit nahm die Alte Abschied und ging ihrer Wege.

Von nun an dachte die Jungfrau nur noch an den Zweig, welcher Musik macht, und sehnte sich so sehr danach, daß sie krank wurde und sich ins Bett legen mußte. Da kamen ihre Brüder und fragten sie, was ihr fehle; sie wollte es aber nicht eingestehen, und nur mit vieler Mühe konnten die Brüder aus ihr herausbringen, daß sie sich nach dem Zweige sehnte, der Musik macht. Die Brüder aber bedachten sich nicht lange und machten sich auf, um diesen zu holen. Auf ihrem Wege begegneten sie einem Mönche; sie begrüßten ihn und erzählten ihm im Gespräche, daß sie nach dem Zweige ausseien, der Musik macht. Als der Mönch das hörte, rief er: »ach, ihr lieben Kinder, Schade um eure Schönheit, denn dabei müßt ihr zu Grunde gehen; danach sind schon viele Helden und Prinzen ausgezogen und sind dabei sämtlich verunglückt.« Die Brüder aber antworteten: »unserer Schwester zu Liebe wollen wir es versuchen, und sollten wir auch darüber zu Grunde gehen.« Da dauerte den Mönch das junge Blut und er sprach: »wenn es denn nicht anders ist, so will ich euch wenigstens sagen, wie ihr es zu machen habt. Dieser Zweig wird von zwei Draken bewacht, und diesen dürft ihr bei Tage nicht nahe kommen, denn sonst verschlucken sie euch, indem sie den Atem einziehen. Ihr müßt bis Mitternacht warten, und wenn sie dann schlafen, so schnarchen sie und haben dabei den Rachen auf; dann müßt ihr euch

herbeischleichen und ihnen in den Rachen hineinschießen, davon werden sie verenden, und ihr könnt dann den Zweigbrechen.« Da machten es die Jünglinge, wie ihnen der Mönch gesagt hatte, brachen den Zweig, nachdem sie die Draken erschossen hatten, und brachten ihn ihrer Schwester, und diese wurde vor Freuden wieder gesund.

Der König aber ritt jeden Abend vergebens nach dem Turme zu spazieren, er konnte die Jünglinge nicht mehr zu Gesicht bekommen, und verfiel darüber von neuem in Schwermut und klagte seiner Mutter, daß er die Jünglinge nicht mehr zu Gesicht bekommen könne. Da sprach diese: »sei doch vernünftig, lieber Sohn, ich habe dir ja gesagt, daß es Elfen seien, du aber wolltest es nicht glauben.« Doch der König konnte die Jünglinge nicht vergessen und ritt stets nach dem Turme zu, und als diese endlich von ihrer Heerfahrt zurückkehrten und am andern Tage wieder vor dem Turme ihre Pferde tummelten, da freute sich der König und erzählte bei seiner Rückkehr der alten Königin, daß die Jünglinge wieder da wären. Diese aber sagte: »da siehst du nun, daß ich Recht hatte, als ich sagte, daß es Elfengeister seien, denn bald erscheinen sie und bald verschwinden sie.«

Am andern Morgen aber ließ sie die Hebamme rufen

und zankte sie, daß sie ihr Versprechen nicht gehalten habe, denn die Kinder seien wieder zurückgekehrt. Diese aber sagte: »gräme dich nicht und laß mich machen.« Darauf verkleidete sie sich abermals in eine Alte, ging zu dem Turme, und brachte es wie das erste Mal dahin, daß sie dort schlafen durfte und am andern Morgen zu dem Mädchen geführt wurde. Als diese die Alte erblickte, erkannte sie sie und rief ihr zu: »siehe Alte, da ist der Zweig, der Musik macht, meine Brüder haben ihn mir geholt«, und dabei zeigte sie ihr vom Fenster aus den Baum, der aus dem Zweige geworden, denn sie hatte ihn vor der Türe in die Erde gepflanzt, und er wuchs rasch heran und flötete ohne Unterlaß und trug jeden Morgen eine Schüssel voll Edelsteine. Nachdem die Alte den Baum sattsam bewundert hatte, sprach sie: »du bist die Allerschönste und hast nun auch den Zweig, der Musik macht, es fehlt dir aber noch etwas.« Da fragte das Mädchen, was das sei, und die Alte sagte: »das ist ein Spiegel, in dem du alle Städte, alle Dörfer, alle Länder und alle Prinzen sehen kannst.« Darauf ging die Alte fort, und das Mädchen wurde wieder krank vor lauter Sehnsucht nach dem Spiegel, und ihre Brüder setzten ihr wiederum so lange zu, bis sie zu ihnen sagte, daß sie den Spiegel möchte, in dem man die ganze Welt sehen kann. Da sagten diese, sie solle sich nicht weiter grämen, denn sie wollten ihr denselben schon bringen.

Die Jünglinge machten sich also auf und wanderten einen Monat, zwei Monate, drei Monate, bis sie an den Ort kamen, wo jener Mönch wohnte, und der fragte sie wieder, wo sie hinwollten, und sie erzählten ihm, daß sie nach jenem Spiegel auswären. Da sagte dieser: »ach, liebe Kinder, wie dauert ihr mich! denn dabei werdet ihr unfehlbar zu Grunde gehen.« Die Jünglinge aber meinten, daß sie es darauf ankommen lassen wollten, und der Alte erwiderte: »weil ich euch nicht abhalten kann, so will ich euch wenigstens sagen, wie ihr es machen müßt, um ihn zu bekommen. Dort wo der Spiegel steht, sind vierzig Draken und bewachen ihn, zwanzig von der einen und zwanzig von der andern Seite, bei Tag und bei Nacht, und schlafen auch des Nachts in einer Reihe. Wenn sie nun um Mitternacht schnarchen, daß die Berge davon wiederhallen, da müßt ihr mit großer Vorsicht über einen nach dem andern wegsteigen, so daß ihr keinen berührt.« Darauf kamen die Jünglinge zu dem Orte, wo der Spiegel stand, und machten es, wie ihnen der Mönch gesagt hatte, und während der eine Wache hielt, stieg der andere über die zwanzig Draken und holte den Spiegel und brachte ihn der Schwester.

Tags darauf tummelten sie ihre Pferde wiederum vor dem Turme, und als sie der König auf seinem Spazierritte erblickte, hatte er eine große Freude, und erzählte es wiederum seiner Mutter. Diese blieb aber dabei, daß es

keine Menschen, sondern Elfengeister wären, und des andern Morgens ließ sie wieder die Hebamme kommen und zankte mit ihr, daß die Jünglinge abermals zurückgekehrt wären. Die Amme aber bat, sie sollte sich beruhigen, denn nun werde sie sie ohne Fehl zugrunde richten. Darauf verkleidete sie sich wiederum in die Alte, ging zum Turme und machte es wiederum so, daß sie dort schlafen und am andern Morgen die Jungfrau sehen durfte, und als diese ihr den neuen Spiegel zeigte, sagte sie: »Ach, liebes Fräulein, du bist so schön, daß sie dich Mond nennen, den Zweig, der Musik macht, hast du, den Spiegel, in dem du die Welt sehn kannst, hast du, nun fehlt dir nur noch eines.« Und als die Jungfrau fragte, was das sei, da sagte sie: »das ist der Vogel Dikjeretto, denn wenn der in den Spiegel sieht, so sagt er dir, was die Menschen auf der ganzen Welt sprechen, weil er alle Sprachen versteht, die es auf der Welt gibt.« Darauf ging die Alte weg, und das Mädchen wurde wiederum krank vor lauter Sehnsucht nach diesem Vogel, und als ihre Brüder sie fragten, was ihr fehle, sagte sie: »mich verlangt nach dem Vogel Dikjeretto.«

Als das die Brüder hörten, da ahnte es ihnen, daß sie bei dieser Aufgabe zu Grunde gehen würden. Sie gaben daher ihrer Schwester zwei Hemden und sagten ihr, »daß sie diese täglich betrachten solle, denn wenn sie schwarz würden, so bedeute das, daß sie auf ihrer Fahrt

verunglückt seien.«

Darauf machten sich die Brüder auf, zogen über Berg und Tal und kamen wiederum zu dem Mönche, und der fragte sie, »wo sie hin wollten«; als er aber hörte, daß sie nach dem Vogel Dikjeretto auswären, da wurde er zornig und rief: »für die Launen eurer Schwester wollt ihr euch in den Tod stürzen?« und wollte ihnen durchaus nicht sagen, auf welche Weise sie diesen Vogel fangen könnten. Doch die Brüder ließen sich dadurch nicht abwendig machen, sondern gingen doch an den Ort, wo dieser Vogel lebte, und als sie ihn erblickten, ging der eine hin, um ihn zu greifen; da wandte sich der Vogel nach ihm um und sah ihn an, und sofort wurde er zu Stein. Da kam auch der andere heran und dem ging es grade so.

Sowie aber die Brüder zu Stein geworden, wurden die beiden Hemden, die sie der Schwester gegeben, kohlschwarz, und da rief diese: »o Jammer! meine Brüder sind meinetwegen zu Grunde gegangen, und darum will ich auch nicht länger leben, sondern mit ihnen sterben.« Da stieg das Mädchen auf ihr Pferd und zog einen Monat, zwei Monate, drei Monate, bis daß sie an den Ort kam, wo jener Mönch wohnte. Als sie ihn erblickte, begrüßte sie ihn und sprach: »guten Tag, Väterchen!« und er antwortete: »guten Tag, mein Kind! wo willst du denn hin?« Da rief sie: »ach! ich hatte zwei

Brüder und die sind meinetwegen zu Grunde gegangen und darum will ich sie suchen und mit ihnen sterben.« Sie erbarmte den Mönch, weil sie gar so schön war, und er sagte: »Wenn du dorthin kommst, so mußt du dich ausziehen und wie dich Gott erschaffen hat, von hinten an den Vogel heranschleichen und ihn an den Füßen packen, denn wenn du in deinen Kleidern hingehst, so knistern diese in den Sträuchern oder rauschen vom Winde, und wenn der Vogel dich vorher gewahr wird, so wirst du ebenso gut zu Stein wie deine Brüder und viele andere Königs- und Fürstensöhne, die in ihren Kleidern hingingen, um ihn zu packen.«

Da dankte das Mädchen dem Mönche für seinen Rat und zog wieder über Berg und Tal, bis sie an den Ort kam, wo der Vogel lebte. Dort machte sie es, wie ihr der Mönch gesagt hatte, sie zog sich nackt aus, schlich sich von hinten her an den Vogel, ohne daß er es merkte, und packte ihn bei den Füßen, und als sie ihn gefangen hatte, fragte sie ihn, wo ihre Brüder seien, und er sagte: »da steht der eine und dort der andere, und in jenem Berge, der sich jeden Mittag auftut, ist eine Quelle, und wenn du schnell genug bist, aus dieser das Lebenswasser zu schöpfen und wieder heraus zu kommen, bevor sich der Berg schließt, so sind sie alle erlöst, wenn du aber nicht zeitig genug heraus kommst und sich der Berg schließt, bevor du wieder heraus bist, so sind wir beide verloren.«

Da ging am nächsten Mittag das Mädchen mit dem Vogel auf der Hand in den Berg und lief so schnell es konnte zur Quelle, schöpfte das Wasser und lief wieder heraus, und der Berg schloß sich so dicht hinter ihr, daß er ein Stück ihres Kleides packte. Das Mädchen aber besann sich nicht lange, sondern zog sein Schwert und schnitt dieses Stück ab, und ging dahin, wo seine Brüder standen, besprengte sie mit dem Wasser des Lebens und sofort wurden sie wieder lebendig und dehnten und reckten sich, wie einer, der aus dem Schlaf erwacht, und riefen: »ach, wie fest haben wir geschlafen und wie leicht sind wir aufgewacht.« Da erzählte ihnen ihre Schwester, was vorgegangen, und sie herzten und küßten sich und besprengten nun auch alle Andern, welche dort versteinert waren, und machten sie wieder lebendig und zum Danke begleiteten sie diese alle mit einander bis zu dem Turme, in welchem das Mädchen wohnte. Als sie dort ankamen, freute sich der Hirt, welcher der Pflegevater der Kinder war, so sehr über ihre Rückkehr, daß er vierzig Lämmer schlachtete und so viel Wein herbei schaffte, als sie trinken mochten, und da aßen und tranken sie drei Tage und drei Nächte lang.

Als der König von der großen Festlichkeit in jenem Turme hörte, wurde er neugierig, was dies zu bedeuten habe, und hoffte die Kinder wieder zu sehn. Er nahm also den Vorwand, daß er sich ein wenig zerstreuen

müsse, und ging hin. Dort erwiesen sie ihm als König große Ehre, und als das Fest vorüber war, kehrte von den entzauberten Gästen ein jeder in seine Heimat zurück, der König aber blieb noch im Turme, und das Mädchen führte ihn darin herum und zeigte ihm den Zweig, der Musik macht, den Spiegel, in welchem man die ganze Welt sieht, und den Vogel, der Antwort gab auf Alles, was man ihn fragte; endlich aber konnte auch der König nicht länger mit Anstand im Turme bleiben, er nahm also Abschied und lud die drei Kinder auf den nächsten Sonntag bei sich zu Gast.

Als er nach Hause zurückkam, sagte er seiner Mutter, daß er auf den nächsten Sonntag die Kinder eingeladen habe, und bestellte die besten Speisen für sie. Diese erschrak, als sie das hörte; aber sie wußte nun nicht mehr, was sie dagegen tun sollte. Wie nun am Sonntag die Kinder von Hause gehen wollten, da rief der Vogel: »nehmt mich auch mit, nehmt mich auch mit, denn der König ist euer Vater.« Die Kinder wollten das nicht glauben. Der Vogel aber sprach: »ihr mögt es nun glauben oder nicht, tut, was ich sage. Das Mädchen soll eine Milnzane mit Diamanten füllen, und wenn ihr der König Speise vorlegt, so soll sie die Milnzane auf den Teller des Königs legen und ihn bitten, auch von ihrer Speise zu essen, und wenn ihr dort seid, so laßt alle Türen verschließen.« Die Geschwister taten, wie ihnen

der Vogel gesagt hatte, und nahmen ihn mit zum Könige. Dort setzten sie sich zur Tafel mit des Königs Mutter, der Hebamme und allen Hausleuten. Als nun der König dem Mädchen Essen vorlegte, holte diese die Milnzane hervor, legte sie auf des Königs Teller und sprach: »Versuchet auch etwas aus meiner Küche.« Da sagte die Mutter des Königs heimlich zu ihm: »habe ich dir es nicht gesagt, daß es Elfen sind, die dich nun mit ihren Speisen verzaubern wollen?« Der Vogel aber, dessen Käfig sie über der Tafel aufgehängt hatten, fing an zu lachen.

Als nun der König die Milnzane aufschnitt, um davon zu essen, da fand er, daß sie mit lauter Diamanten gefüllt war, und rief aus: »wie ist es möglich, daß eine Milnzane mit lauter Diamanten gefüllt sei?« und sogleich erwiderte der Vogel und sprach: »Es ist freilich nicht möglich, daß es eine mit Diamanten gefüllte Milnzane gebe, ist es aber möglich, daß eine Frau ein Hündchen, ein Kätzchen und ein Mäuschen gebäre?« »Ja wohl, ja wohl«, rief der König, »denn meiner eignen Frau ist das widerfahren.« Als die Königsmutter und die Hebamme dieses Gespräch hörten, wollten sie aufstehen und weggehen, aber der Vogel befahl ihnen zu bleiben und sprach zum König: »siehe hier, o Herr! die Sonne, den Mond und den Morgenstern, welche dir deine Frau geboren hat; deine Mutter aber hat sie mit einem Hündchen, einem Kätzchen und einem Mäuschen vertauscht und deine

Frau in den Hühnerstall gesperrt.« Da sprang der König auf und küßte und herzte seine Kinder und ließ auch seine Frau aus dem Hühnerstall holen und mit königlichen Kleidern schmücken und zu ihren Kindern führen. Der Hebamme aber wurde der Kopf abgeschlagen und die Königsmutter aus dem Palaste verbannt.

70. *Der Goldäpfelbaum und die Höllenfahrt.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und einen großen Garten, der an sein Schloß anstieß; darin stand ein Äpfelbaum, auf dem jedes Jahr drei goldene Äpfel wuchsen, so wie sie aber reif waren, verschwanden sie.

Als die drei Prinzen herangewachsen waren und die Äpfel wieder einmal reif wurden, da sprach der Älteste: »heute Nacht werde ich bei dem Baume Wache halten und sehn, ob ich den Apfeldieb erhaschen kann.« Sobald es Nacht wurde, nahm er also seine Waffen und stellte sich zu dem Baume, und wie er so stand, da begann auf einmal die Erde zu zittern, und eine Wolke senkte sich unter furchtbarem Donnern und Blitzen auf den Äpfelbaum, und daraus reichte etwas wie eine Hand – und fort war der eine Apfel. Der Älteste aber zitterte vor Schrecken und lief zum Vater und zu den Brüdern, und als sie ihn fragten, was er gesehn, sagte er, daß sich ein Sturm erhoben und den Apfel weggeführt habe.

Die andere Nacht wollte es der zweite Sohn versuchen, und was der Älteste gesehn hatte, das sah auch der Zweite. Die dritte Nacht wollte nun auch der Jüngste Wache halten, weil er aber noch so jung war, so wollte es ihm sein Vater nicht erlauben. Doch dieser sprach: »wenn du mir nicht die Erlaubnis erteilst, so wirst

du mich nie mehr zu sehn bekommen. Gib mir meinen Bogen, mein Schwert und mein Buch und eine Leuchte, damit ich mir die Zeit mit Lesen vertreibe«; und als der Vater sah, daß er von seinem Willen nicht abstand, erlaubte er endlich auch ihm, Wache zu halten.

Während er nun unter dem Baume saß und las, hörte er auf einmal ein entsetzliches Getöse und erblickte eine schwarze Wolke, die sich nach dem letzten Apfel ausstreckte. Er aber griff rasch nach seinem Bogen und schoß in die Wolke; da verschwand diese und der Apfel blieb am Baume.

Am andern Morgen ging der Jüngste zum Vater und sagte: »Vater, ich habe den Dieb verwundet und will fort und ihn suchen, darum gib mir mein Roß und meine Waffen.« Der Vater sprach: »lieber Sohn, bleibe bei mir, ich will dich auch dafür segnen; ich habe mein ganzes Reich aufgerieben um dieser Äpfel willen und nichts ausgerichtet, wie solltest du allein glücklicher sein?« Er aber sagte: »laß mich gehn, sonst ist es mein Tod.« Als der Vater sah, daß er von seinem Vorhaben nicht abzubringen war, wollte er ihm ein Heer zur Begleitung geben. Doch er sprach: »ich will keine Begleitung, meine Hülfe ist in meiner Stärke, wenn aber meine Brüder zur Unterhaltung mitkommen wollen, so mag es sein.« Es machten sich also die drei Brüder auf, um den

Verwundeten zu suchen, der König aber war darüber so bekümmert, daß er sein Schloß schwarz anstreichen ließ.

Als die Brüder eine Zeitlang gegangen waren, fanden sie Blutstropfen auf dem Wege. Sie folgten dieser Spur und gingen einen ganzen Monat lang den Blutstropfen nach. Endlich kamen sie an einen Dreiweg, und an jedem Wege stand ein Stein, und auf dem einen stand geschrieben: »wer diesen Weg geht, der kommt davon«; auf dem zweiten: »wer diesen Weg geht, der kommt vielleicht davon, vielleicht auch nicht«; und auf dem dritten: »wer diesen Weg geht, der kommt nicht davon.« Da sprach der Jüngste: »wir müssen den Weg einschlagen, auf dem man nicht davon kommt.« Die Brüder fürchteten sich anfangs, daß sie auf ihm von reißenden Tieren gefressen werden könnten, aber der Jüngste redete ihnen so lange zu, bis sie ihm folgten. Auf diesem Wege fanden sie bald die Blutspuren wieder und kamen, indem sie ihnen nachgingen, auf einen hohen Berg, auf dessen Spitze sie einen mächtigen Marmorstein fanden, der in der Mitte einen eisernen Ring hatte. Da sprach der Jüngste: »darunter steckt der Dieb; wir müssen den Stein abheben und hinabsteigen, um ihn zu finden. Seht zu, ob ihr den Stein abheben könnt.« Da versuchte sich der Älteste und der Mittlere vergeblich an dem Steine, denn der war so ungeheuer, daß ihn hunderttausend Menschen nicht hätten heben können.

Endlich machte sich der Jüngste daran, und sagte zu seinen Brüdern: »tretet auf die Seite und seht euch vor, daß ihr keinen Schaden nehmt, wenn die Erde zu zittern beginnt«, und als ihm die Stärke ankam, da erzitterte die Erde, und nun ergriff er den Eisenring und hob den Stein ab, und darunter sah er einen dunklen Brunnen, aus dem ein brennend heißer Dampf aufstieg. Das war der Atem jenes Verwundeten. Da fragte der Jüngste: »nun, ihr Brüder, wer von uns steigt hinunter?« Diese aber waren auf seine Stärke neidisch und wünschten sein Verderben. Doch erklärte sich der Älteste bereit, hinab zu steigen; sie banden ihn also an ein Seil, und als er bis zur Hälfte hinabgelassen war, schrie er: »Feuer, Feuer, ich verbrenne, zieht mich hinauf!« und ebenso ging es auch dem Zweiten. Als es nun auch der Jüngste versuchen wollte, sagte er zu seinen Brüdern: »wenn ich euch zurufe, daß ihr mich hinaufziehen sollt, so hört nicht darauf, sondern laßt mich nur immer tiefer hinab.« Die Brüder hörten also nicht auf sein Schreien und Rufen, sondern ließen ihn bis zum Boden hinab.

Dort fand er ein prächtiges Schloß mit großem Garten, in denen der schönste Frühling war. Er suchte aber das ganze Schloß durch, ohne irgend Jemand zu finden, und wunderte sich, wie so ein schöner Palast unbewohnt sein könne. Endlich kam er zu einer Türe, und als er diese öffnete, erblickte er eine wunderschöne Prinzessin,

welche mit einem goldenen Apfel spielte, und so wie den der Jüngste sah, erkannte er, daß er auf seines Vaters Baum gewachsen sei. Die Prinzessin aber sprach zu ihm: »sage mir, du Hund, wie bist du hierher gekommen, wohin kein fliegender Vogel kommt? denn hier haust ein schrecklicher Drache, den haben sie zwar dieser Tage verwundet, aber er verschlingt dich doch, so wie er dich gewahr wird.« Da sprach der Prinz: »den Drachen habe ich verwundet und bin auf seiner Spur bis hierher gekommen, tue mir also die Liebe und sage mir, wo er ist.« Sie antwortete: »ich weiß es nicht, gehe aber in jene Kammer, dort findest du meine Schwester, die weiß es.« Da ging er dorthin und fand eine Königstochter, die auch mit einem Goldapfel spielte und so schön war, daß er ausrief: »glänze, Sonne, damit ich erglänze.« Sie fragte ihn: »sage mir, du Hund, wie bist du hierher gekommen, wo kein fliegender Vogel hinkommt?« Er aber antwortete: »ich bin nur wegen des Drachen gekommen, sage mir also, wo er ist«; und sie sagte: »ich weiß es nicht, aber gehe zu meiner jüngsten Schwester, die ist die Schönste von uns und muß ihn daher bedienen.« Diese Jüngste war aber eine Herzenskundige. Er ging also in ihre Kammer und fand dort ein Mädchen, wie kein schöneres auf der Welt war, doch sie war traurig, weil sie keinen Apfel hatte. So wie er sie erblickte, kam ihm seine Stärke an und davon erzitterte das ganze Schloß.

Das Mädchen aber fiel ihm um den Hals und küßte ihn und sprach: »sage mir, du Hund, wie bist du hierher gekommen, wohin kein fliegender Vogel kommt? denn hier haust ein Drache, und wenn der dich gewahr wird, so sind wir allesamt verloren.« Er aber sprach: »seinetwegen bin ich hierher gekommen, sage mir also, wo ich ihn finden und wie ich ihn erlegen kann.« Sie antwortete: »Er liegt in jener Kammer, und wenn er die Augen auf hat, so schläft er, und wenn er sie zu hat, so ist er wach. Bei seinem Kopfkissen steht ein Fläschchen Wasser und bei seinen Füßen ein anderes und diese Fläschchen mußt du verwechseln. In der Kammer aber hängen viele Schwerter und die werden dir zurufen: lieber Herr, nimm mich mit. Du darfst aber keines von diesen nehmen, sondern mußt das rostige hervorholen, welches hinter der Türe steht. Sobald du dieses Schwert in der Hand hast, mußt du ihm sogleich einen Faustschlag versetzen, von dem er aufwachen wird. Darauf wird er zu dir sagen: komme her, du Schuft, wir wollen eins zusammen trinken, und du mußt das Fläschchen ergreifen, das zu seinen Füßen steht, aber er wird das nehmen, was ihm zu Haupten steht, und dann mußt du mit ihm trinken.«

Er tat genau so, wie ihm das Mädchen gesagt hatte, und wie der Drache das Fläschchen ausgetrunken hatte, rief er: »ach ihr Hündinnen, ihr habt mich geliefert!« und

darauf gab ihm der Jüngling einen einzigen Schwertschlag. Da bat ihn der Drache: »gib mir noch einen Schlag, damit ich rasch verende.« Er aber sprach: »Meine Mutter hat mich nur einmal geboren.« Da zerplatzte der Drache, weil ihm der Jüngling keinen weiteren Schwertschlag gab.

Nun ging der Prinz zu den drei Jungfrauen zurück und führte sie zu der Stelle, wo er herabgekommen war, um sich von seinen Brüdern hinaufziehen zu lassen. Unterwegs sagte ihm die Jüngste, die eine Herzenskundige war: »du mußt dich zuerst hinaufziehen lassen, denn wenn du zuletzt unten bleibst, so werden dich deine Brüder töten.« Er aber wollte nicht glauben, daß sie so undankbar seien, da er sie doch von dem Drachen befreit habe. Da sagte sie ihm: »geh an jenen Schrank, darin wirst du eine Mandel, eine Nuß, eine Haselnuß und ein härenes Seil finden; das alles mußt du wohl aufheben, denn du wirst es nötig haben«; und dann sprach sie seufzend: »wenn dich deine Brüder nicht auf die Oberwelt ziehen, so will ich dir noch etwas zum Troste sagen: da wo du hinkommen wirst, wirst du viel Mühsal erdulden, aber zuletzt doch Sieger bleiben. Du wirst zu einer Tenne kommen, auf der drei Lämmer mit einander spielen, zwei schwarze und ein weißes, und du mußt das weiße Lamm fangen; denn wenn du die schwarzen fängst, so mußt du noch einmal so tief in die

Unterwelt hinab.«

Als sie zu dem Brunnen gekommen waren, rief er seinen Brüdern zu, »sie sollten ihm das Seil herablassen«, und als dies geschehen war, band er die älteste Prinzessin daran und rief hinauf: »ho Ältester, die ist für dich«; und als diese oben war, band er die Zweite an das Seil und rief hinauf: »ho, Mittlerer, die ist für dich«; und zuletzt ließ er die Jüngste hinaufziehen und rief: »ho, ihr Brüder! die ist für mich.« Das war aber die allerschönste, und beim Abschied sagte er zu ihr: »dort wo du hinkommst, wirst du meinen Vater finden, und der wird dich zu freien begehren, weil er Wittwer ist, du sollst aber ein Jahr, drei Tage und drei Stunden auf mich warten, und wenn ich dann noch nicht gekommen bin, so ist es dir erlaubt, ihn zu nehmen.«

Sowie aber die dritte Prinzessin hinaufgezogen war, nahmen die beiden Brüder die drei Schwestern und kehrten heim und ließen den Jüngsten in der Unterwelt. Sie schickten Nachricht an ihren Vater, daß sie kämen, und dieser legte die Trauerkleider ab und bewillkommte sie mit großer Freude; als er aber nach dem Jüngsten fragte, sagten sie ihm, daß er umgekommen sei. Da begann der König über den Verlust seines jüngsten Sohnes zu weinen, doch die beiden älteren verwiesen ihm das, und sagten, »daß er sich über ihre glückliche

Rückkehr und ihre Großtaten freuen solle, denn sie hätten den Drachen erlegt und die drei Prinzessinnen erlangt, die jener geraubt, und denen er die goldenen Äpfel ihres Äpfelbaumes zum Spielen gegeben habe. Jeder von ihnen wolle nun eine davon heiraten und der Vater solle die Jüngste zur Frau nehmen.« Das war der König zufrieden und stellte zur Heirat seiner beiden Söhne eine große Hochzeit an, und vier Monate später wollte er selbst mit der Jüngsten Hochzeit halten; diese aber sagte: »Es ist dir noch nicht erlaubt, denn nur wenn dein Sohn nicht in einem Jahre, drei Tagen und drei Stunden gefunden wird, darfst du mich zur Frau nehmen,« und weil sie so hartnäckig bei diesem Vorsatze blieb, so hielten sie dieselbe wie eine Magd und sie mußte ihre Schwestern bedienen.

Doch lassen wir nun vorerst die Prinzessin und kehren wir zu dem jüngsten Königssohne zurück. Als dieser eine Weile vergebens seinen Brüdern zugeschrieen, ihm das Seil herabzulassen, merkte er, daß die Prinzessin Recht gehabt, und sie ihn im Stiche gelassen hätten. Er machte sich also auf, um die Tenne zu finden, von der sie ihm gesprochen hatte, und als er dort hinkam und das weiße Lamm zu haschen suchte, fing er statt dessen ein schwarzes, und sofort sank er noch einmal so tief in die Unterwelt.

Dort kam er in eine Stadt und nahm bei einer Alten Herberge; als diese aber Brot backen sollte, sah er, wie sie in das Mehl spie und mit ihrem Speichel den Teig knetete. Da fragte er sie: »Warum speist du ins Mehl und machst nicht den Teig mit Wasser an?« Sie antwortete: »unsere Stadt hat nur einen Wasserquell, und daran wohnt eine Schlange, die frißt jede Woche einen Menschen und läßt uns dann Wasser schöpfen, und heute wurde die eine Tochter des Königs hinausgeführt, während die andere im Schlosse Hochzeit hält.« Da bat sie der Jüngling, »sie solle ihm einen Krug geben und den Weg zum Brunnen zeigen.« Er konnte aber die Alte nicht dazu bewegen, weil sie für sein Leben fürchtete, und als er sah, daß sein Bitten vergeblich war, ging er allein und fand sich zum Brunnen, bei dem er ein weinendes Mädchen an einen Felsen gebunden erblickte. Die sagte ihm, »daß sie die Tochter des Königs sei, und weil auf sie das Los gefallen wäre, so sei sie hierher gebracht worden, damit sie die Schlange verschlinge und die Stadt Wasser schöpfen könne.«

Der Jüngling aber band sie los und sprach: »fürchte dich nicht, ich werde dich schützen, aber komme und lause mich ein wenig, weil ich vom Wege müde bin«; und während sie ihn lauste, schlief er ein und sie nahm ihren Fingerring und band ihn dem Jüngling auf den Scheitel. Während dem kam die Schlange heran und das Mädchen

erschrak so, daß es den Jüngling nicht zu wecken, sondern nur zu weinen vermochte; aber eine ihrer Tränen fiel auf des Jünglings Wange und davon erwachte er. Als nun die Schlange die beiden erblickte, rief sie: »ei, ei, früher gab man mir immer nur einen Braten, heute aber bekomme ich zwei.« Da zog der Jüngling sein Schwert und schlug der Schlange das Haupt ab; diese aber rief: »hoho, du Schandbube! für dich habe ich auch noch andere Köpfe«, und diese Schlange hatte wirklich zwölf Köpfe, und der Jüngling mußte mit ihr vom Morgen bis zum Abend kämpfen, bis er sie endlich alle abgeschlagen hatte. Darauf schnitt er aus den zwölf Köpfen die Zungen heraus, füllte seinen Krug mit Wasser und kehrte zu der Alten zurück. Die fragte ihn: »wo hast du das Wasser her?« und er sagte ihr: »Ich habe die Schlange getötet, aber wenn du es verrätst, so schlage ich dich tot.«

Darauf kam der erste Leibwächter des Königs, der ein Mohr war, zum Brunnen, um zu sehn, was aus der Prinzessin geworden, und als er sah, daß diese heil und die Schlange tot war, sprach er zu ihr: »Wenn dir dein Leben lieb ist, so sage nicht, wer die Schlange getötet hat.« Er nahm nun die zwölf Köpfe der Schlange, ging damit vor den König und sagte, »daß er dieselbe erlegt habe.«

Darauf sprach der König: »wenn du die Schlange erlegt hast, so sollst du meine Tochter haben und mein Eidam werden.« Die Prinzessin aber rief: »der Mohr hat die Schlange nicht erlegt, sondern ein Königssohn.« Und als der Mohr bei seinen Worten blieb, sagte sie ihm ins Gesicht, »daß er ein Lügner sei«, und verlangte von ihrem Vater, »daß er ein großes Fest anstellen solle, bei dem alle Welt baarhäuptig erscheinen müsse, und ich will oben am Fenster stehn und einen Apfel auf den werfen, den ich zum Manne haben will.«

Wie sie gewollt hatte, so geschah es, und der Jüngling, welcher bei der Alten versteckt war, wurde neugierig, was das Menschengedränge bedeute. Er zog also Hirtenkleider an und ging so zum Palaste, ohne daß er etwas von dem Ringe wußte, den er auf dem Scheitel trug. Die Prinzessin aber erkannte ihn daran und warf den Apfel auf ihn, und sogleich wurde er ergriffen und vor den König gebracht. Der aber berief die zwölf Räte und ließ auch seine Tochter und den Mohren kommen; aber weder der König noch die Räte wollten glauben, daß so ein gemeiner Hirte das Ungeheuer erlegt habe, und dies um so weniger, als der Jüngling selbst es leugnete. Der König wurde daher sehr zornig auf seine Tochter und verstieß sie aus dem Hause und ließ sie mißhandeln. Als das der Jüngling hörte, bekam er Mitleid mit ihr, und ging zum König und sagte die volle Wahrheit;

aber der verlangte, »daß sowohl er als der Mohr seine Behauptung beweisen solle.« Da brachte der Mohr die zwölf Schlangenköpfe; der Jüngling aber fragte ihn: »wie geht das zu, daß diese Köpfe keine Zungen haben?« Der Mohr antwortete: »die Schlange hat sich gefürchtet und ihre Zungen eingezogen.« Da verlangte der Jüngling, daß man ein Lamm bringen solle, und als das kam, schlug er ihm mit dem Schwerte den Kopf ab; dieses aber biß sich während dem auf die Zunge, und er fragte den Mohren: »hatte die Schlange mehr Furcht als das Lamm, daß sie ihre Zungen einzog?« Darauf zog er die Zungen der Schlange hervor und zeigte, daß sie in die Köpfe paßten. Da sprach der König zu den Zwölfen: »was sollen wir mit dem Mohren anfangen?« und sie beschlossen, daß er an vier Pferde gebunden und von diesen in vier Stücke gerissen werden solle.

Als dem Mohr sein Recht geschehen, sprach der König zu dem Jüngling: »was willst du, daß ich dir für die Wohltat gebe, die du mir und dem Lande erwiesen hast? willst du meine Tochter zur Frau haben, oder soll ich dir Schätze geben?« Er aber sagte: »ich verlange nur eins von dir, nämlich, daß du mich auf die Oberwelt bringen lässest.« Da sagte der König: »du verlangst ein schweres Ding von mir, weil du aber so tapfer bist, so wirst du auch das tun, was ich dir sage. Gehe auf jenen Berg, dort steht ein großer Baum, auf dem haben die Adler ihr

Nest, und dort ist auch eine Schlange mit achtzehn Köpfen, welche den Adlern feind ist; wenn du diese erlegst, so werden dich die Adler auf die Oberwelt bringen.« Da ging der Jüngling auf jenen Berg und um die Mittagszeit sah er die Schlange, wie sie sich um den Baum wand, um die Adlerjungen zu fressen. Der Jüngling aber riß sie vom Baume herunter; doch hatte er vierundzwanzig Stunden zu kämpfen, bis er sie völlig erlegt hatte; und darauf war er so ermüdet, daß er sich unter den Baum legte und einschlief. Da flogen die jungen Adler aus ihrem Neste und wehten ihm mit ihren Flügeln frische Luft zu. Während er so schlief, kamen die alten Adler, und als sie ihn sahen, ergriffen sie Felsenstücke, um ihn damit totzuschlagen. Die jungen Adler aber riefen: »um Gotteswillen nicht, denn er hat die Schlange erlegt, und uns von ihr befreit.« Da breiteten auch die Alten ihre Flügel aus und wehten ihm Luft zu. Als er erwachte, fragten ihn die Adler: »was willst du, daß wir dir tun für das Gute, das du uns getan hast?« Er aber sagte: »ich verlange von euch nichts weiter, als daß ihr mich auf die Oberwelt bringt.« Da riefen die Adler: »ein schweres Stück verlangst du von uns, aber du hast uns von der Schlange befreit, und so müssen wir dich auch auf die Oberwelt bringen.« Darauf sprach der König der Adler: »du mußt vierzig Schläuche mit Wasser anschaffen, und vierzig Büffel schlachten und ein

silbernes Joch machen lassen.« Der Jüngling ging nun zum König und bat ihn um das Erforderliche, und der ließ alles machen, was er verlangte.

Darauf sprachen die Adler zu dem Prinzen: »du mußt uns nun fest anschirren und dich an das Joch binden, und wenn wir kra! schreien, so wollen wir Fleisch, und wenn wir glu! schreien, so wollen wir Wasser.« Als alles in Ordnung war, breiteten sie ihre Flügel aus und flogen, und der Jüngling gab ihnen von Zeit zu Zeit, was sie verlangten. Sie mußten aber so lange fliegen, daß, bevor sie auf die Oberwelt kamen, das Fleisch ausging. Da rief ein Adler: »kra!« und weil er kein Fleisch mehr hatte, so schnitt er sich ein Bein ab und gab es ihm. Als sie endlich auf die Oberwelt kamen, sagten ihm die Adler: »so! nun gehe zu deinem Vater«, und als er von ihnen Abschied genommen und fortging, bemerkten sie, daß er hinke. Sie fragten ihn nach der Ursache, und er erwiderte, »daß er, weil er kein Fleisch mehr gehabt, dem einen Adler sein Bein zu fressen gegeben habe.« Da befahl sogleich der Adlerkönig: »wer das Bein gefressen hat, der soll es wieder ausspeien«; und schickte einen Adler, um Lebenswasser zu holen. Damit bestrich er das angesetzte Bein, und sogleich wuchs dieses wieder an und war so gut wie vorher.

Wie nun der Jüngling zur Stadt ging, begegnete er auf

dem Wege einem Hirten, und sagte ihm: »höre Freund, gibst du mir nicht deine Kleider für die meinigen?« Da lachte der Hirte und meinte, daß er scherze, als er aber sah, daß es Ernst sei, ließ er sich den Tausch gefallen. Der Jüngling ging drauf weiter und fand ein Lamm auf dem Wege, das schlachtete er und legte sich sein Fell um den Kopf nach Art derjenigen, welche einen Grindkopf haben. Drauf ging er in die Stadt, in welcher sein Vater König war, und bat dort dessen ersten Schneidermeister, ihn in den Dienst zu nehmen. Der Meister machte anfangs Schwierigkeiten, weil er grindköpfig sei, seine Gesellen aber hatten Mitleid mit ihm, und baten den Meister, ihn anzunehmen, damit er ihnen Trinkwasser hole. Er blieb also dort und sein einziges Vergnügen war, in der Asche zu sitzen und sich damit zu beschmieren.

Allmählich kam aber die Frist heran, welche die Jungfrau dem Vater des Jünglings gesetzt hatte, und dieser sagte daher zu ihr, daß sie sich zur Hochzeit bereiten solle. Sie antwortete: »wohl, ich stelle dir aber die Aufgabe, daß du mir einen Anzug machen lassen sollst, auf dem die Erde mit ihren Blumen gewirkt ist, und der weder mit der Schere geschnitten, noch mit der Nadel genäht ist, der in einer Nuß steckt und wieder in sie hineingeht, und in drei Tagen muß es fertig sein.«

Da befahl der König sofort dem Schneider, bei

welchem der Grindköpfige diente, daß er ihm bei Todesstrafe binnen drei Tagen einen solchen Anzug liefern solle. Der Schneider kam weinend und jammernd nach Hause und seine Gesellen fragten ihn, warum er so betrübt sei. Er antwortete: »warum soll ich nicht klagen, wenn ich in drei Tagen um mein Leben komme?« Da fragte ihn auch der Grindköpfige nach seinem Kummer, der Meister aber schimpfte und schlug ihn und rief: »das fehlte noch, daß auch du Grindkopf mir zusetzest.« Doch der ließ nicht ab, den Meister so lange zu fragen und zu quälen, bis dieser ihm endlich die Ursache seines Leides erzählte, und als er damit zu Ende war, sagte der Grindköpfige: »und über so eine Kleinigkeit schlägst du solchen Lärm? Gib dich zufrieden, das nehme ich über mich«; und er sagte das mit solcher Zuversicht, daß der Meister bei all seinem Kummer lachen mußte. Der Grindige aber sprach: »laß mir ein Seidel Brantwein und ein Pfund Nüsse holen, und laß mich dann allein in der Werkstatt«, und das wiederholte er so lange, bis ihm der Meister seinen Willen tat. Der Grindige blieb also allein in der Werkstatt, aß und trank und tat sich gütlich, und am andern Morgen öffnete er die Nuß, welche ihm die Jungfrau gegeben hatte, und zog daraus ein Kleid mit der Erde und ihren Blumen hervor. Wie das der Meister sah, beugte er sich vor dem Grindigen zur Erde und küßte ihm die Hand. Dann aber brachte er den Anzug zum König,

und wie ihn die Jungfrau sah, so wußte sie, daß der Jüngling gekommen sei.

An diesem Tage ritt der König mit seinen Söhnen aus und stellte Reitspiele an. Da brannte der Grindige auch das Roßhaar an, das ihm die Jungfrau gegeben, und da kam ein goldenes Pferd hervor und ein Anzug mit der Erde und ihren Blumen; er zog das Kleid an, bestieg das Pferd, begab sich auf den Spielplatz und ritt mit jenen; sein Pferd aber war so schnell wie ein Vogel und tat es allen andern zuvor, und als das Spiel zu Ende ging, sprengte er in das Königsschloß und stellte dort großen Schaden mit seinem Rosse an. Da bemühten sich die Andern ihn zu fangen, aber er entkam ihnen glücklich.

Am andern Morgen sagte der König zu der Jungfrau: »das Kleid ist fertig, gib mir nun den Bescheid.« Die aber sprach: »du mußt mir in drei Tagen noch ein Kleid mit dem Himmel und seinen Sternen machen lassen, das weder mit einer Schere geschnitten, noch mit einer Nadel genäht ist, das in einer Mandel steckt und wieder in sie hineingeht, und in drei Tagen muß es fertig sein.« Da bestellte der König diesen Anzug bei demselben Schneider und befahl ihm bei Todesstrafe, damit in drei Tagen fertig zu sein. Als der Schneider nach Hause kam, klagte er dem Grindigen sein Leid, und dieser tröstete ihn und sagte, daß er auch das über sich nehme; doch ließ er

sich diesmal statt der Nüsse Mandeln bringen, und tat sich gütlich, bis er trunken ward und einschlief, ohne die Mandel der Jungfrau zu öffnen. Als ihn der Meister am Morgen noch schlafend fand, und nirgends den versprochenen Anzug sah, geriet er in große Verzweiflung und weckte ihn. Er aber nahm die Mandel der Jungfrau aus seiner Tasche, knackte sie auf und zog daraus das bestellte Kleid hervor.

Als der König am Nachmittag wieder Reiterspiele anstellte, brannte der Grindige sein Pferdehaar an, und hervor kam ein goldenes Roß und ein Anzug mit dem Himmel und seinen Sternen. Den zog er an, ritt wieder in das Königsschloß und richtete dort wieder großen Schaden an, und entkam abermals glücklich, ohne gefangen zu werden.

Am andern Morgen sprach der König zur Jungfrau, daß sie nun endlich den Tag der Hochzeit bestimmen solle. Da sagte diese: »ich will zuvor noch einen dritten Anzug haben, mit dem Meere und seinen Fischen, der soll in einer Haselnuß stecken und wieder in eine Haselnuß hineingehen, und in drei Tagen muß er fertig sein.« Damit ging es wie die beiden ersten Male, nur bedingte sich diesmal der Grindige von dem Meister, das Kleid selbst zum Könige tragen zu dürfen, und als er vor diesem erschien, bat er, ihn als Küchenjungen

anzustellen, und der König gewährte ihm diese Gnade.

Am Abend kamen die zwölf Räte zu dem König, um ihm die Zeit zu vertreiben. Zu jener Zeit liebte man es sehr, Märchen zu hören, und der König sprach daher: »weiß keiner ein schönes Märchen, damit die Zeit vergehe?« Die Räte aber antworteten: »von uns weiß keiner mehr ein neues Märchen«, und auch alle Diener des Königs erklärten, daß sie alle Märchen bereits erzählt hätten, die sie wußten. Da gedachte der König des neuen Küchenjungen und ließ ihn vorrufen, und befahl ihm ein Märchen zu erzählen. Der sagte darauf: »ich will euch ein Märchen erzählen, aber unter dem Beding, daß keiner darüber weggeht. Der Saal muß verschlossen werden und ich den Schlüssel bekommen; wer also pissen will, der gehe jetzt.« Als das der König hörte, kam ihm der Verdacht, daß dies sein Sohn sein möge, er tat ihm also den Willen. Darauf begann der Küchenjunge sein Märchen: »es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und einen Goldäpfelbaum«, und erzählte nun alles, was ihm begegnet war. Wie aber der König das hörte, da kamen ihm die Tränen in die Augen und er sprach: »erzähle, mein Söhnchen, erzähle, denn diese Geschichte ist meiner eigenen sehr ähnlich.« Doch als er in dem Märchen an die Stelle kam, wo die beiden älteren Königssöhne übel wegkommen, da rief der älteste: »mich pissert, macht die Türe auf«; und auch der

zweite schrie, daß man die Türe öffnen solle. Der Küchenjunge aber sagte: »bevor nicht das Märchen aus ist, darf auch keiner zur Türe hinaus, und wenn ihr nicht glaubt, daß es wahr ist, so werdet ihr doch mir selber glauben, denn ich bin selbst dein Sohn«, und dabei riß er sich das Schafsfell vom Kopfe und beugte sich vor seinem Vater und küßte ihm die Hand, und da schloß ihn dieser in die Arme und küßte und herzte ihn. Am andern Morgen aber schickte er seine beiden älteren Söhne in die Verbannung und verheiratete den jüngsten mit der Jungfrau. Da hielten sie Hochzeit und lebten herrlich und in Freuden. Ich war nicht dabei, drum brauchst du es auch nicht zu glauben.

Aus verschiedenen Gegenden.

71. *Zi, Ba, Achmet Zelebi.*

Es waren einmal drei Brüder, mit Namen Zi, Ba und Achmet Zelebi. Von diesen heiratete Achmet Zelebi ein schönes Mädchen, hatte aber eine alte Frau zur Feindin. Die wollte ihn behexen und sprach daher zu der jungen Frau Achmets: »wenn du mir die Haare vom Haupte deines Mannes gibst, so würde ich ihn zu meinem Herrn machen.« Die junge Frau erbat sich also von Achmet dessen Haupthaar zum Geschenk. Er erwiderte zwar, daß sie diese Bitte bereuen würde, weil sie aber darauf bestand, so schnitt sich Achmet Zelebi sein Haupthaar ab und gab es seiner Frau, und diese gab es der Alten. Darauf behexte die den Achmet, daß er nicht zu Hause bleiben konnte, sondern in die Welt gehen mußte. Bevor er aber sein Haus verließ, gürtete er seine schwangere Frau mit einem Gürtel und sprach: »du sollst das Kind nicht eher gebären, als bis ich dir den Gürtel löse.« Drauf ging er mit seinen Brüdern in die Welt.

Nachdem die junge Frau lange Zeit vergebens auf ihn gewartet hatte, nahm sie einen Stab und machte sich auf, um ihn zu suchen, und kam in eine Gegend, wo drei Elfinnen in drei Häusern wohnten. Sie klagte der ersten ihr Leid und fragte sie, ob sie nicht etwa drei Brüder hier vorüberkommen gesehen habe. Die Elfin antwortete: »nein«, schenkte ihr aber ein goldenes Rebhuhn und

schickte sie um Auskunft zu ihrer höher wohnenden Schwester. Diese wußte auch nichts von den drei Brüdern, schenkte ihr aber eine Krone und wies sie um Auskunft an ihre höher wohnende Schwester. Als die junge Frau zur dritten Elfin kam, sprach diese zu ihr: »da nimm diesen Goldapfel und gehe in jene Stadt, und frage nach dem Schlosse des Königs, dort wirst du deinen Mann finden.«

Ihr Mann war aber mit seinen Brüdern in jenes Land gekommen, und es war ihm gelungen dort König zu werden. Er war grade im Begriff, sich wieder zu verheiraten, und hatte in seinem Schlosse mehrere Schneider, welche Tag und Nacht an den Hochzeitskleidern arbeiteten, weil der König große Eile hatte.

Die junge Frau erkaufte sich von den Dienern des Königs mit dem Goldapfel die Erlaubnis, eine Nacht in dem Gemache zu schlafen, das unter des Königs Schlafzimmer war. Die Diener führten sie aber nicht dahin, sondern in das Zimmer, das unter dem lag, in welchem die Schneider arbeiteten; und dort rief sie die ganze Nacht durch: »Achmet Zelebi, löse meinen Gürtel, damit ich gebären kann!« Die Schneider wurden durch dieses Geschrei so zerstreut und aufgeregt, daß sie die ganze Nacht über nichts taten, und als der König am

andern Morgen nach der Ursache fragte, da entschuldigten sie sich damit, daß die ganze Nacht über etwas unter ihnen gerufen habe, und sie nicht hätten verstehen können, was es wolle. Der König gab aber nichts auf ihre Reden.

Für die zweite Nacht gab die junge Frau das goldene Rebhuhn hin, und nun ging es wie das erste Mal, und als der König die Schneider fragte, warum sie die Nacht über gefeiert hätten, antworteten sie, daß sie dadurch gestört worden seien, daß etwas unter ihnen in einem fort Achmet Zelebi und noch was anderes gerufen habe, was sie nicht verstehen konnten. Für die dritte Nacht gab die junge Frau die Goldkrone hin. Der König aber war durch den Bericht der Schneider aufmerksam geworden und kam in der Nacht, um zu hören, was das für ein Ruf sei, der die Schneider in ihrer Arbeit störe. Als er nun seine Frau rufen hörte, erkannte er sie an der Stimme und rief: »also bis hierher bist du mir nachgefolgt!« Darauf ging er hinunter, löste ihr den Gürtel und sofort gebar sie einen Knaben, und nun erhielt sie die Brautkleider, die für die andere gemacht worden waren, und statt eine neue Frau zu nehmen, behielt er die alte.

[72.](#) *Von der neuen Kirche und der Nachtigall.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, welche eine große Kirche zu bauen beschlossen und ihr Vorhaben auch ausführten. Als nun die Kirche fertig war, ließ der König durch seine Herolde sein ganzes Volk einladen, hinzugehen und sich die Kirche zu betrachten, und dann zu sagen, was daran noch fehle. Da strömten von allen Seiten eine große Menge Menschen herbei, und alle staunten über die Größe und Schönheit der Kirche, und Niemand wußte zu sagen, was ihr noch fehle. Endlich kam auch ein junger Mann und sprach: »die Kirche ist freilich schön, aber es fehlt ihr noch die Nachtigall, welche an der Kanzel hängen und schlagen sollte, wenn der Priester das Evangelium verliest.« Als das die drei Brüder hörten, beschlossen sie nach dieser Nachtigall auszuziehen. Sie reisten also eine Weile mit einander, bis sie an einen Ort kamen, wo sich der Weg in drei Zweige teilte; und dabei war eine Säule, auf der geschrieben stand: »wer diesen Weg zieht, der kann davon kommen, wer jenen Weg zieht, der muß umkommen, und wer den dritten Weg zieht, der wird ganz gewiß nicht wiederkommen.« Da sprach der Jüngste: »wir wollen unsere Ringe unter die Säule legen, und wer von uns früher als die andern zurückkommt, der soll hier auf sie warten, und der Älteste soll den ersten,

der Mittlere den zweiten, und ich will den dritten Weg einschlagen.«

Darauf trennten sie sich und jeder zog seines Weges. Der Jüngste aber kam, als es Nacht wurde, zu einer Höhle und übernachtete darin. Er blieb dort drei Tage lang und sah an jedem Morgen, wie eine Viper zu einem Teiche kam, der vor der Höhle lag, und Wasser trank, und wie deren Augenbrauen so lang über die Augen herab gewachsen waren, daß sie nichts sehen konnte. Den Prinzen dauerte das arme Tier; er band daher den einen Griff seiner Schere an eine Gerte und an den andern einen Bindfaden, und als die Viper am vierten Morgen wiederkam, schnitt er ihr damit die langen Augenbrauen ab. Da rief die Viper: »ach, wenn ich wüßte, wer mir diese Wohltat erwiesen hat, dem würde ich alles gewähren, was er nur wünscht.« Nun kam der Prinz hervor, und verlangte von ihr keinen anderen Lohn, als daß sie ihm sagen solle, wo er die Nachtigall finden könne. Darauf sprach die Viper: »du mußt eine Strecke weiter gehen, und dort wirst du einen ganz mit Krätze bedeckten Feigenbaum finden, von dem mußt du eine Feige pflücken und während du sie issest, sagen: ›Ach, was sind das für gute Feigen, wenn ich doch davon auch in meiner Heimat haben könnte!‹ und wenn du so sprichst, wird er dir kein Leid antun. Dann wirst du an einen großen Fluß kommen, der stinkendes Wasser hat,

von dem mußt du ein wenig trinken und sagen: ›ach, was ist das für ein gutes Wasser, wenn ich davon nur in meiner Heimat hätte!‹ Dann wirst du bei einem Drachen vorüberkommen, der mit offenem Rachen dasitzt, und wenn dein Pferd so schnell wie der Wind ist, so wirst du dem auch entgehen. Dann kommst du zu einem Schlosse, in dem drei Drachen, drei Affen und vier Schlangen wohnen; und wenn du diese alle totschlagen kannst, so gehe in das Schloß und hole dir die Nachtigall.«

Der Prinz tat, wie ihm die Viper geheißen, und nachdem er die Nachtigall gewonnen hatte, suchte er auch seine beiden Brüder auf und befreite sie aus dem Elend, in das sie geraten waren. Diese aber wurden so neidisch auf ihn und sein Glück, daß sie ihn zu verderben beschlossen.

Als sie daher einstmals bei einem Brunnen Halt machten, um zu frühstücken, breiteten sie ein Leintuch über den Brunnen und ließen den Jüngsten darauf sitzen, und nachdem dieser sich gesetzt hatte, ließen sie das Tuch los und er stürzte in den Brunnen. Darauf nahmen die beiden die Nachtigall, kehrten damit zu ihrem Vater zurück und erzählten ihm, daß der Jüngste unterwegs gestorben sei.

Das Pferd des Jüngsten war aber ein so treues Tier, daß es nicht vom Brunnen wich, sondern immer in

denselben hineinsah und wimmerte. Zu seinem Glücke zogen bald darauf Kaufleute des Weges, und als diese das Gebahren des Pferdes sahen, vermuteten sie, daß ein Mensch in den Brunnen gefallen sein müsse. Sie gingen also hin und zogen den Prinzen heraus; der kehrte nun zu seinem Vater zurück und erzählte ihm, wie treulos seine Brüder an ihm gehandelt hätten, und der König wurde darüber so zornig, daß er sie alle beide auf der Stelle hinrichten ließ.

Als der Prinz die Nachtigall aus dem Schlosse geholt hatte, war dessen Herrin auf einer Reise, und wie sie nun zurückkehrte und ihre Nachtigall geraubt fand, da lief sie zum Flusse und sprach: »he Fluß! warum hast du den Räuber nicht ertränkt?« Der Fluß aber sprach: »er hatte mein Wasser gelobt, das alle Welt verachtet, warum hätte ich ihn ertränken sollen?« Darauf lief sie zum Feigenbaum und rief: »he Feigenbaum! warum hast du auf den, der den Vogel raubte, nicht deine Krätze fallen lassen und ihn darin erstickt?« Der Feigenbaum aber antwortete: »er ist so überaus höflich gegen mich gewesen, warum hätte ich ihn ersticken sollen?«

Die Herrin nahm nun den Fluß und den Feigenbaum mit sich, um damit den Prinzen zu schrecken, daß er ihr ihren Vogel wiedergebe. Aber der Prinz überwand sie und nahm sie zur Frau und lebte mit ihr herrlich und in



Freuden. Dabei war ich nicht, du brauchst es also auch nicht zu glauben.

73. *Filek-Zelebi.*

Es war einmal eine arme Frau, die hatte drei Töchter und ernährte sie von Kräutern, die sie sammelte. Eines Tages war sie wieder beim Kräutersuchen und fühlte sich so erschöpft, daß sie sich niedersetzte und aus tiefer Brust: »ach!« stöhnte. In demselben Augenblicke stand ein Mohr vor ihr und fragte sie: »was willst du von mir?« »Ich will gar nichts von dir«, antwortete die Alte, »und ich sagte weiter nichts als: ach! weil ich mich so ermüdet fühlte.« Darauf fragte sie der Mohr: »hast du Kinder?« »Ja wohl,« antwortete die Alte, »ich habe drei Mädchen, und weiß nicht, wie ich sie ernähren soll.« Da machte der Mohr mit ihr aus, daß sie ihm ihre älteste Tochter bringen solle, die er zu sich nehmen wolle, und als sie ihm die Alte brachte, gab er ihr eine Handvoll Goldstücke, nahm das Mädchen mit sich, bis er an eine Felsentüre kam, die machte er auf und ließ das Mädchen hinein gehen.

Am Abend gab der Mohr seiner Braut einen Menschenkopf zum Essen und verschwand dann. Das Mädchen aber warf den Kopf unter das Dach und legte sich hungrig schlafen. Am andern Morgen kam der Mohr wieder und fragte das Mädchen: »hast du den Kopf gegessen?« und als das Mädchen das bejahte, rief er: »he Kopf! wo bist du?« und jener antwortete: »hier unter

dem Dache, Herr!« Da sprach der Mohr zu dem Mädchen: »geh zu deiner Mutter und sage ihr, sie solle mir ihre zweite Tochter bringen.«

Darauf brachte ihm die Alte ihre zweite Tochter, und dieser gab der Mohr am Abend einen Menschenfuß als Nachtessen und verschwand. Das Mädchen konnte sich jedoch nicht entschließen, davon zu essen, sie warf also den Fuß hinter die Ölkrüge und legte sich hungrig schlafen. Am andern Morgen erschien der Mohr wieder, und fragte das Mädchen: »hast du den Fuß verzehrt?« und als sie das bejahte, rief er: »he Fuß! wo bist du?« und dieser antwortete: »hinter den Ölkrügen, Herr!« Da jagte er auch diese fort und ließ sich die jüngste Tochter bringen, und der gab er am Abend eine Menschenhand zum Nachtessen und verschwand. Die Jüngste war aber klüger als ihre Schwestern, denn sie band sich die Hand auf den Leib und zog ihre Röcke darüber. Als nun der Mohr am andern Morgen wiederkam, und rief: »he Hand! wo bist du?« da antwortete diese: »im Leibe der Braut!« und der Mohr sprach: »du bist die rechte«, und behielt sie bei sich, und sie hatte ein gutes Leben bei ihm. Jeden Abend gab er ihr einen Trank, von dem schlief sie sogleich ein, und dann legte er sich zu ihr. Nach geraumer Zeit machten sich ihre Schwestern auf, um sie zu besuchen, und fragten sie, wie sie mit dem Mohren lebe, und sie antwortete: »ganz gut, aber jeden Abend

gibt er mir einen Trank, von dem ich sogleich einschlafe, und daher weiß ich nicht, was in der Nacht vorgeht, und ob er ein Mohr bleibt, oder seine Gestalt wechselt.« Da sagten ihr die Schwestern: »weißt du was? binde dir einen Schwamm auf die Brust und statt den Trank zu trinken, laß ihn in den Schwamm laufen.«

Die junge Frau machte es, wie ihr die Schwestern geraten hatten; sie ließ den Schlaftrunk in den Schwamm laufen und stellte sich, als ob sie schliefe; und wie sie dann die Augen öffnete, erblickte sie einen schönen Jüngling neben sich, der sie liebkoste. Da wartete sie, bis er eingeschlafen war, und fing dann auch an ihn zu umarmen und zu liebkosen. Während sie ihn so hätschelte, bemerkte sie auf seiner Brust ein goldenes Schloß mit einem goldenen Schlüsselchen. Da öffnete sie es mit dem Schlüsselchen und erblickte darin eine schöne Landschaft mit einem Flusse, an dem die Weiber wuschen; zu denen kam ein Schwein und wollte ein Stück Wäsche rauben, und als sie das sah, rief sie: »he Frau! das Schwein will dir deine Wäsche rauben.« Von diesem Rufe erwachte jener und sprach: »ach, was hast du angestellt? wer hat dir dies geraten? nun wirst du mich verlieren.« Da fing die junge Frau an zu klagen und zu jammern, jener aber blieb fest. – »Du bist bereits schwanger, und wenn du gewartet hättest, bis du geboren hast, so würdest du mich in meiner wahren Gestalt, als

Filek-Zelebi, und nicht mehr als Mohr gesehen haben. Jetzt bleibt dir nur ein Weg, mich wieder zu gewinnen. Du mußt dir drei Paar eiserne Schuhe und drei goldene Äpfel machen lassen. Dann mußt du das eine Paar Eisenschuhe anziehen, und den einen Goldapfel in die Hand nehmen und jenen Berg hinaufsteigen, und wenn du oben bist, so mußt du den Apfel hinwerfen, der wird vor dir herrollen und dir den Weg zu der Türe meiner ältesten Schwester zeigen.« Nachdem er dies gesagt hatte, verschwand er vor ihren Augen.

Die Frau machte es, wie er ihr angegeben hatte, sie ließ sich die eisernen Schuhe und die goldenen Äpfel machen, und als diese fertig waren, zog sie ein Paar davon an und nahm einen Apfel in die Hand und stieg damit auf den Berg. Sie brauchte aber drei volle Monate, bis sie hinauf kam, und als sie oben war, da ließ sie den Apfel vor sich herrollen und kam so bis zur Türe der ältesten Schwester des Filek-Zelebi. Da klopfte sie an und blieb die Nacht über dort; am andern Morgen sah sie, wie sie im Hause goldene Zeuge webten. Da fragte sie die Hausfrau: »was bedeutet das? was wollt ihr aus dem Zeuge machen?« und diese antwortete: »die Frau meines Bruders Filek-Zelebi wird nächstens niederkommen und da brauchen wir Windeln.« Diese aber sagte nichts; darauf, sondern zog ihr zweites Paar Eisenschuhe an, und stieg drei Monate lang den zweiten

Berg hinauf. Als sie oben war, warf sie den zweiten Apfel hin, und der brachte sie zu der Türe ihrer zweiten Schwägerin. Sie klopfte an und bat die Hausfrau, sie über Nacht zu beherbergen, und als sie diese zu bleiben einlud, sah sie, daß man im ganzen Hause an goldenen Kleidern nähte. Da fragte sie, was das zu bedeuten habe, und die Hausfrau antwortete: »die Frau des Filek-Zelebi, meines Bruders, wird nächstens niederkommen und dafür brauchen wir die Kleider.« Die Fremde aber sagte nichts darauf, sondern stieg am andern Morgen mit dem dritten Paar Schuhe den dritten Berg hinauf, und als sie nach drei Monaten oben war, ließ sie den dritten Apfel rollen, und der brachte sie zu der Türe ihrer jüngsten Schwägerin. Als sie eintrat, fand sie alles im Hause geschäftig, Decken und Weißzeug zurecht zu legen und einzupacken. Da fragte sie: »was geht vor?« und die Hausfrau antwortete ihr: »die Frau des Filek-Zelebi wird noch heute abend niederkommen und darauf richten wir uns ein.« Wie das die Fremde hörte, wurde sie von den Wehen ergriffen und sprach: »wartet ein bischen, bis ich geboren habe, und geht dann erst zu der andern.« Darauf kam sie mit einem Knaben nieder, der auf der Brust ein goldenes Schloß hatte; und als das die Hausfrau sah, rief sie: »das ist der Sohn meines Bruders und das ist seine Frau«, und kaum hatte sie das gesagt, so kam auch der Filek-Zelebi herzu, und nun stellten sie eine große



Hochzeit an und lebten herrlich und in Freuden.

74. *Die listige Mäherin.*

Es war einmal ein sehr schönes Weib, das diente bei einem Drakos und hatte dessen Äcker zu mähen. Während sie über dieser Arbeit war und nicht wußte, wie sie fertig werden sollte, kam ein junger Mann zu ihr und schlug ihr vor, daß er für eine Nacht den ganzen Acker schneiden wolle. Das Weib sagte: »gut, es bleibt dabei, wenn du den Acker geschnitten hast, so komme heute Nacht zu mir.« Darauf ging sie zu dem zweiten Acker, und während sie diesen zu schneiden begann, kam ein anderer junger Mann und machte ihr denselben Vorschlag wie der erste. Sie nahm ihn an, und ging von da zu dem dritten Acker, den sie zu schneiden hatte, und während sie darüber her war, kam ein Zigeuner dazu und machte ihr denselben Vorschlag, und sie nahm ihn an. Darauf ging sie nach Hause, um für ihre drei Schnitter etwas zu kochen.

Am Abend kamen zuerst die beiden jungen Männer und sagten ihr, daß sie ihre Arbeit getan hätten. Sie empfing sie sehr freundlich und hieß sie niedersitzen und sich ausruhen; als sie ihnen aber das Abendessen auftrug und sie sich gütlich tun wollten, da kam auch der Zigeuner von der Arbeit zurück, und in der Freude seines Herzens pochte er gar gewaltig an die Haustüre. Da rief das Weib: »ach, der Drakos kommt, wohin soll ich euch

verstecken, damit er euch nicht frißt?« Als das die jungen Männer hörten, sprangen sie auf und verbargen sich hinter dem Getreidebehälter. Da kam der Zigeuner gepoltert und schrie: »guten Abend, Frau, die Arbeit ist getan, und nun komme ich, um meinen Lohn zu verlangen.« Der Lärm, den der Zigeuner machte, erschreckte die jungen Leute so sehr, daß sie über die Hofmauer sprangen; als aber der Zigeuner das Geräusch hörte, glaubte er, daß es der Drakos sei, und lief was er konnte aus dem Hause und rief: »o Jammer und Unglück, der Drakos frißt mich!«

Der Zufall wollte es aber, daß er mit den zwei jungen Männern zusammentraf, und da gab eine Frage die andere, und es kam heraus, daß sie sich vor einander gefürchtet hatten. Sie sprachen also zu einander: »da wir einmal hierher gekommen sind, so wollen wir auch nicht unverrichteter Dinge wieder abziehen.« Als sie aber zum Haus der Schönen kamen, fanden sie es fest verschlossen und all ihr Klopfen und Rufen war vergebens. Da stiegen sie auf das Dach und deckten ein Stück davon ab und ließen den ersten hinunter, und dieser sagte zu den beiden andern: »wenn ich Zezikas rufe, so zieht mich wieder herauf.« Bevor er aber den Boden erreicht hatte, stach ihn das Weib mit einem glühenden Eisen. Da schrie er: »Zezikas!« und die beiden anderen zogen ihn herauf. Nun kam die Reihe an den zweiten und

dem ging es grade so. Da sprach der Zigeuner: »ich bin nicht so rasch wie ihr, und ihr dürft mich nicht eher heraufziehen, als bis ich vierzigmal Zezikas rufe.« Als er nun herunterkam und ebenso empfangen wurde wie die beiden andern, da rief er: »Zezikas! Zezikas!« aber er hatte gut rufen; die andern zählten eins, zwei, drei, vier, und zogen ihn nicht eher hinauf, als bis sie auf vierzig gekommen waren.

75. *Das Bärenkind.*

Es war einmal ein Priester, der ging mit seiner Frau in den Wald, um Holz zu schlagen. Dort fanden sie einen Holzhauer, und mit diesem ging die Frau tiefer in den Wald. Der Priester aber machte sich dran, um mit seinem Beile einen Holzbirnbaum zu fällen. Er hieb so lange, bis nur noch eine Spanne breit übrig war, und wartete nun, daß seine Frau käme, um diesen Rest zu hauen. Der Baum war aber so dick, daß er nicht mehr hielt und von selber umfiel. Und wie das geschehen war, so kam eine Bärin daraus hervor und sagte zu dem Priester: »du sollst bei mir schlafen.« »Schweige,« versetzte der Priester, »ich bin ein heiliger Mann, und darf so was nicht tun!«

»Das ist mir einerlei, tue was ich dir sage,« sprach die Bärin, und sah dazu so grimmig drein, daß der Priester sich fürchtete und ihr, übel oder wohl, den Willen tat. Und als er wegging, eilte er so sehr, daß er sein Beil vergaß.

Drauf gebar die Bärin ein Kind, das kräftig heranwuchs; weil es aber den andern Bärenkindern nicht glich, so schalten es diese Bastard.

Da fragte eines Tages der Junge seine Mutter, ob dem so sei, wie seine Brüder sagten? Und diese antwortete: »du hast das Beil zum Vater.«

»Ei Mutter, kann denn das Beil Kinder machen?« fragte der Knabe, und drängte die Mutter so lange, bis diese zu ihm sprach: »nimm das Beil, stelle dich damit vor die Kirche und frage: wem gehört dieses Beil? Und wer es erkennt, der ist dein Vater.«

Der Knabe tat, wie ihm geheißen. Aber einer nach dem andern kam aus der Kirche, und Niemand wollte das Beil kennen. Endlich kam auch der Priester heraus und fragte den Knaben: »Wo hast du das Beil her? Denn es ist mein!« Und dieser antwortete: »Wenn es dein ist, so bin ich auch dein!«

»Schweige, Verfluchter!«

»Warum denn? Du bist ja mein Vater.« Der Knabe ging also mit dem Priester nach Hause. Und dieser sagte zu seiner Frau: »sieh, diesen Knaben hab ich dir gebracht, um dir zu dienen.« Da freute sich die Frau und sprach: »das ist schön, vielen Dank!«

Am ersten Tage aß der Knabe einen Laib Brot; am zweiten aß er soviel, als der Priester in einem ganzen Monat brauchte, und dieser sagte daher: »du taugst nicht für uns«, und tat ihn zu einem Bäcker, und bei dem aß er alles Brot, was dieser buk.

Da kam der Koch des Königs zum Ofen und sah ihm zu, und erzählte darauf seinem Herrn, daß er so einen Menschen gesehen habe. Der König wunderte sich

darüber, ließ den Burschen kommen und fragte ihn: »bist du im Stande, sechzig Maultiere mit Holz zu beladen?«

»Das kann ich wohl!« sagte dieser, »du mußt mir aber ein Beil machen lassen, das für mich taugt.« Da ließ der König ein Beil machen, das hundert Pfund schwer war. Der Bursche nahm es aber in die Hände und zerbrach es in Stücke, und sprach: »das taugt nicht für mich, ich muß ein stärkeres haben!« Darauf machten sie ihm eins von fünfhundert Pfund. Das schwang er mit einer Hand und sprach: »das ist das rechte Beil für mich!« nahm die Maultiere, ging damit in ein Wäldchen und warf dort sein Beil gegen die Bäume, und sogleich waren die sechzig Maultiere beladen. Auf dem Rückweg kam er an einem Platanenbaum vorbei, den packte er mit den Händen, zog ihn aus dem Boden und nahm ihn auf die Schulter; und wie er so in die Stadt kam, riß er mit dem Baume die Dächer der Buden ein, welche auf seinem Wege standen.

Als ihn der König in diesem Aufzuge sah, wunderte er sich und sprach zu dem Bäcker: »Er ißt zwar viel, aber er arbeitet auch viel, ich will ihn in meine Dienste nehmen.« Mit der Zeit wurde das Bärenkind stärker und stärker. Dem König fing diese große Stärke an so bedenklich zu werden, daß er für sein eigenes Leben fürchtete. Er schickte ihn daher aus, um die Schätze der

Hundsköpfe zu holen, indem er hoffte, daß ihn diese fressen würden. Sie machten aber vor her unter sich aus, daß der König dem Bärensohne sein halbes Reich geben müsse, wenn er die Schätze bringe. Dieser ging hin, besiegte die Hundsköpfe, erhielt dadurch das halbe Königreich, und hatte ein gutes Leben. Wir aber haben hier ein noch besseres.

76. Dionysos.

Mitgeteilt von Professor Christian Siegel

Auf einer oryktologischen Wanderung, welche ich im Jahre 1846 in Böotien machte, kehrte ich im Dorfe Kokino, am Fuße des Ptoon-Gebirges, ein, um dort zu ubernachten, und ein dortiger Bauer, welchen ich am Markttage in Theben bei folgender Veranlassung kennen gelernt, nahm mich gerne in sein innen und außen reinlich geweißtes Häuschen auf. Acht Tage früher hatte ich diesen Mann in Theben gesehn, wie er eben zwei Säckchen Getreide verkaufte, welche er auf seiner langohrigen Lokomotive zur Stadt gebracht, und das Geld mit wichtigem Gesichte einstrich. Darauf ging er ans Einkaufen. Das erste waren ein Paar kleine Kinderschuhe, und dann ein Stückchen Fleisch, welches dort in im ganzen gebratenen Schafen feilgeboten wird; eine Industrie der Schlachter an Markttagen. Nachdem er sich an diesem und an mitgebrachtem Brote gestärkt hatte, sah er sich weiter um, und ich bemerkte, daß sich sein Hauptaugenmerk auf ein Messer richtete, welches dort feil lag. Er erkundigte sich nach dem Preis, hielt Rat mit seinem Geldbeutel und ging, ohne zu kaufen, weiter, kehrte jedoch zweimal zurück, um wenigstens den gewünschten Gegen stand nochmals zu besehen, und dann auf immer zu verlassen. Ich hatte ihn mit Interesse

beobachtet und machte mir den Spaß, das Messer zu kaufen und ihm zu schenken. Dieses unerwartete Ereignis setzte ihn in freudiges Erstaunen. Er drückte sich in den herzlichsten Dankesworten aus und erzählte mir, daß er seit einem Jahre verheiratet und bereits Vater sei, weshalb er die kleinen Schuhe gekauft habe, in der Hoffnung, daß das Kindlein bald laufen werde. Darum habe er auch die Schuhe dem Messer vorgezogen, obgleich ein Messer eine große Vervollkommnung seiner häuslichen Einrichtung sei, da er nur ein, und zwar ein schlechtes Exemplar, besitze. Athanas, so hieß der Mann, trennte sich nun von mir, nachdem er mich freundlichst eingeladen hatte, ihn in seinem Dorfe Kokino zu besuchen, welches ich denn auch versprach und, wie gesagt, acht Tage später ausführte.

Die Nachbarn meines Gastfreundes hatten sich sogleich neugierig gesammelt, um zu erfahren, wer der Fremde sei, woher und wohin. Athanas sagte nun, daß ich Christo heiße, und erzählte zugleich, wie er meine Bekanntschaft gemacht habe, welches einen ersichtlich guten Eindruck auf meine neuen Freunde machte. Nun wurden Brot, Wein und Trauben, welch letztere eben in Fülle vorhanden waren, aufgetragen. Wir lagerten uns nun auf das sicherste Kanapee, Gottes Erdboden, aßen, tranken und schwatzten frohester Laune darauf los; der eine lobte die Trauben, der andere den Wein. Ich fragte

bei dieser Gelegenheit meinen Wirt, ob er auch wisse, wie die Trauben den Namen Stafilia erhalten haben. »Nein,« war die Antwort, »aber,« setzte er sogleich hinzu, »wenn du es weißt, Christo, so erzähle es.« Ich erzählte nun den Mythus von dem Hirten Stafilos, welcher mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde und alle um so mehr befriedigte, da der Name von einem Manne ihres Standes herrührte. Neben mir saß ein weißbärtiger alter, aber heiterer Mann. »Ja,« begann dieser, »ihr Franken kennt unsere Historien besser als wir selbst, allein ich will doch sehen, ob ihr auch alle kennt; sage, Christo, weißt du denn auch, wie die erste Rebe gepflanzt wurde«? – »Nein,« antwortete ich, »das weiß ich nicht, überhaupt fällt es uns Franken gar nicht ein, alles wissen zu wollen, gewiß wisset ihr Hellenen manches, was wir nicht wissen, also wenn du es weißt, wie die erste Rebe gepflanzt wurde, so erzähle es.« Ich muß gestehen, daß ich auf nichts weiter als auf eine derbe Bauerngeschichte gefaßt war, allein der Erzähler verbesserte bald meine Meinung, indem er also anhob. »Als Dionysios noch klein war, machte er eine Reise durch Hellas, um nach Naxia zu gehen; da aber der Weg sehr lang war, ermüdete er und setzte sich auf einen Stein, um auszuruhen. Als er nun so dasaß und vor sich niederschaute, sah er zu seinen Füßen ein Pflänzchen aus dem Boden sprießen, welches er so schön fand, daß

er sogleich den Entschluß faßte, es mitzunehmen und zu pflanzen. Er hob das Pflänzchen aus und trug es mit sich fort; da aber die Sonne eben sehr heiß schien, fürchtete er, daß es verdorren werde, bevor er nach Naxia komme. Da fand er ein Vogelbein und steckte das Pflänzchen in dasselbe und ging weiter. Allein in seiner gesegneten Hand wuchs das Pflänzchen so rasch, daß es bald unten und oben aus dem Knochen herausragte. Da fürchtete er wieder, daß es verdorren werde, und dachte auf Abhilfe. Da fand er ein Löwenbein, das war dicker als das Vogelbein, und er steckte das Vogelbein mit dem Pflänzchen in das Löwenbein. Aber bald wuchs das Pflänzchen auch aus dem Löwenbein. Da fand er ein Eselsbein; das war noch dicker als das Löwenbein, und er steckte das Pflänzchen mit dem Vogel- und Löwenbein in das Eselsbein, und so kam er auf Naxia an. Als er nun das Pflänzchen pflanzen wollte, fand er, daß sich die Wurzeln um das Vogelbein, um das Löwenbein und um das Eselsbein festgeschlungen hatten; da er es also nicht herausnehmen konnte, ohne die Wurzeln zu beschädigen, pflanzte er es ein, wie es eben war, und schnell wuchs die Pflanze empor und trug zu seiner Freude die schönsten Trauben, aus welchen er sogleich den ersten Wein bereitete und den Menschen zu trinken gab. Aber welch Wunder sah er nun! Als die Menschen davon tranken, sangen sie anfangs wie die Vögelchen;

wenn sie aber mehr davon tranken, wurden sie stark wie die Löwen, und wenn sie noch mehr tranken, wurden sie wie die Esel.« Die Erzählung erregte allgemeine Heiterkeit, der Erzähler erhielt seinen Lohn in einem jubelnden *e Viva!* und wir tranken alle, bis wir sangen, wie die Vögelchen, allein wir legten uns zur Ruhe, bevor Löwe und Esel Anteil an uns nehmen konnten.

Griechische Elfenmärchen

77. *Der Bauer und die Elfin.*

Es war einmal ein Bauer, der konnte mit dem Schichten seiner Garben neben der Dreschtenne nicht zurecht kommen, denn so oft er auch dachte, daß er sie recht fest aufeinander geschichtet habe, fand er sie bald darauf wieder zusammengefallen. Da fragte er bei seinen Nachbarn nach, wer es wohl sein möchte, der ihm seine Garben umwürfe, und einer davon sagte ihm, daß dies die Elfen wären, und daß er, um sie zu fangen, die Garben im Kreise auf die Tenne legen und sich in die Mitte setzen solle; wenn dann die Elfen kämen und zu tanzen anfingen, so solle er der Vortänzerin das Tuch wegnehmen, das sie in der Hand schwinge.

Der Bauer tat, wie ihm sein Nachbar geraten hatte, und als die Elfen kamen und zu tanzen anfingen, sprang er auf und riß der Vortänzerin das Tuch aus der Hand. Da liefen die andern weg.

Die Elfin aber, der das Tuch gehörte, verlangte dies von ihm, und er gab es ihr unter der Bedingung, daß sie seine Frau würde. Die Elfin willigte ein, heiratete ihn und gebar ihm ein Kind.

Darauf kamen die andern Elfen und sagten zu ihr: »Komm wieder zu uns.« Sie aber antwortete: »Ich kann nicht, denn ich habe einen Mann und ein Kind.« »So

nimm sie doch mit dir,« erwiderten jene. Darauf nahm die Elfin ihren Mann und ihr Kind und ging mit ihnen zu den Elfen.

78. *Die Elfenmühle.*

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Töchter, und schickte die eine zum Mahlen in die Mühle. Als das Mädchen zur Mühle kam, fand es statt des Müllers Elfen darin; die nahmen sie und schmückten sie wie eine Braut.

Darauf gingen die Elfen weg, um noch andere zu holen, und ließen das Mädchen mit einer Elfenalten allein in der Mühle zurück. Das Mädchen aber überredete die Alte, sie ziehen zu lassen; und diese half ihr das Maultier mit Mehl beladen und ließ sie ruhig fortgehen.

Als nun die Elfen in die Mühle zurückkamen und das Mädchen nicht mehr fanden, eilten sie ihr nach und holten sie auf dem Wege ein. Und wie sie das beladene Maultier sahen, auf dem das Mädchen zwischen den beiden Säcken saß, sagten sie zueinander: »Da ist der eine Sack, und da ist der andere Sack, und da ist auch der Mittelsack. Wo ist das Mädchen?«

Und so oft der schwarze Hahn krähte, wichen sie vom Maultiere zurück, und so oft der weiße krähte, kamen sie wieder heran. Doch kehrte das Mädchen mit ihrem Brautschmuck glücklich zur Mutter zurück. Da sagte die andere Tochter zur Mutter: »Nun will ich auch zum Mahlen in die Mühle reiten.« Als sie aber zur Mühle



kam, packten sie die Elfen, nahmen sie und schlachteten sie.

79. *Der Mann und die Elfen.*

Ein Mann schlief einmal auf seinem Acker ein. Da kamen die Elfen und wollten ihn erdrosseln, und wie sie darüber her waren, kamen zwei Frauen des Weges und weckten den Mann. Darauf stand er auf und ging nach Hause. Am Mittag kamen aber die Elfen an sein Haus und warfen es mit Steinen. Als er das hörte, fing er an, sich im Kreise herumzudrehen, bis er ohnmächtig hinfiel, und blieb liegen, bis die Elfen fortgingen. Darauf stand er auf, blieb aber siech. Da riet man ihm, er solle drei Sonnabende hintereinander zum Abendmahl gehen. Und als er das getan, ward er wieder gesund.

80. *Die Frau und die Elfen.*

Eine Frau ging einmal über Land. Während sie so ging, stieß sie auf Elfen, die ihre Mahlzeit hielten, und störte sie dabei. Da wurden diese zornig und prügelten sie, und darüber verlor sie den Verstand. Um sich zu heilen, ging sie mit einer andern Frau an den Platz, wo sie den Elfen begegnet war. Dort machten sie Feuer an, legten drei Brezeln hin, die sie mit Honig beschmiert hatten, und gingen wieder fort. Da warfen ihnen die Elfen Steine nach, und als das die Wahnsinnige merkte, duckte sie sich und drehte sich um, um heimlich nach ihnen zurückzusehen, und davon starb sie auf der Stelle.

81. *Die Schnitterin und die Elfen.*

Eine Frau und ihre Tochter schnitten einmal Korn auf ihrem Acker. Da entstand ein großer Wirbelwind, und die Mutter duckte sich. Die Tochter wollte sich aber nicht ducken. Da nahmen sie die Elfen und trugen sie auf einen Berg und behielten sie dort bei sich. Und dort war auch ein alter Mann, der wollte ihnen entfliehen. Sie holten ihn aber ein und hielten ihn fest.

82. *Die Elfengelobte.*

Es war einmal eine Frau, die hatte keine Kinder. Da sprach sie: »Lieber Gott, beschere mir ein Mädchen; und wenn es groß ist, sollen es die Elfen haben.« Und es geschah, wie sie gewünscht hatte. Als nun das Mädchen herangewachsen war, da kamen die Elfen und sprachen zu ihm: »Sage deiner Mutter, sie solle uns das geben, was sie uns gelobt hat.« Und das Mädchen wußte nicht, daß es Elfen waren, sondern hielt sie für Frauen. Sie ging also zu ihrer Mutter und sagte: »Es kamen einige Weiber zu mir, die verlangten, ich möchte dir sagen, daß du ihnen geben solltest, was du ihnen gelobt hast. Was ist denn das?« Die Mutter aber sagte: »Sie wisse von nichts.« Darauf kamen die Elfen wieder zu dem Mädchen und sprachen wie vorher. Und als sie das der Mutter erzählte, sagte diese abermals, »sie erinnere sich keines Gelübdes.« Da kamen die Elfen zum drittenmal, und das Mädchen sagte zu ihnen: »Meine Mutter hat euch nichts gelobt.« Da nahmen die Elfen das Mädchen und brachten sie in ihre Höhle. Und wenn das Mädchen weinte, so machten sie aus ihren Tränen Nelken und aus ihrem Lächeln Rosen. Dann stachen sie ihr die Augen aus und jagten sie fort. Sie aber ging, indem sie mit den Händen tastete, und fand einen Alten und sprach zu ihm: »Väterchen, laß mich in deine Hütte; denn ich bin eine

Waise.« Da ließ er sie ein. Darauf erfuhr der König, daß aus ihren Tränen Nelken und aus ihrem Lächeln Rosen würden. Da befahl er, daß alle Mädchen in seinem Reiche Bretzelbrote backen sollten: das Mädchen aber besteckte das ihre mit Nelken, die aus ihren Tränen, und mit Rosen, die aus ihrem Lächeln entstanden waren, und der König erklärte diese Bretzel für die beste und nahm das Mädchen zur Frau.

83. *Die Elfin als Hausfrau.*

Es war einmal ein armer Mann, der schlief zur Erntezeit auf seiner Tenne. In der Nacht kamen drei Neraiden und tanzten auf der Tenne, bis bei Tagesanbruch die Hähne krähten. Zuerst krähte der weiße Hahn; da sprachen sie zu einander: »Es ist der weiße, der mag krähen!« und tanzten weiter. Darauf krähte der rote, und sie sprachen zueinander: »Es ist der rote, der mag krähen!« und tanzten weiter. Endlich krähte der schwarze; da riefen sie: »Jetzt ist es Zeit, unsere Flügel zu nehmen und aufzubrechen,« und flogen weg.

Der Mann aber beschloß, sich eine von diesen Neraiden zu fangen. Als sie nun in der folgenden Nacht wiederkamen und bis zum Tagesanbruch tanzten, und der weiße und der rote Hahn nach der Reihe krähten, da sprachen sie wie in der ersten Nacht und fuhren fort zu tanzen; als aber der schwarze Hahn krähte, da riefen sie: »Jetzt ist es Zeit, unsere Flügel zu nehmen und aufzubrechen.« Der Mann hatte jedoch der jüngsten die Flügel weggenommen, und so konnte sie nicht fort, als die beiden andern wegflogen.

Als diese weg waren, kam der Mann aus seinem Verstecke hervor und sprach: »Ich habe deine Flügel und will dich zur Frau nehmen.« Und sie sprach: »Ich bin es

zufrieden.« Darauf nahm er sie mit in sein Haus, ließ sich mit ihr einsegnen und hielt sie wie seine Hausfrau. Sie gebar ihm einen Knaben und war wie die andern Frauen. Nur wenn sie diese an den Feiertagen tanzen sah, erinnerte sie sich ihrer Tänze in der Luft und bat dann ihren Mann, ihr ihre Flügel zu geben, damit sie auch wieder einmal in der Luft tanzen könne. Der Mann aber sagte stets: »Nein, die bekommst du nicht, denn wenn du sie hast, so fliegst du weg.« Als nun der Knabe fünf Jahre alt war und die Weihnachten kamen, bat sie den Mann wiederum, ihr ihre Flügel zu geben, und versprach ihm hoch und teuer, wieder zu kommen, wenn sie sich satt getanzt hätte. Da ließ sich der Mann beschwatzen und gab sie ihr. Sobald sie sie angelegt hatte, schwang sie sich damit in die Luft, eilte zum Tanzplatz, wo die andern Frauen tanzten, und flog dreimal um diesen herum. Darauf sprach sie: »Lebe wohl, Mann, und habe acht auf unser Kind!« und verschwand.

Von da an kam sie jeden Tag in das Haus, wenn ihr Mann weggegangen war, buk Brot für ihn, gab dem Kinde zu essen und besorgte alle Geschäfte. Dann flog sie auf den Acker, wo ihr Mann war, und sagte zu ihm: »Guten Tag, Mann, wie geht es dir?« Dieser aber sprach: »Was soll ich dir sagen? Du hast mich betrogen, und ich bin dumm gewesen.« Da lachte sie und sprach: »So betrügen euch die Neraiden.« Darauf sagte sie ihm, daß

sie sein Haus bestellt habe, und daß er auf den Knaben acht haben und ihn nicht schlagen solle, weil er noch klein sei. So machte sie es jeden Tag, war aber nicht zu bewegen, wieder in ihrem Hause zu wohnen.

84. *Das Fischerkind und die Elfen.*

Es war einmal ein Mann, der wollte auf den Fischfang gehen und nahm auch seinen kleinen Knaben mit; weil der aber unterwegs müde wurde, setzte er ihn auf einen Baum und sagte zu ihm: »Bleib schön ruhig hier oben, mein Kind; wenn ich zurückkomme, so nehme ich dich wieder herunter.«

Als der Knabe eine Weile auf dem Baume gesessen hatte, kamen zwei Raben herzugeflogen und baten ihn, daß er ihnen ein Stück Fleisch teilen möge, und der Knabe tat das.

Darauf kam ein Trupp Elfinnen, die nahmen den Knaben und trugen ihn in eine Höhle, gingen dann zu ihrer Mutter und sagten zu ihr: »Wir haben einen Knaben gefunden.« – »Wo habt ihr ihn hingebracht?« – »In eine Höhle.« – »Geht und bringt ihn hierher.« – Da gingen sie hin und brachten den Knaben zu ihrer Mutter, und er lebte nun eine Zeitlang bei ihnen. Als aber eine der Elfinnen beim Baden vom Blitze erschlagen wurde, sagte die Elfenmutter: »Das kommt uns von dem Menschenkinde, das wir bei uns haben; nehmt es also und bringt es wieder an den Ort zurück, wo ihr es gefunden habt, denn sonst tötet uns der liebe Gott.«

Da nahmen die Elfinnen den Knaben und trugen ihn

wieder auf den Baum; und als der Vater von dem Fischfang zurückkehrte, holte er ihn wieder vom Baume herunter und ging mit ihm nach Hause, und als sie zu Hause waren, erzählte der Knabe, wie es ihm ergangen sei.

GRIECHISCHE TIERMÄRCHEN

85. *Von dem Alten und der Alten mit dem Hahne und dem Huhne.*

Es war einmal eine alte Frau und ein alter Mann, die hatten einen Hahn und ein Huhn. Sie lebten lange zufrieden mit einander, aber endlich wurden sie so uneins, daß sie abteilten, und dabei bekam der Alte den Hahn, und die Alte das Huhn. Das Huhn aber war tüchtig und legte der Alten viele Eier. Da sagte einmal der Alte zu ihr: »Ei, Alte, gib mir doch ein paar Eier!« Die aber wollte ihm keine geben, und sagte ihm: »Dein Hahn kann dir ja welche legen.«

Da wurde der Alte zornig, ergriff den Hahn, und schlug so lange auf ihn, bis er ihm ein Bein gebrochen, und drauf schickte er ihn fort, um ihm Eier zu holen.

Da machte sich der Hahn auf, und ging und ging Berg auf, Berg ab.

Endlich traf er auf einen Fuchs, der fragte ihn: »Wo gehst du hin, Schnapphahn?« – »Bis hierher und zurück«, antwortete dieser.

»Darf ich auch mitgehen?«

»Komm' mit! daß du mir aber nicht müde wirst!«

Da lachte der Fuchs und sprach: »Du hast nur einen Fuß, und ich habe viere, und ich sollte müde werden?«

Sie machten sich nun zusammen auf den Weg und gingen so weit, bis der Fuchs sagte: »nun bin ich müde!« – und der Hahn sprach: »so setz dich auf mein Schwänzchen«; und so ging es wiederum ein gut Stück weiter.

Da traf er einen Wolf, der fragte ihn:

»Wo gehst du hin, Schnapphahn?«

»Bis hierher und zurück!«

»Darf ich auch mitkommen?«

»Komm! daß du mir aber nicht müde wirst!«

Da lachte der Wolf und sprach: »Du hast nur einen Fuß und ich viere und du sprichst mir von müde werden?«

Sie machten sich nun zusammen auf den Weg, und gingen so weit, bis der Wolf sagte: »nun bin ich müde!«

Da sagte ihm der Hahn: »so setz dich auf mein Schwänzchen.«

Nachdem der Hahn wieder ein gutes Stück gegangen war, kam er zu einem Fluß, und wußte nicht, wie er drüber kommen sollte. Endlich fiel es ihm ein, und er rief zweimal seinem Bürzel zu: »schlürf mir den Fluß ein«; und dieser tat, wie ihm befohlen worden.

Nachdem er nun wieder eine Weile gegangen war, kam er an einen Krautgarten, der einem König gehörte;

da schlüpfte er in einen faulen Kohlstrunk und schrie: »Kikeriki! Ich mache auf des Königs Bart, auf seines Sohnes Schnurrbart, und auf den Rocken der Prinzessin«, und rief so lange, bis es der König hörte. Da sagte er zu dem Diener: »geh' mal hin, und sieh' zu, wer so schreit.« Der kam zurück und sagte: »Es schreit wie ein Hahn im Kohlgarten.«

Drauf sagte ihm der König: »Geh' hin und schneide alle Kohlköpfe ab, und laß mir keinen stehn, damit wir herausbringen, wer das ist.«

Der Diener ging hin und schnitt alle Krautköpfe ab, konnte aber nichts finden; und wie er wieder zum König zurückkam, da fing der Hahn von Neuem an, und rief: »Kikeriki! Ich mache auf des Königs Bart, auf seines Sohnes Schnurrbart und auf den Rocken der Prinzessin!«

Da sprach der König zu dem Diener: »Du hast sie gewiß nicht alle abgeschnitten.« Und der antwortete: »Ich habe nur einen faulen stehen lassen.«

Der König sprach: »geh' hin und schneide auch den ab.«

Drauf ging der Diener hin, schnitt ihn ab, fand den Hahn drin sitzen, und brachte ihn dem König.

Der aber sagte zum Diener: »Tue ihn zu den Hühnern, damit sie ihn so lange beißen, bis er drauf geht.« Und das

geschah. Da ließ der Hahn den Fuchs los, und der fraß die Hühner.

Drauf befahl der König: »Wirf den Hahn zu den Pferden, damit ihn diese tot treten.« Und das geschah. Da ließ der Hahn den Wolf los, und der fraß die Pferde auf.

Darauf sagte der König: »Heize mir den Backofen tüchtig, bis er glühend wird, und wirf ihn hinein, damit er darin verbrenne.«

Da heizte der Diener den Ofen so lange, bis er glühend wurde, und warf den Hahn hinein. Der aber ließ den Fluß los, und löschte den Ofen.

Drauf sagte der König: »Nimm ihn und wirf ihn in das große Gewölbe, wo die großen Goldstücke sind, damit er davon fresse und daran ersticke.« Sie warfen also den Hahn hinein, der fraß und fraß, bis er nicht mehr konnte, nahm noch ein Goldstück in den Mund, und stellte sich, als ob er tot wäre.

Nach einer Weile sagte der König zu seinem Diener: »Geh' hin, und sieh zu, ob er draufgegangen ist, und wirf ihn hinaus.« Der Diener ging und fand den Hahn auf der Erde liegen und glaubte, er wäre draufgegangen, hob ihn auf, und warf ihn hinaus. Kaum war der Hahn draußen, so stand er auf und krähte: »Kikeriki, ich mache auf des Königs Bart, auf seines Sohnes Schnurrbart und auf den

Rocken der Prinzessin!«

Da befahl der König dem Diener: »geh hin und fange ihn, damit wir ihn schlachten.« Und der Diener ging hin, und wie er den Hahn greifen wollte, schlug der mit den Flügeln, flog fort, kam zu dem Alten zurück und rief: »Alter, Alter, komm her und breite dein Strohmattlein aus, und dein Säcklein, und nimm dein Seilchen und dein Stöckchen. Hänge mich auf und schüttle mich, damit du siehst, was für schöne Sachen ich dir mitgebracht habe.« Da nahm ihn der Alte, schüttelte die Goldstücke aus ihm heraus und füllte seinen Sack damit.

Als die Alte das sah, sagte sie zu ihm: »Gib mir doch auch ein paar Goldstücke!« Der Alte aber erwiderte: »Ei was! Neulich hab' ich ein Ei von dir verlangt, da hast du mir auch keins gegeben; und da mir das der Hahn gebracht hat, so kannst du ja auch deine Henne ausschicken, um eben so viel zu bekommen.«

Da griff die Alte die Henne, bläute sie tüchtig und befahl ihr dann fortzugehn und ihr auch Goldstücke zu bringen.

Das arme Huhn machte sich auf den Weg und lief hierhin und dorthin, fand aber nur ein paar alte Heller und falsche Groschen, ein paar Schlangen und Eidechsen; die verschluckte sie, kam zur Alten zurück und rief: »Alte, Alte! komm her und breite dein Strohmattlein aus und

dein Säcklein, und nimm dein Seilchen und dein Stöckchen. Hänge mich auf und schüttle mich, damit du siehst, was für schöne Sachen ich dir mitgebracht habe.«

Die Alte nahm nun das Huhn und schüttelte es, aber es fielen nur alte Heller und falsche Groschen heraus. »O Glücksstern!« rief die Alte, »was für Dukaten mir die gebracht hat!« Drauf schüttelte sie von Neuem, da fielen die Schlangen und Eidechsen heraus und stürzten auf sie los, um sie zu beißen. Die Alte aber lief und lief, bis sie zu einem Stall kam, wo wilde Ziegen wohnten, und dort versteckte sie sich unter einem Waschtrog.

Als nun des andern Tags die Ziegen auf die Weide gegangen waren, da kam die Alte heraus und kehrte den Stall, und versteckte sich dann wieder unter den Trog.

Das geschah einmal und zweimal, da sagten die Ziegen zu einander: »Wer mag das wohl sein, der uns so schön auskehrt?« und machten aus, daß eine von ihnen morgen zurückbleiben solle, um zu sehen, wer das wäre. Es blieb also ein Böckchen zurück; das wartete und wartete, bis es hungrig wurde und auf die Weide gehen mußte. Da kam die Alte hervor, kehrte aus und versteckte sich dann wieder unter den Trog. Am Abend kamen die Ziegen zurück und fanden den Stall wieder ausgekehrt.

Als sie nun am andern Morgen auf die Weide gingen,

blieb ein räudiges Zicklein zurück; das wartete und wartete, es kam aber Niemand; da ließ es sich hinfallen und stellte sich tot. Als das die Alte sah, kroch sie heraus, nahm das Zicklein und beweinte es: »I, hi hi! mein Söhnlein! I, hi hi! mein Söhnlein!« Drauf legte sie es in eine Ecke, kehrte aus und versteckte sich wieder unter den Trog. Das räudige Zicklein aber, das sich tot gestellt hatte, lief zu den Ziegen und sagte ihnen: »so und so: es ist eine Alte, die kam unter dem Trog hervor, kehrte aus und versteckte sich wieder darunter.«

Als am Abend die Ziegen nach Hause kamen, gingen sie zum Troge, fanden die Alte darunter, und fragten sie, was sie da mache; und die Alte erzählte ihnen, wie es ihr ergangen. Drauf sagten ihr die Ziegen: »Du hast gut getan, hierher zu kommen; du kannst uns immer auskehren und Zweige schneiden, und dafür Milch essen.« – »Gut!« sagte die Alte, und dabei blieb's.

Nach der Hand erfuhr der Alte, wo sie sei. Er machte sich also auf, und kam zu ihr, und sagte ihr: »Bringe mir eine Schüssel Milch!« Die brachte sie, und er aß sie aus. »Bring' mir noch eine!« Die Alte brachte noch eine, und er aß sie aus. Drauf sprach der Alte: »Mit der Schüssel kann ich nicht satt werden. Bring mir einen Eimer voll, damit ich mich einmal recht satt esse.« – »Gut«, sagte die Alte; »aber wenn du so viel Milch issest, so mußt du

furzen, und da laufen mir die Ziegen weg.« – »So verstopf' mir das Loch mit dem Hammer.« – Das tat die Alte, und er aß sich knüppeldick. Da zog er den Hammer heraus, – brrrr! brausten die Winde, – hui! liefen die Ziegen.

Die Alte lief den Ziegen nach, und lief und lief, bis ihr ein Wolf begegnete. Zu dem sagte sie: »Herr Nicola! Herr Nicola! hast du meine Ziegen und meine Zicklein nicht gesehn?«

»Ich habe sie nicht gesehn.«

Da lief die Alte weiter, bis ihr eine Füchsin begegnete; die fragte sie: »Frau Maro! Frau Maro! hast du meine Ziegen und meine Zicklein nicht gesehn?«

»Ja wohl!« antwortete diese. »Was gibst du mir, wenn ich dich zu ihnen führe?«

»Mein bestes Böcklein.«

»Wann gibst du's mir?«

»Nächsten Sonnabend.«

Da zeigte ihr die Füchsin die Ziegen, und sie nahm sie und trieb sie nach Hause.

Am andern Sonnabend machte sich die Füchsin auf, um das Böcklein zu verlangen. Die Alte aber nahm es und setzte es hoch auf das Dachgebälke.

Da kam die Füchsin und sagte: »Gib mir das

Böcklein.«

»Nach der Hand«, sprach die Alte. »Komm, erst wollen wir essen.« Sie aßen also, und als sie fertig waren, sagte die Füchsin: »Nun gib mir's!«

»Nach der Hand! Lause mich erst ein bischen!«

Die Füchsin lauste sie also und sagte drauf: »gib mir's nun!«

»Es ist nicht hier, es kommt erst gegen Abend.«

Da pißte das Böcklein von oben herunter.

»Zit, zit!« rief die Alte. »Da ist mir der Honig ausgelaufen.«

Drauf mistete das Böcklein.

»Zit, zit!« rief die Alte. »Da laufen mir die Rosinen aus!«

Drauf meckerte das Böcklein: »meh, meh!«

»Ei, Alte!« sagte die Füchsin; »du hast das Böcklein, und sagst, es wäre nicht hier!« Sie nahm es nun ohne Umstände, setzte sich drauf und ritt und ritt, bis sie einem Schafhirten begegnete, und rief: »He, Schafhirt, Schafhirt! hast du Feuer, um dran zu sitzen, und Feuer, um sich zu wärmen?«

»Ich habe Feuer, um dran zu sitzen, und Feuer, um sich zu wärmen. Aber Essen und Trinken hab' ich nicht.«

»Das hab' ich unter meinem Schwänzchen.«

Drauf brieten sie das Böcklein.

Und in der Frühe nahm die Füchsin das Fett, bestrich damit den besten Widder und rief:

»He, Schafhirt, Schafhirt! siehe, das Fett von meinem Böcklein ist an den Hörnern deines Widders.« Da nahm die Füchsin den Widder, setzte sich drauf, und ritt und ritt, bis sie einen Kuhhirten fand. Dem rief sie zu: »Kuhhirt, Kuhhirt! hast du Feuer, um dran zu sitzen, und Feuer, um sich zu wärmen?«

»Ich habe Feuer, um dran zu sitzen, und Feuer, um sich zu wärmen. Aber Essen und Trinken hab' ich nicht.«

»Das hab' ich unter meinem Schwänzchen.«

Nachdem sie den Widder gebraten und gegessen hatten, nahm die Füchsin das Fett, und bestrich damit die beste Kuh.

Am andern Morgen stand sie auf und rief:

»He, Kuhhirt, Kuhhirt! das Fett von meinem Widder ist an deiner Kuh.« Drauf nahm sie die Kuh, setzte sich drauf und ritt und ritt, bis sie einen Pferdehirten fand.

»He, Pferdehirt, Pferdehirt! hast du Feuer, um dran zu sitzen, und Feuer, um sich zu wärmen?«

»Ich habe Feuer, um dran zu sitzen, und Feuer, um sich zu wärmen. Aber Essen und Trinken hab' ich nicht.«

»Das hab' ich unter meinem Schwänzchen.«

Drauf brieten sie die Kuh. Und am andern Morgen beschmierte die Füchsin die beste Jungstute mit deren Fett und rief:

»Pferdehirt, Pferdehirt! das Fett von meiner Kuh ist an deiner Stute«; setzte sich darauf und ritt heim, sperrte sie in den Stall und sagte zu ihr: »Wenn der Wolf kommt, und zu dir spricht: Füllchen, Füllchen! mach' das Türchen auf; ich bring' dir kaltes Wasser und frisches Gras! dann sag' ihm: Du bist der Wolf und frissest mich; und mach' ihm nicht auf. Denn wenn ich komme, will ich rufen: Füli, Füli! mach' das Türli auf, ich bring dir kaltes Wasser und frisches Gras.«

Da kam der Wolf und rief:

»Füllchen, Füllchen, mach das Türchen auf. Ich bring dir kaltes Wasser und frisches Gras.«

Die Stute aber sagte: »Du bist der Wolf und frissest mich.«

Drauf ging der Wolf zum Schmied und sagte ihm: »Schmied, hämmere mir die Zunge fein, denn ich will die Stute der Frau Maro fressen.« Und der Schmied hämmerte ihm die Zunge, aber die wurde davon immer dicker. Und wie er nun vor dem Stalle rief:

»Füllchen, Füllchen, mach das Türchen auf. Ich bring

dir kaltes Wasser und frisches Gras«; so sagte die Stute:

»Du bist der Wolf und frissest mich.«

Der Wolf ging also zum Schmied zurück und sagte ihm: »Warum hast du nicht besser drauf geschlagen?«

Der aber sprach: »Je mehr die Zunge gehämmert wird, desto dicker wird sie. Geh' unter jenen Baum, dort ist ein Ameisenhaufen, da stecke die Zunge hinein, und laß sie von den Ameisen so lange abfressen, bis sie fein wird.« Der Wolf tat, wie ihm geraten wurde, ging darauf zur Stute und rief:

»Füli, Füli! mach das Türli auf! Ich bring' dir kaltes Wasser und frisches Gras.«

Da machte die Stute die Türe auf und glaubte, es wäre die Füchsin; und der Wolf stürzte herein und fraß sie.

Wie nun die Füchsin zurückkam, fand sie die Stute gefressen und rief: »Der Herr Nicola hat sie gefressen, aber ich bring's ihm ein.« Sie lud ihn also zu Gast, und machte einen Kessel voll heißes Wasser; und nachdem sie tüchtig gegessen hatten, sagte sie zum Wolf:

»Komm, wir wollen sehn, wer am besten über den Kessel springt;« und sprang bald von hier, bald von dort hinüber.

Drauf nahm der Wolf auch einen Ansatz, um drüber zu springen; und die Füchsin gab ihm einen Stoß, daß er

hinein fiel und sich verbrühte. Da rief er: »Zieh' mich heraus, zieh' mich heraus, Frau Maro!« Die Füchsin aber lachte: »Hahahaha! Dir geschieht ganz recht; eben so zappelte meine Stute, als du sie gefressen hast.«

86. *Von der Füchsin, dem Wolfe und dem Priester.*

Es war einmal ein Priester, der kehrte, nachdem er seine Messe gelesen, nach Hause zurück, und trug den Quersack auf der Schulter, in dem die Weihebrote staken, die er erhalten hatte. Als er so seines Wegs ging, da fand er einen toten Fuchs liegen, er achtete aber nicht darauf und ging an ihm vorüber; eine Strecke weiter aber lag ein anderer Fuchs da, und weiterhin noch einer, und um es kurz zu machen, er zählte auf seinem Wege zwölf tote Füchse. Da bedachte er, wenn er diese zwölf Füchse auflesen und ihnen ihre Bälge abziehen würde, so könne er damit ein schön Stück Geld verdienen. Um sich aber die Arbeit zu erleichtern, legte er seinen Quersack ab, der ihm von all den Broten, die darin waren, allein schon auf die Schulter drückte, und dachte ihn bei der Rückkehr wieder aufzunehmen. Als er aber zum Orte kam, wo er den letzten Fuchs gesehn hatte, da fand er nichts mehr dort, und wie es ihm mit diesem gegangen war, so ging es ihm auch mit den andern elfen. Da glaubte er, daß sie irgend Jemand vor ihm weggenommen habe, und begriff nicht, daß es nur eine einzige Füchsin war, die ihm immer vorausgelaufen und sich tot gestellt hatte, um ihn zum besten zu haben. Als die Füchsin sah, daß er seinen Quersack hingelegt hatte und den Weg

zurückging, machte sie sich über den Sack her, holte alle Brote heraus und tat dafür Steine hinein.

Als nun der Priester unverrichteter Dinge wieder zu der Stelle kam, wo er den Quersack hingelegt hatte, nahm er ihn wieder auf den Rücken, und verdrießlich wie er war, über den vergeblichen Weg, den er gemacht, schien es ihm, als ob der Sack viel schwerer drücke, als vorher. Endlich, kam er nach Hause, gab ihn seiner Frau und sagte ihr: »da Frau, nimm den Sack, tue die Brote heraus und hebe sie auf, denn ich bin müde von dem Wege, den ich gemacht habe.« Diese antwortete: »es scheint, daß du heute viele Messen gehabt hast, weil der Sack so schwer ist.« Als sie aber die Hand hineinsteckte und daraus einen Stein nach dem andern hervorholte, da rief sie: »siehe her, lauter Steine, nichts als Steine!« Da zerraufte sich der Priester seinen Bart und rief: »das hat mir die Stink-Marja angetan.«

Lassen wir nun den Priester seine Brote bejammern und sehen wir, was die Füchsin macht. Als diese mit den Broten zu ihrer Höhle ging, da aß sie den ganzen Weg von ihnen, was sie nur konnte, um sich die Last zu erleichtern. Darauf begegnete ihr der Wolf und sprach: »guten Morgen, Frau Stink-Marja, was issest du denn Gutes?« Sie antwortete: »ach, Onkel Musuris, ich hatte lange nichts zu essen finden können, da rieb ich vor

lauter Hunger meine Schnauze an die Erde und rief: ›azilulus, bazilulus, azilulus‹, und das machte, daß ein Priester kam und mir alle seine Weihbrote zum Essen hinwarf.« Da fragte der Wolf: »Was meinst du, Frau Marja, sollte ich wohl ebenso glücklich sein wie du, wenn ich es ebenso mache?« Die Füchsin sprach: »und du fragst noch? – warum denn nicht?«

Da nahm der Onkel Musuris Abschied von der Stink-Marja, und auf dem ganzen Wege rieb er seine Schnauze an dem Boden und rief dabei: »azilulus, bazilulus, azilulus«, und das trieb er so lange, bis er mit seiner Schnauze in eine aufgestellte Falle geriet. Als er sah, daß alle seine Mühe, sich aus ihr los zu machen, vergebens war, rief er: »ach Stink-Marja, Stink-Marja, wie hast du mich angeführt!« Während er so in der Falle stak, kam ein Bauer vorbei und sah einen Wolf in der Falle; da nahm er sein Messer heraus und zog ihm sein Fell bei lebendigem Leibe ab, nahm dies mit sich und kümmerte sich nicht weiter um den geschundenen Körper.

Als der Bauer weg war, da stand der Wolf auf und suchte so lange nach der Stink-Marja, bis er sie fand, und nun sprach er zu ihr: »für das, was du mir angetan hast, will ich dich fressen.« »Gut«, sagte die Füchsin, »aber laß mich nur erst nach Hause, um meine Jungen noch einmal zu sehen, und dann kannst du mich fressen.« – »Aber

wie soll ich das anfangen, ohne daß du mir davonläufst?« – Da sagte die Füchsin: »du brauchst mich ja nur auf deinen Rücken zu setzen.« Der Wolf tat das, und so ritt die Füchsin auf dem Rücken des Wolfes den ganzen Weg nach ihrer Höhle, und während des Reitens biß sie dem Wolf ein Stück Fleisch nach dem andern aus seinem Rücken. Dieser rief: »ach Stink-Marja, was plagen mich die Fliegen!« Sie versetzte: »ja, es sind Pferdefliegen.« Als sie endlich bei dem Fuchsbau ankamen, der der Stink-Marja gehörte, da schlüpfte diese hinein und kam nicht mehr heraus. Der arme Onkel Musuris versuchte nun selbst in die Höhle zu kriechen, aber sie war so eng, daß er nicht hineinkommen konnte. Da ging er fort, und es dauerte gar nicht lange, so verendete er an seinen Wunden.

87. *Vom Bauer, der Schlange und der Füchsin.*

Es war einmal ein Bauer, der bestellte seinen Acker, in dessen Mitte eine kleine Steinöde war, und wollte diesmal die Dornsträuche verbrennen, die drauf standen, die Steine wegwerfen und den ganzen Platz urbar machen. – Wie er nun Feuer an die Dornen legte, da kam eine Schlange heraus und sprach: »nimm dich in Acht, daß du mein Haus nicht verbrennst.«

Der Bauer aber hörte nicht darauf, und legte das Feuer an. Da sprach die Schlange: »nun, in Gottes Namen, so verbrenne das Haus, aber lege mir wenigstens deinen Krückenstock auf die Dornen, damit ich herauskommen kann.«

Wie nun der Bauer seinen Krückenstock über die Dornen hielt, da ringelte sich die Schlange nicht nur um diesen, sondern auch um ihn selbst und sagte zu ihm: »jetzt werd' ich dich fressen!« Der Bauer aber widersetzte sich, und nach langem Streiten kamen sie überein, sie wollten zusammen hingehen und ihren Streit von drei Richtern richten lassen, und machten sich also auf den Weg.

Zuerst fanden sie eine alte magere Mähre, zu der sprachen sie: »das und das haben wir mit einander, sprich uns Recht!«

Drauf sagte die Mähre: »Als ich noch einen Herrn hatte, und jung war, da hegten sie mich und pflegten sie mich, und ich hatte gute Tage. Jetzt aber haben sie mich in die Wüste hinausgejagt, und deswegen soll die Schlange dich auffressen.«

Drauf gingen sie ein Stück weiter und fanden einen alten Maulesel, und der sagte ihnen dasselbe. Endlich trafen sie eine Füchsin an, zu der sprachen sie: »komm', Frau Marja, wir wollen uns von dir richten lassen, denn wir haben einen Streit zusammen.« – »Wie kann ich euch richten, während der eine auf dem andern reitet? Ihr müßt euch von einander trennen, und nach der Ordnung der eine auf dieser, der andere auf jener Seite stehen, dann will ich euch richten.« Da löste sich die Schlange vom Halse des Bauern ab, und kroch auf den Boden herunter.

Drauf sprach die Frau Marja zum Bauer. »Nun, was stehst du da, Dummkopf? Nimm einen Knüppel, und gib ihr damit ein paar auf den Schädel, damit sie ihrer Wege gehe.«

Da nahm der Bauer einen Knüppel, gab ihn der Schlange zu kosten und schlug sie tot.

Drauf sagte der Bauer zur Füchsin: »Wie soll ich dir das Gute vergelten, was du an mir getan hast?«

»Ich will weiter nichts, als daß du mir ein paar

Küchlein bringest, wenn du welche hast.«

»Gut, die will ich dir bringen, Frau Marja!«

Der Bauer ging nun nach Hause, und sagte zu seiner Frau: »so und so ist's mir gegangen, die Frau Marja hat mich errettet, und dafür will ich ihr eine Brut Küchlein bringen.«

Da sagte die Frau: »Na, was bist du doch für ein Narr! Warum steckst du nicht deine Jagdhunde in den Sack und bringst sie ihr statt der Küchlein?« Das gefiel dem Bauer, und er folgte daher diesem Rate.

Als nun die Frau Marja sah, wie der Bauer den Sack brachte, ihn von der Schulter nahm und aufband, da spannte sie, um die Küchlein zu haschen, wenn sie herauskämen.

Statt dessen aber stürzten die Windhunde heraus und rüttelten ihr das Fell so lange, bis sie in ihre Höhle entwischte. Drauf sprach sie: »mein Großvater war kein Richter, und mein Vater war auch keiner, was kam mir an, Richter zu werden und ihren Streit zu schlichten?«

88. *Vom Alten, dem Kater und dem Hunde.*

Es war einmal ein alter Mann, der verzehrte nach und nach sein bißchen Hab und Gut, so daß ihm endlich davon nichts als ein Kater übrig blieb. Als er nun alles verkauft hatte, wozu er einen Käufer fand, mußte er betteln gehen, und was er den Tag über sammelte, das verzehrte er am Abend mit dem Kater. Eines Tages aber fand er alle Türen verschlossen, an die er pochte, weil alle Welt zum Kornschneiden auf das Feld gegangen war. Als er am Abend müde und hungrig heim kam, sprach er zu dem Kater: »ich komme heute mit leeren Händen nach Hause; wenn wir uns also nicht hungrig schlafen legen sollen, so mußt du sehen, ob du nicht irgend etwas auftreiben kannst.«

Da machte sich der Kater auf, und während er so hin und her dachte, wo er etwas finden könnte, fielen ihm die fetten Tauben in dem Schlage des Nachbarn ein, und er sprach zu sich: »der Haushund ist zwar ein guter Freund von mir, daß er mich aber eine von seinen Tauben nehmen ließe, wenn ich ihn darum bitte, daran ist nicht zu denken; ich muß also sehen, daß ich ihn so lange vom Hofe entferne, bis ich die Taube geholt habe.«

Er ging also zu dem Hunde und sprach: »höre Freund, als ich vorhin auf der großen Eiche vor dem Dorfe nach Vögeln lauerte, da sah ich einen Hund mit einem Stück

Fleisch daherkommen, das war so groß, daß er es kaum schleppen konnte, und als er unter dem Baume war, grub er ein Loch und verscharrte das Fleisch darin und lief dann wieder weg; wenn du dich also einmal recht satt an Fleisch essen willst, so säume nicht lange und gehe hin, bevor es der Hund wieder holt.« Als der Haushund das hörte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, denn er hatte seit langem kein Fleisch zu sehen bekommen; er nahm sich also kaum Zeit dem Kater für die gute Nachricht zu danken und lief dann spornstreichs zum Dorfe hinaus. Als der Hund fort war, schlich sich der Kater in den Schlag, suchte sich die fetteste Taube aus und brachte sie dem Alten, der sie sogleich rupfte und an den Spieß steckte.

Unterdessen suchte der Hund vergebens den ganzen Platz vor der Eiche nach dem Orte ab, wo das Fleisch verscharrt sein sollte, konnte aber keine frisch gegrabene Stelle finden und lief also zur Hütte des Alten, um den Kater zur Rede zu stellen; als er aber davor stand, drang ihm daraus der Duft der bratenden Taube entgegen und er hörte zugleich, wie sich der Alte und der Kater über seine Dummheit lustig machten.

Da kehrte der Hund ganz still nach Hause zurück und ließ sich ein paar Tage nicht vor dem Kater sehen, dann ging er in das Haus des Alten, und tat als ob er den

Kater besuchen wollte. Dieser hatte die Taube vergessen und kam ihm daher wie sonst freundlich entgegen, aber ehe er es sich versah, sprang der Hund auf ihn los, packte ihn beim Halse und biß ihn tot.

Als der Alte das sah, sprang er eilig auf um seinem Kater beizustehen; in der Hast stolperte er über einen Stein und stürzte mit solcher Gewalt zu Boden, daß er tot liegen blieb.

Darauf sprach der Hund: »so, nun stehlt des Teufels Tauben!« und lief heim.

89. *Vom Wolf, der Füchsin und dem Honigtopfe.*

Es war einmal ein Wolf, der hieß Herr Nicola, und eine Füchsin, die hieß Frau Marja. Die kauften zusammen einen Acker, und machten sich auf, um ihn zu bestellen; zur Nahrung nahmen sie einen Bottich voll Honig und einen Korb Weißbrote mit, versteckten ihren Mundvorrat in einen Busch und fingen an zu graben. Als sie ein gutes Stück gegraben hatten, begann es die Füchsin zu hungern, sie schämte sich aber, das dem Herrn Nicola zu sagen, und sann daher auf eine List, stellte sich, als ob man sie zu einer Taufe riefe, und schrie: »Ja wohl, ja wohl, ich komme schon!«

Da fragte Herr Nicola: »wer ruft dich denn?« und sie erwiderte: »man ruft mich, um ein Kind aus der Taufe zu heben. Ich will also hingehen, aber bald wiederkommen.«

»So geh'«, sagte der Herr Nicola, »aber mache, daß du bald wieder zurück bist.«

Da ging die Frau Marja fort, schlich sich an den Ort, wo der Honigsbottich und die Weißbrote versteckt waren, und fraß, bis sie nicht mehr konnte.

Drauf ging sie zum Herrn Nicola zurück, und der sprach zu ihr: »Willkommen, Frau Gevatterin, was hast du dem Kind für einen Namen gegeben?« »Anfanginchen«, erwiderte sie.

Sie machten sich nun wieder an die Arbeit, und nach einer Weile begann es Frau Marja wieder nach dem Honig zu lüsten, und sie rief: »Ja wohl, ja wohl, ich komme schon!«

Da fragte Herr Nicola: »Aber wer ruft dich denn schon wieder?«

»Ach, ich soll nochmal zu Gevatter stehen.«

»So geh, aber mache daß du bald zurückkommst.«

Da schlich die Frau Marja zum Honig, fraß, bis sie nicht mehr konnte, und kam dann wieder auf den Acker.

Herr Nicola fragte sie: »Was für einen Namen hast du diesmal dem Kinde gegeben?« Und sie antwortete: »Mittinchen!«

Als sie nun abermals eine Weile gearbeitet hatten, stellte sich Frau Marja wiederum, als ob sie rufen hörte, und schrie: »Ja wohl, ja wohl, ich komme schon!«

»Wer ruft dich denn schon wieder?« fragte Herr Nicola.

»Ach, ich soll noch einmal zu Gevatter stehen.«

»Das ist doch merkwürdig, man ruft dich ja in Einem fort!«

»Das kommt daher, daß man mich lieb hat, Herr Nicola!«

»Nun so geh', mach' aber, daß du bald wiederkommst.«

Da schlich sich Frau Marja noch einmal zum Honig, fraß ihn und die Weißbrote rein auf, stülpte den Bottich um, und kam dann wieder zu Herrn Nicola.

Der fragte sie: »Was hast du denn dem Kind für einen Namen gegeben?« »Stülpinchen«, antwortete Frau Marja.

Nun gruben sie noch eine Weile; da sagte endlich Herr Nicola: »Wollen wir jetzt essen oder später?«

»Essen wir jetzt!« sagte Frau Marja.

Herr Nicola ging also zum Busche, wo der Honig und die Weißbrote versteckt waren, und fand den Bottich umgestülpt. Da wurde er sehr zornig, lief zur Frau Marja und schrie: »Du hast die Weißbrote und den Honig aufgefressen, und dafür will ich dich nun selbst fressen.« »Ich hab' sie gewiß nicht gefressen, Herr Nicola! Du hast wohl nicht recht zugesehen; geh' doch noch mal hin und such' besser nach.«

»Nun, ich will's tun«, sagte er; »wenn ich aber nichts finde, so weißt du, was dir blüht.«

Während nun Herr Nicola noch mal suchte, machte sich Frau Marja weg und versteckte sich in ein Loch. Und als der Wolf zurückkam, sah er sie, wie sie gerade

hineinschlüpfte. Da nahm er einen Häkelstab, um sie damit heraus zu holen. Wenn dieser sich nun in eine Wurzel hakte, so schrie die Füchsin: »Au, au, mein Beinchen! au, au, mein Beinchen!« Wenn er aber ihren Fuß packte, dann höhnte sie: »Zieh' nur an der Wurzel, du Esel! Zieh' nur an der Wurzel, du Esel!« Und so ging's lange Zeit fort, bis der Wolf endlich müde wurde und wegging, und so kam die Frau Marja vom Herrn Nicola los.

90. *Von der Füchsin Pilgerschaft.*

Es war einmal eine Füchsin, die hatte nichts zu essen, und stellte sich daher, als ob sie auf die Pilgerschaft gehen wollte. Auf dem Wege begegnete sie einem Hahn. Der fragte sie: »Wo gehst du hin, Frau Marja?«

»Auf die Pilgerschaft und wieder zurück«, erwiderte diese.

»Da will ich mit dir gehen.«

»So komm' und setz' dich auf meinen Rücken!« Und so ging's weiter.

Über eine Weile traf sie auf ein paar Tauben; und als diese die Füchsin ansichtig wurden, flatterten sie auf. Diese aber rief: »bleibt ruhig, bleibt ruhig Kinder, ich habe das aufgegeben und geh jetzt auf die Pilgerschaft.«

»Da will ich mit dir gehen!« sagte der Täuber.

»So komm', da wo der Hahn ist, hast auch du Platz.«

Drauf ging es wieder ein Stück weiter, da traf sie auf ein paar Enten. Als diese die Füchsin sahen, flatterten sie auf. Sie aber rief: »Bleibt ruhig, Kinder, die alten Streiche hab' ich gelassen, und bin jetzt auf der Pilgerfahrt.«

»Da will ich auch mitgehn!« sagte der Enterich.

»So komm' und steig auf meinen Rücken; da wo die andern sind, kannst auch du sitzen!«

Nachdem sie so ein gut Stück Weg gemacht hatten, kamen sie zu einer Höhle. Da sprach die Füchsin: »Da drin wollen wir uns einander Beichte hören; denn wir müssen über Flüsse und Meere hinüber, und Gott weiß, ob wir so glücklich sind, bei der Gnadenstätte anzukommen! Also komm du her, Meister Hahn, damit ich dich zuerst verhöre.«

»Was habe ich getan, Frau Marja?«

»Was du getan hast?« fragte die Füchsin. »Weißt du nicht, daß du schon um Mitternacht zu krähen anfängst und die Leute aus dem besten Schlaf aufweckst, daß du dann rasch nachher noch einmal krähst und die Caravanen irre in der Zeit machst, so daß sie zu früh aufbrechen und den Räubern in die Hände fallen. Das sind schwere Sünden, die verlangen schwere Bußen.« Da packte sie den Hahn bei dem Kragen und fraß ihn auf.

Nachdem sie fertig war, trat sie vor die Höhle und rief: »jetzt komm du, kleiner Täuber, damit ich dich beichte.«

»Was hab' ich denn Böses getan, Frau Marja?«

»Was du Böses getan hast?« erwiderte die Füchsin. »Wenn die Leute ihre Saaten aussäen, um Frucht davon zu ernten, gehst du da nicht hin und scharrst sie aus, und frissest sie? Das ist eine schwere Sünde, die fordert schwere Buße!«

Drauf fraß sie auch den Täuber. Und als sie damit fertig war, trat sie vor die Höhle und rief: »Nun komm du herein, Herr Enterich, damit ich dich beichte.«

»Was hab' ich denn Böses getan, Frau Marja.«

»Was du Böses getan hast? Hast du nicht dem König die Krone gestohlen und trägst sie auf deinem Kopfe?«

»Nein, Frau Marja, das ist nicht wahr. Warte ein bischen, ich will Zeugen holen.«

»Gut, so geh'.« –

Da ging der Enterich und setzte sich auf einen Holzbirnbaum; unter dem kam ein Jäger vorbei und zielte nach dem Enterich mit der Flinte, um ihn zu schießen.

»Schieße mich nicht«, rief dieser, »was hast du an mir? Komm lieber mit, ich will dir einen Ort zeigen, wo eine Füchsin versteckt ist.«

Der Jäger war es zufrieden, und sie gingen zusammen hin. Als sie nun zu der Tür der Höhle gekommen waren, da rief der Enterich: »Komm heraus, Frau Marja, ich hab' die Zeugen gebracht.«

»Sind's denn so viele? und wollen sie nicht hereinkommen?«

»Das geht nicht! Also komm du nur heraus!«

Der Jäger aber zielte nach der Tür der Höhle, und wie nun die Füchsin heraussah, drückte er ab und schoß sie

tot, aber bevor sie verendete, rief sie zum Enterich: »Schwarze Unglückstage über dich und die Zeugen, die du mir gebracht hast!«

91. *Die Füchsin und der Igel.*

Es war einmal ein Igel und eine Füchsin, die begegneten einander zur Herbstzeit, und da sprach die Füchsin zu dem Igel: »komme mit, wir wollen in den Weinberg und Trauben stehlen.« Der antwortete: »nein, ich fürchte mich vor den Fallen, die sie dort aufgestellt haben.« Die Füchsin aber sagte: »habe keine Furcht, du kommst nicht zu Schaden, denn ich weiß drei Säcke voll Listen.« Sie gingen nun zusammen hin und fraßen sich satt, als sie aber wieder wegwollten, fing sich die Füchsin in einem Eisen. Da rief sie: »hilf mir, Igel, ich bin in die Falle geraten!« und dieser sprach: »so laß nun deine Listen aus den Säcken, damit sie dich lösen.« Die Füchsin aber sprach: »ich bin über einen Abgrund gesprungen, und da sind mir alle meine Listen hineingefallen; weißt du denn gar keine?« Der Igel erwiderte: »ich weiß deren zwei; die eine ist, daß du dich, wenn der Bauer kommt, tot stellst, und die andere, daß du dabei tüchtig furzest. Da wird er glauben, du stänkest schon, und wird dich wegwerfen, und so kommst du davon.« Da machte es die Füchsin, wie ihr der Igel geraten, und als der Bauer herbeikam und fand, daß der Fuchs bereits stinke, da warf er ihn vor den Weinberg und so kam er davon.

Ein anderes Mal fragte die Füchsin wiederum den Igel,

ob er mit ihr in den Weinberg gehen und Trauben essen wolle? und da er das erste Mal so gut durchgekommen war, so ging er auch dies Mal mit. Als sie sich nun satt gegessen hatten und wieder fort wollten, da fing sich der Igel in der Falle und nun rief er: »hilf mir, Frau Maru, ich bin in die Falle geraten. Laß deine Listen los und löse mich aus der Falle.« Die Füchsin erwiderte: »ich bin wieder über einen Abgrund gesprungen und da sind mir alle meine Listen hineingefallen.« Der Igel sprach: »da ich also sterben muß, so verzeihe mir meine Sünden.« Da sagte die Füchsin: »verzeihe mir alle meine Sünden gegen dich, und möge dir auch Gott verzeihen.« Darauf bat sie der Igel: »komme näher heran, wir wollen uns noch einmal umarmen, weil wir so lange mit einander gelebt haben.« Da kam die Füchsin herbei und sie umarmten sich, und der Igel sprach: »du sollst mich aber auch auf den Mund küssen.« Das tat die Füchsin. Der Igel aber packte ihr die Zunge mit seinen Zähnen und hielt sie so lange fest, bis der Bauer kam, und als dieser sah, wie der Igel die Füchsin gepackt hatte, da lachte er, schlug die Füchsin tot und ließ den Igel laufen.

92. *Der Wolf, die Füchsin und der Esel.*

Es war einmal ein Wolf, der hieß Herr Nicola, und hatte eine Füchsin zur Frau, die hieß Maru. Die wurden alt mit einander und bekamen doch keine Kinder. Da machten sie mit einander aus, daß sie nach dem heiligen Grabe pilgern wollten. Als sie sich nun dahin auf den Weg machten, fanden sie einen Esel, der auf einer Wiese graste. Da sprach die Frau Maru: »was meinst du, Herr Nicola, wollen wir den Esel nicht einladen, die Reise mit uns zu machen?« Der Herr Nicola fragte ihn also, ob er mit wolle, und als der Esel das zufrieden war, zogen sie nun selbdrei weiter. Nachdem sie lange Zeit gewandert waren, kamen sie an die See, und am Strande lag ein kleines Schiff, in das stiegen die drei Pilgrime und fuhren ab. Als sie eine gute Strecke gefahren waren, sprach die Frau Maru: »hört ihr andern, auf dieser Reise können wir leicht unsern Tod finden; wir wollen also einander unsere Sünden beichten.« Da begann der Wolf und beichtete der Frau Maru und sprach: »wenn ich in eine Schafherde einfiel, dann nahm ich nicht bloß ein oder zwei Stücke, sondern biß auch wohl zehn Stücke aus lauter Mutwillen tot.« Darauf beichtete die Frau Maru dem Herrn Nicola und sprach: »wenn ich in einen Hühnerstall kam, da nahm ich nicht bloß ein oder zwei Stück, sondern biß auch die andern aus lauter Mutwillen tot; und nun komme

du her, Esel, und beichte mir deine Sünden.« Da sprach der Esel: »mein Herr war ein Gärtner, der belud mich mit Gurken und Gemüse, und trieb mich in die Stadt, um es zu verkaufen; und eines Tages fiel eine Gurke aus dem Korbe, die fraß ich auf.« Da sprach die Frau Maru zu dem Herrn Nicola: »das ist eine große Sünde, denn wenn der Esel Gurken frißt, so kann es ihm auch in den Sinn kommen, dich und mich zu fressen; es ist also besser, daß wir ihn eher fressen, als ihm der Gedanke kommt.«

Der Esel aber versetzte: »wenn ihr mich fressen wollt, so liegt mir nichts daran, denn ich hänge nicht am Leben; aber mein Herr hat mir etwas auf die Hufe geschrieben, das ihr vorher lesen solltet.« Als nun der Wolf herzutrat um zu lesen, was auf den Hufen des Esels stand, da gab der ihm mit diesen einen solchen Schlag, daß er über Bord flog und ertrank; und die Frau Maru entsetzte sich darüber so sehr, daß sie über Bord fiel und auch ertrank.

93. *Vom Wolfe und vom Esel.*

Es war einmal ein Esel auf der Weide, den beschlich ein Wolf und sprang auf ihn, um ihn zu fressen. Da sprach der Esel: »Gut daß du kommst, ich hab' auf dich gewartet.«

»Was wolltest du denn von mir?« fragte der Wolf.

»Ich suchte dich, denn man will dich zum Schultheiß machen.«

»Ist das wirklich wahr?«

»Ja, ja«, sagte der Esel. »Komm nur, wir wollen ins Dorf, und dort werden sie dich zum Schultheiß machen.« Und so ritt denn der Wolf auf dem Esel ins Dorf. Als sie da ankamen, und die Leute sie sahen, stürzten sie mit Knütteln auf den Wolf und schlugen dermaßen auf ihn los, daß er sich nur mit knapper Not von ihnen losmachen und Reißaus nehmen konnte.

Drauf sprang er auf einen Marmorfelsen, um sich auszuruhen, und rief: »Mein Vater war kein Schultheiß, und mein Großvater war auch kein Schultheiß, was kam mir Pinsel an, daß ich Schultheiß werden wollte? Wenn doch nur Jemand hier wäre und mich packte und walkte und totschlüge!«

Auf dem Felsen war aber ein Mann, der hörte das und packte den Wolf und schlug so lange auf ihn los, bis er


hin war.

94. *Von der Bärin, dem Bauer und der Füchsin.*

Es war einmal ein Bauer, der ackerte, und bei dem kam eine Bärin und ein Hase vorbei. Und der Hase küßte die Bärin; dann aber schämte sich die Bärin und sprach: »Wie konnte mich so ein Hase küssen, den ich ja sonst nicht ansehe?« und bat den Bauer: »Sage ja Niemandem, daß mich der Hase geküßt hat, ich gebe dir auch einen Korb voll Honig. Sagst du aber etwas, dann freß' ich dich.«

Der Bauer versprach, Niemand etwas zu sagen, und nahm den Honig an.

Als am Abend der Bauer nach Hause fuhr, schlich ihm die Bärin heimlich nach, stieg leise, leise auf das Dach und lauerte.

Da kam der Bauer, trat ins Haus, setzte sich, aß, holte dann den Honig herbei und gab davon dem ganzen Hause zu essen. Da fragten ihn seine Leute, wo er den Honig gefunden habe. Er sagte: »irgendwo«, und wollte es nicht gestehen. Aber sie quälten ihn so lange, bis er es ihnen endlich doch erzählte.

Die Bärin, welche oben auf dem Hause saß, hörte alles mit an, stieg dann herunter und ging auf den Acker. Wie nun des andern Morgens der Bauer auf den Acker kam, da sagte ihm die Bärin: »jetzt freß' ich dich, denn du

hast es erzählt.« Der Bauer verschwur sich hoch und teuer, daß er nichts gesagt habe. Die Bärin aber sprach: »Ich habe oben auf dem Dache gesessen und Alles gehört, und drum will ich dich jetzt fressen.« Da bat sie der Bauer: »Laß mich den Acker noch fertig säen, und dann friß mich.«

»Meinetwegen, aber mach' schnell, denn wenn ich zurückkomme, werd' ich dich fressen.«

Nach einer Weile kam eine Füchsin des Weges, die sah den Bauer bekümmert da stehen und fragte ihn: »warum bist du so traurig?« Da erzählte ihr dieser: so und so.

»Bah«, sagte die Füchsin, »und das bekümmert dich so sehr? – Was gibst du mir, wenn ich dir aus der Klemme helfe?«

»Einen Sack voll Hühner und noch ein paar in der Hand.«

»Gut«, sagte die Füchsin. »Wenn die Bärin zurückkehrt, so werde ich oben auf dem Berge hervorkommen und dir zurufen: He, Bauer, gibt's hier was für den König zu jagen? Und dann mußt du antworten: nein, es gibt nichts. Und wenn ich dich dann frage: was ist das dort? dann mußt du antworten, was dir die Bärin sagt.«

Darauf kam die Bärin und wollte ihn fressen. Da kam die Füchsin auf dem Berg hervor und rief: »He, Bauer! Gibts hier etwas für den König zum Jagen?«

»Sage: nein, es gebe nichts«, sagte die Bärin zum Bauer.

»Nein, es gibt nichts!« rief der Bauer zurück.

»Was ist denn das, was dort steht?«

»Sage, es sei ein Holzklotz«, sagte die Bärin zum Bauer.

»Es ist ein Holzklotz!« rief der Bauer.

Drauf rief die Füchsin herunter: »Steck es 'nmal in den Sack.«

»Steck mich hinein, steck mich hinein«, bat ihn die Bärin.

»Hast du es hineingesteckt?« fragte die Füchsin von oben.

»Jawohl!« rief der Bauer zurück.

»Nun, dann bind' ihn fest zu.«

»Binde, binde!« rief die Bärin aus dem Sack.

»Hast du ihn zugebunden?« fragte die Füchsin von oben.

»Ja wohl!« schrie der Bauer hinauf.

»So walke, was dir in die Hände gefallen.«

Da löste der Bauer das Pflugjoch ab, und schlug damit auf die Bärin, bis sie tot war.

Drauf sprach der Bauer zur Füchsin: »Für das Gute, das du an mir getan hast, werde ich dir einen Sack voll Hühner und ein paar in der Hand bringen.«

»Warum so viele, mein Guter? Ein Paar würde hinreichen.«

»Nein, nein, ein Mann ein Wort!« erwiderte der Bauer. »Wo kann ich dich finden?«

»An dem und dem Ort ist meine Höhle«, sagte die Füchsin; »da komm' hin und ruf' mich heraus.«

Der Bauer aber tat zwei Hasenhunde in den Sack, nahm ein paar Hühner in die Hand, ging damit zur Höhle der Füchsin und rief ihr zu, »sie solle ihre Hühner nehmen.«

»Laß sie los«, sagte die Füchsin, »da fang ich sie schon.«

»Komm näher«, meinte der Bauer, »damit du sie sicher fängst. Zuerst will ich dir die im Sack geben, und dann die, welche ich in der Hand trage.«

Die Füchsin stellte sich also auf und paßte, bis der Sack gelöst wäre und sie die Hühner fressen könnte. Da geht der Sack auf, die Hunde werden los und stürzen auf die Füchsin. Sie nehmen sie bald von rechts, bald von

links, können sie aber doch nicht fassen. Und wie sich die Füchsin von ihnen losgemacht, sprang sie auf einen Marmorfelsen um sich auszuruhen, und sagte zu sich: »meine Mutter war kein Richter und mein Vater war auch kein Richter; was kam mir alten Esel an, den Richter zu spielen? Da wollt' ich doch gleich, daß einer da wäre, und mich totschlüge, daß er mich am Schweife faßte, und mich so lange walkte, bis ich drauf ginge.«

Auf dem Felsen war aber ein Mann versteckt, der hatte zugehört, und packte die Füchsin beim Schweife, und schlug sie so lange, bis sie hin war.

ALBANESISCHE MÄRCHEN

95. *Augenhündin.*

Es war und war nicht. – Es war einmal eine junge Frau, die war an einem fremden Orte verheiratet und fünf Jahre nicht zu ihren Verwandten gekommen.

Als sie eines Tages an der Quelle Wasser schöpfte, seufzte sie nach ihren Verwandten, und als sie so seufzte, kam eine Alte zu ihr – und das war die Augenhündin, welche vier Augen hatte, zwei vorne, zwei hinten, aber die junge Frau erkannte sie nicht, denn die zwei hinteren hatte sie mit dem Kopftuche verbunden – und fragte sie: »Warum klagst du, Töchterchen?«

Sie sagte darauf: »Ach, Frau, ich klage, weil es nun fünf Jahre sind, daß ich meinen Vater und meine Mutter nicht gesehen habe; der Weg ist weit, und ich habe niemand, mit dem ich gehen könnte.«

Da sagte die Alte: »Ich führe dich hin, Töchterchen, denn ich habe in der Gegend ein Geschäft; gehe also, schmücke dich, ich warte hier auf dich.«

Da ging die junge Frau in ihr Haus, schmückte sich und eilte zu der Alten, die an der Quelle auf sie wartete.

Sie gingen ein oder zwei Stunden Weges und kamen an einen entlegenen Ort, und dort war das Haus der Augenhündin, und ihre Tochter, die Maro hieß, saß darin.

Da merkte das Mädchen, daß die Alte die

Augenhündin sei, aber sie konnte ihr nicht entwischen.

Als nun die Augenhündin ins Haus trat, befahl sie ihrer Tochter Maro, den Backofen anzuzünden, und sie selbst ging hinaus, um Holz zu sammeln.

Als nun die Augenhündin fort war, da fragte das Mädchen die Maro: »Was willst du mit dem Ofen?«

Und diese sagte ihr: »Wir wollen dich braten und dann auffressen.«

»Das ist mir ganz recht, daß ihr mich auffreßt, aber gib acht, daß das Feuer nicht ausgehe.«

»Ich will schon blasen, und da brennt es.«

Und wie nun die Maro hinging, um das Feuer anzublasen, da stieß sie die junge Frau mit den beiden Händen von hinten und steckte sie in den Ofen hinein und machte die Ofentüre zu.

Bevor aber die Augenhündin zurückkam, floh die junge Frau und kehrte in Eile und großem Schrecken in ihr Dorf zurück und erzählte ihrer Mutter alles, was sie erlebt hatte; und jeder, der es hörte, der wunderte sich über den Mut, den sie gezeigt hatte, daß sie die Tochter der Augenhündin in den Ofen stieß. – Dort war ich, fand aber nichts – von dem, was ich erzählte –.

96. *Ljelje Kurwe.*

Es war und war nicht. – Es war einmal eine Mutter, die hatte sieben Söhne in der Fremde und eine kleine Tochter zu Hause.

Als nun das Mädchen heranwuchs, da sagten die Leute zu ihm: »Wie glücklich bist du, daß du sieben Brüder hast!«

Da ging es eines Tages zu seiner Mutter und sagte ihr: »Mutter, hab' ich Brüder?«

»Wie solltest du keine haben, Töchterchen? Du hast sieben Brüder, aber du hast sie nicht hier, sie sind weit in der Fremde.«

»Wenn ich wirklich Brüder habe, so gib mir die Ljelje Kurwe, deine Magd, damit ich ausgehe, um sie zu finden.«

»So geh' denn, Töchterchen, wenn du solche Sehnsucht hast.«

Da machte sich diese auf den Weg, zusammen mit der Ljelje Kurwe, die zu Fuß war, und sie selbst saß auf einer Stute.

Als sie den halben Weg gemacht hatten, fanden sie eine Quelle, und da große Hitze war, kam ihr Durst an. Sie sprang von der Stute, um Wasser zu trinken und gab die Stute der Magd zu halten.

Während sie nun Wasser trank, siehe, da sprang Ljelje Kurwe auf die Stute und ritt voraus, und das Mädchen lief ihr nach.

Als sie zu dem Orte kamen, wo die Brüder waren, da nahmen diese Ljelje Kurwe wie ihre Schwester auf und ließen ihre Schwester Hühner und Gänse hüten.

Und Ljelje Kurwe saß auf dem goldenen Stuhl und spielte mit dem goldenen Apfel.

Und jene weinte, während sie die Hühner und die Gänse hütete, und schickte ihrer Mutter Grüße mit der Sonne des Mittags.

Nach mehreren Tagen erfuhren die Brüder, daß sie ihre Schwester sei, und sie setzten sie auf den goldenen Stuhl und sie spielte mit dem goldenen Apfel, und die Ljelje Kurwe züchtigten sie sehr wegen des Betruges, den sie gespielt hatte, und ließen sie die Hühner und die Gänse hüten.

97. *Das Haar der Schönen der Erde.*

Es waren einmal drei Brüder, die gingen in die Fremde. Auf dem Wege, den sie kamen, fanden sie ein großes Loch, welches in die Unterwelt hinabging.

Da sagten sie zu dem kleinsten: »Wenn wir dich binden und dich hinunterlassen, damit du siehst, was da drinnen ist, tust du es?«

Mit vielen Reden brachten sie ihn dahin. Sie banden ihn mit ihren Gürteln, ließen ihn hinab und ließen ihn dann los. Er fiel auf das Haus einer alten Zauberin.

»Was suchst du?« fragte ihn die Alte. »Warum kamst du hierher?«

»Mich schickte der König der Oberwelt, um ihm ein Haar von der Schönen der Erde zu holen.«

»Wie willst du dorthin kommen, Söhnchen? Die bewacht ein Hund mit drei Köpfen, der weder bei Tag noch bei Nacht schläft.«

»Wie soll ich's nun machen, Mütterchen?«

»Da hast du dieses Wasser, und wenn du dorthin kommst, so wasch dein Gesicht damit, und du wirst so dunkel werden, daß dich der Hund nicht sieht. Dann gehe hinein, und wenn die Schöne der Erde schläft, da stecke ihr ein bißchen von dieser Erde der Toten in das Ohr, damit sie dich nicht gewahr werde. Reiß' ihr ein

goldenes Haar aus dem Kopfe und komme schnell hierher zu mir.«

Jener tat, wie ihm die Alte gesagt hatte, ging hinein, ohne daß ihn der Hund sah, und fand die Schöne der Erde, während sie schlief. Er warf ein Stück Erde auf sie, nahm ihr das Haar und kam zu der Alten.

»Was willst du nun?« fragte ihn die Alte.

»Ich will, daß du mich auf die Oberwelt steigen machest.«

Da rief die Alte mit Zauberei alle Krähen und Raben zusammen und band ihm Fleisch in den Gürtel, und es nahmen ihn die Vögel, während sie an dem Fleische zupften und hoben ihn in die Höhe.

Als ihn die Brüder sahen, wunderten sie sich, wie er heraufgekommen sei.

Er aber sagte ihnen: »Warum ließt ihr mich fallen, ihr Narren?« Und diese sagten ihm: »Du bist uns unversehens entgleitet.«

Er aber ging zum König und brachte ihm das goldene Haar der Schönen der Erde, und dies Haar hatte das Eigene, daß der, welcher es in die Hand nahm, wie die Sonne glänzte.

Der König nahm es und gab es seinem Weibe, und jenen machte er groß und gab ihm ein großes



Einkommen, und seine Brüder wurden endlich seine Diener.

98. *Perseus.*

Es war einmal ein König, der herrschte über ein Land, und dem war prophezeit worden, daß er von einem Enkel getötet werden würde, der noch nicht geboren sei. Aus diesem Grunde warf er alle Knaben, die seine zwei Töchter bekamen, ins Meer und ersäufte sie.

Der dritte Knabe aber, den er ins Meer warf, ertrank nicht, denn der Wellenschlag warf ihn an das Ufer des Meeres. Dort fanden ihn ein paar Hirten und nahmen ihn mit in ihren Pferch und gaben ihn ihren Weibern, um ihn groß zu ziehen.

Es verging die Nacht, es verging der Tag, und der Knabe wuchs bis in sein zwölftes Jahr und ward sehr schön und kräftig.

Zu dieser Zeit hatte sich eine Lubia im Lande des Königs gezeigt, die alle Wasser hatte versiegen lassen; und es war prophezeit worden, daß die Lubia die Wasser nicht eher wieder fließen lassen würde, bis sie nicht die Tochter des Königs gefressen hätte.

Wollte der König, oder wollte er nicht, es blieb ihm keine Wahl, er mußte sich entschließen, das Mädchen zu geben, damit sie die Lubia fräße, und er schickte sie und ließ sie an einen Ort binden, wo die Lubia sich aufhielt.

Denselben Tag ging auch der Jüngling dort vorbei, den

die Hirten erzogen hatten, und als er die Tochter des Königs sah, so fragte er sie, warum sie dort sitze und weine; und diese erzählte ihm, weswegen sie der Vater hierher geschickt habe.

»Fürchte dich nicht,« sagte er hierauf, »halte dich ruhig und habe genau Acht, wenn die Lubia herauskommt, dann rufe mich, denn ich will mich verstecken.«

Jener versteckte sich nun hinter einem Felsen und setzte eine Mütze auf, die ihn bedeckte, so daß er nicht sichtbar war.

Über ein Weilchen kam die Lubia heraus, und das Mädchen rief leise dem Jüngling, herbeizukommen, und dieser kam hinter dem Felsen hervor, und als sich die Lubia näherte, schlug er ihr mit der Keule dreimal auf den Kopf, und die Lubia fiel sterbend nieder. In demselben Augenblick fingen die Wasser wieder an zu fließen.

Er aber nahm den Kopf der Lubia und ließ die Tochter des Königs ziehen, ohne daß diese seinen Kummer erfuhr.

Als nun das Mädchen zum König kam und erzählte, wie sie von der Lubia befreit worden, da ließ der König das Gerücht verbreiten, daß der, welcher die Lubia getötet habe, zu dem Könige kommen solle, denn er wolle ihn zu seinem Sohne machen und ihm die Tochter

zum Weibe geben.

Als das der Jüngling hörte, ging er zum König und zeigte ihm den Kopf der Lubia und nahm das Mädchen zum Weibe, das er von ihr befreit hatte, und es wurde große Hochzeit gefeiert.

Während sie spielten und sprangen, warf der Jüngling seine Keule und traf, ohne zu wollen, den König und tötete ihn, und die Prophezeiung wurde erfüllt, und der Jüngling selbst wurde König. – Dort war ich, fand aber nichts.

99. *Der Räuber Nuß.*

Es war einmal ein Alter und eine Alte, denen Gott keine Kinder gegeben hatte. Sie befragten sich hier und befragten sich dort; da sagte man ihnen: Wenn ihr Kinder machen wollt, so geht das nicht anders, als ihr müßt einen Schlauch nehmen und zwanzig Tage und zwanzig Nächte hineinblasen, und dann werdet ihr im Schlauche ein Kind finden.

Und jene machten es so, und nach zwanzig Tagen fanden sie im Schlauche einen Knaben, so groß wie eine Nuß.

Sie nahmen ihn heraus, kleideten ihn und ernährten ihn, aber er wuchs nicht mehr, denn er wurde fünfzehn Jahr und blieb wie eine Nuß.

Eines Tages schickten sie ihn auf den Acker, um mit den Ochsen zu pflügen; und jener ging, sprang auf die Spitze des Pfluges und lenkte die Ochsen.

Da kamen dort drei Räuber vorbei, und wie sie die Ochsen allein sahen – denn den Knaben sahen sie nicht –, so fingen sie an, die Ochsen vom Joch zu lösen. Der aber schlug sie mit der Treibstange auf die Hände, und diese fürchteten sich anfangs sehr, dann aber gaben sie Acht und sahen ihn auf der Spitze des Pfluges und nahmen ihn mit sich und gingen, um die Ochsen des

Priesters zu stehlen.

Wie sie nun vor das Haus des Priesters kamen, da ließen sie den Knaben, der nur so groß wie eine Nuß war, durch die Risse der Tür hinein, und als dieser hineingeschlüpft war, machte er ihnen die Tür auf und zog die Ochsen heraus, und sie machten sich aus dem Staube.

Er aber wurde ein Räuber, der seinesgleichen nicht hatte, und sein Name blieb Räuber Nuß, und die Welt fürchtete ihn sehr. Endlich aber ertrank er in einem Fluß.

100. *Das Schlangenkind.*

Es war einmal ein König, der bekam keine Kinder, er hatte aber einen Wesir, der drei Mädchen hatte, und die Frauen der beiden hatten sich einander sehr lieb. Da geschah es eines Tages, daß sie zusammen in einen Garten gingen, um daselbst den Tag zu verbringen, und während sie dort miteinander aßen und tranken, sprach die Königin zur Wesirsfrau: »Du hast drei Mädchen, und wenn ich nur einen Sohn hätte, würden wir nicht Schwägerschaft miteinander machen, da wir uns so lieb haben?« Und jene antwortete: »Ach ja, das wäre sehr schön, wenn du nur einen Sohn hättest, aber leider hat dir unser Herrgott keinen geschenkt.« Da rief die Königin: »Ach, ich wollte, daß mir Gott einen Sohn schenkte, und wenn es auch eine Schlange wäre.«

An demselben Abend schlief die Königin bei dem König, und ihr Leib wurde gesegnet, und als ihre Zeit kam, gebar sie eine Schlange, so wie sie sich es gewünscht hatte. Diese wuchs schnell heran und sprach eines Tages zu ihrer Mutter: »Höre, Mutter, erinnerst du dich, was du mit der Wesirsfrau verabredet hast, als ihr zusammen in jenem Garten waret? Ich will eine von ihren Töchtern zur Frau, gehe also hin und werbe für mich um die älteste.«

Da machte sich die Mutter auf und ging zur

Wesirsfrau und sprach: »Ich wünschte deine älteste Tochter zur Schwiegertochter für meinen Sohn.« Da erwiderte jene: »Was, ich sollte meiner Tochter eine Schlange zum Manne geben? Das wird nimmer geschehen, gehe deiner Wege und sprich nicht mehr davon.« Da kehrte die Königin ganz traurig zu ihrem Sohne zurück und sprach: »Sie will dich nicht.«

Darüber vergingen ein paar Jahre, dann aber sprach die Schlange wiederum zu ihrer Mutter: »Höre, Mutter, gehe noch einmal zur Wesirsfrau und sage ihr, daß sie mir ihre zweite Tochter zur Frau geben solle.« Da machte sich die Mutter wiederum auf, ging zu der Wesirsfrau und sprach: »Mein Sohn schickt mich und hält um deine zweite Tochter an.« Über diesen Antrag aber wurde jene sehr ungehalten und sprach: »Schere dich deiner Wege und sprich mir nicht mehr davon, daß ich meinen Töchtern eine Schlange zum Manne geben solle.« Da kehrte die Königin betrübt nach Hause zurück und sagte zu ihrem Sohne: »Sie will dich nicht.«

Als nun wieder ein paar Jahre vorüber waren, da sprach die Schlange zu ihrer Mutter: »Höre, Mutter, gehe noch einmal zur Wesirsfrau und sage ihr, sie solle mir ihre dritte Tochter geben, und wenn sie das nicht täte, so würde ich eines Nachts in ihr Haus kommen und sie alle umbringen.« Da machte sich die Mutter auf, ging zur

Wesirsfrau und richtete ihr unter vielen Tränen den Auftrag ihres Sohnes aus. Als die Wesirsfrau das hörte, erschrak sie sehr und wußte nicht, was sie tun sollte, denn gibt sie das Mädchen nicht her, so kommt die Schlange und bringt sie alle ums Leben, und gibt sie es her, so fürchtet sie, dasselbe in den Tod zu schicken. Sie riefen also das Mädchen herbei und fragten sie: »Höre, mein Kind, willst du die Schlange der Königin zum Manne nehmen?« Das Mädchen aber erwiderte: »Ich will mir es überlegen.«

Darauf ging das Mädchen zu einer klugen alten Frau, erzählte ihr den Hergang und fragte sie, was sie tun solle. Die Alte aber sprach: »Sage ja, mein Töchterchen, denn das ist gar keine Schlange, sondern ein Mann, der in der ganzen Welt seinesgleichen nicht hat. In der Brautnacht mußt du aber vierzig Hemden anziehen, denn die Schlange hat vierzig Häute, und wenn ihr dann zu Bette geht und sie zu dir sagt: ›Ziehe dich aus‹, so mußt du antworten: ›Ziehe dich auch aus.‹ Da wird dein Mann eine Haut ausziehen, und du mußt es mit dem obersten Hemde ebenso machen, und so mußt du fortfahren, bis er die vierzigste Haut abgezogen hat, dann sollst du sehen, was für ein schöner Mann vor dir steht.«

Als das Mädchen von der Alten zurückkam, sagte es zu seiner Mutter: »Liebe Mutter, ich will die Schlange

zum Manne nehmen.« Und diese rief: »Ei, ei! mein Töchterchen! Fürchtest du dich denn nicht, bei einer Schlange zu schlafen?« Das Mädchen aber sprach: »Laß dich das nicht kümmern.« Als die Mutter sah, daß es ihrer Tochter Ernst sei, schickte sie zur Königin und ließ ihr sagen, daß sie die Verlobungs- und Hochzeitsfeier zurichten lassen solle, und an einem Sonntage machten sie sich auf, nahmen die Ringe und die Schlange mit, die zu einem großen Ringel gerollt in einem Korbe lag, und hielten Verlobung und Hochzeit.

Als darauf die Brautleute zu Bette gingen, da sprach die Schlange zur Braut: »Entkleide dich.« Und diese erwiderte: »Entkleide dich auch.« Und so zogen sie nacheinander die vierzig Hemden und die vierzig Häute ab, und als die Schlange ganz ausgezogen, war sie ein junger Mann, von dessen Schönheit die ganze Stube erglänzte. Darauf schliefen sie miteinander und der Leib der jungen Frau wurde gesegnet.

Am andern Morgen schlüpfte der Mann wieder in die vierzig Schlangenhäute und sprach zu der jungen Frau: »Hüte dich wohl, irgend jemand zu erzählen, daß ich ein Mann bin, bis du geboren hast, denn dann wird es bekannt werden, doch wenn du es früher tust, so schlüpfe ich in ein Loch und gehe davon und du hast mich verloren.« Die junge Frau sprach: »Sei

unbekümmert, ich verrate dich gewiß nicht.« Sie fand aber ihre Last mit ihrer Mutter, denn diese quälte sie ohne Unterlaß, sie möge ihr doch sagen, wie sie mit der Schlange lebe und wie sie schwanger geworden sei. Die junge Frau antwortete stets nur, daß es ihr gut gehe und hielt sich acht Monate lang gegen alle Angriffe; da setzte ihr aber eines Tages die Mutter so lange zu, bis sie sich nicht mehr halten konnte und herausplatzte: »Ei, Mutter, ist denn das etwa eine Schlange oder ist es ein Mann, wie es auf der Welt keinen andern gibt?« Kaum hatte sie dies gesagt, so bereute sie freilich ihre Schwatzhaftigkeit, aber es war zu spät; denn in derselben Nacht verschloß ihr die Schlange den Schoß und ging weg.

Die junge Frau wartete die ganze Nacht, den folgenden Tag, eine Woche, einen Monat, aber ihr Mann kam nicht zurück. Da verfiel sie in große Betrübnis, sie klagte, weinte und jammerte und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Endlich faßte sie den Entschluß, ihren Mann aufzusuchen. Sie zog also Nonnenkleider an und wanderte aufs Geradewohl in die Welt hinein. Nachdem sie eine Weile gewandert war, begegnete sie einer alten Frau, und die fragte sie: »Wo willst du hin, mein Kind?« Da sagte ihr die junge Frau: »So und so ist es mir ergangen, mein Mann hat mich verlassen, und nun gehe ich, um ihn aufzusuchen.« Die Alte sprach darauf: »Steige da hinauf, auf jenen Berg, da oben ist eine Quelle

mit faulem Wasser, in dem Würmer und Ungeziefer schwimmen; von diesem mußt du trinken und dabei sagen: ›Ach was ist das für gutes Wasser‹. Und während du an dem Rande der Quelle stehst, sage dreimal: ›Erde, öffne dich und verschlinge mich, wie du auch meinen Mann verschlungen hast.‹ Dann wird sich die Erde öffnen, und du mußt hinuntersteigen, und unten wirst du die Schwestern der Sonne finden, und die werden dir sagen, wo dein Mann ist.«

Da stieg die junge Frau auf den Berg, den ihr die Alte gezeigt hatte, und fand jene faule Quelle. Sie trank von dem Wasser und sagte dazu: »Ach, was für gutes Wasser ist das, wie Kristall!« Und dann rief sie dreimal: »Öffne dich, Erde, und verschlinge mich, wie du auch meinen Mann verschlungen hast.« Da öffnete sich die Erde, und sie stieg hinunter und kam zu der jüngeren Schwester der Sonne. Die stand an dem Ofen und wollte Brot backen, und um ihn auszuwischen, brauchte sie ihre Brüste, und ihre Hände dienten ihr statt der Ofenschaufel. Als die junge Frau das sah, hatte sie Mitleid mit ihr; sie suchte daher so lange, bis sie ein Wischtuch und eine Ofenschaufel fand, und brachte sie der Schwester der Sonne. Darüber freute sich diese sehr und fragte die Frau: »Was soll ich dir für das Gute geben, das du mir erwiesen hast?« – »Ich verlange weiter nichts, als daß du mir sagen sollst, wie ich meinen Mann

wiederfinden kann, denn er hat mich verlassen, und so und so ist es mir mit ihm ergangen.« Darauf erwiderte die Schwester der Sonne: »Gehe ein Stückchen höher hinauf, dort wirst du meine ältere Schwester antreffen, und die wird dir sagen, wo dein Mann ist.«

Da stieg die Frau etwas weiter aufwärts und fand jene Schwester der Sonne, wie sie gleich ihrer Schwester den Backofen mit ihren Brüsten und ihrer Zunge reinigte. Da lief sie so lange herum, bis sie ein Wischtuch und eine Ofenschaufel fand, und brachte es ihr. Darüber freute sich die Schwester der Sonne und sprach: »Sage mir, mein liebes Leben, was ich dir für die Wohltat geben soll, die du mir erwiesen hast?« Und die Frau antwortete: »Ich verlange weiter nichts, als daß du mir sagen sollst, wo mein Mann ist, denn der ist mir davongegangen und ich kann ihn nicht wiederfinden.«

Da gab ihr die Schwester der Sonne eine Nuß, eine Haselnuß und eine Mandel und sprach: »Da nimm das und gehe noch etwas höher hinauf, da wirst du an ein Haus kommen; dort wohnt dein Mann und ist mit einer andern verheiratet.« Die Frau ging darauf noch eine Strecke bergauf, bis sie an jenes Haus kam. Sie ging hinein, trat vor die Hausfrau und sprach: »Höre, liebe Frau, hast du nicht irgendein kleines Häuschen, in dem ich als Nonne leben könnte?« Da ließ ihr jene eine kleine

Hütte geben, in deren Nähe ein Kupferschmied wohnte.

Am folgenden Morgen zerschlug die Nonne die Nuß, welche sie von der Schwester der Sonne bekommen hatte, und daraus kam eine Gluckhenne mit goldenen Küchlein hervor, die hin und her liefen und tsiu, tsiu piepten. Als die Magd jener Frau diese Tierchen erblickte, lief sie schnell nach Hause und sprach zu ihrer Herrin: »Ach, Frau, was hat die fremde Nonne für eine schöne Gluckhenne mit goldenen Küchlein! Wie sind die lieb und niedlich! Die wollen wir kaufen; was tut jene Gottesbraut damit?« Als das die Frau hörte, wurde sie neugierig und sprach: »Gehe hin und frage sie, wieviel sie dafür haben will.«

Da ging die Magd zur Nonne und sprach: »Höre, meine Liebe, wieviel verlangst du für deine Gluckhenne?« Jene aber versetzte: »Für Geld ist sie mir nicht feil, aber ich gebe sie Euch, wenn Ihr mir eine Nacht lang den Herrn gebt.« Darauf kehrte die Magd zu ihrer Herrin zurück, erzählte ihr, was sie von der Nonne zur Antwort erhalten hatte, und sprach: »Wir wollen ihr den Herrn auf eine Nacht geben, sie wird ihn ja nicht fressen, wir geben ihm vorher einen Schlaftrunk ein.« Die Frau wollte anfangs nichts davon wissen, aber die Magd redete ihr so lange zu, bis sie es zufrieden war.

Als sich der Herr am Abend zu Bette legte, gaben sie

ihm einen Schlaftrunk ein, und als er eingeschlafen war, trugen sie ihn in die Hütte der Nonne und erhielten von ihr die Gluckhenne mit den Küchlein.

Die ganze Nacht hindurch, wo der Herr bei der Nonne schlief, rief diese nichts anderes als: »Gib mir den silbernen Schlüssel, damit ich das goldene Kind gebären kann.« Doch all ihr Rufen war vergeblich, der Herr wachte nicht auf, und bei Tagesanbruch schickte die Frau zur Nonne und ließ ihren Mann abholen.

Darauf zerschlug die Nonne die Haselnuß und daraus kam ein goldener Papagei hervor, und als den die Magd sah, lief sie zu ihrer Herrin: »Ach, Frau, was die fremde Nonne für einen schönen Papagei hat! Der ist ganz von Gold. Den wollen wir kaufen, was braucht die einen Papagei?« Die Frau erwiderte: »Gehe hin und frage sie, was sie dafür haben will?« Da ging die Magd hin und fragte die Nonne, und diese antwortete wie das erstemal: »Ich will den Herrn für eine Nacht.« Da gaben sie dem Herrn am Abend wieder einen Schlaftrunk ein, trugen ihn zu der Nonne und erhielten dafür den Papagei. Die Nonne aber rief abermals die ganze Nacht hindurch: »Gib mir den silbernen Schlüssel, damit ich das goldene Kind gebären kann.« Doch all ihr Rufen war abermals vergebens, der Herr wachte nicht auf, und bei Tagesanbruch schickte die Frau und ließ ihn wieder

abholen.

Der Kupferschmied, welcher in der Nähe der Nonne wohnte, hatte aber vor dem Geschrei, was diese die zwei Nächte durch verführte, nicht schlafen können. Er ging also am andern Morgen zu dem Herrn und sprach: »Lieber Herr, verzeihe mir die Freiheit, ich habe dir aber etwas zu sagen. Die fremde Nonne läßt mich schon zwei Nächte lang nicht schlafen und macht mich taub mit ihrem ewigen Geschrei, denn sie ruft in einem fort: ›Gib mir den silbernen Schlüssel, damit ich das goldene Kind gebären kann! Was mag das wohl zu bedeuten haben?‹« Der Herr aber antwortete: »Wer kann wissen, was für ein Leid die Ärmste haben mag.« Doch die Worte des Kupferschmieds gingen ihm im Kopfe herum, und er begann zu ahnen, wer die Nonne sei.

An diesem Morgen zerschlug die Nonne die Mandel, welche sie von der Schwester der Sonne erhalten hatte, und daraus kam eine goldene Wiege hervor. Als die Magd die Wiege sah, lief sie zu ihrer Herrin und sprach: »Ach, Frau, was hat die fremde Nonne für eine schöne goldene Wiege, man kann sich gar nicht satt an ihr sehen. Die wollen wir für unsere Kinder kaufen. Denn was tut eine Nonne mit einer Wiege?«

»So gehe hin und frage sie, was wir ihr dafür geben sollen.« Da ging die Magd zur Nonne und sagte: »Wieviel

verlangst du für deine Wiege?« Und jene erwiderte: »Ich verlange kein Geld dafür, sondern heute nacht mit deinem Herrn zu schlafen.« Da kam die Magd zurück und sprach: »Sie verlangt kein Geld dafür, sondern wieder heute nacht mit dem Herrn zu schlafen.«

Als das die Frau hörte, ward sie zornig und rief: »Sie soll zum Henker gehen, den Herrn gebe ich ihr nicht mehr.« Aber die Magd redete ihr zu und sprach: »Für die goldene Wiege könnten wir ihr ihn schon noch einmal geben, liebe Frau, sie hat ihn ja die beiden Male, wo sie bei ihm schlief, nicht gefressen.« Und sie ruhte nicht eher, bis die Herrin sprach: »Meinetwegen, sie soll ihn noch einmal haben.« Da ging die Magd hin und sagte es der Nonne und brachte dafür die Wiege zurück.

Als sie aber den Herrn am Abend zu Bett brachten und ihm den Schlaftrunk gaben, da gedachte er der Geschichte, die ihm der Kupferschmied erzählt hatte, er drehte sich auf die Seite, ließ den Trank auf einen Schwamm laufen und versteckte denselben. Darauf stellte er sich schlafend, und sie trugen ihn in die Hütte der Nonne. Als diese allein mit ihm war, fing sie wieder an und rief: »Gib mir den silbernen Schlüssel, damit ich das goldene Kind gebären kann.« Er ließ sie eine Weile rufen und sprach dann: »Schweige still und ziehe dich an, wir wollen fort.«

Darauf führte er sie in den Stall, zog zwei gute Pferde heraus, setzte sie auf das eine, stieg auf das andere und ritt mit ihr bis dahin, wo sich die Erde öffnet. Er rief dreimal: »Öffne dich, Erde, wir wollen hinaus.« Da öffnete sich die Erde und ließ sie hinaus. So wie sie auf der Oberwelt angekommen waren, öffnete er ihren Schoß und sie gebar einen Knaben, von dessen Schönheit die Erde erglänzte, und der bereits neun Jahre alt war.

Darauf ritten sie zum Palaste des Vaters der Frau. Da stellten sie eine große Hochzeit an, aßen und tranken und leben zusammen bis auf den heutigen Tag.

Es ist nicht ganz wahr, es ist aber auch nicht ganz erlogen.

101. *Silberzahn.*

Es war einmal ein Fürst, der hatte drei heiratsfähige Töchter, und um diese Zeit entspann sich ein Krieg zwischen seinem Könige und einem andern. Er hob also ein Heer in seinem Reiche aus und schickte auch zum Vater jener Mädchen und ließ ihn zum Kriege aufbieten, und als dieser die Botschaft vernahm, wurde er sehr betrübt, ging in sein Haus und blieb drei Tage in großem Kummer einsam in seinem Zimmer.

Da ging seine älteste Tochter zu ihm und sprach: »Warum bist du so traurig, lieber Vater?« Und jener antwortete: »Was soll ich dir sagen, mein Kind! Unser König will seinen Nachbar mit Krieg überziehen, und er hat mich aufgeboten, mitzugehen.« Da rief das Mädchen: »Ziehe hin und kehre nicht mehr wieder! Ich Ärmste glaubte, du dächtest darüber nach, welchem Manne du mich zur Frau geben solltest.« Und nachdem sie das gesagt hatte, ging sie aus dem Zimmer und ließ ihren Vater allein.

Nach einer Weile kam auch die zweite Tochter zu dem Alten und sprach: »Lieber Vater, was hast du, daß du so traurig bist?« Und der Vater antwortete: »Was fragst du mich? So hat mich auch deine älteste Schwester gefragt, und als ich es ihr sagte, hat sie auf mich geschmäht, und nun kommst auch du; laß mich in Frieden, bis mich der

Kummer ins Grab legt.«

»Nein, Väterchen, ich will dich gewiß nicht schmähen, sondern mit dir auf Abhilfe denken.«

»So sprach auch jene anfangs, und dann schmähte sie mich.«

»Nein, lieber Vater, ich werde gewiß nicht so lieblos gegen dich sein.«

»Also höre, was mich quält. Unser König hat Krieg und hat mich dazu aufgeboten, und nun weiß ich nicht, wo ich euch während meiner Abwesenheit lassen soll.«

Da rief das Mädchen: »Ziehe hin und kehre nicht wieder. Ich Ärmste dachte, du wärst darüber betrübt, daß du keinen Mann für mich finden könntest.« Darauf stand sie auf und ließ den Vater allein.

Endlich ging auch die Jüngste, welche Theodora hieß, zum Vater und sprach: »Lieber Vater, warum sitzest du so bekümmert da? Willst du mir es nicht sagen?«

»Geh deiner Wege, ich war dumm genug und sagte es deinen Schwestern, und die schmähten mich dafür.«

»Aber ich werde das gewiß nicht tun, Väterchen.«

»So sprachen auch die andern anfangs, und dann taten sie es doch.«

»Aber wie könnte ich dich denn schmähen? Bist du nicht mein Vater, und ich deine Tochter?«

»Also höre, was mich quält. Unser König hat Krieg mit seinem Nachbar und hat mich aufgeboten, mitzuziehen, und nun weiß ich nicht, wo ich euch unterdessen lassen soll.«

Als die Jüngste das hörte, sprach sie: »Gräme dich nicht, lieber Vater, sondern gib mir deinen Segen und drei Anzüge, und ich ziehe statt deiner in den Krieg.«

Da ließ ihr der Vater drei Mannskleider machen und gab ihr seinen Segen, und dieser Segen verwandelte sich in ein Hündchen und zog mit ihr. Theodora nahm die Kleider und den Segen und zog geradeswegs zur Königsstadt. Als sie zum Schlosse des Königs ritt, stand eine Alte vor dem Tore und sprach zu dem Königssohne: »Siehst du den jungen Mann, der da kommt und so schön von Angesicht ist? Das ist gar kein Mann, sondern ein Mädchen, und dafür setze ich meinen Kopf zum Pfande.« Als der Königssohn das hörte, staunte er über ihre Schönheit und ging vor ihr voraus zum König. Als das Mädchen vor diesem erschien, sprach es: »Ich bin ein Kriegsmann und komme infolge deines Aufgebotes aus jener Gegend und jenem Hause.« Der König sprach: »Sag' uns deinen Namen, damit wir ihn auf die Liste setzen.« Und das Mädchen erwiderte: »Ich heiße Theodor.«

Als das Mädchen hinausgegangen war, sagte der Prinz

zum Könige: »Lieber Vater, der heißt nicht Theodor, sondern Theodorula, und sie hat mein Herz entflammt, denn sie ist kein Mann, sondern ein Mädchen.« Der König wollte es anfangs nicht glauben, als aber der Prinz darauf bestand, sprach er: »Ich will dir sagen, wie du es anfangen mußt, um die Wahrheit zu erfahren, und wie es sich sogleich offenbaren wird, wenn es ein Mädchen ist. Geht zusammen in jene Kaufbude, dort hängen an der einen Wand Schwerter und Pistolen, und an der andern Ringe, Halsbänder und anderes Geschmeide, und wenn es ein Mädchen ist, so wird es sogleich auf die Seite treten, wo die Ringe hängen, wenn es aber nach der Seite geht, wo die Waffen hängen, so ist es ein Mann.« Das Hündchen war aber im Gemache des Königs geblieben und hatte das Gespräch mit angehört, und nun lief es hin und erzählte alles dem Mädchen.

Am andern Morgen sprach der Prinz zu der Jungfrau: »Höre, Theodor, komme einmal mit in jene Bude, dort sind Waffen zu verkaufen.« Sie gingen also dahin, und so wie die Jungfrau eintrat, wandte sie sich sogleich nach der Seite, wo die Waffen waren, betrachtete sie und handelte um sie mit dem Kaufmanne. Und als der Prinz sagte: »Wende dich einmal um und sieh' dir die schönen Ringe und Geschmeide an, die dort hängen,« antwortete sie: »Die sind für die Weiber und nicht für uns,« und würdigte sie keines Blickes. Sie kauften also zwei

silberbeschlagene Pistolen und gingen wieder heim.

Der Prinz ging nun zum König und erzählte ihm, was er gesehen hatte. Da lachte dieser und sprach: »Habe ich dir nicht gesagt, daß das kein Mädchen ist?« Doch der Prinz antwortete: »Das ist ein Mädchen, Vater, die heißt Theodorula und hat mir das Herz entflammt.« Der Vater sprach: »Ich sage dir, das ist ein Mann. Weil du es aber nicht glauben willst, so versuche es noch einmal. Nimm ihn mit dir und führe ihn in jenes Schloß, das eine Treppe von siebenhundert Staffeln hat, und steige mit ihm hinauf. Wenn es ein Mädchen ist, so werden ihr dabei drei Blutstropfen entfallen, ist es aber ein Mann, so wird das nicht geschehn.« Auch dieses Gespräch hatte das Hündchen mit angehört und lief nun zu dem Mädchen und erzählte ihm alles.

Am andern Morgen sprach der Prinz zu dem Mädchen: »Höre, Theodor, wir wollen uns einmal jenes Schloß betrachten.« Als sie nun hingingen und zur Treppe kamen, sprach der Prinz zu ihr: »Gehe voraus.« Sie aber antwortete: »Du mußt vorausgehn, denn du bist des Königs Sohn.« Da ging der Prinz voraus, und sie ging hinterdrein, und als sie fast oben waren, fielen die drei Blutstropfen auf die Staffeln und das Hündchen leckte sie auf, so daß sie der Prinz nicht entdecken konnte, wie er sich oben umwandte, um nach ihnen zu sehn. Als sie

nun wieder herunterstiegen, da fielen abermals drei Tropfen auf die Staffeln, und das Hündchen leckte sie wieder auf, so daß sie der Prinz nicht sehen konnte, als er sich nach ihnen umwandte.

Darauf ging der Prinz zum König und sprach: »Ich habe kein Blut gesehn.« Da lachte der König und sagte: »Habe ich dir nicht gesagt, daß es ein Mann ist? Aber du willst nicht hören.« Doch der Prinz erwiderte: »Das ist ein Mädchen, die Theodorula heißt und mir das Herz verbrannt hat.« »So versuche es zum drittenmal,« sprach der König, »lade sie morgen zum Baden ein und da kannst du sehn, ob es ein Mädchen ist oder nicht.« Aber das Hündchen hatte auch dies Gespräch mit angehört und lief nun hin und erzählte es seiner Herrin.

Darauf ging das Mädchen zu einem Schneider und sprach zu ihm: »Mache mir einen Rock mit zweierlei Knöpfen, so daß, wenn ich daran bin, den einen aufzuknüpfen, der andere sich von selbst wieder zuknüpft.«

Am andern Morgen brachte ihr der Schneider den Rock und sie zog ihn an, und in aller Frühe kam auch der Prinz und sprach: »Höre, Theodor, wollen wir nicht baden gehn?« »Gut,« erwiderte die Jungfrau, und sie stiegen zu Pferd und ritten ans Meer. Als sie abgestiegen waren, sagte der Prinz zu ihr: »Nun ziehe dich aus.« Und sie

erwiderte: »Ziehe dich nur aus, ich werde gleich fertig sein,« und begann einen Knopf aufzuknüpfen und dann den zweiten, aber während sie das tat, knüpfte sich der erste wieder von selbst zu. Als der Prinz sah, daß sie sich auszuziehen anfing, warf er seine Kleider ab und sprang ins Meer. Kaum aber war das geschehn, so schwang sich die Jungfrau aufs Pferd und ritt davon. Da zog der Prinz im Meere seinen Ring vom Finger und warf ihn ihr nach. Er traf das Mädchen an einen ihrer Zähne, brach ihn ab und versilberte zugleich das rückbleibende Stück ein wenig.

Darauf kehrte der Prinz zu seinem Vater zurück, erzählte ihm alles, was vorgegangen war, und rief: »Ich liebe sie und will sie zum Weibe haben.« Da lachte der Vater und sprach: »Was kann ich dir helfen, wenn du sie liebst? Geh hin und suche sie auf und nimm sie zur Frau.«

Der Prinz zögerte nicht lange und brach nach der Stadt auf, in welcher die Jungfrau wohnte. Unterwegs begegnete er einem Hirten und sprach zu ihm: »Höre Hirt, wenn du mir deine Kleider gibst, so gebe ich dir die meinen.« Der Hirt aber erwiderte: »Warum willst du mir deine kostbaren Kleider geben und dafür meine groben nehmen?« Und jener sprach: »Was kümmert dich das?« Da besann sich der Hirt nicht lange und zog seine

Kleider aus, gab sie dem Prinzen und erhielt dafür die seinigen.

Darauf kaufte der Prinz in einem Orte eine Anzahl Spindeln und Spindelknöpfe und ging damit in die Stadt der Theodorula. Als er in die Nähe des Hauses kam, worin sie wohnte, rief er mit lauter Stimme: »Kauft Spindeln und Spindelknöpfe,« bis die drei Schwestern herauskamen, um welche zu kaufen. Und als er sah, daß der einen ein Stück Zahn fehlte und daß der Rand des übrigen Stückes versilbert war, da erkannte er sie daran. Als ihn nun die Mädchen fragten: »Was kosten deine Spindeln?« antwortete er: »Ich verlange kein Geld dafür, sondern ein Maß Hirsen.« Da füllten sie ein Maß mit Hirse und schütteten es ihm in den Quersack; er aber stellte es so an, daß der Sack zu Boden fiel und alle Hirse herauslief. Da setzte er sich auf den Boden und las Korn für Korn auf und steckte es in seinen Quersack. Da sprachen die Mädchen: »Wir wollen dir die Hirse mit dem Besen zusammenkehren, denn wenn du sie Korn um Korn auflesen willst, wirst du niemals damit fertig werden.« Dieser aber sagte: »Nein, mein Schicksal hat es einmal so bestimmt, daß ich die Hirse Korn für Korn auflesen muß.«

Da ließen ihn die Mädchen gewähren und gingen in ihre Stuben. Der Prinz aber las so lange an seiner Hirse,

bis es Nacht wurde und er bemerkt hatte, an welchem Orte Theodorula schlafe, als sich die Mädchen zur Ruhe begaben. In der Nacht schlich er leise an ihr Bett und warf ein Schlafkraut auf sie; dann nahm er sie auf die Schulter und trug sie fort. Als er in die Nähe seines Schlosses kam, da fingen die Hähne zu krähen an und da sprach die Jungfrau im Schlafe: »Wie, schön krähen diese Hähne! als ob es die des Königs wären.« Der Prinz aber rief: »Die Hähne gehören dem König und das Schloß gehört dem König und sein Sohn hat dich geholt.«

Da trug er sie zu seinem Vater, hielt Hochzeit mit ihr und hat sie zur Frau bis heute.

102. *Taubenliebe.*

Es war einmal ein König, der hatte nur eine einzige Tochter, und diese tat den ganzen Tag nichts als sticken, sie hatte keine Gespielin und ging auch nicht aus dem Hause, sondern saß beständig auf ihrer Stube und arbeitete. Vielmals sprach ihre Mutter zu ihr: »Höre, mein Kind, lasse dich doch endlich verheiraten, wir wollen dir den und den Prinzen, oder den und den jungen Großen zum Manne geben.« Aber das Mädchen sagte stets Nein und wollte nichts vom Heiraten wissen.

Während sie nun eines Tages wieder allein auf ihrem Zimmer saß und stickte, kam ein Täubchen zum Fenster hereingeflogen und flatterte um ihren Stickrahmen. Die Prinzessin fing es und ließ es wieder los, fing es wieder und liebkoste es und hatte große Freude an ihm. Nach einer Weile fragte das Täubchen sie: »Hast du mich lieb?« Und sie antwortete: »Jawohl habe ich dich lieb.« Darauf sprach das Täubchen: »Wenn du mich wirklich lieb hast, so halte für morgen eine Schüssel mit Milch bereit, und dann sollst du sehn, was ich für ein schöner Mann bin.« Und nachdem es dieses gesagt hatte, flog es weg.

Die Prinzessin ließ sich am andern Morgen vom Hirten einen Eimer voll Milch bringen, schüttete sie in eine Schüssel und wartete auf das Täubchen. Als es nun

geflogen kam und die Milchschüssel sah, tauchte es sich in dieselbe, ließ die Federn in der Milch und stieg als ein Jüngling heraus, der so schön war, daß die Prinzessin ihm sogleich um den Hals fiel und ihn küßte. Der aber sprach: »Setze dich zuvor und höre vorerst meine Bedingungen und dann kannst du mich küssen.« Als sie sich gesetzt hatten, fuhr er fort: »Die erste Bedingung ist, daß du deinen Eltern niemals meine wahre Gestalt verrätst, und die zweite ist, daß du drei Jahre wartest, bis ich zurückkehre. Wenn du es aber irgend jemandem verrätst, dann komme ich nicht wieder.« Darauf erwiderte das Mädchen: »Alles das will ich getreulich halten.« Und nun wechselten sie ihre Ringe, und der Jüngling tauchte sich wiederum in die Milch und flog als Taube davon.

Von da an kam der Jüngling täglich als Taube zu ihr, koste mit ihr und flog als Taube wieder fort. Darüber vergingen zwei Jahre, und während dieser ganzen Zeit lag die Königin ihrer Tochter an, daß sie sich doch verheiraten solle, und wurde täglich dringender; die Prinzessin aber widerstand ihr ebenso hartnäckig, bis sie es eines Tages nicht mehr aushalten konnte und ihr das Geheimnis der Taube verriet und ausrief: »Quäle mich nicht länger, liebe Mutter, denn ich habe bereits einen jungen Mann zum Bräutigam, und einen zweiten wie den gibt es auf der ganzen Welt nicht.«

Aber von Stund an kam die Taube nicht mehr zum Mädchen. Das wartete einen Tag um den andern, eine Woche um die andere, einen Monat um den andern, aber all ihr Warten war vergebens, die Taube kam nicht mehr, weil das Mädchen ihr Geheimnis nicht bewahrt hatte. Da wurde das Mädchen immer trauriger, sie weinte und klagte den ganzen Tag und sprach zu ihrem Vater: »Ich will mein Täubchen, schafft mir mein Täubchen, oder ich sterbe vor Kummer.« Der Vater suchte sie zu trösten und sprach: »Mein Kind, tue nicht so verzweifelt, sieh' dir doch diesen Königssohn und jenen jungen Großen an, die dich alle verlangen, nimm einen von diesen und schlage dir deinen Taubenmann aus dem Kopfe.« »Nein,« rief das Mädchen, »entweder diesen, oder ich sterbe. Laß mir drei Paar eiserne Schuhe und drei Stäbe machen, ich will durch die ganze Welt ziehen und nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe.«

Da dachten die Eltern: Sowieso haben wir sie verloren, wir wollen ihr also den Willen tun. Sie ließen alles machen, was sie verlangt hatte, und gaben es ihr, und sie zog es an und zog fort. Sie wanderte ohne Unterlaß drei Jahre lang, und wem sie unterwegs begegnete, den fragte sie nach dem Täubchen, aber niemand hatte es gesehen, und nachdem die drei Jahre um waren, kehrte sie in das Vaterhaus zurück.

Als das Mädchen fortging, da ließ der König aus Kummer um seine Tochter den ganzen Palast schwarz anstreichen, und sowie sie zurückkam, verbrannt von der Sonne und abgemagert von den Mühen der Reise, ging sie auf ihre Stube und schloß sich ein. Als ihr Vater an die Türe klopfte, machte sie ihm auf und sprach: »Vater, laß ein großes Badehaus bauen und dann im Lande bekanntmachen, daß alle Welt, arm und reich, sich darin baden könne, daß mir aber dann ein jeder eine Geschichte erzählen müsse, damit mir mein Kummer vergehe.« Da tat der Vater, was seine Tochter verlangt hatte, und als das Bad fertig war, kamen groß und klein, arm und reich, um sich darin zu baden, und ein jeder ging dann zur Prinzessin und erzählte ihr eine Geschichte.

In der Königsstadt lebte aber eine alte, blutarme Frau, welche eine Tochter hatte, und als diese von dem Bade hörte, sprach sie zu ihrer Mutter: »Liebe Mutter, erlaube mir, auch baden zu gehen und dann der Prinzessin eine Geschichte zu erzählen.« Die Mutter schlug es ihr anfangs ab, weil sie so arm wären, aber das Mädchen ließ mit Bitten nicht nach und bat so lange, bis sie die Mutter gehen ließ.

Das Mädchen nahm aber vorher den Wasserkrug und ging zur Quelle, um Wasser zu holen, damit ihre Mutter trinken könne, bis sie zurückkäme. Wie sie nun so zur

Quelle ging, da schritt ein Hahn vor ihr her, der Holzschuhe an den Füßen trug.

Als das Mädchen den Hahn und seine Holzschuhe erblickte, wunderte sie sich sehr und sprach bei sich: ich will ihm nachgehn und sehn, wo er hingeht. Sie folgte ihm also, mit ihrem Kruge auf dem Rücken, und sah, wie der Hahn zuerst in einen Garten ging und von allen Früchten und Gewächsen desselben abbrach und in seinen Korb legte: Salat, Zwiebeln, Knoblauch, Apfelsinen, und vieles andere.

Als der Hahn aus dem Garten kam, trug er seinen Korb nach Hause, und das Mädchen folgte ihm und schlich sich in das Haus und versteckte sich. Da sah es, daß in der Mitte desselben eine große Butte mit Milch stand, und nach einer Weile kamen elf Tauben herangeflogen, tauchten sich in die Milch, ließen dort ihre Federn und stiegen als junge Männer heraus, die so schön wie die Engel waren.

Da kam auch eine zwölfte Taube angeflogen, die tauchte sich nicht in die Milch, sondern setzte sich abseits. Da sprachen die Jünglinge zu ihr: »Wenn du nun auch verheiratet wärest, so könntest du mit uns sein, aber deine Braut hat dein Geheimnis ausgeplaudert, und darum kannst du dich nicht mehr verwandeln.« Die Taube antwortete: »Sie hat das Geheimnis ausgeplaudert,

dafür habe ich aber auch sie und die Ihrigen dahin gebracht, daß sie ihr Schloß und ihre Herzen schwarz gefärbt haben, und daß jene drei Jahre lang vergebens nach mir in der Welt herumlaufen mußte.«

Als das Mädchen dieses Gespräch gehört hatte, schlich sie sich leise weg, vergaß in ihrer Freude den Krug zu füllen, eilte nach Hause, setzte dort den leeren Krug ab und rief: »Mutter, nun habe ich eine sehr schöne Geschichte für die Prinzessin,« und lief dann ins Schloß. Weil aber andere Leute bei der Prinzessin waren, mußte sie dort übernachten und kam erst am andern Morgen vor.

Als sie vor die Prinzessin trat, sprach sie: »Hohe Frau, ich kann dir eine sehr schöne Geschichte erzählen, die sich gestern zugetragen.« »So erzähle sie, mein Kind,« erwiderte diese, »ich will dir zuhören.« Darauf erzählte ihr das Mädchen haarklein, was sie gesehn und gehört hatte. Und als sie fertig war, rief die Prinzessin: »Ach, mein Kind, du hast sehr wohl daran getan, daß du zu mir gekommen bist, aber nun komme rasch und führe mich in jenes Haus.«

Da ging das Mädchen voraus, und die Prinzessin folgte ihr nach; und als sie zu jenem Hause kamen, versteckte sich die Prinzessin hinter die Türe und wartete, bis die Tauben kamen.

Zuerst kamen die elfe, tauchten sich in die Milch und verwandelten sich; dann kam auch die zwölfte und setzte sich abseits, und als die Prinzessin hörte, wie sie von den andern verhöhnt wurde, sprang sie hervor und fiel ihr um den Hals. Davon nahm auch diese ihre Menschengestalt an, und nun heirateten sie einander und leben glücklich und zufrieden bis auf den heutigen Tag.

103. *Schneewittchen.*

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten nur ein einziges Töchterchen, das war aber auch das schönste Kind im ganzen Reiche. Jeden Morgen wusch und kämmte es die Mutter und zog ihm schöne Kleider an, und wenn es fertig war, schickte sie es in die Schule. Die Lehrerin aber putzte und schniegelte es von neuem, wenn die Schule aus war, und dann ging das Mädchen zum Essen nach Hause. So ging es Tag für Tag, und das Kind wußte nicht, wen es lieber habe, seine Mutter oder die Lehrerin.

Eines Tags aber sagte die Lehrerin zu dem Kinde: »Höre, Marigo, willst du deine Mutter nicht umbringen und mich zu deiner Mutter machen, weil ich dich so schön schmücke und ziere und lesen lehre?« Da versetzte das Kind: »Wie soll ich es denn anfangen, um meine Mutter umzubringen?« – »Das werde ich dir schon sagen, denn wenn du nur willst, kannst du das sehr gut. Komm also her und sage mir, ob du sie umbringen willst.« – »Erkläre mir zuerst, wie ich es anfangen soll, damit ich sehe, ob es geht, und dann sage ich dir schon, ob ich es tun will oder nicht.« – »Also gut;« sprach die Lehrerin, »wenn du nun nach Hause kommst, so sage zu deiner Mutter: Mutter, ich will Feigen und Mandeln aus der großen Marmorkiste haben; und da du ihr einziges

Kind bist, so wird sie den Mägden befehlen, daß sie dir welche geben. Da mußt du aber sagen: Ich will sie nicht von den Mägden haben, sondern du sollst sie mir geben. Da wird sie aufstehn und zur Kiste gehn. Wenn aber der Deckel geöffnet wird, so darfst du ihn nicht von den Mägden halten lassen, sondern mußt ihn selbst halten, und wenn dann deine Mutter den Kopf in die Kiste steckt, dann laß den Deckel fahren, damit er zufällt und sie totschlägt, und dann laufe fort und komme zu mir.«

Als nun Marigo nach Hause kam, da verlangte sie von ihrer Mutter Feigen und Mandeln aus der großen Marmorkiste. Da stand die Mutter auf, um sie ihr zu geben, und als die Mägde den Deckel aufgehoben hatten, jagte sie Marigo weg und hielt den Deckel selber, und wie nun die Mutter den Kopf in die Kiste steckte, da ließ Marigo den Deckel fahren, und der fiel zu und schlug die Mutter tot. Darauf lief die Marigo zur Lehrerin und erzählte ihr, was sie getan hatte; der König aber ließ die Priester kommen und seine Frau begraben.

Nach einer Weile sprach die Lehrerin wiederum zu dem Mädchen: »Marigo, willst du nicht deinem Vater sagen, daß er mich zur Frau nehmen soll, damit du mich zur Mutter bekommst, weil ich dich besser putze und schmücke als deine eigene Mutter?« Als das Mädchen am Abend nach Hause kam, sprach es zu seinem Vater:

»Willst du nicht die Lehrerin zur Frau nehmen, die so hübsch ist und mich noch besser schmückt und putzt als meine eigene Mutter?« Der König aber versetzte: »Dann will ich deine Lehrerin zur Frau nehmen, wenn meine Schuhe rot werden.«

Als das Mädchen am andern Morgen zur Lehrerin kam, sagte sie zu ihr: »So und so hat mir der Vater geantwortet.« Darauf sprach die Lehrerin: »Wenn du am Abend nach Hause kommst, so nimm ein Stückchen rote Farbe und streiche damit die Schuhe des Königs an, bis sie rot werden, und dann sprich: ›Siehe, Vater, deine Schuhe sind rot geworden und nun nimm die Lehrerin zur Frau.‹«

Als nun das Mädchen am Abend nach Hause kam, da nahm sie heimlich die Schuhe des Königs weg und färbte sie rot, und am andern Morgen sagte sie zu ihm: »Siehe, Vater, wie rot deine Schuhe geworden sind, nun nimm die Lehrerin zur Frau.« Der König aber versetzte: »Dann will ich deine Lehrerin zur Frau nehmen, wenn mein Überrock voller Löcher ist.«

Das erzählte das Mädchen wiederum ihrer Lehrerin, und diese erwiderte und sprach: »Wenn du heute abend nach Hause gehst und dein Vater sich zu Bette legt, so nimm ihm heimlich seinen Überrock und schneide mit der Schere so viel Löcher hinein, als du kannst.«

Das Mädchen aber machte es, wie ihr die Lehrerin gesagt hatte. Sie schnitt in den Überrock ihres Vaters Loch an Loch und sprach am andern Morgen zu dem König: »Siehe, Vater, in deinem Überrock sitzt Loch an Loch, nun mußt du die Lehrerin nehmen.«

Was konnte nun der König machen? Übel oder wohl mußte er die Lehrerin heiraten; sie war aber auch eine sehr schöne Frau, doch Marigo war noch viel schöner. Als nun ein paar Jahre um waren und Marigo von Tag zu Tag immer noch schöner wurde, da sprach die Stiefmutter zu dem König: »Du mußt die Marigo umbringen, und wenn du es nicht tust, so muß ich sterben.« Der König versetzte: »Wie kannst du verlangen, daß ich mein eigenes Kind umbringen soll?« Aber sie sprach: »Nein, du mußt es tun, entweder sie, oder ich, und dabei bleibe ich.«

Was sollte nun der arme König machen? Er widerstand lange Zeit, endlich aber sagte er zu seiner Frau: »Backe ein Brot und fülle eine Flasche mit Wein, die will ich mitnehmen und das Mädchen irgendwohin führen, um es umzubringen.« Da machte das böse Weib alles zurecht und steckte es in einen Tragsack. Der König nahm den auf die Schulter und das Mädchen an die Hand und wanderte mit ihr bald hierhin, bald dorthin, bis er endlich an einen breiten und tiefen Strom kam.

Dort faßte sich Marigo ein Herz und fragte: »Sage mir, Vater, warum hast du mich in diese Einöde und diese Felsenklüfte geführt?« »Darum,« antwortete der Vater und bedachte sich unaufhörlich, ob er das tun sollte, wovor sein Herz zurückbebte, oder nicht. Endlich sprach er: »Höre, Kind, wenn ich dieses Brot und diese Holzflasche den Berg hinunterkollern lasse, willst du ihnen nachlaufen und sie wieder heraufholen?« Was sollte die Ärmste tun? Sie sprach also: »Ja, Vater, ich will sie wieder holen.«

Da ließ dieser das Brot und die Flasche den Abhang hinunterkollern, und das Mädchen lief ihnen nach, um sie wieder zu holen; der Vater aber sprach bei sich: »Es ist besser, sie leben zu lassen, mag daraus entstehen was da will, aber ich kann sie nicht töten,« und lief weg.

Nach einer Weile kam das Mädchen mit dem Brote und dem Weine wieder den Berg hinauf und sah sich nach dem Vater um, aber der war nirgends zu sehen. Da rief sie, was sie konnte: »Vater, Vater, lieber Vater!« aber sie erhielt keine Antwort, und nun lief sie über Berg und Tal und jammerte in einem fort: »Mein Väterchen! mein Väterchen! Ach, ich Ärmste!« Aber der Vater war nicht zu finden. So trieb sie es, bis sie am Abend in einen Wald kam; da sprach sie bei sich: »Es wird Nacht, und ich weiß nicht, wo ich hin soll; ich will auf einen Baum

steigen und dort übernachten, und am Morgen will ich den Weg nach Hause suchen.« Da stieg sie auf einen Baum, und es dauerte nicht lange, so schlief sie ein, weil sie sehr müde war.

In der Nacht kamen drei Mören vorüber. Da sprach die eine zu den andern: »Auf dem Baume sitzt ein Mädchen, wir wollen ihm sein Schicksal bestimmen.« Und die andern beiden versetzten: »Wollen wir ihm Gutes oder Böses wünschen?« Und jene sagte: »Nein, Gutes.« Da ging die älteste zum Baume und sprach: »Höre, Marigo da unten am Flusse liegt ein kleines Kind am Ufer, das sollst du aufheben, waschen und reinigen.« Darauf kam die mittlere heran und sprach: »Höre, Marigo, da unten an dem Flusse sitzt eine alte Frau mit ungekämmten Haaren, die sollst du kämmen und striegeln, bis sie glatt sind.« Endlich kam auch die dritte heran und sprach: »Höre, Marigo, wenn du da unten am Flusse noch eine Strecke weitergehst, so kommst du an ein Schloß, darin wohnen vierzig Drachen, die Brüder sind, dahin sollst du gehen und ihnen von morgen an die Stuben auskehren und ihr Geschirr abspülen; dann sollst du essen und trinken und dich verstecken, damit sie dich nicht sehen, wenn sie nach Hause kommen.«

Am andern Morgen machte sich das Mädchen auf und ging, bis es zu jenem Schlosse kam. Dort kehrte und

wusch es die Stuben rein, spülte das Geschirr, und nachdem es gegessen und getrunken hatte, versteckte es sich. Am Abend kamen die Drachen heim und fanden alles blank gescheuert. Da sprachen sie untereinander: »Wer hat uns den Gefallen getan? Wenn es eine Frau ist, so wollen wir sie zur Schwester annehmen, wenn es eine Alte ist, zur Mutter, und wenn es ein Mann ist, zum Bruder.« Aber das Mädchen traute sich nicht aus seinem Verstecke hervor, und jeden Morgen, nachdem die Drachen weggegangen waren, richtete es das Haus her und versteckte sich wieder. Da sprachen die Drachen eines Abends untereinander: »Es soll sich einer von uns verstecken, damit wir erfahren, wer das ist.« Am andern Morgen blieb also einer zu Hause und legte sich auf die Lauer, aber er konnte das Mädchen nicht zu Gesicht bekommen. Tags darauf versuchte es ein anderer, und so ging es Reih' um, bis am Ende der vierzigste daran kam. Der entdeckte das Mädchen, nahm es auf seinen Schoß, küßte es und rief: »Ach, nun haben wir auch ein Schwesterchen! Du sollst aber von jetzt an nicht mehr arbeiten, sondern dich unterhalten, denn wir haben große Schätze an Edelsteinen und Geld, und davon sollst du haben, soviel du nur wünschest.« Da blieb das Mädchen dort und hatte es sehr gut bei diesen vierzig Drachen.

Aber eines Morgens ging ihre Stiefmutter vor das Haus, sah in die Sonne und sprach: »Sonne, ich bin

schön, und du bist schön, was um mich ist, ist schön, und was um dich ist, ist schön! Gibt es jemand in der Welt, der noch schöner wäre?« Darauf versetzte die Sonne: »Du bist schön und ich bin schön, deine Umgebung ist schön, und auch die meine, aber so schön wie die Marigo der vierzig Drachen ist niemand auf der ganzen Welt.«

Als das die Königin hörte, fing sie an, mit dem alten König zu hadern, und sprach: »Du hast deine Tochter nicht umgebracht und mich angelogen.« Dieser versetzte: »Nein, ich habe sie wahrhaftig umgebracht.« Aber die Königin glaubte ihm nicht und rief: »Nein, nein! du hast sie nicht umgebracht, denn sie lebt bei den vierzig Drachen, und wenn du nicht willst, daß ich sterbe, so mußt du diese Haarnadeln nehmen und so lange suchen, bis du sie findest und ihr die Nadeln geben, denn die sind vergiftet und davon wird sie sterben.«

Was sollte der arme König tun? Er verkleidete sich als Handelsjude, nahm die vergifteten Haarnadeln, ging hierhin und dorthin, bis er endlich an den Fluß kam, an dem seine Tochter lebte, und wie er vor das Schloß der vierzig Drachen kam, rief er: »Kauft Haarnadeln! kauft Haarnadeln!« Als das Mädchen das hörte, kam es auf die Altane und rief dem Juden zu: »He! Händler!« ohne zu ahnen, daß das ihr Vater sei. Sowie der aber das Mädchen sah, erkannte er, daß das seine Tochter sei, und

sprach daher: »Liebes Kind, kaufe mir eine von den Nadeln ab, denn sie sind sehr schön.« Das Mädchen erwiderte: »Was soll ich mit deinen Nadeln machen, ich habe viel schönere, denn die, welche mir die Drachen gegeben haben, sind von Diamanten.« Der Vater versetzte: »Jawohl, aber so schön wie die meinigen sind sie doch nicht. Komme, liebes Kind, und nimm mir eine Nadel ab, damit ich auch ein paar Kreuzer von dir löse.« Da ließ sich das Mädchen betören und ging hin und kaufte eine Nadel, und als sie wieder ins Haus kam, steckte sie sich dieselbe in ihre Zöpfe; kaum aber hatte sie das getan, so wurde sie ohnmächtig und fiel wie tot auf das Sofa.

Als am Abend die Drachen nach Hause kamen und das Mädchen leblos daliegen fanden, da fingen sie an, zu klagen und zu weinen, und schrieen in einem fort: »Ach, unser Schwesterchen, unser Schwesterchen!« Endlich erblickte der eine von ihnen die neue Nadel in den Haaren des Mädchens und rief: »Was ist das für eine Nadel, die in ihren Haaren steckt? Die hat sie nicht von uns.« Darauf sprach ein anderer: »Bringe sie einmal her, damit wir sehen, wo sie sie her hat.« Da zog jener dem Mädchen die Nadel aus den Haaren, und sowie das geschehen war, machte das Mädchen die Augen auf und rief: »Ach, wo war ich denn so lange Zeit?« Da fragten sie die Drachen: »Was ist dir begegnet? Woher hast du

diese Nadel?« Und jene erzählte ihnen nun den Hergang und sprach: »Ein Jude kam hier vorbei, von dem kaufte ich die Nadel, und sowie ich sie in die Haare steckte, wurde mir ohnmächtig.« Darauf erwiderten die Drachen: »Ei, ei, Marigo, haben wir dir nicht gesagt, daß wir dir alles geben wollen, was du nur wünschest, daß du aber ja nichts von irgend jemand anderem annehmen solltest? Siehst du nun? Ein andermal tue es nicht wieder.«

Nach einigen Tagen kam der König nach Hause zurück und da fragte ihn seine Frau: »Hast du sie vergiftet?« Und er antwortete: »Jawohl, und sie ist daran gestorben.« Als das die Königin hörte, freute sie sich sehr und ging am andern Morgen vor das Haus, sah in die Sonne und sprach zu ihr: »Sonne, Sonne! ich bin schön und du bist schön, was um mich ist, ist schön, und was um dich ist, ist schön. Gibt es jemand auf der Welt, der noch schöner wäre als wir?« Da sprach die Sonne: »Du bist schön und ich bin schön, was um dich ist, ist schön, und was um mich ist, ist schön, doch so schön wie die Marigo, welche bei den vierzig Drachen lebt, ist gar niemand auf der Welt.« Als das die Stiefmutter hörte, da wurde sie noch viel zorniger als das erstemal, und als der König am Abend nach Hause kam, empfing sie ihn jammernd und händeringend und rief: »Warum belügst du mich in einem fort, daß deine Tochter tot sei? Denn sie lebt und ist frisch und gesund. Eine von uns muß sterben,

entweder sie oder ich. Nimm also diese Ringe und gehe zu ihr und gib ihr den einen, denn sowie sie ihn an den Finger steckt, muß sie daran sterben.«

Da verkleidete sich der König von neuem, nahm die vergifteten Ringe, ging damit vor das Drachenschloß und rief so lange: »Kauft Ringe, kauft Ringe!« bis es das Mädchen hörte und auf den Balkon trat. Als er das Mädchen erblickte, rief er ihm zu: »Komme herunter, mein Kind, und kaufe dir einen von diesen schönen Ringen.« Das Mädchen aber antwortete: »Nein, ich will nicht, denn vor ein paar Tagen kam ein Jude hier vorüber, und von dem kaufte ich nur eine kleine Nadel und bin deswegen sehr gezankt worden; und dann haben wir selbst Ringe, so schön du sie dir nur wünschen kannst; ich mag keinen von deinen, gehe deiner Wege.« Darauf sprach der König: »Ei, mein Kind, ich sage ja nicht, daß ihr keine schönen Ringe hättet, ich bitte ja nur, daß du auch mir armen Wandersmann einen abnehmen mögest, kaufe einen und betrachte es als ein Almosen, das du mir gibst.« Durch diese Reden ließ sich das Mädchen abermals betören. Sie kam herunter, kaufte einen Ring von ihrem verkappten Vater; und als sie in das Haus zurückkehrte, zog sie ihre Ringe aus und steckte den kleinen Ring, den sie gekauft hatte, an den Finger und starb sogleich dahin.

Als am Abend die Drachen nach Hause kamen und das Mädchen leblos fanden, da riefen sie es an und schüttelten es, aber sie schlief nicht, sondern blieb leblos, und alle Mittel, die sie anwandten, waren vergeblich. Was war nun zu tun? Nachdem sie lange hin und her gesonnen, zimmerten sie einen Sarg, verzierten ihn ganz mit Perlen, setzten das Mädchen aufrecht hinein und trugen sie in dem Sarge zu dem Garten eines benachbarten Königs. Dort war eine Quelle, aus der die Pferde getränkt wurden, und an dieser wuchs ein großer Baum. An diesen Baum hängten die Drachen den Sarg an vier silbernen Ketten, so daß er über die Quelle zu hängen kam.

Als nun am andern Tage die Knechte des Königs die Pferde an die Quelle zur Tränke führten, da fiel der Glanz der Perlen, mit welchen der Sarg geschmückt war, in das Wasser und blendete die Pferde so, daß sie nicht trinken wollten. Am zweiten Tage ging es ebenso und am dritten nicht besser. Da gerieten die Knechte in großen Schrecken und liefen zum Könige und sagten, daß heute der dritte Tag sei, an dem die Pferde nicht saufen wollten. Da ging der König zur Quelle, um sich selbst zu überzeugen, und als er sah, daß die Pferde nicht saufen wollten, da schaute er selbst in die Quelle und wurde von dem Glanze der Perlen geblendet, der ihm daraus entgegenstrahlte; als er nun nach oben schaute, um zu

sehen, wo dieser Glanz herkäme, da erblickte er einen Sarg, der an vier silbernen Ketten hing. Er befahl also, ihn herunter zu nehmen, und nachdem das geschehen war, kamen die Pferde zur Quelle und soffen ohne Furcht.

Darauf ließ er den Sarg in sein Zimmer tragen und sobald er allein war, öffnete er ihn. Aber was sah er da! Nase und Mund blieb ihm offen vor Verwunderung über die Schönheit des Mädchens, das darin lag; aber von dem Tag an überfiel ihn ein solcher Trübsinn, daß er weder aß noch trank; wie man ihm die Speisen vorsetzte, so trug man sie wieder ab, und so ging es Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, und das nahm immer zu, so daß der Ärmste sich vor Leid vollkommen abzehrte.

Da erschien eines Tages seine Mutter vor ihm und sprach: »Was ist das, mein Sohn? was fehlt dir? sagst du es nicht mir, deiner Mutter?« Er aber erwiderte: »Es fehlt mir nichts, laß mich in Frieden.« So ging es nun fast ein ganzes Jahr durch, ohne daß der König essen oder trinken wollte. Da ging endlich seine Mutter zu einem der jungen Großen des Reiches, welchen ihr Sohn besonders liebte, und sprach zu ihm: »Höre, mein Kind, mit meinem Sohne steht es so und so, und es ist nun fast ein Jahr her, daß er nicht aus seinem Zimmer gekommen ist. Gehe doch einmal zu ihm und versuche es, ob du ihn

herausbringen kannst.«

Da ging der junge Mann zu dem König und sprach: »Ei, ei, Freund, was hast du denn? Was hat dich denn so heruntergebracht? Du hast ein großes Reich und ungeheure Schätze, und statt dich des Lebens zu freuen, machst du eine Miene, als ob du sterben wolltest? Und mit diesem Treiben bringst du nicht nur dich, sondern auch deine arme Mutter ums Leben. Komm, wir wollen ein bißchen ausgehen, damit du dich etwas zerstreuest.« Anfangs sträubte sich der König, aber der andere setzte ihm so lange zu, bis er ihn dazu brachte, mit ihm ein wenig auszugehen.

Kaum waren sie aus dem Schlosse, so sagte die Mutter zu ihren Mägden: »Nun kommt her, wir wollen die Stube des Königs durchsuchen, ob nicht etwas darin ist, was ihn so heruntergebracht hat.« Sie hatten damit kaum begonnen, da fanden sie auch schon den Sarg, der unter dem Sofa stand. Sie zogen ihn hervor und öffneten ihn und staunten über die Schönheit des Mädchens, welches darin lag. Darauf sprach aber die Mutter: »Also das ist es, was meinen Sohn so heruntergebracht hat; rasch, ihr Mädchen, heizt den Backofen, steckt die Leiche hinein und verbrennt sie, denn sonst stirbt mir der Sohn ihretwegen.« Als nun der Ofen geheizt war und die Mägde die Leiche nehmen wollten, um sie

hineinzuwerfen, da erblickte eine von ihnen den Ring, welchen sie an dem kleinen Finger hatte, und sprach: »Langsam, langsam, wir wollen ihr erst den Ring vom Finger nehmen, denn er scheint sehr kostbar zu sein.« Kaum aber hatte sie den Ring vom Finger gezogen, so richtete sich das Mädchen auf und sprach: »Ach! wo bin ich? Wo sind die vierzig Drachen, meine Brüder?« Als das die Königin hörte, befahl sie sogleich, dem Mädchen den Ring wieder an den Finger zu stecken, und sowie das geschehen war, fiel sie wieder leblos zurück. Da legten sie sie in den Sarg und stellten ihn wieder unter das Sofa.

Als der König von dem Spaziergange zurückkam, schloß er sich in seiner Stube ein, öffnete den Sarg und betrachtete das Mädchen. Nach einigen Tagen aber kam seine Mutter zu ihm und sprach: »Lieber Sohn, warum sagst du mir nicht, was dich so traurig macht?« Dieser versetzte: »Quäle mich nicht, denn du kannst mir ja doch nicht helfen.« Und sie sprach: »Wer weiß, ob ich dir nicht helfen kann,« und setzte ihm so lange zu, bis er endlich den Sarg hervorzog und sie fragte: »Kannst du das wiederbeleben, was darin ist?« »Ei, warum nicht?« antwortete die Mutter. Da öffnete der König den Sarg, und die Mutter zog der Jungfrau den Ring vom Finger, und sofort erwachte sie und richtete sich auf. Der König aber schloß sie in seine Arme und küßte sie. Da fragte sie: »Wo bin ich?« Und der König antwortete: »In einem

Königsschlosse, und Königin sollst du werden.« Darauf erfolgte die Hochzeit, und der König lebt glücklich mit ihr bis auf den heutigen Tag.

104. *Entstehung des Kuckucks.*

Der Gjon und die Kjükje waren Bruder und Schwester und hatten noch einen Bruder, der gleichfalls Gjon hieß. Einst trat dieser zu seiner Schwester, als diese gerade mit ihrer Schere hantierte; sie war aber so in ihre Arbeit vertieft, daß sie ihn nicht bemerkte. Da fuhr sie plötzlich mit ihrer Schere aus, und diese traf den Gjon gerade ins Herz, sodaß er daran sterben mußte. Über seinen Tod betrübten sich aber seine Geschwister so sehr, daß der Gjon in den Vogel gleichen Namens, die Kjükje aber in den Kuckuck verwandelt wurde; und von da an ruft der Gjon des Nachts seinen Bruder beim Namen: »Gjon! Gjon!« Der Kuckuck aber bei Tage: »Ku? ku?« Das heißt auf deutsch: »Wo bist du?«

Es heißt aber auch, daß die Schwester in keinen Kuckuck, sondern in die blaue Blume verwandelt worden ist, welche Kuckucksblume heißt. Wenn nun die Weiber eine solche Blume im Felden finden, dann singen sie also:

Kuckuck, Kuckuck. Aberkuckuck!
Sahst du mich?
Sahst du dich?
Sahst du deinen Bruder Gjon,
Als sie ihn schlachteten wie den Ochsen?

Blut im Löffel,

Fleisch im Becher,

Gib mir deine beiden Hände.

Darauf hält die Frau die beiden flachen Hände an die Blume, und diese legt von selbst ihr Köpfchen auf sie.

105. *Erschaffung des Wolfes.*

Haj e, uk, e pljaß e, sche Mehil! – Friß ihn, Wolf, und mach' ihn bersten, heiliger Michael. Dieser Wunsch gilt dem Teufel und damit verhält es sich so.

Als unser Herrgott das erste Menschenpaar schuf, war der Teufel zugegen und meinte, daß es mit diesem Kunststück nicht viel auf sich habe und er wohl auch zu schaffen verstehe. Unser Herrgott war gerade guter Laune und gab ihm also die Erlaubnis, seine Kunst zu probieren. Da machte sich der Teufel einen Teig an, wie er es von unserem Herrgott gesehen, knetete daraus eine Wolfsgestalt und behauptete, daß so ein Geschöpf weit vollkommener sei als unseres Herrgotts Machwerk. –

»Du mußt deinem Geschöpfe aber auch Leben geben,« sprach der Herr, »wie ich es bei den meinen getan.« Da machte sich der Teufel daran und blies in sein Geschöpf, bis ihm der Atem verging und sein schwarzer Kopf rot und blau wurde von der Anstrengung. Doch alles war umsonst.

Endlich ward der Herr dieses vergeblichen Beginnens überdrüssig. Er schlug mit einer Gerte dem Wolfsbilde in die Seite – und darum ist der Wolf in der Mitte wie eingeknickt – und sprach: »Geschöpf, friß deinen Schöpfer.« Und der Wolf lebte, und der erste, den er

verschlang, war derjenige, der ihn gebildet hatte.

So kommt es, daß der Albanese die Worte des Herrn wiederholt, wenn er dem Teufel oder einem andern, den er ebenso lieb hat, Böses wünscht. Was es aber mit dem Erzengel Michael für eine Bewandtnis gehabt, das wußte uns niemand zu sagen.

106. *Der gefesselte Teufel.*

Der Teufel liegt an einer ungeheuren Kette angeschmiedet, welche an einen Felsen befestigt ist. Er nagt das ganze Jahr an derselben, und am Ostersonnabend hängt sie kaum noch an einem dünnen Bohnenblättchen aneinander. Aber am Morgen des Ostersonntags erscheint der Heiland und fesselt ihn an eine neue Kette.

107. *Der Fall der Engel.*

Als bei dem Sturze der gefallenen Engel in die Tiefe der Erzengel Michael Einhalt gebot, blieb alles unbeweglich, wie und wo es in diesem Augenblicke war. Ein Teil der Gefallenen kam sonach unter die Erde, ein anderer auf dieselbe zu liegen, ein dritter blieb über derselben schweben, und die Tränen der Reue, welche die letztern vergießen, fallen daher auf die Erde. Trifft eine davon einen Menschen, so stirbt dieser augenblicklich daran.

Auf dieser Vorstellung beruht die albanesische Verwünschungsform: Möge der Tropfen auf dich fallen, d.h., möge dich der Schlag treffen.

Nachtrag.

108. *Vom Sinzirlis Minizirlis Mikrosinzirlaki.*

Es war einmal ein junger Mensch, der hieß Sinzirlis Minizirlis klein klein Sinzirlis, und der ging eines Tages durch eine enge Gasse seiner Vaterstadt, da sah er ein großes hohes Haus, und aus dessen höchstem Fenster sah ein Mädchen heraus, welches Sonnentochter hieß. Als Sinzirlis dies Mädchen erblickte, wurde er von so heftiger Liebe zu ihr ergriffen, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, und sowie er nach Hause kam, warf er sich auf das Bett und schrie in einem fort: »Herzensmutter, Seelenmutter, Engelsmutter, ich sterbe vor Liebe zu der Sonnentochter, die am Fenster steht,« und weinte und heulte dabei wie ein Besessener; und so trieb er es die ganze Nacht hindurch.

Als die Mutter ihn so toben sah, wurde ihr bange um ihn; sie ging also zu ihrem Manne und erzählte ihm, wie es um ihren Sohn stehe, und da machten sie aus, sie wollten einige Mägde zu der Sonnentochter schicken und um sie anhalten lassen. Und als dies Sinzirlis Minizirlis klein klein Sinzirlis erfuhr, da stand er auf, verkleidete sich als Magd und ging mit den andern, um zu hören, was die Sonnentochter sagen würde. Als sie an der Türe der Sonnentochter anklopften, rief diese von innen: »wer ist da, wer ist da, wer klopft an meiner Türe?« Da sagten diese: »die Mägde von Sinzirli Minizirli klein klein

Sinzirli.« Da rief die Sonnentochter: »lauft, ihr Mägde und Frauen, und macht auf,« und führte sie in ihren Saal und ließ sie auf goldene Sessel niedersitzen. Nachdem die Mägde eine Weile dort gesessen hatten, begannen sie der Sonnentochter von der großen Liebe zu erzählen, welche sie dem Sinzirlis Minizirlis klein klein Sinzirlis eingeflößt habe, und daß sie daher von seinen Eltern hierher geschickt worden seien, um sie zu fragen, ob sie ihn nicht heiraten wolle. Da antwortete die Sonnentochter: »die Hände des Sinzirlis sind die Hacken meiner Gärten, seine Füße die Schaufeln meiner Felder, seine Zunge aber der Löffel meines Abtritts, und das sollt ihr ihm zur Antwort sagen.«

Als sie nach Hause kamen, warf sich Sinzirlis Minizirlis klein klein Sinzirlis wieder auf das Bett und trieb es noch ärger als das erste Mal. Da schickte ihn seine Mutter zu den Zauberweibern und wies ihn an, daß er genau das tun solle, was ihm die sagen würden. Er ging also zu diesen, klagte ihnen sein Leid und bat sie um Rat, was er tun solle. Da sagten sie: »Sei guten Mutes, dir wird bald geholfen sein, laß dir nur einen recht schönen Frauenanzug machen, ziehe den an und gehe damit zur Sonnentochter und klopfe an die Türe, und wenn sie dich dann fragen wird: wer ist da, wer ist da, wer klopft an meiner Türe? so sage ihr: ich bin es, deine Base von Aïdonato, ich weiß nicht, was plombi plombi ist

und bin gekommen, um es zu lernen. Nimm auch dieses Zaubermittel, und wenn du hineintrittst, so mußt du sie zuerst küssen und damit bestreichen, und dann mußt du auch alle ihre Mägde küssen und bestreichen, und am Abend, wenn ihr gegessen habt und der Zauber zu wirken beginnt, da mußt du zu ihr reden: ach! alle Vögel sind gepaart, und ich, das einsame Vöglein, bei wem soll ich die Nacht über bleiben?

Da wird sie erwidern: sei ruhig, lieb Bäschen, du schläfst bei den Mägden. Du mußt aber sagen: so, ich, die Königstochter, soll bei den Mägden schlafen? Da wird sie sagen, daß du bei den Ammen schlafen sollst, und du mußt dich auch dagegen sträuben; endlich wird sie sagen: sei nur ruhig, lieb Bäschen, du sollst bei mir schlafen, und wenn du dann bei ihr liegst und merkst, daß sie eingeschlafen ist, so mußt du sie auf die Schulter nehmen und dich mit ihr aus dem Staube machen.«

Sinzirlis Minizirlis klein klein Sinzirlis befolgte aber genau den Rat, den ihm die Zauberweiber gegeben, und es geschah alles, wie ihm diese gesagt hatten; und als er die Sonnentochter in sein Haus getragen und auf sein Bett gelegt hatte, da erwachte diese und rief: »kommt her, ihr Ammen und Mägde, ich will euch erzählen, was ich für einen Traum gehabt habe; mir deuchte, als wäre ich in dem Hause dieses Esels von Sinzirli Minizirli klein

klein Sinzirli, und läge in seinen Armen.« »So ist es«, rief dieser, und als die Sonnentochter merkte, daß es wirklich so sei, da sagte sie kein Wörtchen mehr, sondern nahm ihn zum Mann und hielt Hochzeit mit ihm, und drauf lebten sie glücklich und zufrieden.

109. *Die Goldschale.*

Es war einmal ein Fischer, der zog eines Tages in der Stadt herum und bot seine Fische feil. Da kam ein Jude zu ihm, und fragte ihn: »was verlangst du für deine Fische?« und jener sagte lachend: »so viel als sie wert sind.« Da fragte der Jude: »hundert Piaster?« und der Fischer wiederholte: »soviel als sie wert sind.« Darauf bot ihm der Jude zweihundert Piaster, und nun bedachte sich der Fischer nicht länger, sondern nahm die zweihundert Piaster und gab dem Juden die Fische. Bevor sie aber auseinander gingen, sagte ihm der Jude: »wenn du wieder Fische gefangen hast, so bringe sie mir.«

Am andern Tage brachte also der Fischer dem Juden seinen ganzen Fang, und dieser fragte wieder: »was verlangst du für deine Fische?« und jener erwiderte: »so viel als sie wert sind.« Da bot ihm der Jude zuerst hundert Piaster, dann zweihundert, dann fünfhundert, dann tausend; der Fischer aber antwortete stets: »soviel als sie wert sind«, bis ihm der Jude fünftausend Piaster bot. Dafür schlug er sie los, und nachdem ihm der Jude das Geld zugezählt hatte, sprach er: »wenn du wieder Fische hast, so bringe sie mir.« Der Jude bezahlte aber die Fische so teuer, weil er wußte, daß sie Diamanten enthielten.

Am andern Tag fing der Fischer eine schöne Palamide und sprach: »die soll der Jude nicht bekommen, mit der will ich mir selber einmal gütlich tun.« Als er nun den Fisch ausnahm, fand er in seinem Bauche eine goldene Schale und steckte sie zu sich. Darauf lud er ein paar Freunde ein und verzehrte mit ihnen den Fisch, und dabei tranken sie anfangs den Wein aus Gläsern; nachdem sie aber abgegessen hatten, zog der Fischer die Schale hervor, füllte sie mit Wein, und als er diesen getrunken hatte, füllte sich die Schale von selber mit Goldstücken. Er leerte das Gold vor sich auf den Boden und gab nun den andern aus der Schale zu trinken, und so oft sie sie leerten, füllte sich diese mit Gold.

Da begriff der Fischer, daß er nun ein reicher Mann geworden sei, und weil er ein großer Musikliebhaber war, so verlegte er sich von nun an auf das Zitherspiel, und lernte sie so schön spielen, daß jeder der es hörte, davon ergriffen wurde. Darauf kaufte er für sein Geld eine große Masse Waren, zog damit in ein anderes Königreich und eröffnete einen Laden, dem Schlosse des Königs gegenüber. Dieser König hatte eine wunderschöne Tochter, und als derselbe ein großes Fest in einem seiner Gärten vor der Stadt anstellte und die Prinzessin allein im Schlosse war, da nahm der Fischer seine Zither, eine Flasche Wein und seine Goldschale, und ging in den Garten des Königs, setzte sich vor die Fenster der

Prinzessin, und fing an auf der Zither zu spielen. Als das die Prinzessin hörte, wurde sie neugierig; sie trat also ans Fenster, um zu sehen, wer so schön Zither spiele, und erblickte einen hübschen jungen Mann, der, wenn er Wein aus seiner Schale getrunken hatte, diese umkehrte und eine Masse Goldstücke vor sich auf die Erde schüttete. Da kam sie in den Garten, ging zu dem Jüngling und fragte ihn: »willst du mir nicht diese Schale schenken?« er aber erwiderte: »du sollst sie haben, wenn ich einmal in deinen Armen schlafen darf.« Da willigte die Prinzessin ein und schenkte ihm eine Nacht, und am andern Morgen gab er ihr die Schale und sprach: »wenn du schwanger werden solltest und es dein Vater merkt, so komme zu mir und dann wollen wir zusammen in ein anderes Land flüchten.«

Nach einiger Zeit merkte der König, daß seine Tochter schwanger sei, und verstieß sie sofort aus seinem Palaste. Da ging sie zu dem Fischer und dieser zog mit ihr in ein anderes Land. Dort ließ die Prinzessin ein schönes Schloß bauen und gebar einen Knaben, und sie blieben fünf Jahre lang in der Fremde. Endlich aber sehnte sich die Prinzessin nach ihrem Vater, und brach mit ihrem Manne auf, um zu sehen, was er mache.

Sie gingen aber nicht sogleich ins Königsschloß, sondern stiegen in einem andern Hause ab, und richteten

sich dort mit großer Pracht ein. Die Prinzessin aber ging in Mannskleidern einher, damit sie nicht erkannt würde. Als der König von den reichen Fremden hörte, lud er sie eines Tages zum Gastmahle ein, und als sie abgegessen hatten, tranken sie den Wein zuerst aus Gläsern, dann aber zog der Fischer die Goldschale hervor, trank sie aus, und schüttete die Goldstücke vor sich hin. Darauf gab er sie seinem Nachbar, und als der getrunken hatte und die Schale umkehrte, fiel auch vor ihm ein Haufen Gold nieder, und so ging es der Reihe nach bei allen Gästen, die am Tische saßen, und als die Schale fünfmal die Reihe um den Tisch gemacht hatte, lagen vor jedem Gaste fünf Haufen Goldes. Als endlich die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich verabschiedet hatten, da wollte dem alten Könige die Goldschale gar nicht aus dem Sinne kommen. Er fragte also seinen Wesir: »wie hat dir jene Schale gefallen?« und dieser antwortete: »wenn ich die Schale hätte, wozu brauchte ich dann noch das Königreich?«

Da quälte den König der Wunsch, diese Schale zu besitzen, so lange, bis er hinging und seine Tochter bat, ihm die Schale zu schenken. Diese aber erwiderte: »ich kann dir die Schale nur dann schenken, wenn du mir zu Gefallen wirst.« Als nun der alte König darein willigte, und sie zusammen in eine Kammer gingen, da gab sie sich ihm zu erkennen und sprach: »schämst du dich nicht,

dich in deinem Alter so für schnödes Gold zu erniedrigen, während du mich, deine Tochter, verstießest, weil ich dem Zuge meines Herzens folgte?«

Als das der König hörte, da freute er sich über die Maßen und machte seinen Schwiegersohn zum König und seine Tochter zur Königin.

110. *Hänschen, dem ein Mohr in den Mund speit.*

Es war einmal ein Priester, dem hatte seine Frau nur ein Töchterchen geboren, und das hatten sie sehr lieb, weil es nicht nur ihr einziges Kind war, sondern weil es auch im ganzen Dorfe kein schöneres gab. Der Priester hatte auch einen Knaben in seine Dienste genommen, der hieß Hänschen, und hielt sich so wacker und anständig, daß ihn der Priester lieb gewann und ihm oft im Scherze sagte, er wolle ihm seine Tochter geben. Da er nun merkte, daß Hänschen damit sehr zufrieden war, so brauchte er das zum Antriebe des Dieners bei irgend einer schweren Arbeit und sprach dann jedesmal: »tue mir das, und du sollst auch meine Tochter haben.« Das tat er so lange, bis Hänschen wirklich glaubte, daß es sein Ernst sei.

Eines Tages aber sprach der Priester: »Hänschen, gehe in den Wald und haue so viel Holz, als du kannst, denn am nächsten Sonntag soll meine Tochter Hochzeit halten.« Als Hänschen das hörte, wurde er über die Maßen traurig, und ging mit den Lasttieren in den Wald, ohne zu wissen, was er tue. Dort setzte er sich auf einen Baumstumpf, und nachdem er eine Weile gesessen, seufzte er aus tiefer Brust und rief: »ach!« Da erschien sofort ein großer Mohr vor ihm und fragte: »was ist dein

Begehr? warum hast du mich gerufen?« Hänschen sagte darauf: »ich habe dich nicht gerufen.« Der Mohr aber antwortete: »wohl hast du das getan, denn ich heiße Ach!« Da erzählte ihm Hänschen seinen ganzen Kummer, und als er damit fertig war, hieß ihn der Mohr den Mund aufmachen, spie ihm hinein und sprach: »alles was du sagen wirst, das soll geschehen«, und verschwand darauf.

Als sich Hänschen von seinem Schreck erholt hatte, wollte er versuchen, ob ihn der Mohr auch nicht zum Besten gehabt habe; er sagte also: »ich wollte, das Holz wäre gehauen!« und sogleich war es gehauen. Dann sagte er: »ich wollte, es wäre auf die Tiere geladen«, und sogleich standen diese geladen vor ihm, und auf diese Weise brachte er in einem Tage so viel Holz nach Hause, als ein anderer nicht in vierzehn Tagen hätte bringen können. Da wunderte sich der Priester und fragte ihn, wie er es angefangen habe, so viel Holz auf einmal zu schlagen. Hänschen aber antwortete: »ich tat das aus lauter Freude über die Hochzeit deiner Tochter.«

Als nun die Hochzeit vorüber war und es Nacht wurde, da schlich sich Hänschen an das Brautgemach und sah durch ein Astloch, was darin vorging, und als der rechte Augenblick kam, rief er: »bleibt so!« und legte sich dann schlafen. Am andern Morgen wartete der

Priester vergebens darauf, daß das junge Paar aus der Kammer kommen werde. Als aber um Mittag die Eltern des Bräutigams kamen, um ihre Glückwünsche darzubringen, da verlor er die Geduld und schlug die Türe ein. Über das, was er nun sah, fuhr er sich vor Schrecken mit beiden Händen in den Bart und seine Frau packte mit den ihrigen ihre beiden Wangen, und in diesem Augenblicke sagte Hänschen heimlich: »bleibt so!« und da konnte weder der Priester seine Hände von dem Barte, noch seine Frau die ihrigen von den Wangen bringen.

Da sagten sie zu Hänschen, er solle zu der klugen Frau im Dorfe gehen und diese herholen. Das tat er, und weil sie unterwegs über einen Graben springen mußten, so hob die kluge Frau ihren Rock von hinten auf und warf ihn über die Schultern. Da sprach Hänschen: »der Rock soll haften bleiben!« und nun mochte die kluge Frau daran ziehen und zerren, wie sie wollte, sie konnte ihn nicht herabbringen. Vermöge ihrer Kunst erriet sie aber, daß der Zauber von Hänschen komme, und verlangte daher, daß sie alle zusammen vor den Richter gehen sollten, damit dieser die Sache entscheide. Man trug also die Brautleute in ihrem Bette zu dem Richter, und ihm folgten die andern in dem Zustande, in welchen sie Hänschen verwünscht hatte. Als der Zug an dem Kaffeehause vorbeikam, wo die Ersten der Stadt sich zu

versammeln pflegten, da entstand unter ihnen ein großer Jubel, und Einer von ihnen tippte mit seiner langen Pfeife der klugen Frau, als sie an ihm vorüberging, an den Hintern. Da verlor Hänschen keinen Augenblick und sprach: »die Pfeife soll an der Frau und die Lippen des Mannes an der Pfeifenspitze haften.« In diesem Aufzuge erschienen sie vor dem Richter und verklagten bei ihm Hänschen als den Urheber dieses Scandals. Der Richter war ein alter strenger Herr, und wurde über den ganzen Aufzug so zornig, daß er seinen Leuten befahl, auf Hänschen los zu schlagen. Sowie aber einer von diesen seinen Stock aufhob, da sprach Hänschen: »bleibe so!« Als nun alle mit aufgehobenen Stöcken dastanden, wurde der Richter wütend, und bückte sich vom Sopha aus auf die Erde, um seine Pantoffeln zu nehmen und nun selbst auf Hänschen loszugehen. Der aber sprach: »bleib so!« und nun blieb der Richter in dieser unbequemen Stellung. Da begann er Hänschen um Gnade zu bitten, und alle Andern gaben ihm gute Worte. Der aber sprach: »wenn ihr mir die Priesterstochter zum Weibe gebt, so lasse ich euch los, wenn ihr mir sie aber nicht geben wollt, so bleibt ihr wie ihr seid.« Da riefen alle, daß er sie bekommen solle, und er ließ sie los und hielt statt des Andern Hochzeit mit der Priesterstochter.

111. *Der dumme Junge, welcher Geld gewinnt.*

Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn und ein Schweinchen, und als dieses groß geworden war, schlachtete sie es und gab ihrem Sohne das Gekröse und sagte ihm: »gehe damit ans Meer und wasche es, und wenn du glaubst, daß es rein sei, so frage auch jemand anders, ob es sauber sei«.

Da ging der Sohn ans Meer und wusch das Gekröse aus, und als er glaubte, daß es sauber sei, da sah er sich nach einem Menschen um, den er fragen könnte; es kam aber Niemand dort vorbei. Da sah er fern in der See ein Schiff, und das hatte große Arbeit sich gegen die hohen Wellen zu halten. Der Junge aber rief: »holla ho! holla ho! Schiffer, ist das Gekröse sauber?« – Der Schiffer hörte endlich seinen Ruf, konnte aber vor dem Winde die Worte nicht verstehen. Er dachte also, daß der Mensch, welcher ihn anriefe, mitfahren wolle, legte mit vieler Mühe bei, kam ans Land und fragte ihn dann, was er wolle. Und dieser sprach: »da sieh einmal das Gekröse an, und sage mir, ob es nun sauber ist.« Da wurde der Schiffer sehr zornig und gab ihm eine unbarmherzige Tracht Schläge; der Junge aber rief: »Wenn das nicht recht war, was ich zu dir sprach, so sage mir, was ich sagen soll.« Da erwiderte der Schiffer: »du sollst sagen: schönes Wetter für euer Steuer, und guten Wind für eure

Segel, und möget ihr auf eurem Wege nicht einmal einem fliegenden Vogel begegnen.« Darauf fuhr das Schiff ab, und der Junge wiederholte in einem fort die Rede, die ihm der Schiffer aufgegeben, damit er sie nicht vergesse. Da begegnete er einem Jäger, und als dieser hörte, daß ihm der Junge zurief: daß er nicht einmal einem fliegenden Vogel begegnen solle, da wurde er zornig und gab dem Jungen eine tüchtige Tracht Schläge. Da schrie dieser: »wenn das nicht recht ist, was ich zu dir sprach, was soll ich denn sprechen?« Da antwortete der Jäger: »fünfmal fünf jeden Tag und hundert die Woche.«

Darauf ging der Jäger seines Weges und der Junge rief nun in einem fort, was ihm dieser aufgegeben. Nach einer Weile begegnete er einem Leichenzuge und rief diesem zu: »fünfmal fünf jeden Tag und hundert jede Woche.« Da fielen alle Begleiter über ihn her, und er wurde noch viel ärger geschlagen als das erste Mal, und als er sie fragte, was er denn sagen solle, antworteten sie: »du mußt sagen: dies eine und kein anderes.«

Da begegnete er einem Hochzeitszuge und erhielt für seinen Zuruf auch von diesem seine Tracht, und als er fragte, was er denn Besseres sagen solle, so sagte man ihm: »mit dieser mögest du essen, mit dieser trinken und mit dieser schlafen.«

Da kam er an einem vorüber, der hinter einem

Strauche saß und nur mit dem Kopfe hervorsah. Sowie der den Wunsch des Jungen hörte, sprang er auf und prügelte ihn, und als der Junge fragte, was er denn Besseres sagen solle, antwortete dieser: »du mußt sagen: buff, buff.«

Hierauf kam er an eine Kirche, vor der der Priester das Weihrauchfaß schwang, und rief: »buff! buff!« Da wurde er wieder geprügelt, und als er fragte, was er sagen solle, so hieß es: »du mußt sagen: ich! ich!«

Nun kam er zu zweien, die sich prügelten, und rief: »ich! ich!« und klatschte dabei in die Hände. Da hörten die beiden auf sich zu prügeln und fielen über ihn her, und als sie sich an ihm satt geschlagen, fragte er: »aber was soll ich denn sagen?« Da antworteten sie: »wenn du siehst, daß zwei mit einander streiten, so sollst du zwischen sie treten und suchen sie auseinander zu bringen.«

Hierauf kam er zu zwei Hunden, die sich rauften, legte sein Gekröse auf den Boden, und ging auf sie zu, um sie auseinander zu bringen, und wie er sie auseinander gejagt hatte, da packte der eine Hund das Gekröse und lief damit fort und der Junge hinter ihm her, um es ihm wieder abzujagen. Dieser Hund hatte aber nur ein Auge und lief mit seinem Raube in ein Haus, das einer verheirateten Frau gehörte, und bei der war grade ihr

Liebhaber, der auch nur ein Auge hatte. Da stellte sich der Junge vor das Haus, und rief, was er konnte: »jage den Einaug heraus, jage den Einaug heraus.« Da kam die Frau heraus und sagte zu ihm: »lieber Junge, es ist Niemand im Hause, gehe deiner Wege.« Dieser aber rief immer lauter: »Jage den Einaug heraus, jage den Einaug heraus.« Da begann diese sich vor der Nachbarschaft zu fürchten, und bot dem Jungen Geld an, wenn er schweigen wolle. Dieser aber rief: »ich will kein Geld, ich will den Einaug.« Da wurde der Frau so bange, daß sie dem Jungen immer mehr Geld bot und es endlich dahin brachte, daß er sechstausend Piaster nahm und seiner Wege ging.

Darauf kehrte der Junge nach Hause zurück, und als ihn seine Mutter in so zerfetztem und zerzaustem Zustande sah, schüttelte sie mit dem Kopfe; da fragte er sie: »warum schüttelst du den Kopf? sieh nicht auf meine Kleider, sondern in meine Tasche. Ich habe viel Prügel bekommen, habe aber auch viel Geld gewonnen.« Da freute sich die Mutter über ihren klugen Sohn, verzehrte mit ihm das Geld, und als sie nichts mehr davon hatten, schluckten sie Mücken.

112. *Die kluge Jungfrau.*

Es waren einmal drei Schwestern, die saßen eines Abends zusammen und schwatzten mit einander, um sich die Zeit zu vertreiben. Da sprach die älteste von ihnen: »wenn ich den Sohn des Königs zum Manne hätte, so würde ich sein ganzes Heer mit einem einzigen Laib Brot ernähren, und es sollte davon noch übrig bleiben.« Darauf sprach die mittlere: »und wenn ich ihn hätte, so würde ich sein ganzes Heer mit einer einzigen Spule Garn kleiden, und es sollte noch davon übrig bleiben.« Die jüngste aber sprach: »wenn ich ihn hätte, so brauchte er mich nur einmal anzusehen und ich würde davon schwanger werden und ein Kind gebären, und dennoch Jungfrau bleiben.«

Der Königssohn aber hatte sie belauscht. Er ging also zu ihnen und fragte die erste: »kannst du wirklich mein ganzes Heer mit einem Laib Brot satt machen, so daß davon noch übrig bleibt?« Sie antwortete: »nein, das kann ich nicht, ich spaßte nur.« Darauf fragte er die mittlere: »kannst du wirklich mein ganzes Heer mit einer Spule Garn kleiden, so daß davon noch übrig bleibt?« Und die erwiderte: »nein, das kann ich nicht, ich spaßte nur.« Da sprach er zur Jüngsten: »Komme her, und laß dich von mir ansehn, damit du schwanger wirst und ein Kind gebärst und doch Jungfrau bleibst!« und diese versetzte:

»tue das, denn was ich gesagt habe, wird geschehn.«

Da ließ der Königssohn einen Turm ohne Stiege machen, damit Niemand hinaufsteigen könne, und setzte sie in denselben, und bestellte ihr auch einen Diener, der mußte ihr jeden Tag das Essen bringen, und das Mädchen zog es an einem heruntergelassenen Seile hinauf.

Eines Tages sprach das Mädchen zu dem Diener: »sei so gut und sage dem Prinzen, daß er mir einen ungesottenen Fisch von sechs Pfund schicken solle«; und als ihr der gebracht worden, ließ sie dem Prinzen sagen: »er solle nun auch die Kleider für das Kind machen lassen, und ihr diese schicken.« Der Prinz ließ also Kinderkleider aus purem Golde machen, und schickte sie ihr. Darauf zog sie die Kleider dem Fische an, ließ ihn an dem Seile herunter und befahl dem Diener, den Fisch dem Prinzen zu bringen. Der Diener nahm das Kind, als er aber eine Weile gegangen war, legte er es auf den Boden, um abseits zu gehn. Weil nun der Fisch schon alt war, so roch er und sein Geruch zog einen Raubvogel an, der ihn in seinen Fängen wegtrug, die Kleider aber zu Boden fallen ließ.

Als der Diener zurückkam und nur die Kleider fand, geriet er in große Angst, und lief zu einer armen Wöchnerin, die er kannte, und bat sie, ihm ihr Kind zu

geben, weil es der König aufziehen wolle. Die Frau freute sich sehr darüber und gab ihm das Kind; er aber steckte es in die goldenen Kleider und brachte es dem Königssohne. Da nahm dieser eine Hebamme, ließ eine Stiege an den Turm bauen und stieg den Turm hinauf, und als die Hebamme fand, daß das Mädchen Jungfrau war, nahm sie der Prinz zur Frau.

113. *Vom klugen Sohne und den drei Karfunkeln.*

Es waren einmal zwei Gesellen, die waren an verschiedenen Orten zu Hause und zogen lange Zeit mit einander in der Welt umher, um Geld zu verdienen; endlich aber wurden sie dieses Lebens satt und wollten nach Hause zurückkehren. Bevor sie sich trennten, teilten sie das Geld, was sie mit einander gewonnen hatten, und machten aus, wenn der eine einen Sohn und der andere eine Tochter bekäme, so wollten sie sie mit einander verheiraten. Darauf ging ein jeder in seine Heimat, heiratete und ließ sich dort nieder.

Der eine von ihnen bekam einen Sohn, konnte es aber zu nichts bringen, während der andere eine Tochter bekam und ungeheure Reichtümer erwarb. Als nun die beiden Kinder herangewachsen waren, da schickte der Vater des jungen Mannes zu dem des Mädchens, und verlangte die Erfüllung des Vertrags; den aber hatte sein großer Reichtum stolz gemacht, und er wies daher den Antrag zurück.

Darüber wurde der Vater des Jünglings sehr traurig, und als das der Jüngling bemerkte, bat er ihn so lange, bis er ihm die Ursache seines Kummers gesagt hatte. Darauf sprach der Sohn: »kümmere dich nicht, lieber Vater, es gibt ja auch noch andere Mädchen, die ich

heiraten kann«, und tröstete damit seinen Vater. Bei sich aber dachte er ganz anders, und beschloß seine Verlobte um jeden Preis zu seiner Frau zu machen. Er bat also seinen Vater nach einer Weile, ihm fünfhundert Piaster zu geben, weil er damit etwas unternehmen wolle, was aber geheim bleiben müsse, und als er das Geld erhalten hatte, kaufte er damit einen Karfunkel, welcher in der Nacht leuchtete, und ging mit dem Steine in die Heimat seiner Verlobten, und nahm auch seine Geige mit, auf der er so schön spielen konnte, daß es ihm darin kein anderer zuvorthat.

Als er dort ankam, stieg er in dem Gasthof ab, den der Vater seiner Verlobten hatte bauen lassen, und in dem alle Einkehrenden unentgeltlich verpflegt wurden. Als nun am Abend die Diener Licht auf seine Stube bringen wollten, wies er es zurück, zog seinen Karfunkel hervor, legte ihn auf das Fenster, und von seinem Glanze wurde die ganze Stube hell.

Da liefen die Diener zu dem Mädchen und erzählten ihr das, und diese befahl ihnen, zu dem Fremden zu gehn und anzufragen, ob ihm der Stein nicht feil sei. Als nun die Diener den Jüngling fragten, ob er den Stein der Tochter des Hauses verkaufen wolle, antwortete er: »für Geld ist mir der Stein nicht feil, aber wenn ich sie sehn darf, so will ich ihn ihr schenken.« Da schickte das

Mädchen hin, und ließ den Fremden zu sich holen, und nachdem er sie gesehen hatte, schenkte er ihr den Stein.

Der Jüngling aber kehrte nach Hause zurück und verlangte nach einer Weile tausend Piaster von seinem Vater. Dieser aber antwortete: »lieber Sohn, ich habe nicht so viel Geld und Schulden machen will ich nicht«; aber der Jüngling ließ nicht ab, und brachte endlich seinen Vater dazu, daß er die tausend Piaster borgte und sie ihm gab. Dieser aber kaufte dafür einen Karfunkel, der noch einmal so schön war, und ging damit wiederum in jenen Gasthof und machte es dort wie das erstemal, und das Mädchen schickte wiederum zu ihm, und ließ fragen, ob er ihr nicht den Stein verkaufen wolle. Er aber antwortete: »für Geld ist mir der Stein nicht feil, wenn ich aber die Jungfrau in bloßen Füßen sehn darf, so will ich ihr ihn schenken.« Als das die Jungfrau hörte, wollte sie anfangs nichts von dem Vorschlag wissen, aber später bedachte sie sich, daß ihr das ja keinen Schaden bringen könne, wenn sie der Fremde in bloßen Füßen sähe. Sie ließ ihn also zu sich rufen, und nachdem er sie gesehen hatte, schenkte er ihr den Stein.

Darauf kehrte er zu seinem Vater zurück und verlangte nach einer Weile fünfzehnhundert Piaster von ihm, die er ihm sobald als möglich zurückzahlen werde. Als das der Vater hörte, da sträubte er sich noch weit

mehr, als das vorige Mal, aber der Sohn ließ ihm keine Ruhe, bis er sich endlich entschloß und noch weitere fünfzehnhundert Piaster entlieh und sie ihm gab. Für dieses Geld kaufte der Jüngling einen Karfunkel, der noch viel schöner war, als die beiden andern Steine, ging damit in jenen Gasthof, und machte es gerade so wie früher. Da schickte das Mädchen wiederum zu ihm und ließ ihn fragen, ob er ihr den Stein nicht verkaufen wolle; und er antwortete, »daß ihm der Stein für Geld nicht feil sei, wenn er aber eine Nacht bei ihr schlafen dürfe, so wolle er ihn ihr schenken.« Als die Jungfrau das hörte, da schämte sie sich und wollte nicht darein willigen, aber eine ihrer Mägde beredete sie dazu, indem sie sagte, daß er ja weiter nichts verlange, als mit ihr zu schlafen, und daß ihr daraus kein Schaden entstehen könne, und so willigte sie darein, und sie ließ den Fremden am Abend kommen und neben sich legen. Dieser aber hatte ein Schlafkraut bei sich und schläferte sie ein, nahm ihr das Magdtum und steckte auch ihre Haarbänder ein; und als der Tag anbrach, stand er auf, gab dem Mädchen den Karfunkel, und kehrte nach Hause zurück.

Nach einiger Zeit wurde die Jungfrau an einen vornehmen Herrn verlobt und zugleich der Tag bestimmt, an dem die Hochzeit sein sollte. Als das der Jüngling hörte, ging er mit seiner Violine zur Hochzeit und übertraf dort alle andern Spielleute so weit, daß man ihn

einstimmig für den ersten erklärte.

Als sie aber zum Hause der Braut zogen, um sie heimzuführen, stellte er sich vor die Türe und ließ Niemand hinein, indem er behauptete, daß das Mädchen ihm gehöre. Da kam auch der Vater der Braut herbei und wollte ihn von der Türe wegziehen; und nun gab sich der Jüngling zu erkennen, erinnerte ihn an den Vertrag, den er mit seinem Vater gemacht habe, und fügte bei, daß er seiner Tochter obendrein auch ihr Magdtum genommen habe, und zeigte zum Beweise ihre Haarbänder vor.

Als das der Bräutigam hörte, da schlich er sich beschämt von der Hochzeit weg und an seiner Stelle wurde der Jüngling mit dem Mädchen vermählt, welcher mit ihm verlobt gewesen, bevor noch beide geboren waren.

114. *Die heiratsscheue Prinzessin.*

Es war einmal ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn, und wünschte daher gar sehr, ihn sobald als möglich zu verheiraten. Aber je mehr er in ihn drang sich eine Frau zu suchen, desto größere Abneigung zeigte der Sohn gegen den Ehestand, indem er sagte, daß alle Weiber nichts taugten und nur auf der Welt wären, um ihre Männer zu betrügen.

Als der Vater sah, daß alles Zureden nicht helfen wollte, führte er seinen Sohn endlich in einen Saal, dessen Wände mit lauter Frauenbildern behangen waren, und sprach zu ihm: »Siehe, mein Sohn, hier hast du nun sämtliche unverheiratete Prinzessinnen der ganzen Welt vor dir, besieh sie eine nach der andern, und treffe dann deine Wahl, denn du darfst mir nicht eher aus diesem Saale, als bis du dich für eine entschieden hast.«

Um seinem Vater den Willen zu tun, machte sich der Prinz daran und betrachtete ein Bild nach dem andern, aber keines wollte ihm gefallen, an einem jeden fand er etwas auszusetzen, die eine war ihm zu jung, die andere zu alt, die eine zu blaß, die andere zu rot, und so ging es fort, bis er ganz zuletzt an ein Bild kam, das verkehrt an der Wand hing. Da fragte er den König: »sage mir, lieber Vater, warum hängt dies Bild verkehrt?« Dieser aber erwiderte: »laß es so wie es ist, und sieh es nicht an,

denn es stellt die Tochter eines mächtigen Königs dar, welche ebenso heiratsscheu ist wie du, und noch alle Königssöhne, die um sie freiten, ins Unglück gestürzt hat; wenn du sie sähest, und sie dir gefiele, so könnte das dein Unglück sein.« Da sprach der Prinz: »du hast mich hierher geführt, um mir sämtliche Prinzessinnen der ganzen Welt zu zeigen, und darum darfst du mir auch keine vorenthalten.« Mit diesen Worten kehrte er das Bild um, und betrachtete es weit genauer als die andern; die Prinzessin war aber so schön, daß sie sein Herz gewann und er zu seinem Vater sprach: »Diese oder keine.«

Der Vater tat sein möglichstes, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen, indem er ihm vorstellte, daß jener König viel mächtiger sei als er, und seine Tochter schon die mächtigsten Königssöhne, die es auf der Welt gegeben, ins Verderben gestürzt habe; daß er also seinem sicheren Untergange entgegen gehe, wenn er sie zur Frau begehre. Er solle also Mitleid mit ihm haben und ihn nicht in seinen alten Tagen dem Unglücke Preis geben. Aber all seine Reden waren vergebens, der Prinz blieb auf seinem Vorsatze, doch erklärte er, daß er die Prinzessin nur einmal von Angesicht sehn wolle, und daher nicht als offener Freier, sondern verkleidet zu ihr gehen wolle.

Nachdem er auf diese Weise die Erlaubnis seines Vaters erlangt hatte, zog der Prinz grobe Kleider an, gab sich ein möglichst ärmliches Ansehn und machte sich dann nach der Stadt auf, in welcher die Prinzessin wohnte. Der Weg führte ihn durch eine Einöde, und dort erblickte er zwei Männer, die entsetzlich mit einander stritten. Das machte ihn neugierig, er trat auf sie zu und fragte, »warum sie denn gar so sehr mit einander haderten, und ob er ihren Zwist nicht ausgleichen könne.« Sie wiesen ihn aber mit rauhen Worten zurück und sprachen, »er solle sich nicht in ihre Sache mischen und seiner Wege gehen.« Doch der Prinz ließ sich nicht irre machen und sprach: »Sagt mir nur, worüber ihr streitet, und dann will ich euch so viel Geld geben, als es wert ist, damit Friede unter euch werde.« Drauf sprach der eine: »da sieh her, du Dummkopf, das ist unsere väterliche Erbschaft, und darum streiten wir.« Dabei zeigte er auf einen rohen Stock und eine alte Mütze, die neben ihnen auf dem Boden lagen. Als der Prinz den Stock und die Mütze erblickte, lachte er und sprach: »Schämt ihr euch nicht, über solche Armseligkeiten zu hadern? sagt mir, was sie wert sind, und ich will dem einen den Preis geben, der andere mag die Sachen behalten, damit ihr auseinander kommt.« Jener aber sprach: »den Preis mußt du selber bestimmen, wenn du erst weißt, was es mit den Sachen für eine Bewandtnis

hat; wer die Mütze aufsetzt, der wird unsichtbar, und wer mit dem Stocke dreimal auf die Erde tupft, der kommt dahin, wohin er sich wünschte.« Da sprach der Prinz: »So viel Geld habe ich freilich nicht, um diese Dinge zu bezahlen, aber wißt ihr, wie ihr euern Streit schlichten könnt? Ich will meinen Spieß in jenen Baum werfen, danach müßt ihr um die Wette laufen, und wer von euch mir den Spieß zurückbringt, der soll Stock und Mütze haben.« Das waren die beiden zufrieden, der Prinz warf also seinen Spieß in den Baum und jene fingen an danach zu laufen; während sie aber liefen, setzte der Prinz die Mütze auf den Kopf, tupfte dreimal mit dem Stock auf die Erde, und wünschte sich in den Palast der Prinzessin, und kaum hatte er das getan, so war er auch schon dort.

Er schlich sich von Zimmer zu Zimmer, bis er in das kam, wo die Prinzessin war, und als er sie erblickte, fand er, daß sie in der Wirklichkeit noch viel schöner war, als auf jenem Bilde, und seine Liebe zu ihr wuchs in demselben Maße. Als er sich satt an ihr gesehen hatte, ging er aus dem Schlosse in den Garten und fragte nach dem Obergärtner, und als er diesen gefunden, bot er sich ihm als Gartenknecht an; der aber erwiderte, »daß er nur Arbeiter mit tüchtigen Fäusten, aber keine solchen Milchgesichter mit feinen weißen Händen brauchen könne.« Da sagte der Prinz, »daß er keinen Lohn, sondern nur die Kost verlange«, und als der Obergärtner

das hörte, nahm er ihn an.

Der Prinz arbeitete nun Tag für Tag in dem Garten und machte sich immer an den Lieblingsplätzen der Prinzessin zu tun, um sie betrachten zu können. Die Prinzessin aber war eine große Gartenfreundin; sie kam jeden Nachmittag herunter, um spazieren zu gehn, setzte sich dann in ein abgelegenes Gartenhäuschen und las bis in die Nacht, und Niemand konnte ihm sagen, wann sie in das Schloß zurückkehre. Das machte ihn neugierig, und um zu erfahren, was sie in der Nacht triebe, machte er sich in der Nähe des Gartenhäuschens einen Schlupfwinkel, und als es Abend wurde, und die andern Arbeiter schlafen gingen, kroch er leise in denselben und lauerte. Aber die Zeit wurde ihm lang; denn die Prinzessin blieb in dem Gartenhäuschen und las und las und warf nur selten einen Blick hinaus ins Freie. Endlich gegen Mitternacht hörte er ein Geräusch wie fernes Donnern, das aber immer näher kam, und sah, wie die Prinzessin ihr Buch zuklappte und vor das Häuschen trat, und in demselben Augenblicke kam auch ein ungeheurer Drache angeflogen und stürzte sich in die Arme der Prinzessin. Nachdem ihn diese bewillkommt, führte sie ihn in das Gartenhaus und der Prinz konnte nur sehn, wie sie zärtlich mit ihm tat, aber er war zu weit weg, um ihr Gespräch mit anzuhören, und aus Furcht vor dem ungeheuren Drachen traute er sich nicht näher heran.

Nachdem der Drache eine Weile mit der Prinzessin gekost hatte, flog er mit demselben Getöse und derselben Blitzesschnelle wieder weg, und die Prinzessin kehrte in das Schloß zurück. Nun ging auch der Prinz in seine Kammer, aber das, was er gesehen hatte, ließ ihn nicht schlafen, und er zerbrach sich den Kopf, wie er es anfangen solle, um das Gespräch der beiden Liebenden zu belauschen. Auch Tags darauf war dies sein einziger Gedanke, bis ihm endlich seine Mütze und sein Stock einfiel, an die er seit seiner Ankunft gar nicht mehr gedacht hatte. Am Abend setzte er also die Mütze auf, nahm den Stock in die Hand, schlich sich in das Gartenhäuschen zur Prinzessin und wartete die Ankunft des Drachen ab.

Die Prinzessin empfing ihn ebenso zärtlich, wie das erstemal, und der Drache überhäufte sie mit Liebkosungen und Schmeichelreden und bat sie, doch heute mit in sein Schloß zu kommen, wo er das herrlichste Gastmahl für sie habe bereiten lassen. Die Prinzessin aber weigerte sich anfangs, weil sie ihr Vater auf morgen früh zu einer Unterredung bestellt habe, des Drachen Schloß aber sechshundert Tagreisen entfernt sei und sie fürchte, nicht zeitig genug wieder zurückzukommen. Doch er versprach ihr, daß sie vor Morgen wieder zu Hause sein solle, nahm sie in seine Krallen und flog fort. Da tupfte der Prinz mit seinem

Stocke dreimal auf die Erde und wünschte sich in das Drachenschloß und kam zu gleicher Zeit mit dem Liebespaar dort an. Dieses Schloß war mit hohen Mauern umgeben und von einer Menge dienstbarer Drachen bewohnt; seine Gemächer strahlten in aller erdenkbaren Herrlichkeit und in dem Glanze von tausend Lichtern, und in dem letzten, welches das allerschönste war, stand ein herrliches Gastmahl bereit. Der Drache überreichte der Prinzessin ein köstliches Tuch, welches so schön gestickt war, daß sie sich dessen nicht bedienen wollte, sondern, es an einen Nagel hängte, um es mit sich nach Hause zu nehmen. Als sich nun beide zu Tische setzten, nahm der Prinz dies Tuch vom Nagel und steckte es in seinen Busen. Darauf setzte er sich zu den beiden an die Tafel und aß mit ihnen von allen Speisen, die aufgetragen wurden, ohne daß sie es bemerkt hätten; als aber zuletzt die herkömmliche Schüssel mit gekochtem trockenen Reis aufgetragen wurde, da bemerkte der Drache, daß neben den beiden Öffnungen, welche sein Löffel und der der ihm gegenübersitzenden Prinzessin in den aufgehäuften Reis machten, noch eine dritte Öffnung in demselben entstand. Er zeigte sie der Prinzessin und fragte sie, wie das zugehe, und als sich diese auch darüber wunderte, drehte er die Schüssel um, um zu sehn, ob sie sich nicht getäuscht hätten und ob auch in der vierten Seite des Haufens ein Loch entstehe. Wie

nun die Prinzessin sah, daß auch dort allmählich eine Öffnung entstand und immer größer wurde, ohne daß sie begreifen konnte, wie es zugehe, da wurde ihr unheimlich zu Mute, und sie trieb den Drachen zum Aufbruche.

Als sie aufstand und das Tuch vom Nagel nehmen wollte und es nicht mehr finden konnte, da wurde sie noch unruhiger und sie trieb den Drachen noch mehr zur Eile an. Dieser nahm sie also wieder in seine Krallen und trug sie ebenso schnell nach Hause, als er sie gebracht hatte, und der Prinz fuhr hinter ihnen her und sah, wie die Prinzessin mit großer Hast in das Schloß eilte.

Als er am andern Morgen erst spät in den Garten kam, da merkte er an dem unruhigen Hin- und Herlaufen der Leute, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgehe. Darauf begegnete er dem Obergärtner, der mit bestürzter Miene an ihm vorüberging, ohne auf seinen Gruß zu achten. Da faßte sich der Prinz ein Herz, und fragte ihn nach der Ursache seiner Trauer. Der aber antwortete: »Ei du Dummkopf, weißt du denn nicht, daß wir alle unabwendbar verloren sind? Der mächtigste Nachbar unseres Herrn, dessen Kriegsheer viermal stärker ist als das unsrige, hat Gesandte geschickt, welche die Prinzessin für seinen Sohn verlangen sollten, und wenn ihm dieselbe nicht sogleich und ohne alle Umstände zugesagt würde, so wolle er sein Reich mit Krieg

überziehen und darin keinen Stein auf dem andern lassen. Heute Morgen sollte sich die Prinzessin über diesen Antrag erklären, sie bestand aber darauf, daß sie nur demjenigen ihre Hand reichen würde, welcher die Aufgaben zu lösen im Stande wäre, die sie ihm stelle; so sei es bisher gehalten worden und dabei müsse es bleiben; trüge daher jener Prinz Gefallen nach ihrem Besitze, so möge er kommen und so gut wie alle andern das Wagstück unternehmen. Als die Gesandten sahen, daß alle Bitten des Königs vergeblich waren, da erklärten sie unserem Herrn im Namen des ihrigen den Krieg und reisten eiligst ab. Jener König hat aber ein tapferes Kriegsheer von zweimalhunderttausend Mann und unser König kann dagegen kaum fünfzigtausend Mann ins Feld stellen, und darüber ist alle Welt so bestürzt, daß der König nicht einmal einen Feldherrn finden kann, der das Herz hätte, sein Heer gegen einen so übermächtigen Feind zu führen.« Darauf erwiderte der Prinz: »wenn es weiter nichts ist, so will ich gerne euer Feldherr werden. Gehe also zum König und sage ihm, wenn er mich zum Feldherrn nähme, so wolle ich mich verpflichten, nicht nur den Feind zu schlagen, sondern ihm auch sein halbes Reich abzunehmen.«

Als der Obergärtner diese Rede des Prinzen hörte, traute er seinen Ohren kaum, und rief einmal über das anderemal: »der Bursche ist verrückt geworden! was, du

armseliger Mensch hast den Mut, dich dem König zum Feldherrn anzutragen? nicht zum König will ich gehn, sondern zum Schloßvogt, damit er dich einsperrt und der Schaden vermieden wird, den du in deiner Tollheit anstellen könntest.« Der Prinz wiederholte aber sein Verlangen mit solcher Zuversicht, und sah dabei so vornehm und entschlossen aus, daß sein Wesen allmählich Eindruck auf den Obergärtner machte und dieser endlich sagte: »ich weiß zwar, daß man uns beide als Narren einsperren wird, aber du hast es mir angetan und ich will es wagen. Zum König traue ich mich nicht, aber ich will zu dem Reichskanzler gehn und es ihm sagen.«

Als der Reichskanzler den Vorschlag des Obergärtners hörte, fing er trotz aller Kümmernis zu lachen an und sprach: »Der Schrecken hat euch Gärtner verrückt gemacht, und ich muß euch einsperren lassen, aber sehen möchte ich doch den Burschen vorher, gehe also hin und hole ihn.«

Als der Prinz vor dem Kanzler erschien, machte sein zuversichtliches Wesen einen solchen Eindruck auf ihn, daß er kopfschüttelnd aufstand und zum König ging und diesem mit klopfendem Herzen den wunderbaren Antrag des Gartenknechtes vortrug. Anfangs machte es der König ihm nicht besser, als er es dem Obergärtner

gemacht hatte. Als ihm dieser aber vorstellte, daß sie sowieso verloren seien und also nur durch ein Wunder gerettet werden könnten, wurde er nach und nach so bedenklich, daß er endlich den Gartenknecht vor sich kommen ließ, und die Zuversicht, mit der dieser sprach, flößte ihm solches Vertrauen ein, daß er ihn bei der Hand ergriff und ihn dem versammelten Heere als Feldherrn vorstellte, unter dessen Leitung es nicht nur den Feind besiegen, sondern auch dessen halbes Reich erobern würde. Sie sollten also nicht lange zögern, sondern sofort unter der Führung des neuen Feldherrn ins Feld ziehen, weil der Feind bereits in die Reichsgrenze eingebrochen sei. Darauf befahl der Prinz vorwärts und zog mit seinen fünfzigtausend Mann dem Feinde entgegen, und schlug ihm gegenüber ein Lager auf. Als der feindliche Feldherr die geringe Zahl der Gegner sah, schickte er einen Herold an sie ab, und forderte sie auf sich zu ergeben und unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Der neue Feldherr schickte ihn aber mit der Antwort zurück, daß es sich morgen zeigen solle, wessen Blut vergossen werden würde.

Nun warteten die Unterfeldherrn des Prinzen darauf, daß er sie zu sich entbieten und ihnen seinen Schlachtplan mitteilen werde, aber Stunde um Stunde verging, ohne daß dieser Befehl erfolgte, und der Abend kam, ohne daß der Prinz sein Zelt verlassen hätte.

Als es Nacht geworden war, legte er sich zur Ruhe und befahl ihn nach Mitternacht zu wecken. Dann aber stand er auf, setzte seine Mütze auf, und nahm seinen Stock in die Hand und wünschte sich in das feindliche Lager, wo er alles im tiefsten Schlafe fand. Er schlich sich nun in alle Zelte, in welchen Hauptleute oder Feldherrn schliefen, und schlug diesen die Köpfe ab; so trieb er es bis gegen Morgen und wünschte sich dann in sein Zelt zurück. Als es Tag wurde, und die Feinde eine so große Anzahl ihrer Anführer ermordet fanden, riefen sie die Lagerwachen zusammen, und als diese einstimmig versicherten, daß sie Niemand aus- und eingehn gesehen hätten, da begannen die Scharen, welche ihre Anführer verloren hatten, über Verrat zu schreien, der auch allein die unbegreifliche Keckheit der Feinde erklären könne, sich mit so geringen Kräften gegen ihr ungeheures Heer im Felde zu zeigen. Die Verdächtigten fingen an sich zu einander zu scharen, um sich gegen die Anklage des Verrats zu verteidigen, und bei diesen Zwistigkeiten war an diesem Tage an keine Schlacht zu denken.

In der andern Nacht machte es der Prinz ebenso, wie in der ersten, und erschlug wo möglich noch eine größere Anzahl von feindlichen Hauptleuten. Am andern Morgen verdoppelte sich die Aufregung und das Geschrei über Verrat in dem feindlichen Heere, und es dauerte nicht lange, so kam es von Worten zu Taten, und die

feindlichen Heeresabteilungen begannen auf einander loszuschlagen. Als der Prinz das Lärmen im feindlichen Lager hörte, rief er seinen Soldaten zu: »jetzt ist die Zeit, jetzt schlagt los!« stürzte sich mit seinem Heere auf die Feinde und stellte ein solches Blutbad unter ihnen an, daß nur wenige mit dem Leben davon kamen.

Darauf zog der Prinz, so rasch er konnte, vor die feindliche Hauptstadt und zwang den König zum Frieden, in welchem er die Hälfte seines Reiches abtreten mußte.

Als der Prinz an der Spitze des siegreichen Heeres zurückkehrte, empfing ihn der Vater der Prinzessin mit den größten Ehren und machte ihn zu seinem Reichskanzler. Der Prinz stand dieser Würde mit großer Umsicht vor, so daß das ganze Land seines Lobes voll war und er täglich in der Achtung seines Herrn stieg. Als aber einige Zeit verflossen war, ging er eines Tags zu dem Könige und erklärte, daß er nicht länger in seinen Diensten bleiben könne, weil er nun in seine Heimat zu seinen alten Eltern zurück müsse. Über diese Erklärung erschrak der König sehr, er stellte ihm die Gefahren vor, in welche ihn sein Abgang stürzen würde, weil nur die Furcht vor ihm den besiegten Nachbar abhielte, wegen seiner Niederlage Rache zu nehmen; er ließ nicht ab, den Prinzen zu bitten, daß er bei ihm bleiben solle, und erklärte, daß er ihm alle seine Wünsche erfüllen würde,

so weit sie nur in seiner Macht ständen. Der Prinz widerstand so lange allen Vorstellungen des Königs, bis er sah, daß derselbe in der größten Unruhe und Sorge war; darauf erklärte er ihm, daß er seine Tochter liebe und nur unter der Bedingung bei ihm bleiben wolle, wenn er sie ihm zur Frau gebe. Als das der König hörte, kratzte er sich am Kopfe und sprach: »von meiner Seite hätte das keinen Anstand und ich machte dich mit Vergnügen zu meinem Schwiegersohn, aber du kennst den harten Sinn meiner Tochter und weißt, wie viel mächtige Prinzen sie ins Verderben gestürzt hat; ich fürchte, sie wird dich ebenso in den Tod schicken, wie alle andern. Doch will ich mit ihr sprechen und versuchen, ob ich sie überreden kann.«

Der König ließ darauf seine Tochter kommen und stellte ihr das Begehren des Reichskanzlers und die Gefahren vor, in welche das Reich durch seinen Abgang geraten würde, und forderte sie auf, den Antrag anzunehmen. Über diese Zumutung geriet die Prinzessin außer sich und rief: »also so weit ist es mit mir gekommen? ich habe die mächtigsten Prinzen verschmäht und soll nun einen Gartenknecht heiraten?« Sie wandte alle Mittel an, um ihren Vater umzustimmen, aber ihr Bitten, Schluchzen und Schmeicheln war diesmal vergebens; der König ließ sich nicht erweichen. Als die Prinzessin das sah, sprach sie: »nun gut, ich beuge mich

deinem Willen, und will ihn zum Manne nehmen, unter der Bedingung, daß er drei Aufgaben löst, die ich ihm stellen werde, damit ich sehe, ob er auch würdig ist, mein Gemahl zu werden; ich will mich darüber bedenken und ihm morgen früh die erste Aufgabe sagen, die er zu lösen hat.« Mit diesen Worten stand sie auf und verließ ihren Vater, ohne weiter auf dessen Einwände zu hören.

Am Abend schlich sich der Prinz mit seiner Mütze und seinem Stocke zur Prinzessin in das Gartenhäuschen und wartete dort die Ankunft des Drachen ab. Als dieser ankam, rief ihm die Prinzessin entgegen: »es ist wieder ein Freier da, aber den errätst du gewiß nicht; es ist unser neugebackener Kanzler, der frühere Gartenknecht.« Als das der Drache hörte, lachte er, daß das Häuschen schotterte. Doch die Prinzessin sprach: »nimm das nicht auf die leichte Achsel, es steckt was Geheimnisvolles in dem Menschen, und ich habe ihn schon lange im Verdachte, daß er zauberkundig sei. Denke also erst ein bißchen nach, bevor du mir die Aufgabe sagst, die ich ihm stellen soll.« – »Weißt du was«, erwiderte der Drache, »sage ihm, er solle dir in vierundzwanzig Stunden drei lachende Äpfel bringen; der einzige Baum, auf dem sie wachsen, steht in meinem Garten, und der ist sechshundert Tagereisen von hier und wird von hundert Drachen bewacht, denen ich, wenn ich heim komme, noch besondere Wachsamkeit empfehlen

will.«

Als der Drache aufbrach und heimflog, folgte ihm der Prinz und sah es mit an, wie er seine Dienstleute um den Baum mit den lachenden Äpfeln aufstellte und ihnen auftrug, die ganze Nacht über wach zu bleiben, damit niemand dem Baume nahe kommen könne. Der Prinz war dadurch der Mühe überhoben, den Baum zu suchen; er blieb in dessen Nähe, und als die Wachen ihre Stellen eingenommen hatten, schlich er sich durch dieselben, brach einen Zweig ab, an dem zehn Äpfel hingen, und wünschte sich nach Hause. So wie er den Ast berührte, fingen alle Äpfel am Baume an zu lachen: »ha! ha! ha! ha!« und die wachenden Drachen sprangen auf und stürzten durcheinander, denn sie merkten wohl, daß Jemand an den Äpfeln gewesen sei, sie konnten ihn aber nicht sehen.

Am folgenden Morgen stellte die Prinzessin dem Kanzler die Aufgabe, und dieser erklärte sich bereit, sie zu erfüllen. Zum Erstaunen des Königs und des ganzen Hofes, ging er aber den Tag über seinen Geschäften nach, ohne sich um die ihm gestellte Aufgabe zu bekümmern. Gegen Abend nahm er die zehn Äpfel, legte sie auf einen Teller und brachte sie dem König im Beisein der Prinzessin. Als dieser die Früchte sah, wunderte er sich sehr, daß das die lachenden Äpfel sein

sollten, denn sie hatten das Ansehen von Äpfeln der gemeinsten Gattung. Der Prinz bat ihn aber, sie zu berühren, und als er dies tat, erschallte der Saal von einem lauten Gelächter; die Prinzessin aber mußte bekennen, daß ihre Aufgabe gelöst sei, und bat sich Bedenkzeit bis zum andern Morgen, um ihm die zweite Aufgabe zu sagen.

In der Nacht belauschte der Prinz wiederum das Gespräch der Prinzessin mit dem Drachen, und hörte, wie dieser ihr sagte, daß sie ihm aufgeben solle, drei weinende Quitten zu holen, denn der einzige Baum, an welchem sie wüchsen, stände in dem Hofe seines Schlosses, und er werde dessen Tore verschließen lassen und selbst Wache bei dem Baume halten. Mit diesen ging es aber ebenso, wie mit den Äpfeln; der Prinz ging mit dem Drachen in sein Schloß und als dieser die Tore schließen ließ, war er schon darin, als sich der Drache unter den Baum setzte, stellte er sich neben ihn, und als er einen Zweig abbrach, da fingen alle Quitten so heftig zu weinen an, daß er von ihren Tränen durchnäßt wurde, bevor er sich aus dem Bereiche des Baumes flüchtete. Der Drache, der an dem Weinen der Quitten merkte, daß jemand den Baum berührt habe, stürmte mit seinem Gefolge bald hierhin, bald dorthin, und durchsuchte das ganze Schloß vergebens nach dem Diebe. Der Prinz unterhielt sich eine Weile an dem tollen Treiben und

wünschte sich dann mit seinen Quitten nach Hause, und machte es am folgenden Tage wie mit den Äpfeln.

Als der Drache in der Nacht von der Prinzessin hörte, daß der Kanzler auch diese Aufgabe gelöst habe, wurde er sehr nachdenklich; endlich aber sprach er: »nun will ich dir eine Aufgabe sagen, an der er gewiß zu Grunde gehen wird. Verlange von ihm einen Zahn aus dem Munde des Drachen, dem die Bäume mit den lachenden Äpfeln und den weinenden Quitten gehören, denn wenn er mir den selbst im Schlafe ausbrechen wollte, so würde ich davon erwachen und ihn verschlingen.« Als das der Prinz hörte, wünschte er sich schnell nach Hause, nahm eine Zange und einen Korb, legte Schlafkraut hinein, kehrte damit in das Gartenhäuschen zurück, und fuhr, als der Drache aufbrach, mit ihm auf sein Schloß. Dort versammelte der Drache vierzig seiner stärksten Untergebenen um sich, und befahl ihnen, mit ihm die Nacht durch zu wachen. Der Prinz aber legte auf jeden etwas Schlafkraut und es dauerte gar nicht lange, so waren sämtliche eingeschlafen und schnarchten mit offenen Rachen. Darauf machte sich der Prinz daran und zog einem jeden von ihnen einen Vorderzahn aus, warf sie in seinen Korb und kehrte damit nach Hause zurück. Als die Drachen am andern Morgen erwachten, da bemerkte ein Drache die Lücke im Munde des andern und rief: »ei, dir fehlt ja ein Vorderzahn!« Darauf sahen

sie einander an und fanden, daß jedem von ihnen ein Zahn fehle. Darüber gerieten sie in großen Schrecken und sprachen: »wer uns die Zähne ausziehen kann, der kann uns auch die Gurgeln abschneiden.«

Der Prinz machte es aber mit den Zähnen, wie mit den Äpfeln und Quitten, und als er am Abend die vierzig Drachenzähne vor der Prinzessin ausschüttete, da fiel sie vor Schrecken in Ohnmacht. In der Nacht ging der Prinz wieder in das Gartenhäuschen. Er fand dort die Prinzessin in Tränen die Ankunft ihres scheußlichen Geliebten erwartend. Aber der ließ diesmal lange auf sich warten, und als er endlich erschien, da sah er ebenso niedergeschlagen aus wie die Prinzessin. Er blieb an der Tür stehen, und nachdem er sich ängstlich umgesehen hatte, ob Niemand hinter ihm wäre, sprach er zur Prinzessin: »meine Liebe, daß dein Brautwerber auch die dritte Aufgabe erfüllt hat, ist dir bereits bekannt, wer mir aber einen Zahn ausziehen kann, der kann mir auch die Gurgel abschneiden und dich ums Leben bringen; wir müssen uns also trennen, ich bin nur hierher gekommen, um Abschied von dir zu nehmen, denn du siehst mich niemals wieder, lebe wohl.« Nachdem er dies gesagt hatte, flog er weg; die Prinzessin aber bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und blieb eine Weile unbeweglich sitzen. Als sie aber aufstand, war jede Spur von Kummer an ihr verschwunden, und sie kehrte heiter

um sich blickend ins Schloß zurück.

Am andern Morgen nahm der Prinz seine Mütze und seinen Stock und ging damit zu Hofe. Dort fand er den ganzen Hofstaat versammelt und die Prinzessin in ihrem Brautschmucke strahlend. Als sie ihn erblickte, sah sie ihn zärtlich an; er aber ging an ihr vorüber, trat vor den König und bat ihn um eine geheime Unterredung. Als beide allein waren, erzählte er ihm seine ganze Geschichte, wie ihn die Liebe zu seiner Tochter hierher getrieben, wie er deren Verhältnis mit einem scheußlichen Drachen entdeckt, und wie er den Zauber gebrochen habe, der sie umstrickt gehalten. Aber eine Drachenbraut sei seiner nicht würdig, und darum kehre er nun zu seinem Vater zurück. Darauf wünschte er ihm wohl zu leben, tupfte mit dem Stocke dreimal auf den Boden und verschwand vor den Augen des Königs.

Als er vor seinem Vater erschien, sprach er: »lieber Vater, da bin ich wieder, geheilt von meiner Liebe und bereit, jede Frau zu heiraten, die du mir zuführen wirst.« Da stellte der Vater große Feste an und beeilte sich für seinen Sohn eine schöne und tugendhafte Frau auszusuchen, und als er starb, da stand eine Schar von lieblichen Enkeln um ihn her.

Zweiter Nachtrag.

115. Georg und die Störche.

In Therapia bei Konstantinopel lebte vor langen langen Jahren ein armer Schiffer, der nichts weiter besaß als sein Häuschen und einen Nachen, mit welchem er auf dem Kanal von Konstantinopel sein Brot verdiente. Es wurde ihm aber sehr schwer, mit seinem kärglichen Erwerb seine zahlreiche Familie zu ernähren, die aus seiner Frau und mehreren Söhnen und Töchtern bestand. Sobald daher seine Söhne Dimitri, Michael und Georg ins Jünglingsalter traten, forderte er sie auf, ihr Glück in der Welt selbst zu versuchen; er versah jeden mit einigen sauer ersparten Piastern und gab ihnen seinen Segen; die Jünglinge nahmen Abschied von Mutter und Schwestern und wanderten der großen und reichen Stadt Konstantinopel zu.

Sie waren von Jugend auf ans Schifferleben gewöhnt und hatten oft, wenn sie dem Vater die kleine gebrechliche Barke rudern halfen, mit Neid die großen Handelsschiffe und die reichen vornehmen Schiffsherren betrachtet, welche der lebhafte Handelsverkehr aus allen Weltgegenden in Konstantinopel zusammenführte. Einst auch solche vornehme Schiffsherren zu werden, das war der höchste Wunsch, den sie je gehegt hatten; aber sie sahen ein, daß sie nur durch Fleiß und Anstrengung es dahin bringen könnten. Was war daher natürlicher, als

daß sie sofort ihre Schritte nach dem Hafen lenkten, um dort womöglich auf einem Schiffe ein Unterkommen zu finden. Indem sie vor einem Kaffeehaus vorüberschlenderten, erblickten sie auf einer Bank vor demselben einen Mann, den sie an seinen Kleidern als einen Schiffsherrn erkannten. Sein freundliches Äußere machte ihnen Mut; sie winkten sich einander zu, traten dann vor ihn, grüßten ihn ehrerbietigst, indem sie ihre rechte Hand auf die linke Brust legten und das Haupt ein wenig neigten, und sprachen dazu: »Viel seien die Jahre deiner Herrlichkeit!« »Seid willkommen, meine Kinder!« entgegnete der Mann, indem er sich aufrichtete und den Gruß auf ähnliche Weise erwiderte. Dimitri trug dann ihr Anliegen vor. »Wir sind freilich noch unerfahren,« sagte er, »und haben noch nie auf einem großen Schiffe gedient; wenn du uns aber mitnehmen und uns zu tüchtigen Seeleuten bilden willst, so sind wir bereit, dir drei Jahre lang um die bloße Kost zu dienen.« Der Schiffsherr nahm ihr Anerbieten an, führte sie selbst auf sein Fahrzeug, eine neugebaute zierliche Goelette, und schon am folgenden Tage gingen sie nach Smyrna unter Segel.

Im Laufe der nächsten zwei Jahre machten sie mehrere Reisen nach Marseille, Livorno und Triest, nach Smyrna, Alexandria und anderen Häfen des mittelländischen Meeres, und kehrten jedesmal wieder

nach der Stadt zurück. Der Schiffsherr war nicht allein mit ihrem Fleiße und mit ihrem Betragen zufrieden, sondern machte ihnen auch wiederholt kleine Geschenke an Geld und Kleidern.

Als sie nach Ablauf zweier Jahre wieder einmal in Konstantinopel waren, begab es sich, daß in dem Hafen dieser Stadt eine große prächtige Fregatte zu einer weiten Reise, um unbekannte Länder aufzusuchen, ausgerüstet wurde. Dimitri, dessen unruhigen Sinn die kurzen Reisen auf einer kleinen Goelette nicht mehr zu befriedigen vermochten, hätte gar zu gern mit einem solchen stolzen Schiffe die lange abenteuerliche Fahrt, zu der es bestimmt war, mitgemacht. Mit solchen Gedanken beschäftigt, schlenderte er eines Tages am Hafen auf und ab, von Zeit zu Zeit sehnsüchtige Blicke auf die Fregatte und ihre hohen schlanken Masten richtend, als er plötzlich eine Menge Menschen sich entgegenkommen sah, die einen Herold umgaben, welcher mit aller Anstrengung seiner durchdringenden Stimme eine lange Rede auszurufen bemüht war. Neugierig schloß sich auch Dimitri dem Haufen an und horchte dem Ausrufer zu, wie dieser pomphaft verkündete: Jenes herrliche Schiff, das dort vor Aller Augen liege, sei bestimmt, ferne Länder aufzusuchen, wo die Steine und Berge aus eitelm Gold und Silber beständen, und da seine Mannschaft noch nicht vollzählig sei, könnten tüchtige

Matrosen noch gegen reichliche Bezahlung Dienste darauf finden. Wer war froher als unser Schifferssohn aus Therapia! Er sah mit einem Male die Erfüllung aller seiner Wünsche vor sich, seine Reiselust befriedigt und die Hoffnung auf schnelle Erwerbung unermeßlicher Schätze fest begründet. Ohne sich lange zu besinnen, begab er sich an den angewiesenen Werbeplatz und ließ nicht allein sich, sondern auch seine beiden Brüder in das Verzeichnis der Mannschaft eintragen.

Auf die Goelette zurückgekehrt, unterrichtete er Michael und Georg von dem, was er getan. Sie erinnerten ihn an die Verpflichtung, welche sie eingegangen waren, ihrem gegenwärtigen Schiffsherrn drei Jahre lang zu dienen, aber er wies alle Einwendungen zurück. »Eine solche Gelegenheit,« sagte er, »unser Glück zu machen, dürfen wir nicht vorübergehen lassen.« Sobald ihr Schiffsherr an Bord kam, stellte ihm Dimitri die Sache vor und die drei Brüder baten ihn vereint, sie ihres Wortes zu entbinden. Vergebens suchte jener sie eines anderen zu überreden; vergebens bot er ihnen sogar einen ansehnlichen Lohn für die Zukunft. Die Brüder bestanden auf ihrer Bitte, und er mußte endlich nachgeben. Die Reiselustigen packten ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und begaben sich an Bord der Fregatte.

Nach wenigen Tagen lichtete diese bereits ihre Anker, und günstige Winde führten sie schnell durch die Dardanellen und weiter, immer weiter durch die Straße von Gibraltar in den Ozean hinaus. Alles schien eine erwünschte Fahrt zu versprechen, und die Mannschaft war guter Dinge, vor allem unsere Brüder. Aber kaum waren sie einige Tage im Ozean, als sie von heftigen Stürmen befallen wurden, welche das Schiff gänzlich von seinem Laufe verschlugen und es Monate lang mit geringen Unterbrechungen auf den wilden Wellen umherpeitschten. Selbst der Schiffsherr wußte nicht mehr, in welcher Weltgegend sie wären, und zu noch größerem Unglücke waren ihre sämtlichen Vorräte an Lebensmitteln aufgezehrt. Fünf, sechs Tage lang ertrug die Mannschaft alle Qualen des Hungers. Als nach Verlauf derselben einer aus ihrer Mitte starb, beschlossen sie, seinen Leichnam zu essen, zerlegten denselben in Stücke und kochten das Fleisch. Ach, es schmeckte den Ausgehungerten köstlicher als je das fetteste Osterlamm in ihrer Heimat. Nachdem der erste Widerwille gegen diese unnatürliche Speise einmal überwunden war, machten sie unter sich aus, täglich einen aus ihrer Mitte durchs Los zu bestimmen, der getötet und gegessen werden solle. Sie verfertigten Lose nach der Zahl der Köpfe, ein schwarzes, die übrigen weiß. Wen das schwarze Los traf, der nahm Abschied von seinen

Gefährten, empfahl seine Seele Gott und der Panagia und ließ sich dann töten, um den Andern zur Nahrung zu dienen. Sie mochten bereits zehn Tage ihr Leben auf diese Weise gefristet haben, als eines Morgens das Los des Todes auf unsern Georg fiel. Er war eben von einem sanften Schlummer erwacht; in einem süßen Traume hatte er Land zu sehen geglaubt, und jetzt sollte er sterben. Aber mit der Beredsamkeit der Verzweiflung schilderte er seinen Leidensgefährten seinen Traum und wußte ihnen die nahe Erfüllung desselben so wahrscheinlich zu machen, daß sie ihm noch bis zum Abend Frist gaben; fänden sie bis dahin kein Land, so versprach er, sich selbst zu töten. Die Erwartung aller war jetzt auf das Höchste gespannt; aller Augen richteten sich angestrengt nach der Gegend, der das Schiff mit einem günstigen Winde eben zuflog. Und wirklich, um die Mittagszeit erblickten sie am Horizont einen dunklen Streifen, und noch einige Stunden später warfen sie an einer blühenden mit Wäldern bedeckten Küste Anker. Unbeschreiblich war ihre Freude; die Geretteten fielen einander in die Arme und dankten Gott und dem heiligen Nikolaos für ihre Erhaltung. Dann ließen sie eiligst die Barken ins Meer und ruderten, so schnell es ihre hingeschwundenen Kräfte erlaubten, ans Ufer. Unsre drei Brüder waren unter den Ersten; kaum waren sie gelandet, so trennten sie sich von den Übrigen

und eilten ungestüm dem Walde zu, in der Hoffnung, hinter demselben menschliche Wohnungen zu entdecken. Einige Vogeleier, wilde Früchte und Kräuter, welche sie fanden, mußten ihren Hunger stillen; aber schon brach die Nacht herein und noch hatten sie keine Spur von menschlichen Wesen gesehen, wußten auch in dem dicht verschlungenen Gebüsch den Rückweg nach dem Schiffe nicht zu finden. Sie übernachteten daher auf den Ästen eines hohen Baumes und setzten am folgenden Tage ihre Wanderung auf dieselbe Weise fort. Erst am Morgen des dritten Tages erreichten sie das Ende des Waldes und sahen nun in einer blühenden Ebene ein prächtiges Schloß vor sich liegen.

Sie richteten ihre Schritte auf dasselbe zu, ohne unterwegs einem lebenden Wesen zu begegnen. Durch eine enge Pforte traten sie in den weiten Vorhof ein, in welchem sie eine große Schafherde fanden, aber noch immer keine Spur von Menschen. Schüchtern und vorsichtig um sich blickend, näherten sie sich dem Schlosse selbst, stiegen langsam die breiten Stufen hinan, durchwanderten eine Reihe mit blendender Pracht geschmückter Zimmer und kamen endlich in einen geräumigen Saal, wo sie eine mit den verschiedensten Speisen reich besetzte Tafel fanden. Vergebens erhoben sie ihre Stimmen und machten jedes mögliche Geräusch, um die Bewohner herbeizurufen; das Schloß schien

gänzlich unbewohnt und verlassen. Der liebliche Duft der köstlichen Gerichte reizte ihren Appetit; sie konnten endlich der Versuchung nicht länger widerstehen und, alle Bedenklichkeiten bei Seite setzend, ließen sie sich an der Tafel nieder und stillten ihren Hunger. Aber kaum hatten sie einige Schüsseln geleert, als ein ungeheurer, ungestalteter blinder Drache sich durch die Tür drängte und mit einer Stimme, welche das Blut in ihren Adern erstarren machte, wiederholt ausrief: »Ich wittre Menschenfleisch, ich wittre Menschenfleisch!« Bleich vor Schrecken sprangen sie von ihren Sitzen auf; aber der Drache, dem Geräusche folgend, streckte seine scheußlichen langen Krallen nach ihnen aus, packte zuerst Dimitri beim Nacken und zerschmetterte ihn am Boden, dann Michael; nur Georg entkam mittels seiner Behendigkeit und eilte in den Vorhof hinunter. Allein er fand das Pförtchen fest verschlossen, die Mauern zu hoch, um sie zu überspringen; wie sollte er entfliehen? Die Todesangst gab ihm indes ein Mittel ein; sei es, daß er von dem berühmten Helden Odysseus gehört hatte, sei es, daß es seine eigene Erfindung war, er zog das scharfe Messer, welches er als Seemann bei sich zu tragen gewohnt war, erhaschte den größten Widder in der Herde, tötete ihn, streifte ihm das Fell ab, warf das Fleisch in einen Brunnen, umwickelte sich selbst mit der Haut und versuchte es, auf allen Vieren zu kriechen wie

ein Widder.

Inzwischen hatte der Drache oben seine scheußliche Mahlzeit von Menschenfleisch beendigt und kam jetzt die Marmortreppe heruntergewatschelt mit dem höhnischen Ausruf: »Du wirst mir nicht entkommen, du sollst mir gut zum Abendbrot schmecken!« Er schleppte seinen unförmlichen Körper durch den ganzen Vorhof bis an die kleine Pforte, öffnete dieselbe und setzte sich dergestalt davor, daß er nur einen kleinen Raum freiließ, groß genug, um ein Schaf durchzulassen. Dann rief er nacheinander alle Mutterschafe seiner Herde bei ihren Namen; jedes kam, wie es gerufen wurde; der Drache melkte es und ließ es dann durch die Öffnung ins Freie. Zuletzt kamen die Widder, unter welche Georg sich gemischt hatte. Mit Furcht und Zittern näherte er sich der verhängnisvollen Öffnung. Aber der Drache streichelte ihm bloß den Rücken wie den übrigen, lobte den vermeinten Widder wegen seiner Größe und Stärke, und glücklich entschlüpfte auch er ins Freie.

Dem sichern Tode entronnen, warf er schnell seine Verkleidung von sich und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, dem nächsten Walde zu. Er irrte wieder einige Tage auf die oben beschriebene Weise umher, und die Entbehrungen, welche er zu ertragen hatte, wurden ihm doppelt peinlich durch die Einsamkeit, in welcher er sich

befand und wo ihn der schmerzliche Gedanke an das traurige Schicksal seiner beiden älteren Brüder unaufhörlich beschäftigte. Erst am dritten Tage gelangte er an den Rand des Waldes und erblickte vor sich in einer weiten Ebene eine große Stadt, aus deren Mitte ein stattliches Schloß, wie ein Königssitz anzusehen, stolz hervorragte. Allein nach seiner jüngsten Erfahrung hegte er einige gerechte Furcht vor den Schlössern in diesem verwünschten Lande; er blieb fast den ganzen Tag am Rande des Waldes im Dickicht verborgen, bald mißtrauische, bald sehnsüchtige Blicke auf die Stadt richtend; doch endlich bewog ihn teils der Hunger, teils die Hoffnung hier wenigstens menschliche Wesen zu finden, nach deren Gesellschaft der verlassene Jüngling sich innig sehnte, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und sich der Stadt zu nähern.

Dies geschah, wie man sich leicht vorstellen mag, nur mit der größten Vorsicht; Georg stand fast eine Stunde vor dem Tore, ehe er sich ein Herz faßte, hineinzugehen. Er kam in eine große breite Straße, mit wohlgebauten Häusern eingefaßt, aber nirgends eine Spur von Bewohnern; am Ende derselben sah er das Schloß liegen, allein auch dieses schien tot und verlassen. Doch machte ihm das Schloß sehr verzeihlicherweise die meiste Furcht; er wagte daher nicht, seine Untersuchungen bis dahin auszudehnen, und richtete sich

in einem der nächsten Häuser am Tore eine Wohnung ein. Er fand das Innere desselben mit allen Einrichtungen der häuslichen Bequemlichkeit versehen, die Zimmer größtenteils prächtig verziert, selbst mit Diamanten und anderen köstlichen Edelsteinen; die Keller und Vorratskammern waren mit Lebensmitteln aller Art reichlich gefüllt, so daß er keinen Mangel zu besorgen hatte, ja es fehlte ihm nichts, um glücklich zu sein, als menschliche Gesellschaft und Nachricht von den Seinigen in der Heimat.

Georg mochte etwas länger als fünf Monate in dieser Stadt gelebt haben, als er eines Morgens, vor dem Tore auf- und abgehend, ein großes Heer durch die Ebene herankommen sah. Die erste Freude wurde bald durch die Furcht zurückgedrängt, daß diese Fremden vielleicht auch Menschenfresser sein möchten; er floh in die Stadt zurück und in das nächste Haus, welches zufällig ein Bäckerladen war. In einer dunkeln Kammer fand er einen Backtrog; er wälzte ihn über sich, in der Absicht, während der Nacht seinen Schlupfwinkel zu verlassen und das Weite zu suchen. Indes die Ankommenden hatten ihn bereits vor dem Tore gesehen, und kaum waren sie in die Stadt eingerückt und hatten die Zugänge mit Wachen besetzt, als sie anfingen, alle Häuser nach dem fremden Menschen zu durchsuchen. Georg hörte die Schritte der Suchenden ganz in seiner Nähe, ohne

daß sie ihn entdeckten; doch wagte er nicht, aus seinem Versteck hervorzukommen. Am folgenden Tage begann das Suchen von neuem; zugleich hörte er Ausrufer in den Straßen, welche im Namen des Königs den fremden Menschen aufforderten, vor ihm zu erscheinen, ihm solle durchaus kein Leid geschehen. Allein Georg, der sich jetzt schon überzeugt hielt, daß es auf seinen Tod abgesehen sei, beschloß, lieber Hungers zu sterben als sich fressen zu lassen. Am dritten Tage ließen die neuen Ankömmlinge endlich von ihren Nachforschungen ab und begannen, sich in ihren Häusern einzurichten. Auch der Eigentümer des Bäckerladens, in welchem unser Georg versteckt war, nahm von seinem Hause wieder Besitz, gürtete seinen weißen Schurz um und schickte sich an, sein Handwerk wieder auszuüben. Zu diesem Ende kam er auch in die Kammer, wo der Flüchtling verborgen war, hob den Backtrog auf – und war nicht wenig erstaunt, den so lange gesuchten Fremden darunter zu finden; Georg wagte vor Furcht nicht aufzublicken; aber der Mann redete ihm freundlich zu: »Warum«, sagte er, »hast du dich hier verborgen und bist nicht zu dem Könige gegangen, als er dich dazu auffordern ließ?« »Ich fürchtete mich,« war die Antwort. »Er wird dir kein Leid zufügen,« entgegnete der Bäcker, »denn wir leben mit euch anderen Menschen in gutem Frieden; aber du sollst und mußt dich ihm zeigen, und ich werde dich selbst aufs

Schloß führen.« Vergebens widerstrebte Georg; sie gingen zusammen zu dem König, der unsern Abenteurer sehr freundlich empfing, mit Vergnügen sich seine Schicksale erzählen ließ und ihm seinen Schutz versprach, so lange er in der Stadt bleiben wolle.

Georg wohnte jetzt bei dem Bäcker, half ihm bei seiner Arbeit und gefiel sich gar nicht übel unter diesen freundlichen Leuten, wenn nicht die Sehnsucht nach seiner Heimat ihn bisweilen mißmütig gemacht hätte. Sechs Monate waren auf diese Weise verstrichen, als er eines Morgens den König und sämtliche Bewohner der Stadt ihre Häuser verlassen und vor das Tor auf die Ebene hinausgehen sah. Neugierig, zu sehen, was es gäbe, folgte er ihnen, und war nicht wenig verwundert zu hören, wie der König sein Volk in größere und kleinere Scharen teilte und einigen nach Ingliterra, andern nach Franza, andern nach Italia, noch andern nach Smyrna, nach Konstantinopel und nach den Dardanellen zu gehen befahl; ja selbst nach seinem Geburtsorte Therapia wurden einige bestimmt. Ehe er noch Zeit gehabt hatte zu fragen, was dies bedeute, setzte sich das ganze Heer in Bewegung und nahm seine Richtung nach einem breiten Flusse, der in der Entfernung einer Stunde vor der Stadt vorüberfloß. Aber wer schildert sein Erstaunen, als er den König und alle seine Freunde sich in den Fluß stürzen sah, wer sein noch größeres Erstaunen, als sie

nach einigen Minuten sämtlich am andern Ufer als Störche wieder auftauchten, sich den gegebenen Befehlen zufolge in größere und kleinere Züge sonderten und nach den verschiedenen Weltgegenden davonflogen!

Jetzt fiel es Georg auf einmal wie Schuppen von den Augen; er sah, daß er im Lande der Störche war. Darum also hatte er länger als fünf Monate in dieser Stadt allein leben müssen, und er konnte demnach vorhersehen, daß er wieder sechs Monate lang allein sein würde. Er ergab sich mit so viel Fassung als möglich in sein Schicksal und vertrieb sich inzwischen die Zeit, so gut er konnte.

Als der sechste Monat sich zu Ende neigte, brachte er fast die ganzen Tage vor dem Tore zu, der Wiederkehr seiner langschnäbeligen Freunde entgegenharrend. Endlich vernahm er eines Morgens in der Ferne ein dumpfes Geklapper und sah darauf eine dunkle Wolke jenseits des Flusses heranschweben und sich am Ufer desselben niederlassen. Es waren die Störche; sie tauchten wieder wie bei ihrer Abreise unter das Wasser und kamen am diesseitigen Ufer als Menschen hervor. In wenigen Minuten lag Georg, der ihnen entgegengelaufen war, in ihren Armen. Er suchte vor allem diejenigen auf, welche in Therapia gewesen waren, hatte tausend und abertausend Fragen an sie zu richten und ließ sich dieselben beantworten, so gut sie es vermochten.

Dieser Winter verging unserm Georg noch schneller und angenehmer als der vorjährige. Doch lag er dem Könige unablässig mit Bitten an, ihm Mittel zur Heimkehr in sein Vaterland zu verschaffen. Der König versicherte ihm, daß dies nicht in seinen Kräften stehe; »indes, wenn du ein Storch werden willst wie wir,« sagte er endlich, »so kann ich dich nächsten Sommer nach Therapia schicken.« Um nur seine Eltern und Schwestern wiederzusehen, willigte Georg ein. Endlich kam der ersehnte Frühling heran; nachdem der König den Tag der Abreise festgesetzt hatte, begab sich alles wieder wie im vorigen Jahre, nur daß diesmal Georg mit den andern in den Fluß der Verwandlung tauchte und am andern Ufer als ein prächtiger Storch mit langem, rotem Schnabel und noch längeren roten Füßen, mit weißem Gefieder und schwarzen Flügeln zum Vorschein kam.

In wie vielen Tagen die Reise nach Therapia zurückgelegt wurde, ist nicht genau bekannt. Nur so viel ist gewiß, daß Georg sich dort mit einer schönen und liebenswürdigen Störchin vermählte und sein Nest auf dem Dache seines väterlichen Hauses baute, das er mit freudigem Geklapper begrüßte. Wie glücklich fühlte er sich, den Seinigen so nahe zu sein und sie noch alle am Leben und bei guter Gesundheit zu finden, den Vater und die Mutter wie die Schwestern. Aber es genügte seinem zärtlichen Herzen nicht, sie bloß vom Dache herunter zu

sehen; er flog zu ihnen hinab in den Hof und zeigte sich so zahm und zutraulich, daß man ihm endlich sogar erlaubte, ins Haus zu kommen. Seit der Zeit versäumte er keinen Tag, um die Mittagsstunde, wenn die kleine Familie ihr bescheidenes Mahl einnahm, sich in ihrer Kammer einzustellen; er schnupperte gern mit seinem langen Schnabel auf und unter dem niedrigen Tischchen nach Brotkrumen umher, und er war überglücklich, wenn die alte Mutter bisweilen seinen Kopf auf ihren Schoß legte und ihn mit einer Hand streichelte, während sie ihm mit der anderen einen guten Bissen in den Schnabel schob. Dann stimmte Georg sein schönstes Geklapper an und machte hundert komische Männchen, um ihr seine Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen. Freilich betrübte es ihn sehr, seine Eltern und Schwestern manchmal von ihm und seinen Brüdern sprechen und ihren Tod oder Verlust beklagen zu hören; aber vergebens bemühte er sich, ihnen zu verstehen zu geben, daß er ihr totgeglaubter Georg sei. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, einst noch Mittel zu finden, in Menschengestalt zu ihnen zurückzukehren, und um sie dann überzeugen zu können, daß er als Storch bei ihnen gewesen sei, spielte er seiner Lieblingsschwester Kathinko eines Tages folgenden losen Streich.

Kathinko war zur Hochzeit einer Freundin eingeladen worden und war im Kämmerchen beschäftigt, mit Hilfe

ihrer Mutter sich aufs schönste zu schmücken. Georg war nach seiner Gewohnheit zugegen. Sie hatte aber ein Paar nach den ärmlichen Verhältnissen der Familie sehr wertvolle Armbänder hervorgesucht, die sie von ihrer Großmutter ererbt hatte; aber kaum hatte sie eins derselben um den linken Arm befestigt, als man auf der Straße ein großes Geräusch hörte, wie wenn ein Paschah oder ein anderer vornehmer Herr mit seinem Gefolge vorüber ritte. Neugierig, wie Frauenzimmer sind, eilten Mutter und Tochter vors Haus, um zu sehen, was es gäbe, das zweite Armband auf dem Tische lassend. Kaum wurde Georg dies gewahr, als er das Band in den Schnabel faßt, damit aufs Dach flog und es sorgfältig in dem Reisig seines Nestes versteckte. Als Kathinko ins Kämmerchen zurückkehrte, vermißte sie ihr Kleinod; die Mutter ermangelte nicht, ihr bittere Vorwürfe über unzeitige Neugier zu machen, die sie ebensowohl selbst verdient hätte, und beide fingen an zu suchen und kehrten das Unterste zu oberst; aber vergebens, das Verlorene war nirgends zu finden. An den Storch dachte niemand. Der saß unterdes oben in seinem Neste und klapperte vor Freude über seinen gelungenen Streich.

Inzwischen war der Sommer verflossen; die Störche von Therapia und die aus der Umgegend hielten verschiedene Zusammenkünfte, um sich über ihre Abreise zu bereden, und am festgesetzten Tage flog auch

Georg mit den übrigen davon. Als sie am Flusse angekommen waren, ging wieder die bereits bekannte Verwandlung vor sich, und darauf zogen sie in ihre verlassene Stadt ein. Georg war freilich nicht wenig froh, die Seinigen wiedergesehen zu haben, aber desto lebhafter war jetzt seine Sehnsucht, ganz zu ihnen zurückzukehren. Er lag daher dem Könige so unablässig mit Bitten in den Ohren, bis dieser ihm endlich versprach, in seiner Weisheit auf Mittel zu sinnen, ihm zur Rückkehr zu verhelfen. Nach einigen Wochen war das Mittel gefunden. Eine Anzahl von Storchmännern wurde befehligt, einen Nachen zu zimmern, und in Monatsfrist hatten sie ein kleines brauchbares Fahrzeug zustande gebracht. Dieses wurde mit Lebensmitteln beladen und auf einen Fluß geschafft, der hinter der Stadt vorbeifloß; dann ließ der König unserm Georg sagen, daß alles zu seiner Abreise bereit sei. Er beschenkte ihn zum Zeichen seiner Gnade noch mit einem ganzen Sack voll der köstlichsten Edelsteine aus seiner Schatzkammer. Georg nahm nicht ohne Rührung Abschied von ihm, dem Bäcker und seinen übrigen Storchfreunden, setzte sich mit seinen Schätzen in den Nachen, stieß vom Ufer ab und ließ sich von der starken Strömung schnell den Fluß hinunterführen.

Schon in einigen Stunden trat der Fluß in eine Katavothra ein und floß nun viele hundert Meilen unter

Felsengewölben fort. Georg hat, aller Anstrengung seines Kopfes ungeachtet, nie berechnen können, wie viele Tage und Nächte er auf dieser Fahrt zugebracht habe, weil es nämlich in diesen dunklen Räumen weder Tage noch Nächte gab. Doch schätzte er die ganze Zeit mit großer Wahrscheinlichkeit auf mehrere Wochen. Unser Reisender war bereits der Verzweiflung nahe und verwünschte die Stunde, wo er aus der gastlichen Stadt der Störche abgereist war, denn er glaubte, dieser endlose Strom werde ihn gradewegs in die Hölle bringen. Er war eben mit solchen Gedanken beschäftigt, als er in der Ferne einen Stern zu sehen glaubte; sowie der Nachen weiterglitt, vergrößerte sich der Stern, und endlich erkannte er, daß es das Tageslicht sei, welches in die Öffnung des Felsengewölbes hineinschien. Mit Pfeilesschnelle fuhr der Nachen aus der Öffnung heraus, und mit stummen Erstaunen sah Georg die wohlbekannte Stadt Smyrna vor sich liegen und fand sich auf einem Flusse, der unweit dieser Stadt aus den Felsen hervortritt, ohne daß bis dahin jemand seinen wahren Ursprung auch nur geahnt hatte.

Sorgfältig verbarg er seinen Nachen im Schilfe und ging in die Stadt, sich eine Wohnung zu suchen; nachdem er diese gefunden, kehrte er abends zu sei nem Fahrzeuge zurück und holte das Säckchen mit Edelsteinen. Folgenden Tages ließ er einige Juden rufen,

um ihnen einige Edelsteine zu verkaufen; doch zeigte er ihnen wohlbedächtig nicht seinen ganzen Vorrat, sondern nur ein Dutzend der schönern. Gottes Wunder! wie staunten die bärtigen Söhne Israels, als sie die prächtigen Dingerchen sahen; sie konnten nicht satt werden, sie zwischen den Fingern gegen das Licht herumzudrehen, und überboten in ihrem Eifer ganz wider Gewohnheit sich selbst mit den größten Summen, so daß Georg bald ein paar Tonnen Goldes gelöst hatte. Hierauf fing er an, sich einzurichten. Er schaffte sich prächtige Kleider und eine Menge von Bedienten an, kaufte sich eine große Fregatte und versah sie mit einer auserlesenen Besatzung und allem Notwendigen. Dann schiffte er sich mit seinen Schätzen ein und ging nach Konstantinopel unter Segel.

Nach Verlauf einiger Tage warf er vor Therapia Anker. Nachdem er seinen Geburtsort mit einer Anzahl von Kanonenschüssen feierlich begrüßt hatte, ließ er die Ältesten des Ortes zu sich auf das Schiff laden. Sie kamen in ihren besten Kleidern, und der Zufall mußte es fügen, daß Georgs alter Vater ihre Barke führte. Georg empfing die Gäste aufs Freundlichste und lud sie ein, sich zu Tische zu setzen; aber er erklärte, daß auch der alte Schiffer mit unter den Gästen sein müsse. Die Ortsältesten rümpften die Nase; »wie,« sagten sie, »der alte Schiffer?« Doch wagten sie nicht, dem vornehmen

Schiffsherrn dies abzuschlagen. Georg setzte seinen armen Vater neben sich und befragte ihn viel um seine Verhältnisse. Als die Herren Abschied nahmen, beschenkte er ihn mit einer ganzen Handvoll Goldstücke. Zugleich nahm er eine Einladung der Ältesten zu einem Feste auf den folgenden Tag an, aber bestand darauf, daß der alte Schiffer mit seiner Familie wieder dabei sei, was sie ihm auch versprachen.

Als die festgesetzte Stunde kam, fuhr er in einem prächtigen Aufzuge ans Land und begab sich an den Ort des Festes. Er setzte sich wieder neben seinen Vater, die Ältesten auf seine andere Seite. Nachdem der Wein die Gesellschaft heiter gestimmt hatte, fing er an, zur Unterhaltung aller Anwesenden von seinen wunderbaren Schicksalen zu erzählen. »Unter anderem,« sagte er, »war ich einst ein Storch und als solcher in Therapia.« Alle lachten und glaubten, er treibe nur Scherz. »Ich rede die Wahrheit,« fuhr Georg fort, »und ich will euch gleich den Beweis geben. Steige,« sagte er zu einem der Diener, »auf das Dach dieses Schiffers und hole ein Armband, welches in dem Reisig des Storchnestes versteckt ist.« Sein Befehl wurde ausgeführt und der Mann kam mit dem Armbande zurück, welches Kathinko sogleich als das ihrige erkannte. Georg erinnert sie an die Umstände, unter welchen sie es vermißt hatte, und gab sich darauf den Seinigen zu erkennen. Die Überraschung

hätte seine alte Mutter fast getötet, wenn nicht die Freude, wenigstens einen ihrer Söhne wiedergefunden zu haben, sie aufrechterhalten hätte. Georg ließ sich jetzt in Therapia nieder, baute ein großes prächtiges Haus und ließ seine Eltern bis an ihren späten Tod alle Annehmlichkeiten des Wohlstandes genießen. Seine Schwestern stattete er reich aus und verheiratete sie an wackere Männer; seinen unglücklichen Brüdern ließ er Denkmäler errichten und machte eine Schenkung an eine Kirche, um Seelenmessen für sie lesen zu lassen. Seine Nachkommen leben noch in Ansehen und Wohlstand in Therapia und der Umgegend.

116. Die Zitronenjungfrau.

Es war einmal ein König und eine Königin. Die hatten einen Sohn. Der ging einst auf die Jagd und verirrte sich. Dabei kam er an das Schloß und den Garten eines Drachen, worin viele schöne Zitronenbäume in voller Frucht standen. Sie waren so anlockend, daß er in den Garten hineinging und heimlich drei Zitronen zu sich steckte. Dann machte er sich auf den Weg zu seinem heimatlichen Schlosse. Unterwegs aber überfiel ihn ein brennender Durst. Er dachte an seine Zitronen, nahm eine heraus und schnitt hinein. Siehe, da stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihm, welche mit schwacher sterbender Stimme zu ihm sagte: »Ach, einige Tropfen Wasser! ach, ein wenig Wasser! schnell, etwas Wasser!« Der Königssohn hatte kein Wasser und ließ die schöne Jungfrau sterben. Bald darauf wurde sein Durst unerträglich; er schnitt die zweite Zitrone an. Aber auch da stand eine wunderliebliche Jungfrau vor ihm in himmlisch weißer Kleidung, die, den letzten Atem aushauchend, zu ihm sagte: »Ach! ach! ach! Wasser! Wasser! Wasser! ich sterbe!« Der Königssohn war sehr traurig, denn er hatte ja kein Wasser zu geben. Er suchte nun überall nach einem Quell, um Wasser zu haben, ehe er die dritte Zitrone zerschnitte. Und siehe, als er noch etwas weitergegangen war, hörte er mit einmal etwas

rauschen und murmeln und ein klarer Born rieselte aus dem Felsen hervor. Voll Freude zerteilte er die letzte Zitrone und eine voll Schönheit strahlende Jungfrau, noch lieblicher als die früheren, lag in derselben. Auch sie seufzte nach Wasser. Der Königssohn schöpfte mit hohler Hand aus dem Quell und übergoß sie. Da bekam sie Leben und stand voll frischen Glanzes in strahlendster Schönheit vor ihm. Er beschloß, sie zu heiraten, und fragte sie, ob sie mit ihm zu dem Schloß seiner Väter ziehen wolle.

Sie antwortete: »Gehe allein, ich steige auf diesen Baum und erwarte dich. Kehre zu deinen Eltern zurück und erzähle ihnen alles, was dir begegnet ist, dann kehre zu mir zurück. Wenn du aber deine Mutter wiedersiehst, so küsse sie nicht, sonst werde ich unglücklich.« Er fand sehr bald den Weg nach Hause. In der Freude des Wiedersehens aber küßte er seine Mutter und hatte nun alle Erinnerung an die Zitronenjungfrau verloren. Eine schwarze Sklavin aus dem Schlosse hatte das Amt, aus einer nahen Quelle Wasser zu holen, und diese Quelle sprudelte gerade unter dem Baume, auf welchem die Zitronenjungfrau saß und den Königssohn erwartete. Als nun die häßliche und durch Arbeit gekrümmte Mohrin über den Spiegel des Wassers sich bog, um zu schöpfen, sah sie darin ein schönes Frauenbild und glaubte verwundert, das sei ihr eigenes Antlitz. Voll Freude rief

sie dreimal: »Oh! oh! wie schön bin ich und soll Wasser holen!« Mit diesen Worten warf sie den Krug in tausend Stücke und Scherben. Stolz eilte sie auf das Schloß zurück; aber statt Bewundrung ihrer Schönheit erntete sie nur Schelte und Prügel für den zerbrochenen Krug. Sie ging nun zum zweiten Male mit einem neuen Krug zur Quelle und wieder glaubte sie ihr Spiegelbild zu erkennen. Sie kehrte auch jetzt mit zerschlagenem Kruge heim und erhielt neue Strafe. So ging sie nun zum dritten Male zur Quelle. Da sah sie nun das Spiegelbild sich bewegen, sie richtete die Augen in die Höhe und gewahrte nun die schöne Jungfrau, die die Ursache ihres Unglücks war. »Ach,« rief sie, »du bist schuld an allem, was ich gelitten habe!« Sie stieg auf den Baum und entlockte durch Schmeichelworte der Jungfrau die Geschichte ihres Schicksals. Dann bat sie sich heuchlerisch aus, ihr das Haar ordnen zu dürfen. Die Schöne gab nach und legte das Haupt ermüdet in den Schoß der Mohrin; diese aber durchbohrte es mit einer verzauberten Nadel und stürzte die Sterbende in das Wasser. Sie selbst aber stieg auf den Baum und wartete auf den Königssohn. Im Schlosse waren alle in Unruhe darüber, wo die Mohrin geblieben sei. Der Königssohn selbst machte sich auf den Weg, sie zu suchen. Als er zufällig der Quelle sich näherte, erinnerte er sich der Jungfrau, welche ihn der Kuß seiner Mutter hatte

vergessen lassen. Voll Hoffnung eilte er auf den Baum zu, aber anstatt der in allen Reizen der Schönheit strahlenden Geliebten findet er die durch Häßlichkeit abschreckende Mohrin, die alsbald, sich verstellend, die Geschichte von der Zitrone erzählt. Sie endet damit, ihn anzuklagen, wie er sie vergessen und dadurch ihre Umwandlung verschuldet habe. Der Königssohn nimmt sie, um seinem Worte Treue zu halten, mit allem Glanze in sein Schloß als Gemahlin auf. Nach einiger Zeit erzählte einer von den Hofleuten dem Könige, in der bekannten Quelle schwimme ein goldener Fisch. Der König kam heraus, um das Wunder in Augenschein zu nehmen. Entzückt von der seltenen Schönheit, befahl er, den Fisch in ein Bassin des Schloßgartens zu legen, und faßte bald eine so große Zuneigung zu ihm, daß er den ganzen geschlagenen Tag vom Morgen bis zum Abend bei jenem Marmorbecken zubrachte, um das Tier zu beobachten und zu füttern. Die häßliche Mohrin schöpfte jedoch bald Verdacht, daß der goldene Fisch die von ihr ermordete Jungfrau sein könne. Auch erregte die große Liebe des Königs ihre Eifersucht. Bald erheuchelte sie eine Krankheit, aus der sie nur durch das Fleisch des goldenen Fisches gesunden zu können vorgab. Eine Stimme im Traum habe sie dieses Mittel gelehrt. Der Königssohn war betrübt bei dem Gedanken, seinen teuren Fisch zu verlieren. Die Königinmutter aber

ermahnte ihren Sohn, das Liebste zu opfern, um das Leben seiner Gattin zu fristen. Der Fisch ward zubereitet und der Mohrin gebracht. Sie verzehrte ihn ganz bis auf die Gräten und nun war sie plötzlich von allen ihren Leiden geheilt. Nicht lange nachher schoß auf der Stelle, wo die Gräten niedergeworfen waren, ein goldener Baum mit goldenen Blättern und Früchten empor. Der Königssohn ward wieder froh und wandte dem goldenen Baume seine ganze Liebe zu. Die Mohrin aber schöpfte neuen Argwohn und wiederum stellte sie sich gefährlich krank. Alle Ärzte waren ratlos und fragten endlich, ob sie nicht wieder ein Heilmittel geträumt habe. »Mir träumte,« sprach sie, »ich liege schwer krank darnieder; da rief eine Stimme: im Schloßhofe steht ein goldener Baum mit goldenen Blättern und Früchten, dessen Zweige in das Fenster reichen. Wird dieser Baum zu Asche gebrannt und wird mit der Asche für dich ein Bad bereitet, so sollst du genesen.« Der Königssohn härmte sich sehr um seinen goldenen Baum, aber die Königinmutter überredete ihn wieder, den Baum umhauen zu lassen. Sobald die Kranke das Bad gebraucht hatte, warf sie ihre Larve ab. Es war die Gewohnheit des Königssohnes, mit seiner Gemahlin abends sich von einer alten Frau im Schlosse Märchen erzählen zu lassen. Diese kam heute eilig herbeigestürzt und bat, der Prinz möge sich von ihr eine wunderschöne Geschichte erzählen lassen. Als die

Mohrin ihren Eifer sah, ahnte sie Schlimmes und wollte nichts hören, auch bemühte sie sich, ihren Gemahl zurückzuhalten. Dieser aber zwang sie, das Märchen zu hören. Zu ihrem großen Schrecken war es die Geschichte der Zitronenjungfrau, in der sie selbst eine so traurige Rolle spielte.

Mehrmals sprang sie wütend auf, um sich zu entfernen, aber das gebieterische Wort ihres Gemahls hielt sie zurück. Die Alte erzählte von dem zerbrochenen Krug, von der Tötung der Jungfrau, von den erheuchelten Krankheiten der Schwarzen und alles bis zur Verbrennung des goldenen Baumes. Die Erzählerin wußte aber noch mehr. Ein altes Mütterchen hatte von dem gefällten Baum einen Scheit genommen, um damit zu heizen. Wie sie angefangen hatte, das Holz zu zersplittern, hat bei jedem Schlag ein Gestöhn sich vernehmen lassen: »Ach mein Arm! ach mein Fuß! ach mein Kopf!« Sie sah sich in der Stube um; niemand darin. So schnitt sie denn vorsichtig weiter ins Holz, und da stand auf einmal, wie vom Himmel gesandt, eine wunderholde Jungfrau vor ihr. Bei den letzten Worten dieses Berichtes öffnete die Erzählerin eine Tür, und vor den Augen des Königssohns stand die reizende Jungfrau von der Quelle. Seine Empfindungen kann man sich denken. Bald darauf hat eine lustige Hochzeit stattgefunden, und die böse Mohrin ist von vier Pferden



in Stücke zerrissen worden.

117. Der Dreiäugige.

Es war einmal ein Holzhauer, der hatte drei Töchter. Er hatte auch drei Esel, und mit diesen brachte er Holz zu Markte, und so nährte er sich und die Kinder. Allein dies reichte nicht aus, und er war sehr betrübt, daß er nie so viel erübrigen konnte, ihnen eine Kleinigkeit mit nach Hause zu bringen. Eines Tages jedoch gelang es ihm, Geld genug für ein Kopftuch zu erübrigen, und die Töchter freuten sich sehr, als sie es sahen, und die Älteste wollte es umbinden. Sie tat dies also und setzte sich an das Fenster des Stübchens, welches auf die Gasse hinausging. Dort erblickte sie ein vorübergehender Landmann und sie gefiel ihm sehr. Er erkundigte sich daher bei den Nachbarinnen, ob sie noch unverheiratet wäre, und als er hörte, daß dem so sei, bat er sie, für ihn um das Mädchen zu werben; und wenn sie auch nichts hätte, er kehre sich nicht daran; er nehme sie, wie sie stehe und gehe. Die Eltern waren natürlich mit diesem Antrag sehr zufrieden und gaben sie ihm.

Als nun das Mädchen in das Haus ihres Mannes kam, wie war da dieser so glücklich! Er übergab ihr hundert und einen Schlüssel und sagte ihr, sie könne hundert Zimmer öffnen, das hunderteinte aber solle sie nicht aufmachen, denn es wäre ganz leer. »Kurz um,« sprach er, »da der Schlüssel dir doch nichts nütze ist, so gib ihn

mir lieber zurück,« und sie gab ihn. Die andern Zimmer aber öffnete sie und sah darin große Schätze und erstaunte darüber sehr. Als sie jedoch dieselben genug angestaunt, so fragte sie sich, warum ihr wohl so gewaltige Reichtümer anvertraut worden wären, das eine Zimmer dagegen nicht; sie wollte daher auch in dies hineingehen. Sie gab deshalb eines Tages acht, wo ihr Mann den Schlüssel hinlegte, nahm ihn dann fort und öffnete das Zimmer. Sie sah sich darin um und sah nichts als vier leere Wände und einen großen Kasten, überdies aber auch ein Fenster, das auf die Straße ging. »Da seh' Einer einmal meinen Mann!« sprach sie, »wozu hat er wohl das Fenster da auf die Straße hinaus? Damit ich aber nicht hinaussehe, hält er das Zimmer verschlossen.« Sie setzte sich also an das Fenster, hatte aber nicht lange gesessen, so sah sie eine Leiche vorüberkommen; dieser folgten jedoch weder weinende Anverwandte noch sonst wer, weshalb die junge Frau selbst zu weinen anfing, bei dem Gedanken, daß es ihr auch so gehen würde, da ihr Mann niemand von ihrer Familie zu ihr lassen wollte. Als nun die Leiche beerdigt und die Leute fort waren, sah sie, wie ihr Mann auf den Begräbnisplatz kam und dort sein Kopf so groß wurde wie ein Scheffel, und in dem Kopfe hatte er drei Augen, seine Hände wurden so lang, daß sie die ganze Welt zu umfassen schienen, mit ellenlangen Nägeln an den Fingern, und dann fing er an,

den Leichnam auszugraben und zu verzehren. Bei diesem Anblick tat sie sich Gewalt an, bis sie die volle Gewißheit hatte, daß er ihn wirklich verzehrte; dann aber wurde sie von einem heftigen Fieberschauer ergriffen und mußte sich zu Bett legen.

Nach langer Zeit kehrte der Mann nach Hause, ging seiner Gewohnheit nach in das verschlossene Zimmer, schaute sich um und bemerkte die Spuren von Schritten. »Oho!« rief er aus, »was ist das? meine Frau muß wohl hier gewesen sein und wahrgenommen haben, was ich ihr verborgen hielt!« Er legte dann in den Kasten das, was er mitgebracht hatte, die Haut, die Gebeine und die Haare, und sah sich demnächst noch genauer um, so daß er auch das offne Fenster erblickte. Er machte es zu und sprach: »Ich will doch einmal sehen, was sie zu mir sagen und ob sie es mir gestehen wird.« Er ging also zu ihr und fand sie mit drei Decken zugedeckt, weil das Fieber sie noch schüttelte, und als sie ihn kommen sah, wurde dies infolge ihrer großen Furcht noch stärker. Da sprach er zu ihr: »Was fehlt dir denn, liebe Frau! bist du krank?« – »Ach,« antwortete sie, »ich werde sterben!« und indem sie dies sagte und ihn ansah, verkroch sie sich vor lauter Angst unter die Decken. Da sprach jener wieder: »Sag' mir doch, soll ich vielleicht deine Mutter holen?« – »Ach ja, lieber Mann, wenn du so gut sein willst,« versetzte die Frau. Er ging hinaus, verwandelte

sich in ihre Mutter und trat in dieser Gestalt wieder zu der Kranken hinein. Als solche sagte er zu ihr: »Was hast du denn, du Ärmste? Dein unbarmherziger, liebloser Mann peinigt dich wohl den ganzen Tag über? Sprich, Tochter, was hat er dir getan, daß du so krank bist?« – »Er hat mir nichts getan,« antwortete die junge Frau, »ich bin von selbst krank geworden.« – »Liebe Tochter,« fuhr die angebliche Mutter fort, »du hast so viele Reichtümer, gib mir doch auch etwas davon, damit ich mein und der Meinigen Leben friste.« – »Nein, liebe Mutter, ich kann nicht,« versetzte die junge Frau, »aber wenn mein Mann kommt, so bitte ihn um etwas, denn ich selbst darf nichts fortgeben.« Als der Mann nach längerer Zeit sah, daß seine Frau immer das nämliche wiederholte, stand er auf, grüßte und ging fort. Nachdem er indes seine eigentliche Gestalt wieder angenommen hatte, kam er zurück und sprach: »Wie geht es dir, liebe Frau, ist deine Mutter hier gewesen?« – »Weißt du das nicht, lieber Mann?« antwortete sie, »sie hat ein paar Groschen von mir verlangt, denn sie ist in großer Not; da du aber nicht da warst, habe ich ihr nichts gegeben.« – »Warum hast du das getan?« sprach jener; »bist du denn nicht Herrin im Hause?« – »Nein,« antwortete die Frau, »du hättest ihr etwas geben müssen und nicht ich.« Schließlich sprach er zu ihr: »Soll ich dir deine andern Verwandten holen?« – »Ach ja, lieber Mann,« sprach die, »tu' das.« Auf diese

Weise nun ging es mit allen den übrigen Verwandten, bloß die Großmutter war noch übrig; deshalb sagte er: »Willst du auch deine Großmutter?« – »Ach ja,« erwiderte sie, »hole mir doch meine gute Großmutter.« Da ging er hinaus und kam nicht lange darauf als ihre Großmutter mit all ihren Schlauheiten wieder. Sobald aber die junge Frau sie erblickte, rief sie: »Grüß dich Gott, liebe Großmutter, grüß dich Gott! Komm, liebes Großmütterchen, und laß dir meine Leiden erzählen.« – »Sprich, Töchterchen,« antwortete die Alte, »sprich und erzähle mir, was der unbarmherzige Mensch dir antut.« Da fing denn die junge Frau ihre Geschichte an, was für eine Gestalt sie ihren Mann hatte annehmen und was sie ihn hatte tun sehen. Als sie damit ganz fertig war, stieß der Mann ein lautes Geschrei aus und zugleich wurde er wieder der Dreiauge, ganz so wie sie ihn unter den Gräbern gesehen. »O du Bestie!« rief er aus; »ich habe die Gestalt aller deiner Verwandten angenommen, und du hast dich nicht täuschen lassen; deiner Großmutter allein aber wolltest du das Geheimnis mitteilen, daß ich der Dreiauge bin? Hättest du es bewahrt, so hätte ich dich nicht aufgefressen; so aber mußt du dran und kommst nicht lebendig aus meinen Händen.« Als sie nun sah, wie die Sache stand und daß sie kein Erbarmen zu erwarten hatte, so verließ sie das Bett und machte sich zur Flucht bereit. Inzwischen ging Dreiauge hin und zündete ein

großes Feuer an, dessen Flamme bis zum Himmel emporzüngelte; dann nahm er einen Bratspieß und machte ihn glühend, ging darauf zu seiner Frau und sprach zu ihr: »Sei so gut und komm, denn der Bratspieß erwartet dich. Was soll ich tun, da ich doch einmal geschworen habe, dich auf diese Weise zu töten und zu verzehren? sonst hätte ich dich verschlungen.« – »Vergib, Herr,« antwortete sie; »ich gehöre dir ja doch zu jeder Zeit; darum flehe ich dich an, laß mich noch zwei Stunden am Leben, bis ich gebetet und Buße getan habe, und dann verzehre mich.« Hierauf ging sie hin, nahm die Schlüssel zu jenem Zimmer, und nachdem sie es geöffnet, sprang sie durch das Fenster auf die Heerstraße. Dort lief sie immer fort, um jemand zu finden, der sie rette, und so traf sie einen Kärner, den sie um Gottes und ihrer selbst willen beschwor, sich doch ihrer zu erbarmen und sie aus den Händen eines Dreiäugigen, der sie verfolgen und fressen wolle, zu erretten oder doch wenigstens ihr zu sagen, wie sie sonst Rettung finden könne; übrigens trage sie viel Geld bei sich, und das wolle sie ihm alles geben. »Wohin soll ich dich tun, um dich zu retten, liebes Frauchen?« antwortete der Kärner; »der Dreiäugige würde mich und mein Pferd sicherlich auffressen. Aber laufe weiter, so wirst du einen Kameltreiber des Königs treffen; der kann dich retten.« Da lief sie denn aus Leibeskräften weiter, bis sie

den Kameltreiber einholte, welchen sie dann ebenso um Rettung von dem Dreiäugigen anflehte. Wirklich auch erbarmte er sich ihrer, nahm einen Ballen Baumwolle von dem Kamel herab und versteckte sie darin.

Inzwischen hatte der Dreiäugige den Bratspieß gehörig glühend gemacht und rief dann: »Heda, wo bist du? Komm her, es ist Zeit!« Da aber die junge Frau nicht kam, so suchte er sie überall, fand sie jedoch nirgends. Endlich sah er das offene Fenster, sprang hinaus wie er stand und ging, und nachdem er sich rechts und links umgesehen, lief er die Heerstraße entlang. Als er den Kärner erblickte, rief er ihm zu: »Heda, Kärner! warte ein bißchen, ich will dich und dein Pferd auffressen.« Alle, die ihn auf der Landstraße sahen, starben entweder vor Schreck oder fielen in Ohnmacht; der arme Kärner aber hielt an, da er den Zuruf des Dreiäugigen hörte. Dieser sagte dann zu ihm: »Hast du nicht eine junge Frau vorbeilaufen sehen? Sprich!« – »So wahr Gott lebt, ich habe nichts gesehen, Herr!« antwortete jener, »aber laufe weiter, so wirst du einen Kameltreiber antreffen, der hat sie vielleicht gesehen.« Der Dreiäugige lief weiter und rief den Kameltreiber an, sobald er ihn gewahr wurde, worauf dieser stehen blieb und der Dreiäugige dann die nämliche Frage an ihn richtete. »Ich weiß nichts, ich habe nichts gesehen,« antwortete der Treiber. Da kehrte der Dreiäugige wieder um und sagte:

»Ich will doch noch einmal zu Hause ordentlich suchen, vielleicht finde ich sie.« Als er dort angelangt war und sie wieder nicht fand, überlegte er bei sich und sprach: »Ich will den glühenden Bratspieß mitnehmen und bei dem Kameltreiber noch einmal genaue Nachsuchung halten.« Er nahm daher den Bratspieß auf die Schulter, sprang wieder zum Fenster hinaus und rief dem Kameltreiber zu, nachdem er ihn von neuem eingeholt: »Heda, Kameltreiber! warte ein bißchen, ich will noch einmal genauer nachsehen.« Der Kameltreiber und die junge Frau waren vor Angst dem Tode nahe, auch jeder andere, der den Dreiäugigen mit dem Bratspieß sah, machte vor Furcht die Augen zu, denn man konnte den Anblick desselben nicht ertragen. »Rasch!« sagte er zu dem Treiber, »lade unverzüglich alle Ballen von dem Kamele ab,« und der arme Treiber mußte gehorchen, denn konnte er anders? Da stieß der Dreiäugige den glühenden Bratspieß in einen Ballen nach dem andern, wobei er natürlich auch zu dem kam, in welchem seine Frau versteckt war. »Jetzt ist's gut,« sprach er endlich, als er durch war, »du kannst nun weiterziehen!« Sobald er sich entfernt hatte, fragte der Kameltreiber die junge Frau, wie es ihr ergangen wäre und ob der Dreiäugige sie mit seinem Bratspieß getroffen hätte. »Freilich wohl,« antwortete sie, »er hat mich an den Fuß ganz ordentlich getroffen, doch habe ich den Bratspieß mit Baumwolle

abgewischt, so daß keine Blutspuren daran sichtbar waren.« – »Laß es gut sein!« sagte der Treiber, »der König ist ein freundlicher Mann, und wenn ich dich zu ihm bringe, so wird er dich heilen lassen.« Der Kameltreiber langte in dem königlichen Schloß an und packte seine Ballen im Hofe ab, den aber, worin die junge Frau verborgen war, brachte er in die Stube, wo er schlief, obwohl in demselben Hofe. Als die Mägde dies sahen, so meinten sie, er wolle ihn stehlen und setzten den König davon in Kenntnis, der den Treiber alsbald vor sich kommen ließ und ihn fragte, warum er jenen Ballen Baumwolle versteckt hätte. »Gott erhalte dich lange Jahre!« antwortete der Treiber, »ich wollte den Ballen nicht stehlen, sondern die Sache hat ihren eigenen Grund, den ich dir mitzuteilen beabsichtigte. An dem Tage nämlich, wo ich die Baumwolle hierherholte, verfolgte ein Dreiäugiger eine junge Frau, die er auffressen wollte, und aus Mitleid versteckte ich sie in dem Ballen, jetzt befindet sie sich also hier in deinem Schlosse;« und stehenden Fußes brachte er den Ballen in die Gegenwart des Königs, trennte ihn auf und ließ die junge Frau hervorkommen. Als diese den König erblickte, verbeugte sie sich vor ihm und flehte ihn an, es doch nicht bekannt werden zu lassen, daß die von dem Dreiäugigen verfolgte Frau in seinem Schlosse eine Zufluchtsstätte gefunden. »Was fürchtest du, meine Liebe?« sprach der König,

»was kann er dir in meinem Palaste Böses zufügen?« Hierauf ließ er seinen Arzt holen, der ihr den Fuß verband. Sobald sie wiederhergestellt war, bat sie, man möchte ihr eine Verrichtung zuweisen, damit sie nicht müßig gehe, und sagte auf die Frage, was sie verstünde, daß sie sticken könne; zugleich verlangte sie ein Stück weißen Sammet, Seide, Perlen und Goldfäden, worauf sie alsbald den König auf seinem Throne und mit der Krone auf dem Haupte zu sticken begann. Da sie mit der Arbeit fertig war und sie dem König überreichte, geriet er außer sich vor Erstaunen über die Kunst derselben, und sagte deshalb eines Tages zu der Königin: »Eine bessere Schwiegertochter als dieses junge Frauenzimmer könnten wir nicht finden; was macht es aus, daß sie nicht von königlichem Geblüte ist? Ist sie sonst geschickt und verständig, so sagt sie mir zu; was denkst du davon?« – »Tu' wie du willst, Herr«, erwiderte die Königin; »ich bin damit einverstanden.« Alsbald ließen sie die junge Frau holen und sagten ihr, was sie vorhätten. Da fing sie an zu weinen und sprach: »Wie könnet ihr daran denken, dies zu tun? Mein Glück wäre zwar groß, wenn jedoch der Dreiäugige das hört, dann frißt er mich und euren Sohn auf. Wollet ihr aber gleichwohl eure Absicht ausführen, so lasset einen sieben Treppen hohen Oberstock bauen, am Fuße der untersten Treppe eine Grube machen und diese dann mit einer Matte zudecken, auch alle Treppen

mit Talg einschmieren; endlich wäre es auch gut, wenn die Hochzeit ganz heimlich des Nachts gehalten würde, so daß niemand außerhalb etwas davon vernähme.« Jedoch es kam anders; das Gerücht von der Hochzeit verbreitete sich von Mund zu Mund, und auch dem Dreiäugigen kam es zu Ohren, daß der Sohn des Königs sich mit seiner Frau verheirate. Sobald er dies hörte, ließ er eine Anzahl Mohren in Säcke kriechen und zog mit diesen als Kaufmann verkleidet nach dem Schlosse des Königs, wo er des Nachts gerade zu der Stunde ankam, als man sich zum Hochzeitsmahl niedersetzte. Da die Braut ihn unter den Tischgästen erblickte, erkannte sie ihn sogleich und gab der Schwiegermutter einen Wink, daß man ihn befragen solle, was für Ware er mitgebracht habe. Er antwortete, er führe Pistazien und Aleppo, getrocknete Aprikosen und Kastanien. Kaum hörte dies die Braut, so bestand sie darauf, einige von diesen Früchten zu kosten, weil sie ein unbesiegbares Verlangen danach trüge. Er aber sprach zu den Leuten: »Ich bitte um Nachsicht für jetzt; habet Geduld bis morgen früh, und dann sehr gerne.« Als der Lustigmacher des Königs, der auch bei Tisch saß, dies hörte, stieg er ohne Verzug hinab und wollte einige von diesen Früchten aus den Säcken holen, um die Braut zufrieden zu stellen. Indem er sich nun einem derselben näherte, sprach der darin verborgene Schwarze: »Ist es Zeit, Herr?« Ebenso ging

es bei allen übrigen Säcken, weshalb er ohne Verzug in den Hochzeitssaal zurückkehrte und dort berichtete, daß in allen Säcken Menschen verborgen wären. Kaum hatte die Braut dies vernommen, so befahl sie, daß man den Kaufmann zwingen solle, trotz der Nacht hinunterzugehen und die Säcke zu öffnen; dieser aber, der da sah, daß seine List entdeckt sei, machte sich davon und war nirgends mehr zu finden. Man ging also hinunter, und zwar in Begleitung des Henkers, und als man zu dem ersten Sacke kam, sagte eine Stimme von innen: »Ist es Zeit?« – »Jawohl!« antwortete man, und sobald der Schwarze herauskam, ward ihm der Kopf abgeschlagen, und ebenso geschah es mit allen übrigen. Hierauf sagte der König zu der Braut: »Habe nun keine Furcht mehr, liebe Schwiegertochter, es ist geschehen, wie du wünschtest, und alle Gefahr ist vorüber.« Inzwischen war die Schlafzeit herangekommen und die Hochzeitsgäste gingen zu Bett, sowie auch alle anderen Bewohner des königlichen Palastes. Kaum aber war jedermann zur Ruhe, so nahm Dreiauge seine wahre Gestalt an und ging hinauf in das Zimmer der Braut, um sie herabzuholen und zu verzehren, wobei er etwas Erde von einem Grabe auf den Bräutigam streute, damit er nicht aufwache. Als die junge Frau ihn an ihrem Bette sah, stieß und kneifte sie ihren Lagergenossen, damit er aufwache, aber umsonst. Schließlich packte sie der

Dreiäugige und sprach zu ihr: »Sei doch so gut und stehe auf, liebe Frau, der Bratspieß erwartet dich. Was soll ich machen, da ich einmal geschworen habe, dich gebraten zu verzehren? Sonst würde ich dich hier gleich auf der Stelle verschlingen.« Hierauf nahm er sie bei der Hand und fing an, mit ihr die Treppen hinabzugehen. Als sie die ersten drei hinter sich hatten, sprach sie zu ihm: »Ich bitte dich, gehe voran, denn ich habe Furcht.« Er gab ihr nach, damit sie kein Geräusch mache und die andern nicht aufwecke, sonst hätte er sie gepackt. Als sie sich aber auf der untersten Treppe befanden, hielt sich die junge Frau mit der einen Hand so fest sie konnte an dem Geländer an und gab zugleich mit der andern dem Dreiäugigen einen solchen Stoß, daß er infolge des Talgs ausglitt und in die Grube fiel, wo sich ein Löwe und ein Tiger befanden, die ihn zerrissen. Die Furcht aber, welche die junge Frau in dem Augenblick empfand, wo sie dem Dreiäugigen den Stoß gab, denn sie sprach zu sich selbst: »Wenn er nicht in die Grube gefallen ist, so wird er gleich wieder heraufkommen und mich fressen!«, hatte so auf sie gewirkt, daß sie der Länge nach ohnmächtig auf die Treppe niederfiel. Als es nun Tag wurde und der König nebst der Königin aufgestanden war, so warteten sie, bis das junge Ehepaar gleichfalls aufstünde, allein dies geschah nicht. Da sprach die Königin: »Ich will doch einmal sehen, was sie machen,«

und fand ihren Sohn dem Anschein nach tot, die junge Frau aber ohnmächtig auf der Treppe. Der auf der Stelle herbeigerufene Arzt brachte jedoch beide rasch wieder zur Besinnung, worauf die Königin sie fragte, wie sie denn in einen solchen Zustand geraten wären, und die junge Frau ihr alles berichtete, was sich bei Nacht zugetragen hatte. Alsdann gingen sie nach der Grube, um zu sehen, was aus dem Dreiäugigen geworden war, und sie kamen gerade hin, als die wilden Tiere ihn eben ganz aufgefressen hatten. Nun erst wurde eine fröhliche Hochzeit gehalten, welche unter großem Jubel vierzig Tage und ebenso viele Nächte dauerte, und wo wir die Gäste gelassen haben, als wir hierher kamen.

118. Aschenbrödel.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Töchter. Weil sie aber die jüngste mehr liebte als die andern beiden, so waren diese neidisch und suchten ihre Mutter auf irgendeine Weise ums Leben zu bringen. Sie beschlossen daher, auf das Dach ihres Hauses zu gehen und ihre Spindeln mitzunehmen; diejenige von ihnen aber, deren Faden entzweirisse, sollte von den andern aufgefressen werden. Nun aber war die Mutter alt und schwach, und es ließ sich leicht voraussehen, daß ihr Faden reißen würde; sie nahmen also ihre Spindeln, stiegen auf das Dach, und der Faden der armen Alten mit den schwachen Händen riß wirklich entzwei. »Ach, Mütterchen,« sprachen sie zu ihr, »jetzt essen wir dich auf!« Da sagte sie zu ihnen: »O, liebe Töchter, habet das erstemal Nachsicht, und wenn der Faden noch einmal durchreißt, dann esset mich auf.« Da fingen sie wieder an, ihre Spindeln vom Dache herunterzulassen, und der Faden der Alten riß aufs neue entzwei. »Ach, Mütterchen,« sagten sie, »jetzt essen wir dich auf!« – »O, liebe Töchter,« antwortete die Alte, »habet auch noch dieses Mal Nachsicht, und wenn mir der Faden zum dritten Male durchreißt, dann esset mich auf!« Da fingen sie wieder an, den Faden hinabzulassen, und wiederum riß er durch. »Jetzt haben wir keine Nachsicht mehr,«

riefen die Töchter, »wir essen dich nun auf!« und sie ergriffen die Mutter und trafen Anstalt, sie totzuschlagen. Als diese aber sah, daß sie Ernst machten, so rief sie das jüngste Mädchen herbei und sprach zu ihr: »Komm' her, liebe Tochter, ich will dir etwas sagen!« Hierauf fuhr sie fort: »Sobald deine Schwestern mich geschlachtet und verzehrt haben werden, sammle, wenn dir an meinem Segen etwas liegt, alle Knochen, die sie wegwerfen, sorgfältig in ein Gefäß und räuchere sie vierzig Tage und Nächte lang, ohne sie einen Augenblick aus den Augen zu verlieren; nach dieser Zeit öffne das Gefäß und sieh', was aus den Knochen geworden ist.« – »Ich werde tun, was du befiehlst,« sprach die Tochter, und fing an, ihre Mutter zu beweinen. »Weine nicht, liebe Tochter,« sagte die Mutter; »denn was willst du tun, da doch einmal deine Schwestern meinen Tod beschlossen haben?« Diese schlachteten also die Mutter, kochten sie und fingen an, sie zu verzehren. »Komm', Schwester,« sprachen sie, »iß auch mit! Du wirst sehen, wie das gut schmeckt.« – »Nein,« antwortete sie, »da sei Gott für, daß ich von meiner Mutter esse!« Dagegen sammelte sie die Gebeine auf das Sorgfältigste und legte sie in ein Gefäß, ohne daß die Schwestern es bemerkten. Als diese nun fertig waren, standen sie auf; was tat die jüngste aber? Sie zündete ein großes Feuer an, räucherte dann die Gebeine Tag und Nacht, und saß dabei fortwährend, ohne sie

einen Augenblick zu verlassen. Die Schwestern sprachen freilich zu ihr: »Steh' auf, Aschenbrödel, zieh' dich an, wir wollen ausgehen!« Allein jene antwortete: »Behüt' mich der Himmel! Ihr habt meine Mutter verzehrt, und ich fühle kein Verlangen, auszugehen; gehet ihr!« Jene putzten sich also und gingen aus, während die jüngste Schwester beim Feuer sitzen blieb und die Gebeine hütete. Als aber vierzig Tage und Nächte vorüber waren, seitdem sie angefangen hatte, sie zu räuchern, ließ sie eines Tages wieder die Schwestern ausgehen, öffnete das Gesäß und sah hinein; was sah sie nun? Alle Gebeine waren zu lauter Gold und Diamanten geworden.

Es geschah aber, daß damals gerade eine Hochzeit stattfand und man die Schwestern dazu einlud; da sprachen die beiden ältesten zu der jüngsten: »Steh' auf, Aschenbrödel, und komm' mit zur Hochzeit!« – »Nein,« antwortete diese, »ich gehe nicht mit! Wollet ihr gehen, so gehet; ich bleibe zu Hause;« und die Schwestern begaben sich zur Hochzeit. Kaum waren sie fort, so machte Aschenbrödel das Gefäß auf und wählte die allerschönsten Gewänder aus Seide und Gold und Diamanten, womit sie sich schmückte und dann auch zur Hochzeit ging. Als man sie nun dort ankommen sah, wußte man nicht, wer sie sei und wohin man sie setzen solle. Sobald indes die Zeit da war, wo sie nach Hause kehren wollte, stand sie auf, grüßte und ging ihres

Weges. Ein Prinz jedoch, der sie mit so prächtigen Gewändern gesehen, eilte ihr nach, während jene, um nicht erkannt zu werden, hurtig lief, aber dabei einen Schuh verlor, obwohl sie nicht umkehrte, um ihn zu suchen; der Prinz indeß bückte sich und hob ihn auf. Hierauf ließ er eine Tabuletkrämerin zu sich kommen und gab ihr den Schuh, damit sie die Herrin desselben aufsuchen und sie ihm kundtun solle. Die Tabuletkrämerin ging von Haus zu Haus, fand aber nicht, was sie suchte, bis sie endlich in das richtige kam, wo erst die zwei älteren Schwestern den Schuh anprobierten, und da er ihnen nicht paßte, zuletzt auch die jüngste. Dieser saß er wie angegossen, so daß die Frau, nachdem sie fortgegangen, es schnurstraks dem Prinzen berichtete, welcher dann auch ohne Verzug Anstalten zur Hochzeit traf. Sobald diese aber vorüber war, nahm die Neuvermählte zwei oder drei Begleiter aus dem Palaste mit sich und begab sich in das Haus ihrer Schwestern, wo sie das bewußte Gefäß öffnete und den Inhalt desselben herausnahm. Als die Schwestern diesen sahen, blieben sie außer sich vor Erstaunen und wußten sich nicht zu erklären, wo sie den so großen Schatz gefunden hätte, den das Gefäß enthielt. Da sagte sie zu ihnen: »Dies sind die Gebeine der Mutter und ihr Segen!« Hierauf gab sie ihnen davon, was ihr gut dünkte, und nahm das übrige wieder mit sich zurück in das königliche



Schloß, wo sie dann ein glückliches Leben führte und wir sie gelassen haben, als wir hierher kamen.

119. Der Vater und die drei Töchter.

Es war einmal ein vornehmer Mann, der hatte drei Töchter, welche heranwuchsen, aber keine Männer finden konnten, so daß er nicht wußte, was er machen solle. Er kam daher auf den Einfall, die Mädchen abmalen zu lassen und ihre Bildnisse vor der Tür seines Hauses aufzustellen, so daß sie jeder Vorübergehende sehen und er sie vielleicht verheiraten könnte. Die Wohnung des Mannes lag aber am Meeresufer, wo viele Schiffe aus fremden Ländern hinkamen und anlandeten. So geschah es denn eines Tages, daß ein Schiffspatron die Bildnisse erblickte, an dem der jüngsten Schwester großes Gefallen fand und sich bei ihrem Vater um ihre Hand bewarb. Dieser wollte sie ihm anfangs nicht geben, sondern erst die beiden ältesten Töchter verheiraten; indes auf den Rat seiner Freunde ging er doch endlich darauf ein, um doch einmal einen Anfang zu machen, und so wurde denn einige Tage darauf die Hochzeit gefeiert. Als nun die Neuvermählten allein geblieben waren und der junge Ehemann zu der Braut ins Bett steigen wollte – diese war aber bereits eingeschlafen –, da öffnete sich die Wand, und heraus kam ein Gespenst, welches zu ihm sagte: »Bleib' fern von Rosa« – dies war nämlich der Name der Braut –; »denn sie wird sich mit ihrem Vater vermählen und einen Knaben mit ihm zeugen, mit dem

sie sich dann gleichfalls vermählen wird.« Sobald der Bräutigam diese Worte vernahm, begab er sich, ohne irgend jemand etwas zu sagen, zu seinem Schwiegervater und sagte zu ihm, er habe sich geirrt, denn er habe seine älteste Tochter, nicht die jüngste, zur Frau nehmen wollen. Jener war damit zufrieden, da dies ja ohnedies mit seinem früheren Wunsche übereinstimmte, und so bekam denn der Schiffspatron die älteste Tochter und kehrte mit ihr in seine Heimat zurück. Kurze Zeit darauf fand sich ein zweiter Freier ein, der gleichfalls die jüngste Tochter haben wollte. Es ging ihm aber ganz ebenso wie seinem Vorgänger, und die arme Rosa blieb ohne Mann, trotzdem sie zweimal getraut worden war. Da verfiel sie denn in ein tiefes Nachsinnen, weil sie es sich nicht erklären konnte, warum ihre beiden Bräutigame sie einer nach dem andern nach der Trauung verlassen hatte. Sie beschloß daher nach einiger Zeit, ihren Vater zu bitten, daß er ihr gestatten möge, die Schwestern zu besuchen, da sie ein großes Verlangen hege, sie wieder zu sehen; ihre eigentliche Absicht aber war, zu erfahren, aus welchem Grunde ihre früheren Ehemänner sie hatten sitzen lassen, und der Vater willigte ein.

Sie machte sich also auf den Weg, und in der Nähe des Wohnortes der ältesten Schwester angelangt, erkannte Rosa die Magd derselben, welche mit ihrem

Kruge eben nach Wasser ging, und sprach zu ihr: »Nimm diesen Ring und gib ihn deiner Herrin, ich will hier draußen ihre Antwort abwarten.« Es dauerte nicht lange, so kam die Magd zurück mit der Meldung, daß ihre Gebieterin ihrer harre. Sie begab sich zu ihr, fand sie allein und setzte sich nieder. »Liebe Schwester,« sagte sie zu ihr, »ich hatte großes Verlangen, dich wiederzusehen und dich zugleich um eine Gefälligkeit zu bitten; daß du nämlich heute nacht, ehe du dich zu deinem Manne legst und nachdem du das Licht ausgelöscht, hinausgehest und mich deine Stelle einnehmen lässest.« – »Sehr gern,« antwortete die Schwester, »warum nicht? Was du begehrest, soll geschehen.« Als es nun Nacht geworden war, tat die Schwester auch wirklich, was sie versprochen hatte, und verließ ihren Mann, während Rosa sich zu ihm legte und bald darauf, als wäre sie seine Frau, zu ihm sagte: »In der ganzen Zeit, wo wir verheiratet sind, habe ich immer vergessen, dich zu fragen, aus welchem Grunde du zuerst dich mit meiner jüngsten Schwester verbunden, dann aber sie verlassen hast.« Da erzählte ihr denn der Schwager alles, was sich in jener Nacht zugetragen hatte, worauf sie ihn verließ und ihre Schwester den ihr gebührenden Platz wieder einnahm. Am darauffolgenden Morgen zog Rosa wieder weiter und begab sich zu der anderen Schwester, von deren Mann sie das nämliche

erfuhr, so daß sie dann nach Hause zurückkehrte, und als sie allein war, ausrief: »Nein, ich werde mich mit meinem Vater nicht vermählen, wie das Gespenst gesagt hat, sondern will Mörder dingen und ihn ums Leben bringen lassen!« Wirklich führte sie einige Tage darauf ihren Vorsatz aus und die Mörder begruben den Getöteten außerhalb der Stadt auf einem Acker, wo aus dem Grabe desselben ein Apfelbaum hervorwuchs, der sehr schöne Früchte trug. Eines Tages nun sah Rosa einen Mann, der Äpfel feilbot, und kaufte ihm einige ab, von deren Genuß sie jedoch schwanger wurde. Bald darauf fing ihr Leib an, sich zu runden, ohne daß sie den Grund wußte; als sie indes später erfuhr, daß auf dem Grabe ihres Vaters ein Apfelbaum wachse, erinnerte sie sich, daß sie von jenen Äpfeln gegessen hatte. Gleichwohl sprach sie bei sich selbst: »Trotz alledem soll die Prophezeiung des Gespenstes nicht wahr werden, denn sobald ich entbunden bin, will ich das Kind töten.« Gesagt, getan; sobald das Kind geboren war, gab sie ihm mehrere Messerstiche und legte es dann in ein Kästchen, welches sie festvernagelt ins Meer warf, wo ein vom Lande herblasender Wind es in die hohe See hinaustrieb. Zu gleicher Zeit fuhr jedoch ein Kauffahrteischiff vorüber, dessen Kapitän das Kästchen bemerkte und seinen Leuten zurief: »Setzet das Boot aus und nehmet das Kästchen da auf; wenn Sachen von Wert darin sind, so

behaltet sie für euch, enthält es aber etwas Lebendiges, so ist es für mich.« Nachdem man nun das Boot ausgesetzt und das Kästchen aufgefischt hatte, fand man darin ein in Blut schwimmendes Büblein, welches der Kapitän für sich behielt und an Kindes Statt annahm. Als er dann nach Jahren starb, erbte der Adoptivsohn sein ganzes Vermögen und setzte, älter geworden, die Geschäfte, die jener betrieben, fort, wobei er von einem Lande ins andere fuhr. Bei einer seiner vielen Reisen geschah es nun, daß er nach dem Wohnorte seiner Mutter kam, und als er ihr Haus sah, sich erkundigte, was das für Bildnisse wären, die sich über der Tür desselben befänden. Da erzählte man ihm denn die Geschichte der drei Schwestern und fügte hinzu, daß die jüngste noch unverheiratet wäre. »Nun wohl,« sprach er, »so will ich sie heiraten!« und nahm sie auch wirklich zur Frau. Nach langen Jahren, als sie schon mehrere Kinder hatten, reichte sie ihm eines Tages ein reines Hemd zum Wechseln und sah die Narben der Dolchstiche, die sie ihm einst gegeben. Alsbald stieg eine böse Ahnung in ihr auf und sie fragte ihn: »Was sind das für Narben, die du da auf deiner Brust hast?« Da antwortete er ihr, daß er nie weder Vater noch Mutter gekannt, sondern daß der Kapitän eines Handelsschiffes ihn auf dem Meere in einem Kästchen gefunden und an Kindes Statt angenommen habe. »Und nachdem mein Adoptivvater

gestorben,« fuhr er fort, »beerbte ich ihn und führte seine Geschäfte weiter, wobei ich hierher gekommen und dein Mann geworden bin. Dies ist alles, was ich weiß.« Als dies seine Frau hörte, rief sie aus: »So weit also hat mein unseliges Geschick mich verfolgt! Du bist mein Sohn, und jetzt, wo die Vorhersagung des Gespenstes eingetroffen, lasse ich dich in deinem Kummer und meine Kinder als Waisen zurück, ich aber überliefere mich dem Tode, denn dies war mir vom Schicksal bestimmt!« Darauf ging sie hin und tötete sich durch einen Sprung vom Dache.

120. Von einem Königssohn und der Tochter eines Kräuterhändlers.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, und dieser wollte nur eine Frau heiraten, deren Redeweise ebenso wäre, wie die seinige. Eines Tages kam ein Kräuterhändler in das königliche Schloß; dieser bot Thymian zum Verkauf und hörte den Prinzen Verschiedenes sprechen. Da sagte er zu dem Diener des Königs, daß nach dem, was er gehört, die Redeweise des Prinzen genau der seiner eigenen Tochter gliche. Als der Prinz diese Äußerung des alten Mannes vernahm, ließ er ihn vor sich kommen und fragte ihn, was er gesagt. Der Alte antwortete und sprach: »Wenn das, was ich gesagt habe, nicht wahr ist, so will ich meinen Kopf verlieren.« »Nun gut, mein Freund,« antwortete der Prinz, »ich werde mit dir gehen und du führe mich in dein Haus.« – »Sehr gern, Herr,« versetzte der Alte, »komm nur mit.« Als sie so eine Zeitlang gegangen waren, langten sie bei einem Hügel an; da sprach der Prinz: »Trage mich, Alter, so will ich dich tragen, damit wir auf den Hügel kommen.« Der Kräuterhändler aber erwiderte: »Du bist jung, mein Sohn, und ich bin alt, wie kann ich dich tragen, damit wir auf den Hügel kommen?« – »Schon gut, Alter,« entgegnete der Prinz, »geh nur weiter! du hast nicht verstanden, was ich dir gesagt habe.« Sie gingen

wieder eine Strecke und trafen einige reife Saatfelder. »Siehst du diese Saaten da?« sprach der Prinz, »hat ihr Besitzer sie schon verzehrt oder wird er sie erst noch verzehren?« Der Alte versetzte: »Unmöglich, mein Sohn, sie sind noch ungemäht, wie kann er sie denn wohl schon verzehrt haben?« – »Geh nur weiter, Alter,« antwortete der Prinz, »du hast nicht verstanden, was ich zu dir rede.«

Nun gut, sie setzten ihren Weg fort und kamen endlich bei dem Hause des Alten an. Dort angelangt, ersuchte der Alte den Prinzen, zuerst einzutreten, dieser aber sagte: »Tritt du nur zuerst hinein, Alter, dann komme ich nach.« Kaum jedoch war der andere im Hause, so zog der Prinz die Tür zu und blieb draußen. Da sprach die Tochter des Alten zu dem Prinzen: »Wir hatten einen Wächter und er ist gestorben. Guten Abend, Herr, mach' die Tür auf und tritt ein.« Der Prinz tat, wie ihm geheißen, und trat ein. Nachdem er sich niedergesetzt, verlangte er Afterfrüchte, das Backwerk des Hintern, und das Mädchen antwortete: »Die Blumenträger sind gekommen und haben die Afterfruchtbäume zerstört, und die Gartenzäune sind offen geblieben.« Der Prinz merkte alsbald, daß sie seine Sprache verstand, und fuhr daher während der Mahlzeit fort: »Dein Oberboden ist recht hübsch, aber etwas schief.« Da antwortete das Mädchen und sprach: »Er ist zwar schief, aber voll Getreide.«

Nach dem Abendessen standen sie auf und gingen zu Bett. Der Vater sagte nun zu dem Mädchen: »Ich bitte dich, liebe Tochter, erkläre mir doch, was das für Reden waren, die der Prinz mit mir und du mit dem Prinzen gewechselt hast.« – »Sehr gern, lieber Vater,« sprach sie, »frage mich, so will ich dir antworten.« – »Als ich und der Prinz hierherkamen,« begann der Vater, »trafen wir unterwegs einen Hügel, da sagte er zu mir: ›Trage m i c h , so will ich d i c h tragen, damit wir auf den Hügel kommen.‹ Ich aber sprach: ›Du bist jung und ich bin alt, wie kann ich das tun?‹« Das Mädchen antwortete: »Er sagte dies, damit ihr einander bei der Hand faßtet, um so den Hügel zu ersteigen.« – »Gut, liebe Tochter!« fuhr der Alte fort, »als wir dann aber weitergingen, trafen wir reife Saatfelder und er sprach zu mir: ›Hat der Besitzer dieser Saaten sie bereits verzehrt oder wird er sie erst noch verzehren?‹ Da sagte ich zu ihm: ›Sie sind noch ungemäht, wie kann er sie da wohl schon verzehrt haben?‹ Und er sprach: ›Du hast mich nicht verstanden.‹« Das Mädchen erwiderte: »Der Prinz wollte sagen: ›Ist der Besitzer den Wert dieser Ernte schuldig und hat er sie auf diese Weise schon im voraus verzehrt, oder wird er den Ertrag erst noch verzehren?‹« – »Gut, liebe Tochter!« fuhr der Alte fort. »Als wir dann hier ankamen und der Prinz draußen blieb, sagtest du: ›Wir hatten einen Wächter und der ist gestorben. Guten

Abend, Herr! tritt nur ein.‹« Die Tochter antwortete: »Ich wollte sagen: ›Wir hatten einen Hund und er ist verreckt, er solle nur immer ohne Furcht eintreten.‹« – »Gut, liebe Tochter!« fuhr der Alte fort. »Als er dann von dir Afterfrüchte, das Backwerk des Hintern, verlangte, antwortetest du: ›Die Blumenträger sind gekommen und haben die Afterfruchtbäume zerstört, und die Zäune sind offen geblieben.‹« Die Tochter erwiderte: »Er wollte sagen, er wünsche Eier, und ich antwortete: ›Die Füchse (Blume in der Jägersprache – Fuchsschwanz) sind gekommen und haben die Hennen aufgefressen und die Hühnerställe sind offen geblieben.‹« – »Gut, liebe Tochter!« fuhr der Alte fort. »Dann aber sagte er zu dir: ›Dein Oberboden ist recht hübsch, aber etwas schief.‹ Und du antwortetest: ›Er ist zwar schief, aber voll Getreide.‹« Die Tochter antwortete: »Er wollte sagen, ich habe ein hübsches Gesicht, aber schiele ein wenig. Und ich antwortete: ›Ich schiele wohl ein wenig, aber in meinem Kopfe steckt Verstand.‹« – »Gut, liebe Tochter!« sagte der Alte, »das hätte ich aber nicht herausgebracht.«

Als sie am anderen Morgen aufstanden, kam der Prinz mit dem Alten überein, daß er das Mädchen zur Frau haben sollte, nahm dann Abschied und kehrte nach Haus, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen. Als er daselbst anlangte, ließ er seinen Mohren rufen, gab ihm zwölf

Brote und einen ganzen Käse, nebst zwei Schläuchen Wein, und sagte zu ihm, er solle dies alles seiner Verlobten bringen und hinzufügen: »Zwölf Monate sind im Jahr, rund ist der Mond und die Ziegenhäute voll wie die Granatäpfel;« auch solle sie ihm sagen, was ihre Mutter, ihr Vater und ihre Schwester mache. Der Mohr richtete seinen Auftrag bei der Verlobten des Prinzen aus, und als er wieder fort wollte, sprach sie zu ihm: »Grüße deinen Herrn und sage ihm: ›Elf Monate sind im Jahr, halb ist der Mond und die Ziegenhäute rumpeln hohl wie die Trommeln; meine Mutter ist fortgegangen, um eine Seele aus dem Himmel zu holen, mein Vater ist Mairosen pflücken gegangen, meine Schwester macht Zeichen auf Canevas, und ich mache das Alte neu.‹ Wenn er aber, während du ihm dies sagst, dich durchprügeln will, so sprich: ›Schlage den Knaben nicht, deinem Rebhühnchen zu Liebe.‹« Als ihr Vater sie solche Reden führen hörte, fragte er sie um die Erklärung, und sie sprach: »Er hat mir zwölf Brote geschickt, der Käse war noch unangeschnitten, und die Schläuche bis oben hinauf voll. Der Mohr hat also wohl unterwegs mit irgendeinem Freunde von dem mir Geschickten gegessen und getrunken, und ich teile dies dem Prinzen mit, auf daß er wisse, was jener getan. Andererseits aber hatte ich Mitleid mit dem armen Teufel, und ich ließ dem Prinzen sagen, er solle mir zu Gefallen den Mohren nicht

züchtigen. Ferner meldete ich dem Prinzen, daß die Mutter fortgegangen ist, eine Frau zu entbinden, daß du gegangen bist, Zunderschwämme holen, daß meine Schwester ihr Modelltuch stickt und ich alte Kleider ausbessere.« – »Gut, liebe Tochter!« sprach der Alte, »ich hatte es nicht verstanden.«

Als nun der Mohr zu seinem Herrn kam und ihm das berichtete, was die Braut desselben ihm aufgetragen, wollte jener ihn alsobald durchprügeln. »Gnade, Herr!« rief der Schwarze aus; »schlage den Knaben nicht, deinem Rebhühnchen zu Liebe!« und der Prinz stand ab. Bald darauf führte er die Vorbereitungen zur Hochzeit zu Ende, der Wagen wurde angespannt, um die Braut zu holen, und die Neugierigen strömten herbei, um sie zu sehen. Da gab es denn Musik und Lust die Hülle und Fülle, bis die Hochzeit zu Ende ging und auch wir nach Hause kehrten.

121. Der König und sein kluger Sohn.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, den er in allem Möglichen unterrichten ließ, und damit er auch Kenntnis von der Philosophie erlange, ließ er Philosophen an den Hof kommen, und der Prinz fing an, Philosophie zu studieren. Es ging alles ganz vortrefflich, und seine Lehrer freuten sich über seinen scharfen Verstand und daß er so rasch vorwärts kam. Auch pflegte der König sie alltäglich zu befragen, ob sie mit seinem Sohne zufrieden wären, und die Philosophen konnten dem König nicht Lobes genug über den Prinzen berichten. Als er sich aber eines Tages seiner Gewohnheit nach wieder zu ihnen begab, fand er sie sehr traurig, doch wollten sie ihm lange Zeit trotz alles Andringens den Grund davon nicht mitteilen, bis sie endlich seinen Drohungen wichen und folgendermaßen sprachen: »Was sollen wir dir sagen, o König? Wir haben in der Philosophie gefunden, daß dein Sohn, ehe acht Tage vorüber sind, durch eine Kugel das Leben verlieren werde.« Sobald der König dies vernahm, fiel er vor Schmerz in Ohnmacht, und als er sich wieder erholte, überlegte er, was er tun solle; zuvörderst aber lohnte er die Lehrer ab, und sie gingen ihrer Wege.

Demnächst ließ der König alle Baumeister des ganzen Landes zusammenkommen und am Meeresufer einen Palast bauen, der auch nach vier bis fünf Tagen fertig

wurde. Alsdann ließ er ein Glashaus ganz aus Golde machen, mit einer Kette, die bis auf den Grund des Meeres reichte und an deren Oberende sich ein goldener Haken befand, um damit das Glashaus ans Ufer zu befestigen. Als dasselbe nun vor den König gebracht wurde, war er damit sehr zufrieden und sprach zu dem Prinzen: »Wenn dir, lieber Sohn, an meinem Segen etwas liegt, so wirst du genau befolgen, was ich dir sage.« – »Sehr gern, lieber Vater,« antwortete jener; »was du mir auch befiehlst, es soll geschehen.« Sogleich ließ der König Lebensmittel für acht Tage und allerlei Bücher, damit der Prinz durch Studieren sich zerstreuen könne, in das Glashaus bringen und dann den Prinzen selbst hineinsteigen. Hierauf schloß er dasselbe sorgfältig zu und sprach: »Wenn dir, lieber Sohn, in der Zeit von acht Tagen etwas zustößt, so schüttle an der Kette, wenn es auch Nacht ist; dann wollen wir dich heraufziehen um zuzusehen, was dir fehlt.« Nach diesen Worten senkte man das Glashaus in das Meer hinab, und bis die acht Tage verflossen wären, befand sich der König auch des Nachts über zur Stelle, um den Sohn, wenn ihm etwas zustieße, sogleich heraufziehen zu lassen.

Der Prinz aber, in der Tiefe des Meeres allein geblieben, las bald in dem einen Buche, bald in dem an dern, bis er sie alle durchstudiert hatte und nur noch ein Psalter übrig war. Als er sich nun auch an diesen

machte, fand er in einem Psalm eine Stelle, wo geschrieben stand: »In der Tiefe des Meeres ist die Hand des Herrn.« Da sprach er: »Nun wohl, wozu lasse ich mich also hier in die Tiefe des Meeres einsperren, da doch Gott überall ist?« Und ohne Verzug gab er ein Zeichen, und man zog ihn herauf, noch ehe die acht Tage vorüber waren. Als der König den Prinzen heraufkommen sah, wurde er sehr bestürzt, denn er wußte den Grund seines Erscheinens nicht, und er fragte ihn deshalb; worauf der Prinz antwortete: »Sieh her, Vater, lies diesen Psalm.« Nachdem er ihn gelesen, sprach der König: »Nun wohl, mein Sohn, was willst du jetzt tun?« – »D a s will ich tun,« erwiderte der Prinz, »ich will oben bleiben und nicht wieder in das Meer hinab.« Da nun aber der König ihn auf jede Weise von diesem Vorhaben abzubringen suchte, so sprach der Prinz: »Es ist unmöglich, daß ich wieder in das Meer hinabsteige, vielmehr will ich in die Kirche gehen.« Und von jenem Tage ab ging er auch wirklich tagtäglich in die Kirche. Den folgenden Samstag abend besuchten ihn aber einige Freunde und hinderten ihn so, der Vesper beizuwohnen, worüber er sehr traurig war. Als dann die Freunde ihn verlassen hatten, machte er einen Spaziergang, um jene Traurigkeit zu vergessen, und begegnete einem Kaufmann, der mit sich selbst sprach und sagte: »Verwünscht sei die Stunde, wo ich zur

Vesper ging und darüber um so viele Goldstücke gekommen bin, die ich sonst verdient hätte!« Da der Prinz diese Rede hörte, rief er ihm zu: »Du da, komm einmal her zu mir und sage mir, um wieviel Goldstücke du gekommen bist.« Und der Kaufmann erwiderte: »So und so viel Tausend würde ich verdient haben.« Hierauf sprach der Prinz: »Übertrage das Verdienst der Vesper, der du beigewohnt, auf mich, und ich will dir die verlorenen Tausende von Goldstücken ersetzen.« Der Kaufmann antwortete: »Ich weiß mit der Vesper nichts anzufangen, und gern überlasse ich dir das Verdienst derselben.« Da gab ihm der Prinz die verheißene Summe und setzte seinen Spaziergang in großer Zufriedenheit fort, während der Kaufmann sich rasch von ihm entfernte und seines Weges ging.

Indem nun der Prinz so lustwandelte, hörte er plötzlich einen Pistolenschuß und eine Kugel sauste ihm an dem Kopfe vorüber, so daß er vor Schreck ohnmächtig zu Boden sank, obwohl die Kugel nicht *ihn* getroffen hatte, sondern den Kaufmann, der daher tot niederstürzte. Als man aber den Pistolenschuß in dem königlichen Palaste hörte, eilte man herbei, um den Prinzen aufzusuchen, und fand ihn ohnmächtig auf der Erde liegen. Man hob ihn auf, und sobald er wieder zu sich gekommen war, sprach er: »Eilet rasch und sehet zu, ob ihr einen gewissen Kaufmann auf der Landstraße

antreffet,« und dabei nannte er den Namen desselben. Seine Leute liefen fort und fanden ihn tot in seinem Blute schwimmen. Zugleich fand man aber auch, daß der Zeitraum von acht Tagen, vor deren Ablauf der Prinz sich in Gefahr befunden hatte, verflossen und er dieser nun glücklich entronnen war. Hierauf erzählte der Prinz, wie es ihm mit dem Abendgottesdienst ergangen, so daß man Gott ob getanen Wunders laut pries, Vigilien veranstaltete, Almosen gab usw. Und hiermit ist diese Geschichte zu Ende.

122. Der Meisterdieb.

Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher, von denen der arme drei Söhne besaß, der reiche jedoch ganz kinderlos war. Um nun dem Bruder seine Bürde zu erleichtern, verlangte der reiche einen der Söhne des andern, da er ihn an Kindes Statt annehmen wollte, und jener schickte ihm den ältesten. Mit diesem begab sich also der Oheim auf eine Anhöhe und fragte ihn: »Womit wollen wir die Zeit hinbringen, mein Sohn?« – »Wir wollen Steine rollen und uns so die Zeit vertreiben,« antwortete der Bursche. – »Was noch?« fuhr der Oheim fort. Da schwieg jener und wußte nichts weiter. Den folgenden Tag schickte ihn der Oheim seinem Vater zurück und ließ ihm sagen: »Sende mir deinen zweiten Sohn, denn der älteste gefällt mir nicht.« Mit dem zweiten ging es ganz wie mit dem ersten, und statt seiner kam dann der jüngste zum Oheim. Ehe dieser ihn jedoch nach der Anhöhe führte, schloß er ihn in ein Zimmer ein, an dessen Deckbalken eine Brezel aufgehängt war, und ließ ihn dort allein. Der Bursche aber hatte Hunger, und da er die Brezel, die er bald erblickte, nicht erreichen konnte, so machte er sich eine kleine Rohrspritze und spritzte dann mit Wasser nach derselben, so daß sie, weich geworden, herabfiel und dann von ihm aufgegessen wurde. Des Abends kam der

Oheim und fragte ihn: »Wie ist es dir den Tag über gegangen, mein Sohn?« – »Ganz gut, lieber Oheim!« erwiderte der Bursche. – »Hast du denn aber keinen Hunger gehabt?« fragte der Oheim weiter. – »Durchaus nicht, denn ich habe die Brezel, die an dem Stubenbalken hing, mit einer Rohrspritze naß gemacht, so daß sie herabfiel und ich sie aufessen konnte.«

Des andern Tages führte ihn der Oheim auf den Hügel und fragte ihn: »Womit wollen wir uns hier die Zeit vertreiben, mein Sohn?« – »Wir wollen stehlen und essen,« antwortete der Bursche. – »Und wie?« fragte jener weiter. – »Schau,« sagte der Bursche, »siehst du da unten den Mann, der ein Lamm auf der Schulter trägt? Das wollen wir ihm abnehmen.« – »Und wie willst du das anfangen, da er es doch auf der Schulter trägt?« sprach der Oheim. – »Ich will ihm entgegengehen,« erwiderte der andere, »und sobald du ihn das Lamm niedersetzen siehst, bemächtige dich desselben und bringe es hier herauf auf den Hügel.« Demnächst ging der Bursche auf die Heerstraße und stellte erst einen Schuh auf dieselbe hin, dann in einiger Entfernung den zweiten. Als nun der Mann den ersten Schuh sah, so ließ er ihn liegen, als er aber den zweiten erblickte, band er das Lamm an einen Mastixbaum und kehrte zurück, um jenen zu holen; allein der Bursche hatte ihn bereits fortgenommen, weshalb der Mann eine zweite Strecke

lief, um ihn zu suchen, während inzwischen auf der anderen Seite der Oheim das Lamm losband und es nebst dem Schuh auf den Hügel brachte. Dort traf er wieder mit dem Neffen zusammen, und sie ließen sich nieder und aßen das Lamm.

Als sie es aufgegessen hatten, sprach der Oheim: »Was wollen wir nun anfangen?« – »Siehst du nicht da unten denselben Mann mit einem anderen Lamm?« antwortete der Bursche; »auch dies wollen wir ihm abnehmen.« – »Und wie?« fragte der Oheim. – »Wie das erstemal,« erwiderte jener; »sobald du es angebunden siehst, bemächtige dich desselben; passe jedoch auf!« Der Bursche aber ging hin und versteckte sich in einem Gebüsch und fing an zu rufen: »Bä, bä!« Der Bauer mutmaßte, daß es das verlorene Lamm sei, band daher das, welches er trug, an einen Weißdorn und suchte das andere. Allein, er verlor auch jenes, denn des Burschen Oheim nahm es fort und brachte es auf den Hügel.

Als sie nun auch dieses aufgegessen, fragte der Oheim: »Was wollen wir nun anfangen?« Da antwortete der Bursche: »Siehst du, lieber Oheim, da unten einen Mann pflügen? Wir wollen ihm einen von den beiden Ochsen seines Gespannes stehlen.« – »Wie aber ist das möglich?« fragte der Oheim weiter; »er hat sie ja vor

seinen Augen.« – »Komm nur mit,« sprach der Bursch, »und gib acht!« Sobald sie von der Anhöhe hinabgestiegen waren, blieb der Bursche in der Ferne stehen und rief: »O Wunder über alle Wunder!« Der Ackermann mutmaßte, daß der Bursche etwas gefunden habe, hakte die Ochsen los und lief zu ihm hin; hinter ihm selbst aber spannte inzwischen der Oheim den einen Ochsen aus und trieb ihn auf die Anhöhe. Als jener zu dem Burschen kam, fragte er ihn: »Was ist denn das für ein Wunder, worüber du so schreist?« – »Ich habe noch nie jemand mit einem Ochsen pflügen sehen,« sprach der Bursche, und da nun der Ackersmann sich umdrehte, sah er wirklich bloß einen einzigen Ochsen. Er machte sich daher ohne Verzug auf, den anderen zu suchen, fand ihn aber nicht. Während der Zeit nahm der Bursche einen Umweg, lief auf die Anhöhe, und nachdem er mit dem Oheim den Ochsen geschlachtet, aßen sie auch von diesem.

Demnächst fragte der Oheim wiederum: »Was wollen wir jetzt tun, mein Sohn?« Der Bursche antwortete: »Jetzt wollen wir diese geringen Dinge sein lassen und uns an das Schatzhaus des Königs machen.« – »Und wie können wir das?« sagte der Oheim. – »Komm mit mir und paß wohl auf!« versetzte der Bursche. »Kaufe mir bloß einen Sack, einige Stricke und zwei Haken, mit diesen werde ich hinaufklettern.« Gesagt, getan.

Nachdem der Oheim das Verlangte angeschafft, erstieg der Bursche des Nachts das Dach des Schatzhauses und zog dann den Oheim nach. Hierauf hob er eine Steinplatte auf, stieg hinab und füllte den Sack mit Goldstücken. Dies wiederholten sie drei Nächte hintereinander. Einige Tage nachher kam der König in sein Schatzhaus; als er dasselbe aber geplündert sah, rief er alle seine Leute herbei und fing an, sie zu befragen. Der Vezier jedoch meinte, man müsse sich an einen gewissen Dieb wenden, der sich damals gerade im Gefängnis befand; und nachdem man diesen herbeigeholt, sagte derselbe: »Machet alle Türen und Fenster zu, so kann man sehen, woher Licht hereinfällt; dann werde ich euch weiteren Rat geben.« Sobald man getan, wie der Dieb gesagt hatte, sah man, daß von oben Licht hereinkam, und nun riet der Dieb, daß man unter der Öffnung einen Kessel mit siedendem Pech aufstellen solle, was auch auf der Stelle geschah. Als jedoch des Nachts der Bursche mit seinem Oheim kam, wollte jener nicht wie gewöhnlich hinabsteigen, weil der Geruch des Pechs ihm in die Nase drang, weshalb bloß der Oheim sich hinabließ. Dieser fiel also in den Pechkessel, aus welchem ihn der Bursche, dem er seinen Unfall zurief, nicht wieder herausziehen konnte, so daß er elendiglich verbrannte. Da er nun auf den Ruf des Burschen nicht antwortete, stieg derselbe hinunter, hieb dem Oheim den

Kopf ab und ergriff damit die Flucht. Zu Hause angelangt, berichtete er seiner Muhme das große Unglück, das sie betroffen, und bat sie, sich wohl vorzusehen, daß sie nicht öffentlich weine, denn sonst brächte dies ihnen allen beiden den Tod. Als den folgenden Tag der König in das Schatzhaus kam und den kopflosen Leichnam sah, ließ er sogleich den Dieb befragen, was jetzt zu tun sei. Dieser riet, den Leichnam auf dem Bazar aufzuhängen und in der Nähe einige Leute zu verstecken, welche genau achtgeben sollten, ob sie jemand weinen sähen, und bemerkten sie eine solche Person, dann sollten sie dieselbe festnehmen. Der Bursche, der diese Veranstaltung wahrgenommen, sprach zu seiner Muhme: »Hüt dich wohl, liebe Muhme, über den Bazar zu gehen, wo der Onkel aufgehängt ist, und dort zu weinen, denn sonst sind wir verloren; wenn du aber dennoch weinen mußt, um dir das Herz zu erleichtern, so will ich dir sagen, was du tun sollst. Nimm einige Maß saure Milch und rufe sie in den Straßen aus, und wenn du in die Nähe des Leichnams kommst, laß das Gefäß zu Boden fallen, daß es zerbricht, dann setze dich dort nieder und weine, als wäre es um der Milch und des Gefäßes willen, so lange bis du dich ausgeweint.« Die Muhme verfuhr diesem Rate gemäß, und als man nun des Abends die Hüter des Leichnams befragte, sagten sie, daß sie niemand gesehen, außer einer alten

Frau, welche ihr Milchgefäß zerbrochen und darüber geweint hätte. Da sprach der Dieb zu ihnen: »Das war gerade die Frau des Gehängten, und ihr habet töricht gehandelt, daß ihr sie nicht festgehalten.« Hierauf fragte der König ihn: »Was rätst du uns jetzt zu tun?« Und der Dieb antwortete: »Streuet unter den Leichnam eine Anzahl Goldstücke, und der Kamerad des Gehängten wird, wenn er vorübergeht, sich nicht enthalten können, sie aufzuheben. Die Wächter sollen also die Augen offen halten und ihn nicht entwischen lassen.«

Als der Bursche am folgenden Tage bei dem Leichnam vorüberging und die Goldstücke sah, ging er sogleich zu einem anderen Knaben und sprach zu ihm: »Komm, wir wollen Pferdchen spielen, und jedesmal, wenn wir unter dem Leichnam durchlaufen, schenke ich dir zehn Paras.« Zugleich schmierte der Bursche die Sohlen seiner Schuhe mit Leim, und jedesmal, wo sie unter dem Leichnam durchliefen, blieben ungefähr ein Dutzend Dukaten daran kleben. Die Wächter sahen wohl zwei Knaben unter dem Leichnam hin- und herlaufen, allein sie hatten auf die Bürschchen durchaus keinen Verdacht. Wie man aber des Abends die Goldstücke zählte und viele davon fehlten, bestrafte der König die Wächter, weil sie sich von den Knaben hatten täuschen lassen; und wieder fragte er den Dieb, was nun zu tun sei. Dieser sagte, sie sollten ein Kamel nehmen und es

mit allerlei teueren Waren beladen und wohl darauf achtgeben; denn der Spießgeselle des Getöteten würde sich in Besitz derselben zu setzen suchen. Man folgte seinem Rate, und indem man mit dem so beladenen Kamele in der Stadt umherzog, sah dies der Bursche, welcher auf der Stelle die Kleider wechselte und als wandelnder Weinverkäufer in den Straßen sein Getränk feilbot. »Wie teuer verkaufst du deinen Wein, Bursche?« fragten ihn die Treiber des Kamels. »Für einen Para das Maß,« versetzte jener, und da sie diesen Preis sehr niedrig fanden, fingen sie an, so lange zu trinken, bis sie berauscht zu Boden sanken, während das Kamel vor ihnen herging und die Muhme des Burschen, ihre Haustür öffnend, es hineinzog. Indem nun so die Treiber in ihrem Rausche auf der Straße eingeschlafen waren, schor ihnen der Bursche mit einem Schermesser die Hälfte ihres Haupthaares und ihre Bärte kahl ab, worauf er sie in ihrer Trunkenheit sich wie die Schweine umherwälzen ließ und in das Haus zurückkehrte. Dort packte er das Kamel ab, schlachtete es und füllte mit dem Fette desselben zwei Töpfe an. Sobald aber die Kameltreiber aus ihrem Schlafe erwachten, gingen sie ganz beschämt vor den König, der sie erst ausfragte und dann ins Gefängnis werfen ließ, demnächst aber wiederum den Dieb um Rat anging, was er nun tun solle. Jener sprach: »Lasset eine alte Frau von Haus zu Haus

umhergehen und um etwas Kamelfett zu einem Heilmittel bitten; da wo sie welches bekommt, da befindet sich der Dieb.« Der König befolgte diesen Rat, und als nun die ausgeschickte alte Frau an das Haus der Muhme des Burschen kam, erhielt sie von dieser ein Töpfchen voll Kamelfett, und um das Haus nicht zu vergessen, nahm sie etwas von dem Fette und schmierte es im Hinausgehen an die Tür. Sie war aber kaum fort, so kam der Bursche, der abwesend gewesen war, und sah das Fett an der Tür. »O Muhme,« rief er aus, »du hast von dem Kamelfett weggegeben, wir sind verloren! Doch gib auch mir ein Köpfchen voll davon;« und nachdem er es erhalten, schmierte er alle Türen der Stadt damit ein. Kaum war aber die Alte zu dem König zurückgekehrt, so machte dieser sich mit seinem ganzen Gefolge auf den Weg; allein was sah er? Alle Türen der Stadt waren mit Fett bezeichnet, und er konnte daher das richtige Haus nicht treffen! Er befragte daher also noch einmal den Dieb, was zu tun sei. Dieser sprach: »Der Kamerad des Getöteten ist schlauer als ich, und ich weiß keinen Rat mehr.«

Der König versammelte darauf sein ganzes Heer auf einem öffentlichen Platze und ließ ausrufen, daß, wenn der Schatzräuber sich freiwillig stellen wolle, er von dem Könige große Geschenke erhalten würde. Der Bursche hatte Soldatenkleider angelegt, und als er die

Bekanntmachung hörte, rief er aus: »Ich bin es!« Da indes der Ruf: »Ergreifet ihn!« erschallte, so mischte er sich unter die Soldaten und rief gleichfalls: »Ergreifet ihn!« so daß er auch dieses Mal der Gefahr entfloh.

Demnächst ließ der König bekanntmachen, daß jeder, der alle seine Vergehen aufrichtig der Prinzessin, seiner Tochter, gestehe, diese zur Frau erhalten und Erbe des Reiches werden solle. Da ging der Bursche auf den Begräbnisplatz, schnitt einer Leiche die Hand ab, und mit dieser unter dem Gewande begab er sich des Nachts zu der Prinzessin, welcher er alle seine Streiche erzählte. Sogleich faßte sie ihn bei der Hand und rief mit lauter Stimme um Hilfe, weil sie den Schatzräuber mit den Händen festhalte; als man jedoch mit Fackeln herbeikam, fand man in den Händen der Prinzessin bloß die Hand eines Toten.

Da tat der König in allem Ernste einen Schwur, daß er dem Schatzräuber seinen Thron überlassen wolle; und indem sich nun so jener ihm darstellte, vermählte er ihm wirklich seine Tochter und trat ihm die Regierung ab.

123. Die Schlange.

Es war einmal ein Kaufmann, und seine Geschäfte erstreckten sich vielleicht bis nach Bagdad; er besaß zwölf Schiffe, auf denen er seine Seereisen machte; überdies hatte er noch drei Töchter. Von der Zeit an aber, als seine Frau starb und seine Kinder mutterlos blieben, überfiel ihn eine Reihe von Unglücksfällen, er verlor ein Schiff nach dem andern und endlich mußte er alle seine Habe verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, so daß ihm nichts übrigblieb außer einem Häuschen auf dem Lande. Dort nun beabsichtigte er sich niederzulassen und das tägliche Brot durch seiner Hände Arbeit zu verdienen; allein die zwei ältesten Töchter wollten ihm dorthin nicht folgen, und nur die jüngste, welche von sanftem Charakter war, fügte sich seinem Wunsche. »Komm, lieber Vater, ich bin bereit!« sprach sie, und sie zogen hinaus. Alsbald fing sie an, nach Art der Gärtner zu graben und zu hacken, stand alle Morgen früh auf und sammelte die Erzeugnisse des Bodens ein, die dann ihr Vater nach der Stadt zu Markt brachte. Dies ging so zwölf Jahre lang. Nach dieser Zeit kamen drei seiner Schiffe zurück, deshalb baten ihn die beiden ältesten Töchter, er möchte ihnen doch einen Unterrock mitbringen; und weil er der jüngsten ganz besonders zugetan war, fragte er auch diese, was sie wünsche. »Ich

wünsche nichts, lieber Vater,« antwortete sie, »als daß du deine Schulden bezahlest.« Da der Vater gleichwohl in sie drang ihm zu sagen, was ihr lieb wäre, so sprach sie: »Ich wünsche mir nichts als einige Rosen; jetzt sind sie wohlfeil und in großer Menge zu Markte, und ich möchte wohl einen Rosenstrauß haben.«

Nun gut, der Vater ritt fort, kam zu den Schiffen und hieß die Waren ans Land bringen. Demnächst bezahlte er zwölf Tage lang seine Schulden und beendete seine Geschäfte, fand aber trotz alles Suchens keine Rosen. So kehrte er denn nach Hause zurück, wurde jedoch unterwegs von einem heftigen Regen- und Hagelsturm überfallen, so daß er die Kapuze über den Kopf zog, sich nach vorn über den Mantelsack lehnte und das Pferd gehen ließ, wohin es wollte. Dies kam bald nachher zu einem Torwege und blieb davor stehen, weshalb der Kaufmann die Kapuze zurückschlug, und als er das Tor erblickte, herzlich froh war, daß er ein Obdach gegen das Unwetter gefunden. Nachdem er dann das Pferd untergebracht hatte, trat er in ein Zimmer und setzte sich auf den Diwan, wo alsbald Kaffee, Zuckerwerk und Tschibuk erschien, ohne daß er irgend jemand sah. Inzwischen hatte es zu regnen aufgehört, der Kaufmann stand auf und ging von einem Zimmer in das andere, um den Hausherrn aufzusuchen und sich bei ihm zu bedanken. Da er aber niemand fand, so führte er wieder

sein Pferd aus dem Stalle, um seinen Weg fortzusetzen; vorher jedoch sah er einen Rosenstrauch mit drei Rosen an einem und demselben Zweige und ließ sich hinreißen, sie abzupflücken. Kaum indes war dies geschehen, so erschien alsobald eine Schlange und sprach zu ihm: »O du undankbarer Mensch! genügt dir die Freundlichkeit nicht, daß ich dich vom Tode errettete, und mußtest du mir auch noch die paar Rosen mißgönnen und abpflücken?« Der Kaufmann antwortete: »Ich habe alle Zimmer durchsucht, um den Hausherrn zu finden und ihm zu danken, habe ihn aber nicht gefunden.« – »Gib acht, was ich dir sage,« antwortete die Schlange; »du hast drei Töchter, bringe mir die jüngste von ihnen, und denke nicht, weil ich eine Schlange bin, so würde ich dich nicht aufsuchen, falls du dich dessen weigern solltest.« Da der Kaufmann Furcht hatte, sagte er – ja, was konnte der Ärmste wohl sagen? Er sagte, er wolle binnen vierzig Tagen wieder da sein; darauf stieg er zu Pferde und ritt seines Weges.

Als er zu Hause anlangte, kamen sogleich die beiden ältesten Mädchen und verlangten ihre Unterröcke, die jüngste dagegen blieb schüchtern zurück. »Komm her, liebe Tochter,« sprach der Vater, »hier sind auch für dich die Rosen, die du zu haben wünschtest,« und dabei fing er an zu weinen. Die Tochter fragte ihn, warum er weine, und er erzählte ihr ausführlich, was ihm

zugestoßen war. Sobald ihre Schwestern dies vernahmen, schmähten und verhöhnten sie sie und sagten: »Du hochmütiges Ding, ein Unterrock genügte dir nicht, du mußtest durchaus Rosen haben, damit lieber die Schlange hierher käme und uns auffräße!« Das Mädchen aber, welches verständig war, kehrte ihnen den Rücken und fragte den Vater, wie viel Tage er als Frist angesetzt habe. »Vierzig Tage, liebe Tochter,« antwortete er. Hierauf ging sie in ihr Zimmer, nahm Papier und Schreibzeug und schrieb sich den Tag auf, kümmerte sich aber sonst nicht weiter darum, während ihre Schwestern Tag und Nacht mit ihr zankten.

Als sie nun einmal ihre Aufzeichnungen nachsah und wahrnahm, daß nur noch zwei Tage fehlten, da sprach sie zu ihrem Vater: »Wohlan, lieber Vater, sattle die Pferde; es ist Zeit, daß wir uns dorthin begeben, wo man mich erwartet.« – »Und ich sollte dich wirklich deinem Tode entgegenführen und von der Schlange verzehren lassen?« erwiderte der Vater. – »Auf, auf!« sprach das Mädchen, »die Schlange wird mir nichts anhaben, wenn ich ihren Willen tue.« Alsbald erhob sie sich, nahm Abschied von den Schwestern und zog mit dem Vater ihres Weges. An Ort und Stelle angelangt, führten sie die Pferde in den Stall und traten in das Zimmer, wo sie sich auf den Diwan setzten und Kaffee nebst Zuckerwerk erschien, ohne daß sie jemand sehen konnten. Bald

nachher indes stellte sich die Schlange ein und fragte den Kaufmann: »Hast du meinen Willen getan und deine Tochter hergebracht?« und jener antwortete: »Hier ist sie!« Hierauf nahm er Abschied, stieg zu Pferde und kehrte nach Hause zurück, während das Mädchen bei der Schlange blieb.

Nach nicht langer Zeit verfiel ihr Vater vor Schmerz und Kummer in eine schwere Krankheit und mußte sich zu Bett legen. Die Schlange aber pflegte, wann das Mädchen aß, sich auf ihren Schoß zu legen und sie zu fragen: »Nimmst du mich zum Manne, Liebste?« und sie antwortete dann immer: »Ich habe Furcht vor dir.« Inzwischen war sie sehr traurig, daß ihr Vater so lange zögerte, sie einmal zu besuchen, und als sie eines Tages so vor ihrem Tischchen saß, öffnete sie es und erblickte einen Spiegel, in welchem sie die ganze Welt sehen konnte und auch ihren Vater krank sah. Da fing sie an zu weinen, sich an die Brust zu schlagen und sich die Haare auszuraufen, so daß die Schlange, welche dies im Garten hörte, alsbald herbeieilte und sie fragte: »Was fehlt dir, mein schönes Röslein?« – »Schau hier in den Spiegel!« rief sie aus, »siehst du nicht, daß mein Vater dem Tode nahe ist?« Da sagte die Schlange zu ihr: »Zieh einmal die Schublade dieses Tischchens auf, so wirst du einen Ring sehen; den stecke dir an den Finger und sage mir, wie lange du fortbleiben willst.« – »So lange, bis mein Vater

wieder gesund ist,« antwortete das Mädchen, und die Schlange sprach dann folgendermaßen: »Sobald dein Vater dich erblickt, wird er auch wieder gesund; ich gebe dir daher eine Frist von einunddreißig Tagen; kommst du bis dahin nicht zurück und bleibst nur einen einzigen Tag länger, so findest du mich tot.« – »Da sei der Himmel für!« rief das Mädchen; »sei sicher, daß ich vor Ablauf der Frist wieder bei dir bin.« – »Nun wohl,« versetzte die Schlange, »iß erst dein Mittagessen, und dann werde ich dir sagen, was du weiter zu tun hast;« und nachdem sie gegessen, sprach sie zu ihr: »Lege dich in dein Bett und nimm den Ring in den Mund, dann wirst du dich alsbald in deinem alten Zimmer befinden.« Das Mädchen tat, wie ihr geheißen war, legte sich in ihr Bett, steckte dann den Ring in den Mund und war in demselben Augenblicke in ihrem früheren Zimmer, in dem Hause ihres Vaters. Die Mägde, welche vorübergingen und sie schnarchen hörten, liefen alsbald zu ihren Gebieterinnen und meldeten, was sie vernommen. Diese eilten in das Zimmer, fanden die schlafende Schwester und weckten sie auf. Sie verließ sogleich das Bett und pries Gott, daß er sie wohlbehalten in das Haus ihres Vaters gebracht und ihr gestattet habe, diesen wiederzusehen. Die erste Frage, die der Vater an sie richtete, war nach der Schlange und wie es mit derselben stünde. Sie erzählte ihm nun, was die Schlange zu ihr zu sagen pflege, wenn

sie esse, wie sie sich nämlich ihr auf den Schoß lege und sie frage: »Nimmst du mich zum Manne?« sie dann aber stets antwortete: »Ich habe Furcht vor dir,« worauf die Schlange sich seufzend entferne. Als der Vater dies vernahm, sprach er: »So sage doch einmal zu ihr, daß du sie zum Manne nimmst; wir wollen sehen, was dann daraus wird.« Das Mädchen versprach dies zu tun; und als die Schwestern ihr zuredeten, sie solle nicht mehr zurückkehren, da ja dann die Schlange sterben würde, antwortete sie: »Warum sollte ich wohl die Schlange sterben lassen, welche sich mir so freundlich und hilfreich erweist?« Das Mädchen blieb bei ihrem Vater bis zu dem bestimmten Tage, nahm dann Abschied von diesem und den Schwestern, und sobald sie sich ins Bett gelegt, steckte sie den Ring in den Mund, worauf sie sogleich wieder bei der Schlange war. Als diese sie erblickte, rief sie freudig aus: »Bist du da, mein holdes Röslein?« und nachdem das Mädchen Kaffee getrunken, legte sich die Schlange ihr wieder auf den Schoß und fragte: »Willst du mich zum Manne, Liebste?« Da nun das Mädchen antwortete: »Ei freilich!« so warf die Schlange ihre Haut ab, und ein Königssohn stand vor ihr; zugleich auch bot sich ihren Augen ein ganzes Land dar, nebst den Leuten, die darin wohnten. Das Mädchen fragte nun den Prinzen, wer er wäre und warum er in eine Schlange verwandelt worden, und er erzählte ihr,

dies sei die Folge einer Verwünschung gewesen, weil er eine Waise geliebt; und wenn er nicht eine Frau gefunden, die ihn zum Manne haben wolle, hätte er immer eine Schlange bleiben müssen. Hierauf lud er den Vater des Mädchens und ihre beiden Schwestern zur Hochzeit ein, und als sie in der Vorhalle seines Palastes anlangten, verwandelte er die letzteren in zwei Krähen, worüber jedoch das Mädchen und ihr Vater laut zu weinen anfingen; der Prinz hingegen sagte, sie sollten nicht weinen, denn jene bösen Seelen hätten bloß ihr verdientes Schicksal erlitten. Alsdann hielt er eine große Hochzeit, machte den Schwiegervater zum Minister, und alles ging bei ihnen aufs beste; hier jedoch finde ich es noch besser.

124. Der Mohr und die Fee.

Es waren einmal zwei arme Eheleute, die hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Vater starb und die Kinder blieben Waisen. Was tat nun der Sohn? Er ging alle Tage auf die Jagd, und so traf er eines Tages einen schönen Turm und trat hinein. Er fand darin einen Mohren, schlug ihn tot und warf ihn in ein altes Gemäuer; alsdann holte er Mutter und Schwester und wohnte mit ihnen in dem Turme. Er selbst nahm das Pferd des Mohren und begab sich vor wie nach tagtäglich auf die Jagd. Seine Mutter und Schwester aber durchsuchten den Turm und die verfallenen Gebäude und fanden so eines Tages den toten Mohren, und durch ihre Süpplein und Tränklein brachten sie ihn wieder zum Leben. Immer nun, wann der Jüngling auf die Jagd zog, saß der Mohr bei dessen Mutter, wann er aber zurückkehrte, bebte der Turm und der Mohr lief fort und verbarg sich. Endlich beschloß dieser, den Jüngling aus der Welt zu schaffen und teilte seinen Beschluß der Mutter desselben mit. »Wer aber,« sprach sie, »wird ihn töten können, wer wird imstande sein?« – »Wann er von der Jagd kommt,« sagte der Mohr, »tue als ob du krank wärest und sage ihm, du könntest nicht wieder gesund werden, wenn er dir nicht eine Pasteke aus dem Garten bringe, der sich dort hinter dem Hügel befindet und von vierzig Draken bewacht

wird; die werden ihn gewiß fressen.« Als der Jüngling nach Hause kam, fand er die Mutter bettlägerig und fragte sie, was ihr fehle. Da sie ihm nun sagte, sie wäre krank und er ihr aus der Stadt einen Doktor holen wollte, sprach sie: »Nein, mein Sohn, hole mir lieber eine Pasteke, denn ein Schnittchen von einer solchen macht mich wieder gesund.« – »Und wo finden sich solche Pasteken, liebe Mutter?« fragte er weiter. – »Hinter jenem Hügel,« antwortete sie, und alsbald sprang er auf den Rappen (denn das Pferd war so schwarz wie sein ehemaliger Herr) und machte sich auf den Weg, die Pasteke zu holen. Unterwegs kam er bei einem Turme vorbei, in welchem Feen wohnten, und als sie ihn vom Fenster aus vorüberreiten sahen, riefen sie ihn zu sich hinauf. Er folgte ihrer Einladung und sagte zu ihnen auf ihre Frage, wohin er sich begebe: »Meine Mutter ist krank und verlangt nach einer Pasteke aus dem Garten hinter dem Hügel da drüben.« – »In jenem Garten, liebes Söhnlein, befinden sich einundvierzig Draken,« sprachen die Feen, »wann du zu ihnen kommst, grüße sie freundlich, sie werden dich dann fragen: ›Was willst du, liebes Kind?‹ und du antworte: ›Ich will eine Pasteke‹, dann werden sie sagen: ›Sehr gern‹; du aber lenke ihre Aufmerksamkeit ab, sprenge mitten in den Garten hinein und pflücke hurtig eine Pasteke. Wann du nachher zurückkommst, dann kehre wieder bei uns ein.« Als der

Jüngling zu dem Garten kam, wo die Draken waren, tat er, wie die Feen ihn geheißen, riß die Pasteke ab und sprach auf dem Heimwege wieder bei ihnen vor. Sie luden ihn zu Tisch, er aber sagte: »Lasset mich ziehen, denn meine Mutter ist dem Tode nahe.« – »Setze dich nur immer hin und iß,« erwiderten die Feen, »denn deine Mutter läßt sich kein graues Haar wachsen.« Während er aber aß, nahmen sie die Gelegenheit wahr, die Pasteke umzutauschen. Nachdem der Jüngling abgespeist, stieg er zu Pferde und setzte seinen Weg fort. Als er in der Nähe des Turmes anlangte, fing dieser an zu beben, so daß der Mohr sich eiligst verbarg, die Mutter des Jünglings aber fragte diesen: »Hast du mir die Pasteke gebracht?« Und er antwortete: »Hier ist sie.« Alsdann sagte die Schwester: »Du warst so lange fort, daß ich fast vor Hunger gestorben wäre;« und ohne Verzug ritt der Jüngling auf die Jagd. Der Mohr kam wieder zum Vorschein, sehr niedergeschlagen darüber, daß die Draken den Jüngling nicht aufgefressen hatten, und da er die Pasteke erblickte, schmiß er sie zu Boden und rief aus: »Die haben die Feen ausgetauscht! Das ist wahrhaftig schön, daß er den einundvierzig Draken entkommen ist, wie sollen wir ihm da wohl das Leben nehmen können? Gleichwohl wollen wir ihn jetzt nach einem Kohlkopf schicken, den einundfünfzig Draken bewachen, vielleicht fressen sie ihn.«

Sobald der Jüngling von der Jagd nach Hause zurückkehrte, fing der Turm an zu beben und der Mohr versteckte sich. Auf die Frage des Sohnes, wie es ihr gehe, erwiderte die Mutter: »Ich bin aufs neue krank, lieber Sohn; hole mir doch einen Kohlkopf, denn wenn ich das Herz eines solchen esse, so werde ich wieder gesund.« – »Und wo finde ich dergleichen Kohl?« fragte der Jüngling; und die Mutter antwortete: »Siehst du jenen dunkeln Hügel, mein Sohn? Auf der Spitze desselben wächst solcher Kohl.« Der Jüngling ritt alsbald dorthin; die Feen aber, die ihn vorüberkommen sahen, riefen ihn zu sich hinein und sagten zu ihm: »Dort, wo du hingehst, junger Freund, sind einundfünfzig Draken; gehe sie mit Bitten an, und sie werden zu dir sagen: ›Wir wollen dir nicht einen, sondern zehn Kohlköpfe geben‹; du aber sprich: ›Nicht zehn, sondern den mittelsten will ich!‹ Die Draken werden dann böse werden, du jedoch fahre fort zu bitten, und mitten im besten sprenge mit deinem Pferde in den Garten, reiße einen Kohlkopf aus und eile davon.« Der Jüngling tat, wie die Feen ihm rieten; sobald indes der Ärmste den Kohlkopf ausgerissen hatte, verfolgten ihn die Draken, so daß er vor Angst den Weg verfehlte und drei Tage lang umherirrte, bis er endlich zu weinen anfing. Die Feen aber erwarteten ihn immerfort, und als er nicht anlangte, sprach die älteste zu der jüngeren: »Rufe den Adler, wir wollen ihm einen Zettel

an den Fuß binden, damit er den Jüngling aufsuche und wir erfahren, ob ihn die Draken gefressen.« Der Adler kam, sie schrieben einen Zettel, und nachdem sie ihm denselben an den Fuß gebunden, sagten sie zu ihm, daß er den Jüngling aufsuchen und sich ihm auf den Schoß setzen solle, damit er den Zettel sehe und ihn lese. Der Adler tat wie ihm geheißen, fand den Jüngling und setzte sich zu ihm auf den Schoß. Da sprach der Jüngling: »Wozu bist du gekommen, lieber Vogel? Willst du etwa zugleich mit mir umkommen?« Als er jedoch am Fuß des Adlers den Zettel erblickte und ihn gelesen hatte, ließ er den Vogel los, welcher nun langsam vor ihm herflog, so daß jener ihm nachfolgend endlich zur Wohnung der Feen gelangte. Diese freuten sich sehr, daß sie ihn lebend ankommen sahen; um aber seine Aufmerksamkeit abzuziehen und den Kohlkopf umzutauschen, plauderten die beiden ältesten mit ihm, während die jüngste die Austauschung vornahm. Dann kehrte der Jüngling nach Hause zurück, und der Turm fing an zu beben, so daß der Mohr ausrief: »Schade um die Freude, die ich hatte,« und sich verbarg; der Jüngling aber gab der Mutter den Kohlkopf und erzählte ihr, wie nahe er daran gewesen, das Leben zu verlieren. Als er sich dann wieder seiner Gewohnheit nach der Jagd begab, kam der Mohr aus seinem Verstecke hervor und die Frau gab ihm den Kohlkopf. Sobald er ihn in die Hand bekam, erkannte er

gleich, wie es mit demselben stand, und rief aus: »Den haben die Feen ausgetauscht!« Er wurde nun darüber sehr niedergeschlagen, setzte sich mitten in die Stube und fing an zu weinen. Da sprach die Frau: »Nenne mir einen besonders gefährlichen Ort, und ich will meinen Sohn hinschicken.« Der Mohr antwortete: »Wir wollen ihn nach der Unsterblichkeitsquelle schicken, wo sich der zusammenstoßende Hügel befindet; vielleicht zerquetscht ihn dieser und macht ihm den Garaus.« Als dann die Frau fragte, ob sie sich krank stellen sollte, sprach der Mohr: »Nicht du, sondern deine Tochter.« Bald darauf kam der Jüngling, der Turm bebte wieder und der Mohr verbarg sich. Da nun jener die Mutter weinend fand, fragte er sie, was ihr fehle, und sie antwortete: »Deine Schwester, lieber Sohn, ist dem Tode nah.« Hierauf sagte er zu dieser: »Was fehlt dir, liebe Schwester?« – »Ich bin krank und werde sterben, es sei denn, daß du mir Lebenswasser aus der Unsterblichkeitsquelle zum Trinken holen willst; nur dies kann mich gesund machen.« Da suchte der Jüngling ein Fläschchen und machte sich auf den Weg; die Feen aber gaben acht, und als sie ihn erblickten, riefen sie ihn hinein und fragten ihn, wohin er zöge. Sobald sie dies erfuhren, sagten sie ihm, er solle so nahe wie möglich an den zusammenschlagenden Hügel heranreiten, dann könne sein Pferd mit einem einzigen Sprung darüber

hinwegsetzen; wann er aber mit dem Wasser nach Hause kehre, solle er wieder bei ihnen ansprechen. Der Jüngling setzte hierauf seinen Weg fort, und bei dem zusammenschlagenden Hügel angelangt, sprengte er über denselben hinweg, füllte das Fläschchen und kehrte wieder um. Hierbei packte der Hügel den Schweif seines Pferdes und riß ihn fast ab, so daß das Pferd bewegungslos stillstand. Die älteste Fee sah indes, was dem Jüngling auf der Rückkehr widerfahren war, und rief dies der jüngern zu; deshalb schrieben sie auf einen Zettel, daß er etwas von dem Lebenswasser auf die Wunde des Pferdes gießen solle, dann würde der Schweif desselben sogleich wieder fest werden. Alsdann banden sie den Zettel dem Adler an den Fuß, und dieser brachte ihn dem Jüngling, der ihn las und den darin enthaltenen Rat befolgte, so daß das Pferd sich wieder in Bewegung setzte. Als er bei den Feen anlangte, beschäftigten ihn wie immer die beiden ältesten von ihnen, während die jüngste das Wasser austauschte, worauf er sie wieder verließ. Wiederum bebte der Turm bei seiner Ankunft, und der Mohr verbarg sich wie gewöhnlich; der Jüngling aber begab sich zur Schwester, um ihr das Wasser zuzustellen, und nachdem sie getrunken, tat sie, als ob sie gesund vom Lager aufstände. Er selbst ging dann auf die Jagd, und der Mohr kam wieder aus dem Versteck hervor, und da er

sah, daß die Flasche kein Lebenswasser enthielt, so schmetterte er sie zu Boden und rief aus: »Die Feen haben das Wasser!« Da fragte die Frau den Mohren von neuem, was zu tun sei, und er antwortete: »Wann er von der Jagd zurückkehrt, so lause ihn; deine Tochter aber schneide ihm die drei goldenen Haare, die er auf dem Kopfe hat, mit einer Schere ab, so daß er seine Kraft verliere; dann rufe mich und ich werde kommen und ihm das Leben nehmen.«

Als nun der Jüngling wiederkehrte und der Mohr beim Beben des Turmes sich versteckt hatte, ergriff die Mutter den Kamm und sagte zu dem eintretenden Sohne: »Komm, mein Kind, ich werde dich kämmen und lausen.« Der Ärmste legte sich mit dem Kopfe auf ihren Schoß, und während sie ihn kämmte, schnitt die Schwester ihm die Haare ab. In demselben Augenblicke rief die Mutter den Mohren, welcher sogleich herbeieilte und den Jüngling in Stücke hieb, worauf er diese in einen Sack steckte, den Sack auf das Pferd lud und dasselbe aus dem Turme jagte. Es lief an die Tür der Feen, und als diese es ganz allein anlangen sahen, nahmen sie ihm den Sack ab und fanden darin den zerstückelten Leichnam, jedoch ohne Kopf. Da holten sie etwas Lebenswasser und spritzten es auf die Stücke, so daß diese sich sogleich zusammenfügten und bloß noch der Kopf fehlte. Alsdann riefen sie ihre Adler und befahlen ihnen,

denselben herbeizuholen. Die Adler flogen nach dem Turme und suchten ihn dort überall; der Mohr aber, der sie sah, fragte sie: »Wollet ihr etwa auch den Kopf? da habt ihr ihn;« und mit diesen Worten nahm er ihn von dem Pfahl herab und warf ihn hinaus, worauf die Adler ihn ergriffen und den Feen brachten. Diese setzten ihn an den übrigen Körper an und befeuchteten ihn mit etwas Lebenswasser; in demselben Augenblick saß er fest, und der Jüngling stand frisch und munter auf, konnte jedoch nicht sprechen. Da gaben sie ihm von der Pasteke zu essen, und er bekam Blut; sie gaben ihm auch das Herz des Kohlkopfs zu essen, und er bekam Kraft. Sie fragten ihn dann: »Wie war dir zumut und in welchem Zustand befandest du dich?« Er aber sprang auf das Pferd, ritt nach dem Turme und tötete die Mutter, die Schwester und den Mohren, so daß er ganz allein blieb.

125. Das Töpfchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte einen schönen Johannisbrotbaum, von dem er alle seine Kinder ernährte. Nun, der Baum wuchs und wuchs so hoch, daß er zuletzt beinah an den Himmel stieß, und der alte Mann pflegte hinaufzusteigen, Schoten zu pflücken und sie seinen Kindern zum Essen hinunterzuwerfen. Eines Tages stieg er hinauf bis in den Gipfel: da hörte er in der Luft Sommer und Winter sich streiten, wer von ihnen der beste sei. Winter sagt: ich bin der beste; Sommer sagt: nein, i c h bin der beste. Endlich sahen sie den alten Mann auf seinem Brotbaum und kamen überein, sie wollten ihren Streit vor ihn bringen. Das geschah. Der alte Mann antwortete ganz verwirrt: »Ja, ja, Winter und Sommer sind beide gut, daß es sehr schwer ist, zwischen ihnen zu wählen. Winter bringt uns Regen und erweicht den Boden, daß wir säen können, und Sommer kommt und bringt uns Hitze und reift unser Korn.« Die Streitenden waren sehr zufrieden mit dieser weisen Antwort, schenkten dem alten Manne aus Dankbarkeit ein irdenes Töpfchen und sprachen: »Es wird dir alles bringen, was du bedarfst; nur verrate niemandem dein Geheimnis.« Der alte Mann war sehr froh, kletterte herunter und befahl dem Töpfchen, daß es ihm einmal ein Mittagbrot bringen solle. Da im Augenblick war der

Tisch mit herrlichen Speisen besetzt, und die ganze Familie setzte sich daran und wunderte sich, woher das käme. Den folgenden Tag wurde von dem Töpfchen ein ähnlicher Schmaus gebracht. Nun aber quälte den alten Mann seine Frau: er möchte ihr doch sagen, wie er's nur anfange, so gut zu Mittag zu kochen. Bald bat sie, bald drohte sie: er konnte zuletzt nicht mehr widerstehen und verriet ihr sein Geheimnis. Einige Tage darauf begab es sich, daß ihr Sohn eine schöne junge Prinzessin sah, welche in der Nähe wohnte, und er verliebte sich sterblich in sie. Als er nach Hause kam, bat er seine Mutter: sie möchte zur Königin gehen, sie sollte dann den König bitten, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Diesen Wunsch hielt die Mutter für sehr vernünftig; der Vater aber lachte und wollte sie davon abbringen, aber vergebens. So ging die Mutter fort, und der König erfuhr den Wunsch ihres Sohnes: »Was bedeutet das?« sagte der König, »welcher Bettler hat die Frechheit, meine Tochter zu begehren?« Aber die Mutter blieb bei ihrer Bitte. »Wohlan denn,« sagte der König, »ich will sie geben, wenn ihr morgen früh einen Palast habt, aber der muß viel schöner sein als der, in welchem das Mädchen jetzt wohnt, und meinem Königsschlosse gegenüberstehen.« Die Mutter ging fort, nahm das Töpfchen und befahl ihm, den Palast zu bauen. Den folgenden Morgen sah der König aus seinem Fenster:

sieh, da stand ein Palast seinem Schlosse gegenüber, strahlend von Silber und Gold. Da verweigerte er seine Tochter nicht länger, und sie wurde demselben Abend dem Sohn des alten Mannes verlobt. Das war ein großes Fest, zu dem auch der alte Mann und seine Frau geladen wurden. Der König aber und seine Diener brachten es dahin, den alten Mann trunken zu machen und ihm sein Geheimnis zu entlocken. Dann nahmen sie sein Töpfchen aus seinem Busen und legten ein anderes hinein. So ging der alte Mann, ohne etwas von seinem Verlust zu ahnen, nach Hause. Als er aber des anderen Tages sein Mittagsbrot forderte, rührte sich kein Töpfchen, und er entdeckte den Streich, den man ihm gespielt hatte. In seiner Verzweiflung ging er zum Könige und flehte ihn an, das Töpfchen wiederzugeben, aber er war unerbittlich. Es war nur ein Mittel übrig; er kletterte auf seinen Brotbaum und fing wieder an, Schoten hinunterzuwerfen. Aber es waren nur zwei oder drei daran, und er stieg bis in den Gipfel, indem er umsonst nach mehr suchte. Während er da oben saß, hörte er wieder Sommer und Winter sich streiten. Er rief ihnen zu und flehte sie an um des Himmels willen, ihm wieder zu seinem Töpfchen zu verhelfen. Aber sie antworteten: »Haben wir es dir denn nicht gesagt, daß du keinem dein Geheimnis ausplaudern solltest? Das ist die verdiente Strafe für deine Torheit.« Da sagte der alte Mann: »So

habt doch um meiner Kinder willen Erbarmen.« »Gut,« antworteten sie, »nimm diesen Knittel und diesen Strick: wen du befiehlst, den werden sie prügeln und binden.« Der alte Mann kletterte schnell von seinem Baume herunter und ging in den Palast, wo er die ganze Familie des Königs versammelt fand. Sogleich befahl er seinem Strick, alle zu binden, und dann seinem Knittel, sie zu prügeln. Knittel und Strick gingen und erfüllten ihre Pflicht so gut, daß in kurzer Zeit alle um Gnade schrien. Er erhielt sein Töpfchen wieder, der junge Mann heiratete die junge Prinzessin und der alte Mann lebte mit seiner Frau in Frieden und Überfluß, bis sie starben.

126. Der närrische Knecht.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen närrischen Knecht, den er aufs Feld schickte, die Schafe zu hüten. Aber statt die Schafe zu hüten, stieg er auf einen wilden Birnbaum und fing an, die Holzbirnen herunterzuschütteln. Sogleich versammelten sich die Schafe unter dem Baum, um die gefallenen Birnen zu fressen. Der närrische Knecht rief ihnen zu: »Schafe, Schafe, freßt mir nur die reifen nicht, laßt die besten für mich.« Aber die Schafe hörten auf seinen Befehl nicht, und als er vom Baum gestiegen war, fand er nur noch einige schlechte und ungenießbare Birnen. Da nahm er sein Messer heraus und schlachtete wütend alle Schafe, ausgenommen einen alten Widder, auf dessen Horn gerade eine reife Birne hängen geblieben war, die er aß. Darauf ging der närrische Knecht nach Haus zu seinem Herrn. »Wo sind die Schafe?« fragte der Herr. »Oh, die habe ich alle totgestochen, außer diesem Widder, weil sie mir meine Holzbirnen gefressen haben.« »Bist du toll oder ein Spitzbube?« rief der zornige Herr, ließ einen Soldaten kommen und schickte ihn ins Gefängnis. Als der närrische Knecht darin saß, hob er die Türen aus ihren Angeln, nahm sie auf den Rücken und ging fort. Nun waren aber die Türen von Eisen, so daß er müde wurde, darum stieg er auf einen Baum, die Türen immer in den

Händen, und wäre bald fest eingeschlafen. Da begab es sich, daß gerade etliche Kaufleute kamen, sich unter denselben Baum setzten und da ihr Abendessen hielten. In seinem Schlaf ließ er die Türen los und sie fielen donnernd hinunter, mitten unter die unglücklichen Kaufleute. Die sprangen auf, machten sich auf die Beine und liefen davon, indem sie im Schrecken all ihre Ware im Stich ließen. Der Narr war höchlich erfreut über diesen Zufall, kam hinunter und nahm von seiner Beute Besitz. Es war eine große Menge Weihrauch. Unser Narr nahm ihn auf den Rücken und trug ihn auf die Spitze eines hohen Berges. Dann machte er hier ein großes Feuer an und warf allen Weihrauch mitten in die Flammen. Nun traf es sich gerade, daß die allerseligste Jungfrau im Himmel krank war; als sie aber den Weihrauchduft roch, wurde sie sogleich gesund und sandte einen Engel zu dem Menschen herab, der das für sie getan hatte. Also flog der Engel herab an den Ort, wo unser Narr saß und dem Rauch nachsah, wie er so schön in der Luft wirbelte, und sprach zu ihm: »Die Allerheiligste hat mich gesandt, dich mit in den Himmel zu nehmen, damit du dort für dich nehmen kannst, was dein Herz begehrt.« »Ich brauche nicht in den Himmel zu gehen,« sagte der Narr, »gib mir nur eine Pfeife, die, wie ich darauf pfeife, alle Welt, die sie hört, zum Tanzen bringt.« Der Engel gab ihm die Pfeife und verschwand.

Der Narr verließ den Berg und vermietete sich als Sauhirt bei einem alten Priester. Den andern Morgen trieb er seine Schweine in den Wald, nahm seine Pfeife heraus, pfiff und ergötzte sich bis an den Abend an den brotlosen Sprüngen der borstigen Gesellen. Die armen Schweine! sie tanzten immerfort, bis ihnen die Beine vor Ermattung anschwollen, daß sie am Abend zweimal so dick waren wie am Morgen. Oh, dachte der alte Priester, als er sie heimtreiben sah, dies ist einmal ein guter Sauhirt, den ich mir da gedungen habe: meine Schweine sind schon zweimal so fett als sonst. Den andern Morgen fing der Narr aufs neue dieselbe Geschichte an und brachte die Schweine, Bäume und Büsche zum Tanzen, so weit um ihn her, als er gehen mochte. Einige Menschen, welche näher kamen, um zu sehen, was es gebe, wurden auch angesteckt, und der boshafte Narr, der sich herzlich über ihr Unglück freute, spielte fort und fort, bis er vor Müdigkeit aufhören mußte. Einer von den Männern aber entfloh glücklich, lief nach Hause zu dem Priester und erzählte ihm, was sein vortrefflicher Knecht machte. Der alte Priester lief eilig dahin, verbarg sich hinter die Büsche und sah dem Narren zu. Kaum aber war er da, als der Narr wieder anfing zu pfeifen, die Schweine zu tanzen und die Büsche, zwischen denen der arme Priester stak, es ihnen nachmachten. Umsonst schrie er ihm zu, daß er aufhören sollte, er trieb es nur

um so ärger, daß zuletzt die Dornen den Bart des alten Mannes faßten, sein Gesicht zerkratzten und seine Kleider zerrissen. Als der Narr von seinem Spaß genug hatte, nahm er seine Pfeife und ging im großen Jubel davon. Der arme Priester entkam dem Unheil so gut er konnte; und so endet die Geschichte von dem närrischen Knecht.

127. Die drei goldenen Äpfel.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, der lebte in einem herrlichen Palast und hatte alles, was sein Herz begehrte, nur daß seine Frau kinderlos war. Die Königin trauerte auch darüber und tat manches fruchtlose Gelübde, um den gewünschten Segen zu erlangen; endlich gelobte sie, wenn ihr ein Kind geschenkt würde, wolle sie drei Springbrunnen machen, davon solle der eine vierzig Tage lang Milch, der andere Honig, der dritte Wein für die Armen ausströmen. Nach einiger Zeit erfüllten sich die Wünsche der Königin und sie gebar einen schönen Knaben. Überglücklich vergaß sie bei Freuden und Festen zu Ehren des jungen Gastes ihr Gelübde ganz. Da träumte ihr einmal des Nachts, eine alte Frau stände an der Seite ihres Bettes und drohte ihr, wenn sie jetzt ihr Gelübde nicht endlich erfülle, werde der junge Prinz sterben. Des Morgens erzählte sie den Traum ihrem Gemahl und drang in ihn, daß er doch jetzt die Brunnen machen lassen möchte; er aber achtete nicht darauf und es geschah nichts. Die folgende Nacht hatte die Königin denselben Traum und drang des Morgens wieder in den König, auf diese Warnung zu achten, aber vergebens. Die dritte Nacht stand die alte Frau wieder an ihrem Bett, aber mit einem finstern, drohenden Gesicht. Die Königin, nun ernstlich beunruhigt,

überredete ihren Gemahl, daß die Sicherheit ihres Sohnes von der Erfüllung dieses Gelübdes abhänge, und der König, der sie nicht länger quälen wollte, erfüllte ihre Bitte. Es wurde nach Arbeitern geschickt, und in kurzer Zeit ließ der König durch sein ganzes Reich verkündigen, daß alle Armen kommen und aus diesen Brunnen schöpfen sollten, welche vierzig Tage für sie springen würden. Den Tag, nachdem diese vierzig Tage verflossen waren, erschien eine alte Frau an der Tür des Palastes und bat um Erlaubnis, aus den Brunnen zu schöpfen. Der junge Prinz, welcher nun schon acht oder neun Jahre alt war, sah gerade aus dem Fenster, als sie kam, fuhr sie hart an und befahl ihr, sogleich fortzugehen, da die vierzig Tage vorüber wären und die Brunnen aufgehört hätten zu spielen. Da warf die alte Frau einen wütenden Blick auf ihn und rief: »Daß alles Ungemach über dich komme, weil du einer alten Frau eine Bitte abgeschlagen hast, und darum verfluche ich dich mit dem Fluche, die drei goldenen Äpfel zu suchen.« Nun war dies Suchen oft schon unternommen, hatte aber immer denen, die es wagten, das Leben gekostet; denn ein schrecklicher Drache bewachte diese goldenen Äpfel Tag und Nacht. Die Königin war tief betrübt, als sie das hörte, und ließ sich sogar herab, selbst zu der alten Frau zu gehen und ihr alles anzubieten, was sie begehrte, wenn sie nur diesen Fluch von ihrem Sohne nehmen wollte. Die alte

Frau aber antwortete: »Das ist unmöglich: der Fluch ist einmal über meine Lippen gekommen und kann nicht zurück: dein Sohn muß es über sich nehmen.« Nun wuchs der junge Prinz und kam zu den Jahren des Mannesalters und wurde schön, fein und tapfer. Als er sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, nahm er einen tränenreichen Abschied von seinen Freunden, gürtete sich das Schwert um und zog aus zu dem ihm bestimmten Abenteuer. Er reiste weit und lange Zeit immer auf derselben Straße; endlich kam er an einen Strom und gewahrte am Ufer eine junge Drachin: die war beschäftigt, Kleider zu waschen; aber mit Verwunderung sah er, daß sie, statt Wasser aus dem Strom zu nehmen, alle Kleider mit ihrem Speichel wusch. Das war aber eine langweilige Arbeit, und die junge Drachin spie und spie und kam doch nicht recht voran. Der junge Mann näherte sich ihr freundlich und sprach: »Ich will dich leichter waschen lehren, so wie man es in unserem Lande tut.« Dabei nahm er etwas Wasser aus dem Strom, schüttete es über die Kleider und wusch in einer Minute mehr als sie in vielen Stunden. Das sah die junge Drachin aufmerksam an und sprach: »Junger Mann, du hast mir einen großen Dienst geleistet: wie kann ich deine Freundlichkeit belohnen?« »Zeige mir,« erwiderte er, »wo ich die drei goldenen Äpfel finde.« »Ach,« sagte die Drachin, »du willst in deinen Tod; doch

will ich mein Bestes für dich tun. Geh zu jenem Feigenbaum und pflücke eine Feige von ihm ab; sie wird deiner Zunge bitter sein, aber kehre dich nicht daran, iß sie ganz und gar und dann rufe laut: daß du nie in deinem Leben etwas so Süßes gekostet hast. Dann gehe weiter zu jenem Fluß, trinke von seinem Wasser, es wird auch bitter sein, und rufe dasselbe. Nahe dabei ist die Höhle des Drachen. Schleiche dich leise hinauf und stiehl ihm, während er schläft, die drei goldenen Äpfel unter dem Kissen weg und dann eile fort, wenn dir dein Leben lieb ist.« Der junge Mann dankte ihr von Herzen und ging seines Weges. Wie sie ihm gewiesen hatte, fand er den Feigenbaum gar schnell, nahm eine Feige von ihm, aß sie und rief: »Das ist das süßeste, was ich je geschmeckt habe.« Dasselbe tat er mit dem Fluß. Da sah er die Höhle des Drachen vor sich, schlich sich hinein, nahm die drei goldnen Äpfel unter dem Kissen des Drachen fort und ging davon. Kurz darauf erwachte der Drache, und als er seine Äpfel nicht fand, flog er brüllend hinter dem jungen Manne her zum Fluß und schrie: »Fluß, Fluß, ersäufe ihn!« Aber der Fluß antwortete: »Nein, ich gewiß nicht, denn er trank von meinem Wasser und ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der es süß gefunden hatte.« Da schrie der wütende Drache: »Feigenbaum, Feigenbaum, schlag ihn tot!« Aber der Feigenbaum antwortete: »Nein, ich gewiß nicht, denn er

aß von meinen Früchten und ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der sie süß gefunden hat.« Da schrie der Drache zum dritten Male: »Drachin, Drachin, töte ihn!« Aber die Drachin antwortete: »Nein, ich gewiß nicht, denn er lehrte mich waschen.« So entkam der Prinz glücklich der großen Gefahr, hatte die drei goldenen Äpfel sicher in seinem Gürtel und schlug den Weg nach Hause ein. Er war noch nicht sehr weit gegangen, da fand er eine Quelle, wollte sich an ihr erfrischen und setzte sich dabei nieder. Indem fiel es ihm ein, einen seiner goldenen Äpfel aufzuschlagen, um zu sehen, was darin sei. Er nahm einen Stein und zerklopfte ihn leise: und wie der Apfel auseinander sprang, da stand eine Jungfrau da, schön wie der Tag und rot wie eine Rosenknospe. Erstaunt verbeugte sich der junge Prinz tief und verliebte sich auch gleich in seine junge Beute. »Schöne Jungfrau,« sprach er, »gib dich zufrieden, eine Weile hier zu warten, daß ich in meines Vaters Haus gehen und den Zug bestellen kann, der dich als meine Braut in deine zukünftige Wohnung führen soll.« Des war die Jungfrau zufrieden, setzte sich bei der Quelle hin und erwartete seine Rückkehr. Wie sie so da saß, kam aus der Ferne eine häßliche alte Negersklavin, von ihrer Herrin gesendet, um Wasser zu schöpfen. Kaum erblickte die junge Prinzessin sie, da floh sie auch schon erschrocken auf einen Baum, der an der Quelle stand.

Die alte Negerin kam heran, sah in dem Wasser den Widerschein des Angesichts der Jungfrau, meinte, es sei der Widerschein ihres eigenen, warf sogleich den Eimer weg und kam zu ihrer Herrin zurück. »Wo hast du das Wasser?« fragte diese. »Ich bin viel zu schön,« antwortete die Negerin, »um deine Wasserträgerin zu sein.« »So?« sagte die Herrin, »nun, so nimm dies für deine Mühe,« und dabei schlug sie sie nicht wenig und schickte sie zum Brunnen zurück. So kam die alte Negerin wieder zum Wasser; aber diesmal sah sie schon von weitem die Gestalt der Jungfrau, die auf dem Baume saß. Als sie ihren Irrtum entdeckte, füllte sich ihr Herz von Wut an, sie ergriff die Jungfrau am Arm, riß sie vom Baum, zog ihr die schönen Kleider aus und warf sie in den Brunnen. Dann zog sie selbst die Kleider der Prinzessin an und erwartete die Ankunft des Liebhabers. Der kam zur rechten Zeit, mit herrlichen Gewändern angetan, und ein großes Gefolge hinter ihm, wie einem Königssohn zusteht. Als er an der Stelle, wo er seine schöne Braut gelassen hatte, die häßliche alte Negerin sah, schrak er zurück, und ein Zischeln ging durch das ganze Gefolge. Nun schämte er sich aber, sie zu verleugnen, nahm sie mit sich, brachte sie seinen Eltern, und das Hochzeitsfest ward bereitet. Als alle beim Festmahl saßen, erschien eine verschleierte Frau von gar schöner Gestalt am obern Ende der Halle und begehrte

den Prinzen zu sprechen. Sie wurde vorgeführt, und der Prinz fragte sie gütig, was sie begehre? Sie erzählte die Geschichte der jungen Prinzessin unter falschem Namen und fragte dann: »Nun, o Prinz, was soll dem Menschen geschehen, der dieses schändliche Verbrechen begangen hat?« Da riefen alle und die alte Negerin zuerst: »Er soll von wilden Pferden in Stücke gerissen werden.« Bei diesen Worten hob die verschleierte Gestalt den Schleier auf, der ihr Gesicht verhüllte, und sprach: »Dann sieh, o Prinz, ich bin die unglückliche Prinzessin, deine rechte Braut, vom Tode, den mir die schwarze Sklavin zugedacht hat, gerettet durch die Nymphe jener Quelle.« Überglücklich erkannte der junge Prinz die Züge seines geliebten Mädchens, das aus dem goldenen Apfel gesprungen war, und befahl sogleich, daß an der ehrgeizigen Negerin der Spruch vollzogen werden sollte, den sie sich selbst gesprochen hatte. Das geschah, und das junge Paar lebte lange und glücklich miteinander. Ich wollte, wir wären noch glücklicher.

128. Die heilige Paraskeve.

Es ist schon viele, viele Jahre her, da saßen an einem Donnerstagabend eine junge Frau und ihre Schwiegermutter vor der Tür und spannen. Ehe es finster wurde, nahm die alte Frau Spindel und Kunkel und sagte ihrer Schwiegertochter: »Tue es ebenso, denn ich versichere dich, tust du es nicht, so wird es dir schlimm ergehen.« Eben ging der Mond hellglänzend auf, und die junge Frau achtete gar nicht sehr auf diese Warnung, sondern bat die alte Frau, sie möge nur schlafen gehen, und fuhr fort, im Mondenscheine zu spinnen. Also ging die alte Frau und schlief bald ein. Nach einer Weile sah die junge Frau eine lange, schwarzverhüllte Frauengestalt auf sich zukommen, die hatte Zähne so lang, daß sie ihr bis aufs Knie aus dem Mund hingen, und hatte eine große Spindel in der einen und eine Kunkel in der anderen Hand. Vor Schrecken konnte die arme junge Frau sich nicht rühren; das Gespenst aber kam zu ihr, setzte sich neben sie und sprach; »Komm, Nachbarin, laß uns zusammen sitzen und spinnen.« Gleich darauf stand sie auf und sagte: »Warte einen Augenblick, ich will erst mein Kind holen,« und dabei legte sie Spindel und Kunkel auf den Boden und wackelte dem Kirchhof zu. Die junge Frau sah ihr nach und sah, daß sie aus einem Grabe einen frisch begrabenen Leichnam aufhob und forttrug.

Da warf sie Spindel und Kunkel von sich ins Gebüsch, lief ins Haus, schloß die Tür hinter sich zu und legte sich nieder mitten unter ihre Kinder. Indes war die heilige Paraskeve zur Haustür gekommen und rief: »Nachbarin, Nachbarin, komm und spinn mit mir!« Aber die junge Frau war zu erschreckt, um antworten zu können. Und als sie nun sah, daß ihr Rufen vergeblich war, hob sie Spindel und Kunkel auf und wackelte fort, indem sie sagte: »Es ist dein Glück, daß du drinnen liegst und deine Kinder rings um dich herum; lägest du an ihrer Seite, so hättest du mir eines toten Menschen Fleisch essen sollen zur Strafe für deine Sünde. Aber Kinder sind rein, und ich komme nicht zu den Menschen, die von Christen umgeben sind.« Die junge Frau starb kurze Zeit nachher; aber von diesem Besuche kommt's, daß keine Frau Donnerstagnachts im Mondscheine spinnt bis auf den heutigen Tag.

ANMERKUNGEN

1. *Vom Asterinos und der Pulja.*

Aus Kukuli in Çagori[1].

Das Märchen gehört zu der Phryxosformel Nr. 15, doch mit der Abweichung, daß die rechte Mutter ihren eigenen Kindern nachstellt und der verwandelte Knabe nicht wieder erlöst wird.

Diese griechische Form des »Brüderchen und Schwesterchen« mutet uns weit ursprünglicher an als die deutsche bei Grimm Nr. 11.

Die Anwendung, die der Vater von der Erzählung der Mutter im Eingange macht, ist höchst überraschend und wahrhaft märchenhaft. Keine Spur von Verwunderung, daß er die abgeschnittene Brust seiner Frau gegessen, das Gehörte erweckt nur den Wunsch nach mehr Menschenfleisch und er spricht: wie gut schmeckt doch das Menschenfleisch (ebenso die Hexe bei Grimm III, S. 269: das Kinderfleisch schmeckt so zart).

Das Hündchen, welches im deutschen Eingang nur durch die Worte angedeutet wird: »dem Hündchen unter dem Tisch gehts besser,« greift in die griechische Erzählung tätig ein, doch ist es auch hier in der zweiten Hälfte vergessen. (In der schwedischen Form bei Grimm III, S. 323 taucht es am Schlusse wieder auf.)

Dagegen fehlt in dem griechischen Märchen der

deutsche Zug, daß die Stiefmutter die Brunnen des Waldes verzaubert hat, welcher die Verzauberung des Asterinos motivieren würde.

Auch in Nr. 19 weist der Hundskopf die durstigen Mädchen an, aus der Tierfußspur zu trinken.

Der Zug, daß der aus der Tränke strahlende Widerschein eines auf dem Baume befindlichen Gegenstandes die Pferde am Saufen hindert, wiederholt sich auch im albanesischen Schneewittchen Nr. 103. Die Jungfrau auf dem Baume, von der Alten herabgelockt, findet sich auch in Nr. 49; vergl. auch Nr. 41.

Der goldene Apfel, den nur die Pulja brechen kann und mit dem sie abgeht, stellt sie zur Goldschmiedin in Nr. 29.

Der Schluß des Märchens ist höchst eigentümlich. Er ist der einzige der ganzen Sammlung, welcher den Knoten nicht vollständig im Sinne der sittlichen Weltordnung löst; er mutet uns daher wie ein Bruchstück an. Trotzdem erkennen wir in diesem Märchen die Perle der ganzen Sammlung. Sonderbarerweise war es auch das erste, was uns zukam, und erregte Erwartungen, welche die folgenden nicht bestätigten.

Das deutsche Märchen ist von der Heirat an eine Variante zu der Bertaformel Nr. 21.

Dagegen findet sich in Grimm Nr. 130 das Gegenstück zu dem griechischen Schluß. Dort schlachtet die böse Stiefmutter aus Haß gegen Zweiäuglein, ihre Stieftochter, die von dieser gehütete Ziege; Zweiäuglein begräbt deren Därme vor der Haustür, und daraus erwächst ein prächtiger Baum mit silbernen Blättern und goldenen Äpfeln, welche vor jedem, der sie pflücken will, in die Höhe schnellen und sich von selbst in Zweiäugleins Hand herablassen.

Auch der Zug, daß eine der Geschwister, welches geschlachtet werden soll, dem andern sein Leid klagt, findet sich bei Grimm Nr. 141. Die böse Stiefmutter verwandelt Brüderchen und Schwesterchen, während sie spielen, in ein Fischchen und Lämmchen, und als Gäste kommen, befiehlt sie dem Koch, das Lämmchen zu schlachten. Da kam das Fischchen an den Gossenstein geschwommen, und dem klagte das Lämmchen, als es dem Koch das Messer wetzen hörte:

Ach Brüderchen im tiefen See,
wie tut mir doch mein Herz so weh!
Der Koch der wetzt das Messer,
will mir mein Herz durchstechen.

Das Fischchen antwortete:

Ach Schwesterchen in der Höh',
wie tut mir doch mein Herz so weh
in dieser tiefen See!

Selbst in dem entsprechenden neapolitanischen Märchen (Pentamerone Nr. 48) hat sich dieser Zug, wiewohl in verwischter Bedeutung erhalten, denn dort ruft die von einem Zauberfische verschluckte Schwester dem Bruder zu, welcher Vorschneider des Königs geworden war und einige Messer am Meeresufer schliff[2]: »Mein Brüderlein, mein Brüderlein, die Messer sind geschliffen fein, der Tisch gedeckt nett und fein, doch schmerzt es mich gar bitterlich, in diesem Fisch zu sein ohne dich!« –

Beachtenswert ist, daß in allen Formen dieses Zwiegespräches der Geschwister das eine in der Tiefe oder im Wasser, das andere in der Höhe steht.

Fußnoten

1 Siehe die Provinzen der einzelnen Orte in dem Inhaltsverzeichnis.

[2] Anklang an Wieland in der Vilcinasaga Kap. 23. Denn auch er ist ein Fremder von unbekannter Herkunft an Nidungs Hof.

2. *Aschenputtel.*

Aus Kukuli. – Siehe Aschenbuttenformel, Nr. 17. –

Obgleich die griechische Heldin, streng genommen, nichts mit der Asche zu tun hat, so wurde doch der deutsche Name für das griechische Märchen beibehalten, weil es dem deutschen bei Grimm Nr. 21 vollkommen entspricht.

Doch weicht der deutsche Eingang insofern ab, als Aschenbuttel Stieftochter und Stiefschwester ist und ihre Schwestern nicht die eigene Mutter fressen. Der Zug der Spinnwette ums Leben ist gleichwohl dem deutschen Märchen nicht unbekannt, denn bei Grimm Nr. 24. V. heißt es: »Wer seinen Rock läßt in das Wasser fallen, der soll hinterdrein.«

Das Sammeln, Reinigen und Beisetzen der Knochen der Verstorbenen in das Beinhaus durch die Verwandten entspricht einem Brauche der griechischen Kirche. Der Zug findet sich im Machandelbaum (Grimm Nr. 47); vergl. die betreffenden Anmerkungen.

Das deutsche liebliche Tierbeiwerk fehlt im Griechischen, doch findet sich in Nr. 19 ein der Heldin helfendes Täubchen.

Die dem deutschen Märchen fehlende Fortsetzung bietet in bezug auf das Werfen der Kindbetterin in den

Fluß Anklänge an Grimm Nr. 13 und weiterhin an das Mädchen ohne Hände (Grimm Nr. 31), weil beide fromme Heldinnen von Gott erhalten, um was sie ihn bitten.

Der Zug des Löffelstehlens scheint tiefere Bedeutung zu haben, denn wenn bei der Heimführung der albanesischen Braut alles zum Aufbruch bereit ist, so stiehlt der Wlam (Führer des Bräutigams) zwei Löffel, die zu dem Ende bereit liegen; doch ist es Brauch, daß die Leute des Bräutigams auch noch etwas anderes stehlen, sei es eine Tasse, ein Glas oder sonst ähnliches, was dann später zurückgegeben wird; s. des Verf. albanesische Studien I.S. 145.

Der Zug des redenden Hausrats wiederholt sich in Nr. 8 und 48.

Anklänge an den griechischen Spitznamen des Aschenputtels gewährt das Hennemädel bei Zingerle Nr. 2.

Das neapolitanische Gegenbild Pentamerone 6 hat einen unserem Nr. 103 (s. dieses) vollkommen entsprechenden Eingang.

Das entsprechende serbische Märchen bei Wuk Nr. 30 bietet in seinem sehr abweichenden Eingang dennoch Anklänge an den des griechischen. Drei Rinder hütende Mädchen spinnen an einer Grube. Ein alter Weißbart

warnt sie, weil die, deren Spindel in die Grube fiele, schuld wäre, daß ihre Mutter in eine Kuh verwandelt würde. Sie rücken aber noch näher heran; einer fällt die Spindel hinein, und sie findet bei ihrer Rückkehr nach Hause ihre Mutter in eine Kuh verwandelt. (Wie im albanesischen Schneewittchen, Nr. 103, ist also hier die Heldin die Ursache des Todes ihrer Mutter und ihrer eigenen Leiden.) Die böse Stiefmutter gibt ihr mehr Flachs auf die Weide, als ihr zu spinnen möglich, aber die Kuh kaut den Flachs und das Mädchen braucht den Faden nur aus ihrem Ohre aufzuwickeln. Ihre Stiefschwester belauscht sie und auf Betrieb der Stiefmutter wird die Kuh geschlachtet. Die Heldin weigert sich, davon zu essen, sammelt deren Knochen und begräbt sie. Dort findet sie eine große offene Truhe mit köstlichen Kleidern und zwei weiße Tauben, die alle ihr aufgegebenen Arbeiten verrichten, während sie dreimal geputzt in die Kirche geht. Während der Prinz mit dem von ihr verlorenen Pantoffel die Probe mit der Stieftochter anstellt, hat die Stiefmutter einen Trog über die Heldin gestürzt, aber der Haushahn fliegt auf den Trog und kräht: »Kickericki, das Mädchen steckt unter dem Troge hie!« Die Kuh und der Trog, Stiefmutter und Tochter bieten Anklänge an Grimm Nr. 130.

3. *Von dem Schönen und vom Drakos.*

Text (aus Kukuli.)

Variante I. Skandalos. (Aus Kukuli.) – Es waren einmal drei[1] Brüder, die waren so arm, daß sie zur Erntezeit herumziehen und Arbeit suchen mußten. Auf ihrer Wanderung begegneten sie einer Alten und fragten sie, ob sie niemanden wisse, welcher Schnitter brauche. Diese antwortete: »O ja! hier in der Nähe wohnt ein Mann mit Namen Drakos, der braucht welche, der wird euch aber fragen, ob einer von euch lesen oder schreiben könne, und darauf müßt ihr nein antworten, denn er will keine gelehrten Arbeiter.«

Sie gingen also dahin, und fanden den Drakos auf dem Felde, wo er Korn schnitt, und traten bei ihm in Arbeit. Er stellte sie gleich an, und nachdem sie eine gute Weile geschnitten hatten, fragte er sie: »Wer von euch kann lesen und schreiben?« Sie antworteten, wie ihnen die Alte gesagt hatte: »Niemand.« Da schrieb der Drakos einen Brief, rief den jüngsten der drei Brüder herbei, welcher Skandalos hieß, gab ihm den Brief und sagte ihm, daß er ihn der Drakäna bringen solle. Als nun der Skandalos ein Stück Wegs gegangen war, da kam ihm dieser Auftrag nicht recht geheuer vor; er setzte sich also hin, um besser darüber nachzudenken, warum die

Alte ihnen jenen Rat gegeben, und der Drakos den Brief erst dann geschrieben habe, als er erfahren hatte, daß keiner von ihnen lesen könne. Je mehr er alles dieses bedachte, desto verdächtiger kam ihm die Sache vor, und da schien es ihm endlich am geratensten, den Brief zu öffnen, um zu sehen, was darin stehe. Darin stand aber: »Drakäna, der, welcher dir diesen Brief bringt, ist der Skandalos, den schlachte und koche, damit wir etwas zu essen haben, wenn wir nach Hause kommen.« Als das der Skandalos gelesen hatte, da besann er sich nicht lange, sondern schrieb einen andern Brief, in dem stand: »Drakäna, der, welcher dir diesen Brief bringt, ist der Skandalos, dem sollst du zu essen und zu trinken geben, so viel er will, und dann unsere älteste Tochter zu ihm legen.«

Als die Drakäna diesen Brief las, schüttelte sie freilich mit dem Kopfe, aber sie tat gleichwohl alles, was er ihr auftrug, denn der Drakos war ein so strenger Mann, daß sein ganzes Haus vor ihm zitterte.

Nachdem der Skandalos sich satt gegessen, getrunken und geschlafen hatte, ging er wieder auf den Acker. Der Drakos wunderte sich sehr darüber, aber er fragte ihn nur, ob er seinen Brief an die Drakäna richtig bestellt habe, und schrieb darauf einen neuen Brief, in welchem er der Drakäna auftrug, den Skandalos ohne Umstände

zu schlachten und zu kochen, und gab ihn diesem zur Besorgung. Der aber machte es wie das erstemal, und als er gegessen, getrunken und bei der zweiten Tochter des Drakos geschlafen hatte, kam er wieder auf den Acker. Als ihn der Drakos erblickte, wurde er zornig und schrieb an seine Frau, daß sie bei Todesstrafe das tun solle, was er ihr aufgetragen habe. Der Skandalos verlangte aber in dem Briefe, den er der Drakäna übergab, ihre dritte Tochter, und nachdem alles geschehen war, wie der Brief vorschrieb, kam er wieder auf den Acker.

Da lief der Drakos in seinem Zorne nach Hause und fragte die Drakäna: warum sie nicht getan habe, was er ihr befohlen. Da sagte diese: »Ich habe getan, was in den drei Briefen stand, so sehr ich mich auch darüber wunderte,« und zum Beweise gab sie ihm die drei Briefe. Als der Drakos las, was darin geschrieben war, wußte er nicht, was er sagen sollte, und rief: »Ach, dieser Hund hat mich angeführt! weißt du, was wir tun wollen; wenn wir heute abend schlafen gehen, so lege jedem von unsern Kindern einen Goldapfel auf den Kopf und dann stehe in der Nacht heimlich auf und schlachte alle die im Schlafe, die keinen Apfel auf dem Kopfe haben, und mache dich gleich daran und koche sie; denn mich gelüstet nach Menschenfleisch.«

Der Skandalos aber war dem Drakos heimlich nachgegangen, als er von dem Acker ging und hatte alles mit angehört, was jener mit der Drakäna sprach. Als sich nun die andern schlafen legten, hielt er sich munter, und sah, wie die Drakäna ihren drei Kindern goldene Äpfel auf den Kopf legte, nachdem sie eingeschlafen waren, und sich dann selber niederlegte. Sowie er nun merkte, daß sie schnarche, stand er auf, nahm die Äpfel von den Köpfen der jungen Draken und legte sich und jedem seiner Brüder einen davon auf den Kopf.

In der Nacht aber stand die Drakäna auf, tastete nach den Köpfen der Schlafenden und schlachtete alle, auf denen sie keine Goldäpfel fand. Dann legte sie sich wieder nieder, um noch ein wenig zu schlummern. Skandalos aber weckte seine Brüder und machte sich mit ihnen aus dem Staube, nachdem er die Goldäpfel zu sich gesteckt hatte.

Darauf kam er zu einem König und trat mit seinen Brüdern bei ihm in Dienst. Dort hatte er den Garten zu wässern, sein anderer Bruder die Pferde zu tränken und der dritte ihnen Futter zu geben. Als nun eines Tages der Skandalos den Garten wässerte, kam die Tochter des Königs aus dem Schlosse und sah ihm zu, und während sie so dastand, zeigte ihr der Skandalos einen Goldapfel. Da rief die Prinzessin: »Ach, Skandalos, gib mir diesen

Goldapfel;« er aber sagte: »Wenn ich dir einen Kuß geben darf, so sollst du ihn haben.« »So komm her,« sagte sie darauf; und da küßte er sie und gab ihr den Apfel.

Eines andern Tages zeigte er ihr einen andern Goldapfel, der noch größer war als der erste, und sie rief: »Ach, Skandalos, gib mir den Apfel.« Er erwiderte: »Wenn du mich an deine Äpfel greifen lässest, so sollst du ihn haben.« Da sagte sie: »So komm!« Er koste nun mit ihren Äpfeln und gab ihr dann den Goldapfel.

Endlich zeigte er ihr den dritten Goldapfel und das war der größte von allen. Da rief die Prinzessin: »Ach, Skandalos, du hast den größten für dich behalten und mir die kleinen gegeben, ich will den auch haben.« Er sagte: »Wenn du mich bei dir schlafen lässest, so sollst du ihn haben.« Da sagte sie: »So komm!« und nachdem er bei ihr gelegen, gab er ihr auch den dritten Apfel. Aber zu ihrem Unglück wurde die Prinzessin schwanger, und als dies der König erfuhr, ließ er den Skandalos vor sich rufen und sprach: »Wenn du imstande bist, mir das Flügelpferd des Drakos zu bringen, so will ich dir das Leben schenken, wenn du das aber nicht kannst, so lasse ich dich in Stücke hauen.« – Der weitere Verlauf genau wie im Texte.

Variante 2. Zenjos. (Aus Negades in Çagori. –

Auszug.) – Zwölf Brüder, von denen der eine Zenjos hieß, gingen in die Fremde, um Arbeit zu suchen, und übernachteten zuerst in dem Hause der Lamia, die sie zu ihren zwölf Töchtern legte. Zenjos aber hörte, wie sie zu diesen sagte, daß sie schwarze Decken nehmen sollten, damit sie sie von den Gästen unterscheiden könne, die sie in der Nacht mit siedendem Wasser töten wollte.[2] Er verwechselt daher alle Decken und die Lamia brüht ihre Töchter.

Zenjos weckt hierauf seine Brüder und sie fliehen heimlich und treten bei einem König in Dienst. Zenjos wird aber, weil er verständiger und daher bei dem König beliebter ist als seine Brüder, von diesen beneidet. Um ihn zu verderben, bewegen sie den König, ihm gefährliche Aufgaben zu stellen.

Die erste Aufgabe, die er vom König erhält, ist, die Bettdecke der Lamia zu bringen, die in der Nacht wie der Tag scheint. Zu dem Ende geht er heimlich in das Haus der Lamia, schüttet all ihr Wasser aus und versalzt ihr Essen. In der Nacht wird die Lamia so durstig, daß sie ihre Tochter[3] zum Brunnen schickt und ihr die leuchtende Bettdecke mitgibt, die ihr der Zenjos raubt.

Dann soll er den Hengst der Lamia holen, dieser wiehert aber beim Abbinden und die herbeieilende Lamia ergreift und bindet den Zenjos. Am andern Morgen

steckt er die Lamiopula, ihre Tochter, die ihn braten soll, statt seiner in den brennenden Backofen und flieht mit dem Pferde.

Endlich soll er die Lamia selbst bringen. Er steigt, mit einem Schellenkleide angetan, auf ihren Schornstein und ruft: »Ich bin der Chadschi Brulis und bin gekommen, dir das Leben zu nehmen, wenn du dich nicht in diesen Kasten stecken lässest.« Die erschrockene Lamia gehorcht. Der König läßt sie in dem Kasten verbrennen, gibt dem Zenjos seine Tochter und macht ihn zum Nachfolger.

Variante 3. Zozos und die Lamia. (Aus Ziza bei Jannina. – Auszug.) – Der Brüder sind neun und davon ist Zozos[4] der jüngste. Auf ihrer Wanderschaft begegnen sie einer Lamia, die ihnen Nachtherberge gibt und ihnen anträgt, sie mit ihren neun Töchtern zu verheiraten. In der Nacht deckte sie aber eine grüne Decke über die neun Brüder und eine blaue Decke über ihre neun Töchter. Darauf ging sie hinaus, um ihre Zähne zu wetzen und die Brüder zu fressen. Der Zozos aber verwechselt die Decken und so tötet die Lamia ihre eigenen Töchter. Die Brüder aber fliehen, und als am andern Morgen die Lamia das Unglück sah, was sie angerichtet, rief sie: »Das hat der Zozos angestiftet, wenn ich ihn treffe, soll er mir's bezahlen.«

Die erste Aufgabe, welche Zozos von dem König auf Anstiften der neidischen Brüder erhält, ist, das Pferd der Lamia zu holen, welches d i e W o l k e n trinkt. Als er in dessen Stall kam, sagte er: »Komm, laß dich zum König führen, denn hier hast du nur Knochen zu fressen, dort bekommst du süßes Gras.« Das Pferd aber wieherte so lange, bis die Lamia kam, und sagte ihr: »Der Zozos ist gekommen, um mich zu holen.« Wie dieser aber die Lamia sah, sagte er: »Ich wollte, ich wäre eine Erbse und stäke im Miste des Gaules.« Kaum hatte er das gesagt, so ward er zur Erbse und stak im Miste des Gaules. Erst beim dritten Male sagt ihm das Pferd: »Ich weiß nicht, wie ich aus dem Stalle kommen soll, ohne daß es die Lamia merkt, denn meine Hufeisen klappen auf den Steinen.« Da zog der Zozos seinen zottigen Überrock aus[5] und legte ihn dem Pferde unter die Hufe, und so kamen sie zum Stalle hinaus, ohne daß es die Lamia hörte.

Die zweite Aufgabe ist, das Ding von der Lamia zu holen, was aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag macht. Darüber wurde er von der Lamia gefangen, die ihm die Hände auf den Rücken[6] band und ihn ihrer Magd übergab, um ihn im Backofen zu braten, dieweil sie die andern Lamien zum Schmause lud. Der Zozos aber bat die Magd, ihn ein bißchen lockerer zu binden, weil er es

nicht mehr aushalten könne, und als sie das tat, machte er sich los und steckte die Magd statt seiner in den Ofen.

Die dritte Aufgabe ist, die Lamia selbst zu holen, weil sie sonst kommen und den König selbst fressen werde. Der Zozos läßt sich aber erst einen Sack mit Schellen machen und setzt sich mit diesem auf die Dachfirste der Lamia, klingelt mit den Schellen und ruft in das Haus herunter: »Lamia, Lamia, krieche in deine Truhe und laß den Schlüssel außen stecken,« und als er dies dreimal gerufen hatte, wurde der Lamia so bange, daß sie in ihre Truhe kroch und den Schlüssel außen stecken ließ. Da stieg der Zozos vom Dach herunter, schloß die Truhe zu, trug sie in das Frankenland, ließ sie dort stehen und legte den Schlüssel darauf. Da kamen die Franken herbei und öffneten die Truhe, um zu sehen, was darin sei; die Lamia aber stürzte heraus und fraß die Franken auf und verfolgte darauf den Zozos, der zuerst seinen Kamm hinwarf, aus dem ein Wald wurde, dann warf er das Salz hin und dieses ward zum Meere, über das die Lamia nicht kommen konnte. (Wo Zozos diese Gegenstände her habe, wird nicht erwähnt.)

Variante 4. Kostanti. (Aus Tinos. – Auszug.) – Kostanti, der jüngste von drei Brüdern, findet, als er mit diesen nach Arbeit sucht, einen ungeschnittenen Weizenacker. Sie machen sich daran, ihn zu schneiden,

und über der Arbeit krachen die Berge und der Drakos, der Herr des Ackers, kommt daher und nachdem er sich mit ihnen verständigt, gibt er dem Kostanti einen Brief an die Drakäna; der verwechselt aber den Brief und bringt gute Speisen und Wein auf den Acker.

Als sie in der Nacht beim Drakos schlafen, nimmt der Kostanti der Drakäna den Ring vom Finger und flieht mit seinen Brüdern nach der Stadt; der Drakos verfolgt sie vergebens, denn sie waren schon im Bezirke der Stadt, bevor er sie erreichte. In der Stadt arbeitet Kostanti bei einem Schneider, und aus Neid wegen des Rings stiftet der Älteste den König an, daß dieser von ihm verlangt, ihm die Diamantdecke des Drakos zu bringen.

Unterwegs begegnet Kostanti einer Alten und die weist ihn an, von dem König ein Schilfrohrstück voll Läuse, ein zweites voll Flöhe und ein drittes voll Wanzen zu verlangen. Diese leert Kostanti durch ein in das Dach gemachtes Loch auf das Bett des Drakos, welcher die Decke vor das Fenster hängt, um sich von dem Ungeziefer zu befreien, und von da nimmt sie Kostanti und läuft, was er kann, zur Stadt.

Am andern Morgen trifft ihn der verfolgende Drakos im Bereiche der Stadt und ruft ihm zu: »He Kostanti, was sind das für Streiche? bringe mir meine Decke wieder.« Der aber antwortete: »Die Streiche, die ich dir gespielt

habe, sind noch nichts gegen die Streiche, die ich dir noch spielen werde.« Als er die Decke dem König bringt, erhält er dafür einen neuen Anzug.

Nach zwanzig Tagen geht Kostantis ältester Bruder wieder zum König, und flüstert ihm die zweite Aufgabe ein. Sie besteht darin, das Pferd und die Glocke des Drakos zu holen. Auf den Rat derselben Alten verstopft Kostanti die 41 Löcher der Glocke mit Werg, setzt sich auf das Pferd und flieht. Darauf folgt dieselbe Unterredung mit dem nachsetzenden Drakos und Kostanti erhält vom König zur Belohnung zwei neue Anzüge.

Nach zwanzig Tagen rät der Älteste dem König, den Kostanti nach dem Drakos selbst auszuschicken. Auf den Rat der Alten läßt sich dieser vom König zerlumpte Kleider, Schreinerhandwerkszeug, zwölf Nägel und vier Stricke geben, und beginnt den vor dem Tore des Drakos stehenden Platanenbaum zu fällen, um daraus einen Sarg für den verstorbenen Kostanti zu machen. Darüber freut sich der Drakos so sehr, daß er den Sarg selbst macht, und sich hineinlegt, um ihn zu probieren. Kostanti schlägt den Deckel zu, bringt den Drakos zum König, und bittet ihn die Kiste aufzuheben und dann durch seinen ältesten Bruder öffnen zu lassen.

Vorher muß er aber auf dessen Einflüsterung noch den

Diamantring der Drakäna holen. Auf den Rat der Alten schreibt er einen Brief an die Drakäna, daß sie ihn braten und für den Drakos herrichten solle, und bringt ihn derselben. Als der Ofen angesteckt, weist ihn diese an, auf die Einschiebschaufel zu steigen, um zu sehen, ob das Feuer brenne. Er fällt immer wieder hinunter, und als die Drakäna ihm zeigt, wie er es machen soll, schiebt er sie selbst hinein, schneidet ihr dann die Brüste aus, und nagelt sie an die Türe.

Bei seiner Rückkehr versammelt sich alles Volk, um die Kiste öffnen zu sehn. Dies muß Kostantis ältester Bruder tun. Der Drakos verschlingt ihn, läuft nach Hause und findet dort das von Kostanti angestellte Unheil.

Anmerkungen. – Das Märchen, welches, wie die Masse seiner Varianten zeigt, zu den allerbeliebtesten gehört, veranlaßte die Aufstellung der Formel Nr. 33.

In den dem Helden gestellten Aufgaben entsprechen sämtliche griechische Formen dem deutschen Meisterdiebe (Grimm Nr. 192).

Im Textmärchen klingt das Verhältnis des Helden zum König an das des Meisterdiebes zum Grafen.

Auch die Überlistung des Schäfers findet in der Überlistung des fahrenden Schülers (Grimm Nr. 146) ihr deutsches Gegenstück.

In sämtlichen Varianten ist die Erzählung in die Formel des besten Jüngsten, Nr. 16, eingekleidet, und die Art und Weise, wie der Jüngste durch Täuschung der Drakäna oder Lamia seine Brüder aus dem Riesenhause befreit und die Tötung der Riesenkinder bewirkt, entspricht dem deutschen Däumling.

In der zweiten Variante ist die Formel *b* der weiblichen Käuflichkeit eingewebt und sehr geschickt zur Begründung der dem Helden gestellten Aufgaben benutzt.

Die Vergleichung der verschiedenen Formen dieses Märchens mit dem deutschen vom Meisterdieb ist höchst lehrreich für die Abschleifung der Märchenformen, in bezug auf welche die deutsche Form sich am vorgeschrittensten ergibt. Wer diese letztere allein prüft, der findet dieselbe so frei von märchenhaften Anklängen, daß er sie aus der Klasse der Märchen in die der wunderbaren Erzählung schlechthin zu verweisen versucht wird.

Sobald man sie aber mit den verwandten griechischen Märchenformen vergleicht, ändert sich die Sache wenigstens in bezug auf die dem Meisterdieb gestellten Aufgaben, und es geben sich selbst in den verschiedenen griechischen Formen bereits Abschleifungsstufen kund. Denn in der dritten und wohl ältesten Variante holt der

Held das Roß der Lamia, welches die Wolken trinkt, wobei er sich in eine Erbse verwandelt, das der Lamia gehörige Ding, das aus dem Tag Nacht und aus der Nacht Tag macht, und endlich die Lamia selbst, nachdem er sie durch einen mit Schellen behangenen Sack, den er auf ihrem Dache schüttelt, so geschreckt hat, daß sie seinem Zuruf gehorcht und sich in ihre Truhe steckt.

In der zweiten Variante holt er den Hengst der Lamia, ihre Bettdecke, die in der Nacht leuchtet, und endlich sie selbst, indem er, in einem Schellenkleide auf ihrem Schornstein sitzend, sie in ihre Truhe scheucht.

In der ersten Variante und im Texte holt er das Flügelpferd des Drakos, dessen mit Schellen behangene Bettdecke und den Drakos selbst in die Kiste, die dieser für ihn selber gezimmert hat.

In der vierten, sehr rohen Variante erscheinen die Diamantdecke, das Pferd und die Glocke mit 41 Löchern, und der Diamantring der Drakäna (die vor des Drakos Haus stehende Platane, aus der der Drakos selbst den Sarg gezimmert, scheint hier bedeutsam).

In dem deutschen Meisterdieb endlich stiehlt dieser das Leibroß des Grafen, indem er wie im griechischen Texte dafür sorgt, daß der Schall seiner Hufe nicht auf dem Pflaster des Schloßhofes gehört werde, das Leintuch des Ehebettes, in dem der Graf schläft, und den

Ehering der Gräfin, und endlich den Pfarrer und den Küster, die er auf der Kanzel, also wie in den griechischen Formen hochstehend, in einen Sack steigen läßt.

Die Zusammenstellung der drei Aufgaben ist zu eigentümlich, als daß deren Übereinstimmung zufällig sein könnte; s. Grimm in der Vorrede S. LXII.

Doch auch der erste Teil des Meisterdiebes ist keine neue Zutat, indem er eine ebenso eigentümliche Ähnlichkeit mit dem 24. Buche der Odyssee zeigt; denn hier wie dort ist es ein durch seine Schlauheit ausgezeichneter Sohn, welcher nach langer Abwesenheit unerkannt zu seinem alten Vater zurückkehrt, und hier wie dort gibt sich der Sohn dem Vater im Baumgarten bei einem Gespräche über Fruchtbäume zu erkennen.

Das Versalzen der Speisen, Ausschütten des Wassers und der Raub der Bettdecke bei der Quelle in Var. 2 erinnert an das Versalzen der Speisen und Segurds Tod, als er über der Quelle liegt, in der Vilcinasaga Kap. 345 und 346 und dem farörischen Brinhildlied V. 194. Auch hier scheint uns daher Gudruns blaue Bettdecke, auf der Siegfrieds Blut liegt, sehr bedeutsam und den Schlüssel zu den verschiedenen Drakendecken zu geben, welche ursprünglich ein Bild des wolkenfreien Sternengewölbes gewesen zu sein scheinen, welches der Held, stets nach

dem Wolkenpferd des Drakos, zu holen hat. Wir betrachten diese Decke daher als ein Gegenbild zu dem Asenbraukessel, welchen Tor im Spätsommer von Hymir herbeiholt.

Schimmel und Schellendecke des Drakos erscheinen in der fränkischen Sage vom wütenden Heere verbunden. Ihr zufolge reitet Hulda als Anführerin des wütenden Heeres gleich Wuotan auf einem Schimmel, »der Rollegaul« genannt, dessen Satteldecke und Gezäum mit silbernen Glöckchen besetzt sind, die ein wunderbar schönes Geläute geben. Der Schimmel berührt dabei nicht die Erde, sondern schwebt einige Fuß über ihr, oder fährt hoch in der Luft von Berg zu Berg über weite Täler; Mannhardt German. Mythen S. 262 und 712 erklärt ihn für ein Wind- und Wolkenbild, und diese Erklärung läßt sich mit unserm Pferd der Lamia, das die Wolken trinkt, belegen.

Den Mantel, den der Held vor dem Gaule ausbreitet, damit seine Tritte nicht gehört werden, deuten wir gleichfalls auf die Wolke, über die der Sturm hineilend gedacht wird.

Dieser Roßraub ist uns nur eine andere Form für den in der hellenischen Götterlehre so häufigen Rinderraub, des Hermes, Herakles usw.

Der Zug, daß der Held die Lamia statt seiner in den

Backofen steckt, wiederholt sich, jedoch weiblich, in dem albanesischen Märchen Nr. 95 und dem deutschen von Hänsel und Gretel bei Grimm Nr. 15. –

Auch Wolf d.M. und S. Nr. 5 enthält eine sehr abgeflachte Form dieses Märchens.

Ebenso der Pentamerone in Nr. 27. Die dem König von den den Helden beneidenden Höflingen eingeflüsterten Aufgaben sind hier das redende Roß des wilden Mannes und dessen Zimmertapeten (nebst Bettdecke) zu holen und dem König dessen Palast zu verschaffen.

Fußnoten

1 Nach einer Variante aus dem Dorfe Çagori sechs Brüder.

2 νὰ τοὺς ζεμάτιον.

3 τὴν λαμιοπούλαν.

4 Zozos ist ein Gemeinwort und heißt der Kleine.

5 φλοκάτα.

6 πισταγκώνησι.

4. *Vom eisernen Derwisch und dem Prinzen mit den drei Zwiebäcken.*

Text (aus Wilza in Çagori).

Variante 1. (Aus Ziza bei Jannina.) – Es war einmal ein mächtiger König, der besaß neun Reiche, bekam aber keine Kinder und war darüber sehr traurig. Da kam eines Tages ein Bettler zu ihm, und erbot sich, ihm zu Kindern zu verhelfen, und als der König darauf einging, gab er ihm einen Apfel und sprach: »Nimm diesen Apfel, zerschneide ihn in Scheiben, iß sie zusammen mit der Königin, und lege dich mit ihr unter einen Apfelbaum, so wird ihr Leib gesegnet werden.« Der König tat, wie ihn der Bettler angewiesen hatte, und da wurde der Leib der Königin gesegnet.

Um diese Zeit mußte aber der König eine große Reise durch seine neun Reiche machen und in jedem Reiche ein Jahr bleiben, so daß er erst im zehnten Jahre nach Hause zurückkehren konnte.

Unterdessen war die Königin im neunten Monate nach seiner Abreise von einem Knaben entbunden worden, und dieser hatte so rasch zugenommen, daß er mit neun Jahren wie ein Jüngling von zwanzig Jahren aussah.

Als nun der König nach Ablauf der neun Jahre nach Hause zog, ohne zu wissen, daß ihm ein Sohn geboren

sei, da kam ein Drakos auf ihn zu und rief: »Du mußt mir entweder dasjenige geben, was ich mir aus deinem Palaste wünsche, oder dich von mir fressen lassen.« Da erwiderte der König ganz erschrocken: »Ich will dir alles geben, was du dir aus meinem Palaste nur wünschen magst.« Der Drakos sprach: »Du hast einen Sohn in deinem Palaste, ohne es zu wissen, und diesen mußt du mir geben.« Als das der König hörte, freute er sich einesteils, daß er einen Sohn habe, und andernteils grämte er sich, daß er ihn dem Drakos geben müsse.

Wie er nun nach Hause kam, da lief ihm sein Sohn entgegen; er küßte und herzte ihn, aber bei all seiner Freude war er doch traurig, weil es ihm nicht aus dem Sinne wollte, daß er seinen Sohn dem Drakos gelobt habe.

Am nächsten Tage begegnete der Knabe, als er zur Schule ging, dem Drakos, und dieser sagte zu ihm: »Lieber Junge, sei so gut und sage zu deinem Vater, daß er mir das geben solle, was er mir gelobt habe.« Der Knabe versprach es auszurichten, vergaß aber darauf. Am andern Morgen kam der Drakos wieder zu ihm, als er zur Schule ging, und fragte ihn, ob er seinem Vater das ausgerichtet habe, was er ihm aufgetragen. Der Knabe erwiderte: »Ich habe es vergessen.« Da sagte der Drakos: »So sage es ihm heute.« Der Knabe versprach

es, und vergaß es abermals. Am dritten Tage kam der Drakos wieder zu ihm und der Knabe sagte ihm, daß er es wieder vergessen habe. Da zog der Drakos einen schönen Apfel hervor und gab ihn dem Knaben und sprach: »Da nimm diesen Apfel und stecke ihn in die Tasche, und wenn du ihn herausnimmst, um ihn zu essen, so erinnere dich daran, daß du deinem Vater das ausrichten sollst, was ich dir aufgetragen habe.«

Der Knabe vergaß aber den Apfel und den Auftrag, und erst am Abend, als ihn seine Mutter auszog, fiel der Apfel zu Boden, da erinnerte er sich an seinen Auftrag, und sagte zur Mutter: »So und so hat ein Drakos zu mir gesprochen, und er hat mir diesen Apfel gegeben, damit ich nicht vergessen sollte, es dem Vater auszurichten.«

Da ging die Mutter sogleich zu dem König, und dieser ließ seinen Sohn kommen und fragte ihn selber aus. Als er hörte, was der Drakos zu ihm gesagt hatte, da seufzte er so tief auf, daß davon der ganze Palast erzitterte, und begann nun seinerseits dem Knaben zu erzählen, wie es ihm mit dem Drakos ergangen sei, wie er nichts von der Geburt seines Sohnes gewußt und ihn dem Drakos versprochen habe.

Darauf sagte der Knabe: »Vater, gib mir ein zweischneidiges Schwert und ein Roß, das Feuer schnaubt, denn ich will fort von hier, damit mich nicht der

Drakos holt und auffrißt.« Da gab ihm der Vater Schwert und Roß, und ohne Verzug setzte sich der Knabe auf und ritt fort. – Bald kam er in eine Einöde und darin traf er auf eine Lamia; zu der sagte er: »Frau Lamia, sei so gut und verstecke mich, damit mich der Drakos nicht finden und fressen kann.«

Als aber der Drakos erfuhr, daß der Knabe geflohen sei, machte er sich auf, um ihn zu fangen, und verfolgte seine Spur bis in den Hof der Lamia. Wie ihn diese kommen sah, verwandelte sie den Knaben in eine Kehrichtschaufel[1], sein Pferd aber in einen Besen, und das Schwert versteckte sie unter das Dach[2]. Der Drakos rief der Lamia vom Hofe aus zu: »Frau Lamia, Frau Lamia, es riecht mir hier wie Königsblut.« Diese aber sprach darauf: »Was sagst du da für Unsinn, Herr Drakos, wie könnte sich dergleichen bis in mein Haus verlieren?« – Darauf kam der Drakos ins Haus, um nach dem Prinzen zu sehn, und sagte: »Gib mir jenen Dachsparren[3], Frau Lamia, um mir damit die Zähne auszustochern.« Sie gab ihm den Sparren, er stocherte sich[4] damit die Zähne aus, und ging seiner Wege.

Als der Drakos fort war, verwandelte die Lamia wiederum die Kehrichtschaufel in den Prinzen und den Besen in das Roß und sagte zu ihm: »Ich habe noch zwei

andere Schwestern, mein Söhnchen. Nimm also diesen Zwieback und geh zu der nächsten und sage zu ihr: viele Grüße von deiner Schwester, der Lamia, und sie läßt dir sagen, daß du mich verstecken sollest, damit mich der Drakos nicht fresse.«

Da ging der Prinz zu der zweiten Lamia, richtete ihr den Auftrag ihrer Schwester aus, und gab ihr den Zwieback. Bald darauf kam der Drakos auch dorthin, um nach dem Prinzen zu suchen, und als ihn die Lamia kommen sah, verwandelte sie den Prinzen wieder in die Kehrichtschaufel, das Roß in den Besen und versteckte das Schwert unter das Dach. Der Drakos aber rief vom Hofe aus: »Frau Lamia, Frau Lamia, es riecht hier wie Königsblut.« Diese erwiderte: »Ei, Unsinn und kein Ende! Wie sollte sich das bis hierher verloren haben!« Der Drakos kam jedoch ins Haus, um nachzusehen, konnte aber nichts finden. Da bat er die Lamia, sie solle ihm jenen Dachsparren geben, um sich damit die Zähne auszustochern. Die Lamia gab ihm den Sparren. Während des Stocherns sah er sich überall um und dachte nach, wo der Knabe wohl versteckt sein könnte; er konnte es aber nicht herausbekommen, und ging endlich weg.

Darauf schickte die Lamia den Prinzen mit einem Zwieback an die dritte Schwester und ließ ihr sagen, daß

sie ihn verstecken solle, damit ihn der Drakos nicht fressen könne. Die nahm ihn ebenso wohl auf, wie die beiden Schwestern, und als sie des Drakos ansichtig wurde, machte sie es ebenso wie jene und verwandelte den Prinzen in die Kehrichtschaufel, das Roß in den Besen und legte das Schwert unter das Dach. Als nun der Drakos herankam, rief er: »Frau Lamia, Frau Lamia, es riecht mir wie Königsblut in deinem Hofe.« Sie aber sagte: »Ei, Unsinn und kein Ende! Wo sollte denn so etwas in meinen Hof kommen!« Er kam nun ins Haus, war aber nicht glücklicher als die anderen Male, und zog daher wieder ab, nachdem er sich eine Zeitlang mit dem Dachsparren die Zähne ausgestochert hatte.

Als er fort war, entzauberte die Lamia den Prinzen und sein Roß, gab ihm zu den Zwiebäcken, die er von ihren Schwestern erhalten hatte, noch einen dritten und sagte: »Nimm auch diesen Zwieback und gehe damit zur Quelle und wirf die drei Zwiebäcke hinein, und sie werden sich in drei Raubtiere verwandeln; wenn du die überall mitnimmst, wohin du gehst, so kann dir nichts geschehen.«

Da dankte der Prinz der Lamia, nahm Abschied von ihr und ging zur Quelle, und als er seine drei Zwiebäcke hineinwarf, wurden daraus drei große Raubtiere. Er nannte das eine Löwe, das andere Tiger und das dritte

Schwarzhund[5], und kehrte mit ihnen in sein Reich zurück. Seine Eltern fand er dort nicht mehr, denn sie waren unterdessen gestorben, und nachdem er sie eine lange Zeit betrauert hatte, heiratete er eine Frau, die sehr schön war, aber ein heimliches Verhältnis mit jenem Drakos hatte. Sie beriet sich daher mit ihm, wie sie es anfangen sollten, um den Prinzen[6] zu töten. Eines Tages versteckte sie den Drakos in den Keller[7], und als der Prinz am Abend nach Hause kam, machte sie ihm sein Bett auf die Falltüre, die zum Keller führte. Der Prinz merkte zwar, daß der Drakos unter ihm sei, aber er liebte seine Frau so sehr, daß er nichts sagte, und als ihn diese bat, er solle seine stinkenden Hunde hinausschaffen, so jagte er sie hinaus und schloß die Türe. In der Nacht aber konnte er nicht schlafen, und als er merkte, daß der Drakos die Falltüre öffnen wollte, auf der er lag, rief er seinen Hunden und diese sprengten die Türe, setzten sich an sein Bett und so konnte der Drakos nichts machen.

Am folgenden Tage versteckte die Frau den Drakos in die Truhe und machte das Bett ihres Mannes darauf. Als der Prinz am Abend nach Hause kam, beklagte sich die Frau wieder so lange über den Geruch der Tiere, bis er sie hinausjagte und die Türe schloß. In der Nacht aber merkte er wiederum, daß der Drakos den Deckel der Truhe heben wolle, er rief also seinen Tieren und diese

sprengten die Türe, setzten sich an sein Bett und so konnte der Drakos wieder nichts machen.

Am dritten Tage sagte ihm seine Frau: »Du sollst heute deine stinkenden Hunde mit vierzig Ketten an binden und allein auf die Jagd gehn und Wild bringen, das nicht nach deinen Tieren stinkt.« Er tat ihr auch diesen Gefallen, band seine Tiere fest und ging allein auf die Jagd. Als er eine Weile gejagt hatte, da kam der Drakos auf ihn zu und sprach: »Habe ich dich endlich! Nun werde ich dich fressen.« Der Prinz antwortete: »Tue, wie es dir gefällt, laß mich aber vorher noch auf jenen Baum steigen und von dort aus meiner Frau rufen, damit ich sie noch einmal sehen kann, und dann friß mich.« Der Drakos erlaubte ihm das und der Prinz stieg auf den höchsten Baum in der Nachbarschaft. Statt aber seiner Frau zu rufen, rief er dreimal: »Löwe, Tiger und Schwarzhund, nun muß euer Herr sterben.« Als das die Tiere hörten, rissen sie alle Ketten entzwei, mit denen sie gebunden waren, liefen an den Baum, auf dem ihr Herr saß, und sahen hinauf. Er aber rief: »Was seht ihr nach mir? Dort ist der Drakos, auf ihn!« Da packten sie den Drakos und zerrissen ihn in tausend Stücke. Darauf ging er zu einer Quelle und wusch seine Tiere mit Wasser, so daß sie wieder zu Zwiebäcken wurden, steckte sie in die Tasche, ging nach Hause und zerhieb seine Frau in tausend Stücke, die Zwiebäcke aber verwahrte er für

den Fall der Not in der Truhe.

Variante 2. (Aus Kato Sudena.) – Eine kinderlose Frau bat den lieben Gott, er möge ihr ein Kind schenken und nach zwölf Jahren möge es der Wolfsmann[8] fressen.

Als der Junge zwölf Jahre alt war, ließ der Wolfsmann durch ihn dessen Mutter an ihr Gelübde erinnern. Der Knabe vergaß es und erhielt eine Nuß, um sich des Auftrags zu erinnern, und beim dritten Male eine Ohrfeige und einen Apfel und nun richtete er ihn aus.

Als nun der Knabe von der Mutter hörte, was der Auftrag bedeute, floh er in die Einöde und fand dort eine Lamia, die ihn zu ihrer Schwester schickt. Von dieser wird er zur dritten Lamia geschickt, die zwischen den beiden Pappeln[9] wohnt. Diese gab ihm drei Zwiebäcke und eine Kette und brachte ihn mit (auf?) der Kette über einen Fluß und jenseits wurden die drei Zwiebäcke zu Hunden: den einen nannte er Tollpatsch, den zweiten Horchauf und den dritten Jedesmal[10]. Dort fand er auch ein Mädchen und verheiratete sich mit ihr.

Der Wolfsmann kam zu den drei Lamien und fragte nach dem jungen Manne, aber sie leugneten alle drei, ihn gesehen zu haben; endlich kam er an den Strom und fragte die junge Frau, ob nicht jenseits ein junger Mann sei, und diese bejahte es. Darauf fragte er sie, wie er

über den Strom gekommen sei, und sie antwortete: »Auf jenem Holze.« Da setzte sich der Wolfsmann auf das Holz, das schlug aber um und wenig fehlte, so wäre er ertrunken. Darauf sagte er zu ihr: »Du mußt am Abend deinen Mann fragen, wie er es angefangen habe, um über den Strom zu setzen.« Als nun die junge Frau ihren Mann darum fragte, wollte er ihr es anfangs nicht sagen, als sie aber nicht nachließ, sagte er ihr endlich, daß er mit der Kette hinübergekommen sei.

Am andern Morgen warf die Frau dem Wolfsmann die Kette zu und mit dieser kam er über den Strom. Auf sein Anstiften verlangte dann die Frau von ihrem Manne, daß er seine drei Hunde an die Kette legen und ihnen die Ohren mit Wachs verstopfen solle, weil ihr Vater sie besuchen wolle, sich aber vor den Hunden fürchte. Als der Mann das getan hatte, kam des Abends der Wolfsmann und packte ihn. Da sprach jener: »Laß mich nur noch einmal auf jenen Baum steigen und meinem Vater und meiner Mutter zurufen.« Und als das der Wolfsmann erlaubte und er oben war, rief er seinen Hunden, und als die Hunde seine Stimme hörten, zerrissen sie ihre Ketten und fraßen den Wolfsmann auf. Darauf setzte er auf der Kette über den Fluß und seine Hunde wurden wieder zu Zwiebäcken und sagten zu ihm: »Wenn du uns rufst, so sind wir auch schon bei dir.«

Als er nun zu seiner Mutter ging und nicht mehr weit vom Hause war, da begann der Hahn seiner Mutter zu krähen und rief: »Heut ist ein glücklicher Tag, heute abend kommt der Herr.« Darauf sprach die Mutter: »Wenn das wahr ist und mein Sohn heute abend kommt, so will ich dir deinen Schweif versilbern.« Und als er wirklich am Abend kam, so versilberte die Mutter den Schweif des Hahnes.

Anmerkungen. – Das Textmärchen und Variante 2 folgen der Gelobungsformel Nr. 8.

In der ersten Variante ist der Knabe schon geboren, ohne daß es der Vater weiß, und das Gelöbnis wird ihm vom Drakos durch List abgenötigt.

Beachtenswert ist in der zweiten Variante die dritte Lamia, die zwischen den zwei Silberpappeln wohnt und ihm die Kette gibt, mit der er über den Strom setzt.

Wir finden hierin die, nach der Odyssee vor der Unterwelt oder besser Außenwelt stehenden Silberpappeln und erkennen in dem Flusse den Okeanos, über den auch Odysseus fährt, um in die Unterwelt zu gelangen. Die Außenwelt scheint auch in der Insel angedeutet, auf welcher im Textmärchen die Prinzessin mit ihren Mägden wohnt. Diese stellt sich zu den hellenischen Inselgöttinnen Kirke und Kalypso und der auf Island oder Sägardr (dem von der See umflossenen

Garten) wohnenden Brunhild, welche sich in der schönen Prinzessin widerspiegelt, die in einem Kristallschloß auf dem schwarzen See wohnt. Wolfs Zeitschr. II, S. 446.

Wir stellen in unserer Vergleichung der hellenischen und germanischen Sagen die Ansicht auf, daß diese Göttinnen als in der Außenwelt wohnende Göttinnen des Sonnenauf- und -untergangs, und d a h e r a u c h als Todesgöttinnen zu betrachten seien.

Der auf der Insel befindliche ummauerte Apfelsinengarten stellt sich hiernach zu den Hesperidengärten.

Von diesem Standpunkte werden auch die neun Reiche wichtig, die in Variante 1 der Vater des Helden besitzt, in deren jedem er ein Jahr weilen muß, und aus denen er erst im zehnten Jahre wieder nach Hause kommen kann. Sie entsprechen einesteils den neun Welten der Voluspa, und können andererseits auf den astronomischen Jahreskreis der hellenischen Enneateris hinweisen.

Den weissagenden Hahn[11] endlich, welchem in Variante 2 sein Sichelschweif versilbert wird, stellen wir zu dem Hahne Widofnir, der in Fiölsvinnsmal 24 ganz von Gold glänzt und 31 eine blinkende Sichel hat.

Der Zug deutet daher, wie so viele ähnliche in dem

obigen Werke angeführte, an, daß die Rückkehr des Helden auf den Anfang eines neuen astronomischen Zeitabschnittes fällt.

Die drei aus den Zwiebäcken hervorgehenden Männer des Textmärchens werden in Variante 1 zu drei Raubtieren, in Variante 2 zu drei Hunden, und ent sprechen als solche den drei Hunden Jannis in Nr. 24.

Die drei Hunde, welche den Helden aus der Gewalt eines Riesen befreien, der ihn töten will, indem sie denselben zerreißen, nachdem sie auf den Ruf ihres Herrn die Ketten zersprengt, an die sie gebunden waren, finden sich auch bei Wolf, Deutsche Hausmärchen, S. 14.

Ebenso bei Zingerle Nr. 8, wo sie den Drachen zerreißen, dem die Königstochter ausgesetzt ist.

Bemerkenswert ist, daß sowohl im Griechischen als im Deutschen jedes dieser drei Wesen seinen besonderen Namen hat.

Die Überlistung des Königs bei seinem Gelöbnis an den Drakos, welche Variante 1 einleitet, ist in vielen Märchen vertreten, z.B. Grimm Nr. 181, Schott Nr. 2 und 15.

Eine solche Vorstellung muß bereits bei Atlis Unterredung mit dem Vogel vorausgesetzt werden in der

eddischen Helgakvidha Hjorvardhssonar, denn der Vogel sagt: »Doch wähl' ich, was ich will, aus des Königs Wohnung;« und Atli antwortet: »Wenn du (den König) Hiörward nicht kiesest, noch seine Kinder, noch des Fürsten schöne Frauen.« Auch Odin überlistet in ähnlicher Weise seine Schülerin im Bierbrauen, indem er sich das versprechen läßt, was zwischen ihr und dem Fasse ist.

Einen weiteren nordischen Anklang ergeben die drei den Helden vor den Nachforschungen des Drakos versteckenden Lamias an die drei Götter Odin, Hönir und Loki, welche in dem bekannten Faröerliede den Sohn des Bauern vor dem ihn suchenden Riesen verbergen, welcher ihn im Spiele vom Vater gewonnen; ob der Sohn des Bauern Einsatz war, oder die Einsatzformel eine List des Riesen enthielt, läßt sich aus den Worten des Liedes nicht bestimmen, doch ist letzteres wahrscheinlicher, denn es heißt:

Bauer und Riese spielten lang,
Der Bauer verlor, der Riese gewann. – –
Gewonnen ist das Spiel mir schon,
N u n will ich haben deinen Sohn.

Fußnoten

1 φαρισιᾶ, *Cycl.* φαράσι.

2 ἀσριϳάχα, ἀσριάχα?

3 γρέντα.

4 ξετζίτωσε, *Cyklad* ξευτίλησε.

5 ἀσλάν, καπλάν καὶ μαυροκούταφο κουτάβι ist Wild überhaupt.

6 Er bleibt Königssohn auch nach seines Vaters Tod.

7 κλαφανί.

8 λυκάνϑρωπος.

9 λεύκη, Silberpappel.

10 μπουταλᾶ, ἀκοὴ, ἀνεκαστὴ?

11 Vergl. den Letikos Rückkehr verkündenden Hahn in Nr. 41

5. *Vom Prinzen, der dem Drakos gelobt wurde.*

Text (aus Ziza).

Variante. (Aus Kukuli in Çagori.) – Es war einmal eine Schwiegermutter, die hatte drei Schwiegertöchter, von denen die jüngste zuerst schwanger wurde. Da hieß die Schwiegermutter eines Tages die beiden ältesten in den Wald gehen und Holz holen. Die sagten aber, daß sie nicht allein gingen, wenn die jüngste nicht mit ihnen käme. Die Schwiegermutter entgegnete ihnen, daß die keinen Bündel tragen dürfe, weil sie schwanger sei; aber die älteren bestanden darauf, daß sie mitgehen solle, und so ging sie denn mit. Sie gingen nun in den dicken Wald, schlugen Holz und banden es in drei Lasten, und als sie damit fertig waren, kauerten sie nieder und banden sich die Lasten auf den Rücken. Darauf standen die beiden älteren auf und gingen ihrer Wege, ohne sich weiter um die jüngste zu kümmern, die vergebens mit ihrer Last aufzustehen versuchte. Die Ärmste wurde von der Anstrengung so müde und matt, daß sie zu weinen und zu schluchzen anfing.

Da stand plötzlich ein Pope vor ihr und fragte, was ihr fehle. Das war aber der Teufel, der sich in einen Popen verwandelt hatte, um sie zu betrügen. Sie sagte ihm die Ursache ihres Kummers, und er erwiderte: »Ich helfe dir aufstehen, wenn du mir versprichst, daß du mir das Kind

geben willst, das du gebären wirst, wenn es ein Knabe ist und er zwölf Jahre alt geworden, wenn es aber ein Mädchen ist, so soll es dein sein.« Da sprach die junge Frau in ihrer Not: »Ja, ich will dir's geben, wenn es ein Knabe ist und er zwölf Jahre alt geworden,« und nun hob sie der Teufel auf, und sie ging nach Hause.

Bald darauf gebar sie einen Knaben, der wacker gedieh, und als er größer wurde, in die Schule ging. Als er nun zwölf Jahre alt war, da wartete ihn der Teufel eines Tages auf seinem Wege zur Schule ab und sprach zu ihm: »Sage deiner Mutter, daß sie mir das geben solle, was sie mir versprochen hat.« Als aber der Knabe nach Hause kam, da hatte er den Auftrag vergessen. Am andern Tage traf er den Teufel auf derselben Stelle, und der fragte ihn, was für eine Antwort ihm seine Mutter gegeben habe: ja oder nein. Da sagte der Knabe: »Ich habe vergessen, es ihr zu sagen.« Darauf gab ihm der Teufel eine Ohrfeige und einen Apfel und sprach: »Nun wirst du es nicht vergessen, ihr meinen Auftrag auszurichten.«

Als nun der Knabe nach Hause kam, da fragte ihn die Mutter, von wem er den Apfel erhalten habe. Der Knabe antwortete: »Fast hätte ich es wieder vergessen, denn schon zweimal hat mir ein Pope aufgetragen, dir zu sagen, du sollest ihm das geben, was du ihm versprochen

hast.« Da fiel der Mutter das Versprechen ein, das sie dem Teufel im Walde gegeben hatte, und sie rief: »Ach, mein Kind! das ist der Teufel, und der wird dich nun holen.« Der Knabe aber antwortete: »Was, er will mich holen? da muß er mich doch erst fangen; und glaubst du, daß ich hier bleibe und warte, bis er kommt?«

Da ging er fort, und nahm von Hause weiter nichts mit, als eine Hündin mit drei Jungen[1]. Unterwegs begegnete er einer Füchsin mit ihren Jungen, und diese verlangte von ihm einen jungen Hund. Er antwortete, daß er ihr einen geben wolle, wenn sie ihm dafür eines ihrer Jungen gäbe. Das war die Füchsin zufrieden und so tauschten sie miteinander. Nach einer Weile begegnete er einer Wölfin mit ihren Jungen und tauschte auch mit dieser eines davon gegen einen jungen Hund ein.

Darauf zog er mit seinen Tieren so weit, bis er in eine große Einöde kam. Als er eine Weile in dieser gewandert war, kam er an ein großes Schloß, in dem eine alte Frau wohnte. Er ging hinein und begrüßte die Alte: »Guten Tag, Frau Mutter!« und diese erwiderte: »Guten Tag, mein Söhnchen! wie kamst du hierher?« Darauf erzählte ihr der Knabe, was sich mit ihm zugetragen, und bat sie, seine Hunde nicht anzubinden, damit sie ihn vor dem Teufel schützen könnten. Die Alte aber hörte nicht auf seine Bitte und band sie an, und als er sie um etwas zu

essen bat, weil er großen Hunger habe, da gab sie ihm eine Honigwabe. Während er diese verzehrte, kam der Teufel und wollte ihn packen; da gab er ihm die Honigwabe und sprach: »Da, friß erst diese und laß mich noch so lange leben, bis du damit fertig bist.« Während aber der Teufel an der Wabe kaute, rief der Knabe: »Hundsmutter, Schlaufuchs, Schreckwolf[2], kommt und helft mir.« Die Tiere suchten sich loszureißen, aber sie waren zu fest angebunden; da rief er noch einmal, und als er sah, daß der Teufel fertig war und auf ihn losstürzte, rief er, so stark er konnte: »Hundsmutter, Schlaufuchs, Schreckwolf, kommt und helft mir!« Da strengten sie all ihre Kräfte an, rissen sich los, stürzten auf den Teufel und zerrissen ihn in Stücke. Darauf nahm er den Kopf des Teufels und zeigte ihn der Alten. Die nahm ihn und warf ihn ins Feuer; während er aber verbrannte, fuhr er aus dem Feuer der Alten an die Stirn, und diese starb von dem Schlage.

Von da kam der Knabe in eine andere Einöde, und dort fand er einen Drachen, einen Adler, eine Fliege und eine Ameise, welche sich über die Teilung eines Aases stritten. Als der Knabe dies sah, begann er sich zu fürchten und wollte sich aus dem Staube machen, aber die Tiere riefen ihm zu, er solle sich nicht fürchten, sondern herbeikommen, ihren Streit schlichten und die

Teilung vornehmen, über die sie nicht einig werden könnten.

Da faßte sich der Knabe ein Herz, trat herzu und machte aus dem Aase vier Teile. Von diesem gab er den größern Teil des Fleisches dem Drachen, den kleinern dem Adler, das Fell der Fliege, und die Knochen der Ameise. Mit dieser Teilung waren alle so wohl zufrieden, daß sie ausmachten, daß jeder ihm dankbar bleiben solle, und darum sprach der Drache: »Wenn du große Stärke nötig hast, so rufe: ›Drache, mit deiner Stärke‹;« der Adler: ›Wenn du fliegen willst, so rufe: Adler, mit deinen Flügeln!‹ und die Fliege und die Ameise sagten: ›Wenn er irgendwo hineinschlüpfen wolle, so solle er sie rufen[3].‹

Darauf ging er zu einem König, dessen Tochter hatte bekanntmachen lassen, daß sie denjenigen heiraten wolle, welcher ihr das Wasser des Lebens bringe, um sich damit zu waschen. Es waren aber schon viele nach diesem Wasser vergebens ausgegangen, als er vor den König trat und von diesem die Erlaubnis erhielt, dasselbe zu holen. Dieses Wasser des Lebens war nämlich in einem Berge, der sich so schnell wie der Blitz öffnete und ebenso schnell wieder schloß, und als der Jüngling dahin kam, rief er: »Adler, mit deinen Flügeln!« Da wuchsen ihm sogleich Flügel an und mit diesen schoß er, so schnell er konnte, durch den Spalt des Berges, füllte

darinnen seine Kürbisflasche mit dem Wasser des Lebens und flog ebenso schnell aus dem Berge zurück, als sich dieser wieder öffnete. Darauf ging er heimlich zur Prinzessin, brachte ihr das Wasser und verwandelte sich dann in eine Ameise. Die Prinzessin glaubte, er sei weggegangen und zog sich aus, um sich mit dem Wasser des Lebens zu waschen; da überraschte er sie plötzlich, und so mußte ihn die Prinzessin zum Manne nehmen.

Nach einer Weile schickte sie ihn in den Krieg und zeichnete ihn auf der Stirn, um ihn sicher wiederzuerkennen, wenn er zurückkehre. Als er nun im Lager ankam und auf dieses der Feind anrückte, sagte er zum König: »Halte dein Heer im Lager, ich will den Feind allein bestehen.« Der König wollte anfangs nicht auf ihn hören und gebot ihm, mit so dummen Reden zu schweigen. Als er aber darauf bestand, allein vor den Feind zu gehen, ließ es der König endlich zu. Da zog der Jüngling allein dem Feinde entgegen, und als er in dessen Nähe kam, rief er: »Drache, mit deiner Stärke!« und stürzte dann mit solcher Wut auf die Feinde, daß sie in großen Schrecken gerieten und die Flucht ergriffen und er viele von ihnen auf der Flucht erschlug. Als er in das Lager zurückkam, sah der König, daß er an dem Arme verwundet war, er nahm also sein Schnupftuch[4] und verband ihm die Wunde damit.

Darauf zogen sie wieder nach Hause; als sie aber in die Nähe der Stadt kamen, blieb der Jüngling zurück und setzte sich auf den Rand eines Brunnens, und ehe er sich es versah, stieg daraus der Teufel hervor und zog ihn in den Brunnen hinab. Nach einer Weile kam die Königstochter, um zu sehen, was aus ihrem Manne geworden, und erblickte dessen Tiere, wie sie ängstlich um den Brunnen herumliefen. Da merkte sie, daß er in den Brunnen gefallen sei, und als sie hineinsah, rief der Teufel ihr zu: »Wenn du mir die Hündin gibst, so zeige ich ihn dir bis zur Brust.« Da gab sie ihm die Hündin und er steckte den Kopf des Mannes aus dem Brunnen. Für den Fuchs bekam sie ihn bis zu den Hüften zu sehen und für den Wolf hob er ihn ganz aus dem Brunnen hervor; wie er aber den Jüngling wieder zurückziehen wollte, da hetzte dieser seine Tiere auf ihn und diese zerrissen ihn in Stücke und der Jüngling lebte fortan mit der Königstochter herrlich und in Freuden.

Anmerkungen. – Das Textmärchen und die Variante folgen der Kindergelobungsformel Nr. 8.

In beiden ist damit die Formel von den dankbaren Tieren Nr. 32 verbunden, jedoch mit der Besonderheit, daß der Held von ihnen das Vermögen erhält, sich in ihre Gestalten zu verwandeln. Dann folgt ein Zug der Brautwette.

Dem Kerne nach stimmen beide Formen mit der Nixe im Brunnen bei Grimm Nr. 181 überein, denn hier wie dort befreit die Frau den einem Wassergeist gelobten und von diesem in die Tiefe gezogenen Mann aus dessen Gewalt, indem sie ihn durch Geschenke überlistet. Doch weichen die Einzelheiten voneinander ab. In der Variante findet sich selbst die Gestalt der Alten des deutschen Märchens, wenn auch vollkommen unverstanden.

Noch verwandter mit den griechischen Formen ist das deutsche vom grauen Männchen bei Wolf d. Hausm. S. 377, wo sich die Züge der Gelobung, der Brautwette, des Raubes des Gelobten und seiner Wiedererlangung durch Gaben in gleicher Ordnung finden, nur tritt im letzten Zuge ein Zauberer an die Stelle der Frau. – Auf S. 82 daselbst findet sich eine dem Textmärchen entsprechende Teilung eines Aases unter Biene, Fuchs, Windhund und Löwe. Nachdem der Held die Teilung zur vollen Zufriedenheit der Tiere vollzogen, geht er seines Weges. Da kommt ihm der Windhund nachgelaufen und ruft ihn zurück, und die Tiere sprachen, sie hätten v e r g e s s e n , sich bei ihm zu bedanken, Geld hätten sie keines, aber das wollten sie ihm verleihen, daß er die Gestalt von einem jeden der fünf Tiere annehmen könnte, sooft er sich in Gedanken dazu wünschen wolle.

Beachtenswert ist ferner der Zug der Variante, daß

der Held gegen junge Hunde einen jungen Fuchs und einen Wolf eintauscht und von diesen begleitet und verteidigt wird, weil er an die Tiere der beiden Brüder in Grimm Nr. 60 erinnert.

Ein solcher Tieraustausch kommt auch in Nr. 24 vor.

Die stets zur Zufriedenheit der Beteiligten ausfallende Teilung eines Aases durch den Held ist ein weitverbreiteter Märchenzug und läßt sich als das Gegenstück zu der bekannten Teilung des Opferfleisches durch den hesiodischen Prometheus bei der Versammlung in Mekone betrachten, bei welcher er den Zeus überlisten wollte.

Die Bedingung der Variante, daß das gelobte Kind erst nach zwölf Jahren dem Dämon gehören solle, wiederholt sich nicht nur in Nr. 54, sondern auch bei Grimm Nr. 92. – Vielleicht hängt diese Zahl irgendwie mit dem Glauben der Litauer zusammen, daß die von den Laumes (Elfen) für entwendete Kinder hingelegten Wechselbälge niemals älter als zwölf Jahre würden; s. Schleicher S. 91.

Fußnoten

1 κουτάβια.

2 σκῦλα μάνα, ἀλεποῦ πονηρὴ, κλύκε φοβερέ.

3 νὰ τοὺς ἀναβάνῃ s.v.a. ἀναφέρῃ.

4 τζεβρέ.

6. *Vom Prinzen und seinem Fohlen.*

Text (aus Ziza bei Jannina).

Variante 1. (Aus Ziza.) – Der als Arzt verkleidete Jude verlangt nicht die Leber des Königssohnes, sondern die Eingeweide eines Fohlens, die auf den Leib der Königin gelegt werden müßten, und der König antwortet: »Wir haben ein Fohlen im Stall, das soll geschlachtet werden. – –«

Der Prinz verlangt nicht drei Anzüge, sondern einen goldenen Anzug und einen goldenen Sattel. – –

Der Zug des heimlichen Reitens ist aus dieser Variante in den Text aufgenommen, nach dessen Version die Königstochter den Prinzen nicht beim Reiten belauscht, sondern, als er sich vom Wege erhitzt unter dem Königsschlosse stehend abkühlt, sein kostbares Gewand durch den Schlitz des Kittels erblickt, und daraus auf seine königliche Abkunft schließt.

Variante 2. (Aus Agia Anna.) – Es waren einmal zwei Eheleute, die lebten vierzig Jahre miteinander, ohne Kinder zu bekommen, und baten daher den lieben Gott, er möge ihnen ein Kind schenken, und wenn es herangewachsen wäre, könne es der Drakos holen.

Da kam ein Drakos, ließ sich von ihnen das Kind versprechen, wenn sie eines bekommen würden, und gab

ihnen einen Apfel. Den aßen sie zusammen und gaben die Schalen einer Stute. Davon gebar die Frau einen Knaben, die Stute aber einen jungen Hengst. Als der Knabe zehn Jahre alt war und in die Schule ging, ließ der Drakos durch ihn den Vater an sein Gelübde erinnern. Andern Tages aber sagte der Knabe auf die Weisung seines Vaters, daß er den Auftrag vergessen habe[1]. Da ergriff ihn der Drakos und brachte ihn auf sein Schloß. Dort gab er ihm vierzig Schlüssel, damit er die vierzig Kammern öffnen und sich an deren Inhalt unterhalten könne. Den Schlüssel zu der einundvierzigsten Kammer aber nahm der Knabe heimlich weg, während der Drakos schlief. In dieser fand er ein Roß, und dies sagte ihm, er solle ein Stück Seife, einen Kamm und einen Spiegel holen, und wenn der Drakos schliefe, wollten sie sich flüchten. Vor der einundvierzigsten Kammer fand der Knabe eine Pfütze voller Gold und eine andere voller Silber. Er tauchte den Finger in die goldene und verband ihn mit einem Stückchen Zeug. Als der Drakos aufwachte, fragte er den Knaben, warum er seinen Finger verbunden habe, und dieser erzählte ihm, daß er ihn in eine Goldpfütze getaucht hätte, und als er den Verband abnahm, war sein Finger vergoldet. Da packte ihn der Drakos und tauchte ihn ganz in die Pfütze, und davon wurde er am ganzen Leibe golden.

Darauf flieht der Jüngling mit dem Pferde. Der Drakos verfolgt ihn vergebens, gibt ihm aber noch den Rat auf den Weg, einen alten Mann so lange zu schütteln, bis die Knochen aus ihm herausfallen würden, und sich in dessen Haut zu stecken, damit er in dem Lande, wohin er komme, sein Leben nicht verliere.

Nach einer Weile begegnete der Jüngling einem alten Mann und der gab ihm denselben Rat. Da rief der Knabe: »Wo könnte ich einen Menschen finden, der älter wäre als du?« nahm ihn bei den Haaren, schüttelte ihm alle Knochen aus der Haut heraus und steckte sich hinein.

Darauf kam er zu einem König, der vierzig Blumengärtner und vierzig Gemüsegärtner hatte, und verdingte sich bei ihm nur für die Kost.

Der König hatte auch drei Töchter, welche in einem besonderen Turm wohnten und unverheiratet waren.

Am Sonntag schlüpfte der Jüngling aus seiner Haut, brannte das Haar an, das er von dem Pferd mitgenommen und tummelte das sofort erschienene Pferd zwei Stunden lang im Garten, bis dieses g a n z z u s c h a n d e n w u r d e , und so machte er es jeden Sonntag, wurde aber einstmals von der jüngsten Königstochter belauscht.

Hierauf folgt der Zug mit den drei Melonen wie im

Texte, infolgedessen der König die beiden ältesten Töchter verheiratet, die jüngste aber durch den Wurf mit dem Apfel wählen läßt. Sie wirft dreimal den Alten.

Der König war aber darüber so zornig, daß er beide in den Gänsestall sperren ließ.

Nach einiger Zeit wurde der König von einer Augenkrankheit befallen, die nur mit der Milch der Hirschkuh geheilt werden konnte. Seine beiden Schwiegersöhne zogen danach aus, und als auch der Alte auszuziehen verlangte, gab man ihm zum Spott ein lahmes altes Pferd. Er aber holte die Milch auf seinem eigenen Roß und füllte eine andere Flasche mit Pferdepisse, und als er seinen Schwägern als goldener Ritter begegnete, da fragten sie ihn, ob er nicht wisse, wo sie die Milch der Hirschkuh finden könnten, und er antwortete: »Ich habe solche Milch, wenn ihr sie aber erlangen wollt, müßt ihr euch eure Hintern von meinem Hengst mit den Hufen siegeln lassen.« Anfangs erschien ihnen die Bedingung zu hart, aber endlich ließen sie sich es gefallen, und nachdem der Hengst beide gesiegelt hatte, gab ihnen der Jüngling die falsche Flasche.

Als nun der König das Mittel anwandte, das sie ihm gebracht hatten, erblindete er gänzlich. Darauf gab der Jüngling die wahre Flasche seiner Frau, und damit heilte sie ihren Vater, und zum Dank dafür durfte das Ehepaar

nun in dem Pferdestall wohnen.

Bei dem Kriegszuge erhielt der Jüngling ein einäugige Pferd, um mitzuziehen.

Der König verband die Wunde des Siegers mit dem Schnupftuche, welches seine jüngste Tochter gestickt hatte, und erzählte ihr dies bei der Rückkehr. Als die Prinzessin zu ihrem Manne zurückkehrte, war er vor Müdigkeit eingeschlafen, und sie erkannte an ihrem Tuche, mit dem seine Hand verbunden war, daß er der Sieger sei. Um aber vor dem König zu erscheinen, verlangte er, daß das Heer in Reihe und Glied stehen und die Musik spielen solle, und nun ritt er in seiner ganzen Herrlichkeit zum König, der ihn wohl empfing, bei dem Gastmahle aber seine beiden Schwäger vor ihn setzte. Da fragte er den König: »Warum setzest du mich an den dritten Platz?« Der König aber antwortete: »Weil du der jüngste bist.« Der Jüngling aber rief: »Jene beiden sind meine Sklaven, denn mein Hengst hat sie auf den Hintern gezeichnet; und wenn du es nicht glauben willst, so laß ihnen die Hosen herunterziehen.« Als sich nun der König von der Wahrheit überzeugt hatte, da stand er von seinem Throne auf und setzte den Jüngling darauf.

Anmerkungen. – Das Märchen gehört zur Verkappungsformel Nr. 36.

Die Mutter, welche ihre Kinder wegen eines

ehebrecherischen Verhältnisses mit einem Juden aus dem Wege zu räumen sucht, wiederholt sich in Nr. 36.

Das deutsche Märchen vom treuen Füllchen bei Wolf, Deutsche Hausmärchen, S. 276 zeigt mit dem unsrigen eine wahrhaft überraschende Übereinstimmung. Auf Anraten ihres Buhlen, des Hofjuden, will die Mutter aus Furcht vor dem rückkehrenden Gatten ihren Sohn durch vergifteten Kaffee und ein vergiftetes Kittelchen aus dem Wege räumen, was beides durch dessen treues Fohlen vereitelt wird. Statt der von der Königin zu ihrer Genesung verlangten Zunge des siebenjährigen Knaben will der Vater dem gleichalterigen Fohlen die Zunge ausschneiden lassen. Nach d r e i maliger Umkreisung des Schlosses entflieht das Fohlen mit dem Helden durch die Lüfte. Er nimmt Dienst als Stallknecht, dann als Gartenknecht; die Prinzessin belauscht seine Verwandlung zu einem schönen, im Garten spazierenreitenden Ritter, sie verlangt ihn von ihrem Vater zum Manne, erhält ihn, muß aber zur Strafe mit ihm im H ü h n e r h a u s e wohnen.

Krieg, Auszug des Helden auf einem l a h m e n Pferde, V e r s p o t t u n g , durch ihn erkämpfter Sieg, Verbindung seiner Wunde mit des Königs S c h n u p f t u c h , alles wie im Textmärchen, doch fehlen die Schwäger. –

Bei Grimm Nr. 136 und Zingerle Nr. 28 ist der Eingang abweichend. Von dem Eintritt des Helden in den Dienst aber, ebenso wie Zingerle Nr. 32, übereinstimmend, doch fehlen auch hier die Schwäger.

Der Zug der Verkappung des Helden unterscheidet sich von der der Tierformel als nicht ursprünglich, sondern später angenommene, und von der der Bertaformel als nicht zwangsweise auferlegt.

Anklingende Spuren dieser Verkappung bietet die Vilcinasaga, Kap. 201.
Nun nahm sich Sigurd Waffen und Kleider und ein schlechtes Roß, und er hatte keinen Sattel und ritt so (unerkannt) zu König Thidreks Zelt. Darauf läßt er sich von einem Blutsfreunde, den er im Kampfe überwunden, um Thidrek und seine Genossen zum besten zu haben, als Überwundenen an einen Baum binden. Auch das Einreiten der Landesherren nach deutschen Bräuchen in schlechter Kleidung und auf einäugigem Pferde scheint hier einzuspielen.

Sehr eigentümlich und sich Nr. 45 wiederholend, ist in Variante 2 der alte Mann, aus dessen Haut der Held die Knochen schüttelt und sich dann mit derselben bekleidet. Verbinden wir hiermit die Vergoldung des Helden in Variante 2 und dessen goldenen Anzug und goldenen Sattel in Variante 1, so liegt der Gedanke nahe, den

Verkappten zu dem jungen Herakles und dem als alten Mann verkappten Odysseus zu stellen und ihn als eine Verkörperung der Winterwende zu betrachten; s. hierüber Näheres in unseren vergleichenden Blicken.

Der Zug, daß der Knabe sich den Finger vergoldet, indem er ihn in eine Pfütze taucht, kommt besser begründet bei Grimm Nr. 136 vor (s. auch Grimm Nr. 3).

Die hierauf erfolgende Vergoldung des ganzen Körpers durch das Eintauchen in die Pfütze findet sich ähnlich bei Zingerle Nr. 32, wo die über den Ungehorsam des Helden erzürnte Alte ihm den Kessel auf den Kopf wirft, wovon seine Haare so schön gelb wurden, daß man meinte, sie seien eitel Gold. Um sie nicht zu beschmutzen, bedeckt er sie (wie in Grimm Nr. 136 mit dem Hütchen und unserm Märchen Nr. 50 mit der Blase) mit einer Baumrinde.

Fußnoten

1 διὰ ν᾿ ἀστοχήσῃ τὸν πατέρα του.

7. *Goldgerte.*

Aus Kapessowo in Çagori. –

Dies Märchen ist eine Variante zu der Frejaformel Nr. 1.

Sein Eingang entspricht dem des Löweneckerchen bei Grimm Nr. 88, welches gleichfalls unter diese Klasse fällt. Denn auch dort bestellten sich die beiden ältesten Schwestern Kostbarkeiten, die jüngste aber die singende, springende Lerche. Denselben Eingang hat auch Aschenputtel bei Grimm Nr. 21.

Der Zug des durch das Vergessen des Auftrags der einen Tochter festgebannten Schiffes findet sich in Pentamerone Nr. 6 und 18 mit dem neapolitanischen Aschenputtel verbunden.

Das dem unsrigen entsprechende neapolitanische ist aber Pentamerone Nr. 12. Der Prinz besucht seine Geliebte heimlich durch einen von ihm gezauberten unterirdischen Gang. Deren neidische Schwestern zerstören ihn und der Prinz verwundet sich unheilbar an dessen Scherben. Die Geliebte heilt ihn mit dem Fett eines menschenfressenden Waldmannes, dessen Gespräch mit seiner Frau sie erlauscht, in welchem er die Krankheit des Prinzen und deren Heilmittel angeführt.

Der Hauptinhalt hat große Ähnlichkeit mit dem

albanesischen Nr. 102, wo sich wie hier die heranfliegende Taube in ein Gefäß taucht und als Mann daraus hervorsteigt, und wo die Heldin den über ihre Schwatzhaftigkeit Erzürnten aufsucht. Doch ist sie dort an der Veranlassung selbst schuld, hier unschuldig, dafür verläßt sie aber auch hier der Geliebte nicht freiwillig.

Grimm III, S. 314, gedenkt eines armorischen Märchens, in welchem der Geliebte in Gestalt eines Vogels in den Turm der Geliebten kommt, von hinterlistig aufgestellten Messern zerschnitten wird und die Geliebte seiner Blutspur folgt.

8. *Der halbe Mensch.*

Aus Kapessowo in Çagori – Siehe Danaeformel, Nr. 12.

Das Märchen Nr. 3 im Pentamerone ist das neapolitanische Gegenbild des unsrigen, doch wird dort die Wunschgabe von drei Feensöhnen abgeleitet, denen der Held gefällig war, die Prinzessin kommt mit männlichen Zwillingen nieder, veranlaßt den Helden, sich jung und hübsch zu wünschen und der Zug des redenden Hausrates fehlt.

Die Ableitung der Wunschgabe vom Fisch bietet Anklänge an Grimm Nr. 19.

In Nr. 106 erhält Hänschen die Wunschgabe dadurch, daß ihm ein Mohr, dem er sein Leid klagt, in den Mund speit, in Grimm Nr. 76 bringt der Held die Gabe mit auf die Welt, und nach dessen Variante wird sie ihm durch seinen Paten angewünscht.

In Grimm Nr. 76 wünscht der Held anfangs ebenso wie hier nach fremder Vorschrift.

Die mit ihrer unehelichen Leibesfrucht im Kasten auf dem Wasser schwimmende Königstochter hat große Ähnlichkeit mit der hellenischen Danae und ihrem Sohne Perseus, deren erster Mythenzug – das Eindringen eines Mannes zu der in einem zu diesem Zwecke erbauten

unterirdischen Gemach versteckten Jungfrau – sich in Nr. 13 findet.

Über weitere Züge der Perseussage s. Nr. 98.

Der Zug des redenden Hausrats und Löffels findet sich in Nr. 2, vergl. auch Nr. 48.

Ein dem vorliegenden ähnlicher Gedanke findet sich in dem walachischen Märchen Schott Nr. 4, wo die böse Stiefmutter ihre Stieftochter drei Tage dürsten und hungern läßt und ihr dann einen Wasserkrug mit einer kleinen Schlange vorsetzt. Die Heldin trinkt sie mit hinunter und wird, nachdem die Schlange gewachsen, auf die Anklage der Stiefmutter vom Vater in zwölf kostbaren Kleidern und einem ganz hölzernen Mantel in die Einöde verstoßen, wo sie ein Prinz findet und als Gänsehirtin anstellt und die Lösung nach Formel Nr. 36 erfolgt.

Ein zweites hier anklingendes walachisches Märchen ist das von Florianu bei Schott Nr. 27.

Die von ihrem Vater in einem einsamen festen Schlosse erzogene Kaiserstochter trinkt das Wasser von Blumen, welche ihr eine Zigeunerin gegeben, wird davon schwanger befunden und in einem Faß ins Meer geworfen, das Florianu, der walachische starke Hans, gleich nach seiner Geburt auseinanderdrückt. Es geht hierauf in die Formel Nr. 19 des Mutterverrates über.

9. *Von den drei dankbaren Tieren.*

Text (aus Kapessowo in Çagori).

Variante 1. (Aus Ziza.) – Statt des Siegelringes, welchen der mitleidige Jüngling von dem Schlangenvater erhält, steht in dieser Variante das Zam Kureleni, doch fehlt jede nähere Beschreibung desselben.

Variante 2. (Aus Agia Anna in Euböa.) – Es war einmal ein Mann, der ging über Land und begegnete unterwegs zwei Leuten, welche eine junge Schlange totschlagen wollten. Da rief er: »Schlagt sie nicht tot, sondern gebt sie mir, und als sie ihm die Schlange gegeben hatten, nahm er sie mit nach Hause, gab sie seiner Frau und trug ihr auf, acht auf sie zu haben und sie gut zu füttern.« Darauf ging er in die Fremde.

Als nun die Schlange heranwuchs, sprang sie auf die Frau los, wenn sie ihr Futter brachte, so daß die sich vor ihr zu fürchten begann, und es ihrem Manne klagte, als er aus der Fremde zurückkam. Da ging der Mann zur Schlange, um sie anzusehen; die erkannte ihn sogleich und kam zu ihm herangekrochen und liebkoste ihn, weil er sie vom Tode errettet hatte. Darauf sprach sie: »Sei nun auch so gut und bringe mich zu meiner Mutter.« Der Mann aber antwortete: »Ich weiß nicht, wo deine Mutter wohnt,« und die Schlange sprach: »Komme nur mit, ich

will dich schon führen. Wenn wir aber an den Ort kommen, so mußt du auf einen Baum steigen, und dann werde ich pfeifen und werden sich alle Schlangen versammeln; du mußt dich nicht fürchten, und wenn ich dich rufe, herunterkommen. Dann werden dir meine Eltern große Reichtümer anbieten, du sollst aber nichts davon annehmen, und die alte Mütze, den alten Beutel und den alten Spiegel begehren, den sie besitzen, und wenn sie dir das alles nicht geben wollen, so sollst du tun, als ob du fortgehen wolltest.«

Als sie zu jenem Orte gekommen waren, stieg der Mann auf einen Baum; die Schlange pfiff und sofort strömten alle Schlangen herbei, und die Mutter und die Geschwister umarmten und küßten die zurückkehrende, weil sie sie verloren gegeben hatten. Darauf erzählte ihnen diese alles, was ihr begegnet war, und rief den Mann, und als er herankam, fragte ihn die Mutter der Schlange, ob er Taler oder Goldstücke haben wolle zum Danke für das, was er an ihrem Kinde getan habe. Er aber erwiderte: »Ich will nichts weiter als die alte Mütze, den alten Beutel und den alten Spiegel.« Da antworteten die Schlangen: »Du verlangst zu viel, denn das können wir dir nicht geben.« Er aber sprach: »So bedanke ich mich schönstens« und wandte sich um und ging weg; da folgte ihm die Schlange, und als das die andern sahen, riefen sie ihn zurück und gaben ihm die drei Stücke, die

er verlangt hatte.

Der Mann nahm sie mit nach Hause und gab sie seiner Frau in Verwahrung, und es dauerte nicht lange, so wurde er krank und starb. Er hinterließ einen Knaben, und als der heranwuchs, hatte er keine Mütze aufzusetzen, weil seine Mutter zu arm war, um ihm eine anzuschaffen, und er fragte daher eines Tages seine Mutter: »Höre, Mutter, hat mein Vater nicht irgendeine alte Mütze hinterlassen, die ich tragen könnte?« Da erinnerte sich die Mutter an jene Mütze, suchte sie hervor und gab sie ihm. Als er sie aber aufsetzte, rief die Mutter: »He, wo bist du denn? Ich sehe dich ja nicht!« Da sprach der Knabe: »Setze du die Mütze einmal auf, ich will doch sehen, ob ich dich auch nicht sehen kann.« Da setzte die Mutter die Mütze auf und nun konnte sie der Knabe nicht sehen.

Nach einer Weile verdingte sich der Knabe als Knecht, und als er zum ersten Male seinen Monatslohn empfing, wußte er nicht, worin er ihn aufheben könne. Er ging also zu seiner Mutter und fragte sie: »Hatte mein Vater nicht irgendeinen alten Beutel, in dem ich meinen Lohn aufbewahren könnte?« Da erinnerte sich die Mutter jenes alten Beutels, suchte ihn hervor und gab ihn ihrem Sohn, der fünf Piaster hineinsteckte. Als er nach einer Weile wieder in den Beutel sah, waren aus den fünf

Piastern fünf Goldstücke geworden, und das war die Kraft des Beutels, daß er alles, was hineingesteckt wurde, in Gold verwandelte.

Der König dieser Stadt hatte aber eine Tochter, die so schön war, daß er beschloß, sie für Geld sehen zu lassen. Er ließ also im ganzen Lande bekannt machen, daß sie für jeden zu sehen wäre, welcher dafür fünfhundert Piaster zahle. Da ging auch der Jüngling hin, zahlte das Eintrittsgeld und sah die Prinzessin an. Als er wieder nach Hause kam, sprach er zu seiner Mutter: »Höre, Mutter, hatte mein Vater keinen Spiegel?« Da erinnerte sich die Mutter an jenen alten Spiegel, suchte ihn hervor und gab ihn dem Sohne. Als der nun hineinsah, erblickte er die Prinzessin darin, wie sie leibt und lebt, und nun faßte er so große Liebe zu ihr, daß er wieder zu ihr ging und ihr einen großen Beutel voll Goldstücke zum Geschenk bot. Da fragte sie ihn, wo er diesen Schatz gefunden habe, und er erwiderte: »Ich habe einen alten Beutel, und wenn ich in den fünf Piaster stecke, so werden daraus fünf Goldstücke.« Als das die Prinzessin hörte, fing sie an, ihm schön zu tun und brachte ihn bald dahin, daß er ihr den Beutel schenkte. Darauf setzte der Jüngling seine alte Mütze auf, ging in der Nacht unsichtbar in das Schloß und in das Schlafgemach der Prinzessin und zwickte sie in den Fuß. Da rief diese ihren Vater und sagte: »In meiner Stube ist ein Mensch

versteckt.« Der König und seine Leute suchten darauf alle Winkel und Ecken aus, sie konnten aber nichts finden. Kaum waren sie aber weggegangen und hatte sich die Prinzessin wieder gelegt, so zwickte er sie wieder in den Fuß. Als sie nun aufsprang und Hilfe holen wollte, gab er sich ihr zu erkennen, und die Prinzessin begann ihm wieder so lange zu schmeicheln, bis sie ihm nicht nur die alte Mütze, sondern auch den alten Spiegel abgeschwatzt hatte. Als sie aber im Besitze der drei Zauberstücke war und der Jüngling erklärte, daß er ihr nun alles gegeben, was er besessen habe, da ließ sie ihn aus dem Schlosse jagen, und um nicht zu verhungern, mußte er sich bei einem Priester als Knecht verdingen und dessen Schweine hüten.

Darauf folgt der Kampf mit der Wildsau, wie er in Nr. 64, Variante 2 erzählt wird. Die Wildsau spricht während der Pause: »Wenn ich eine Handvoll Erbsen[1] und ein bißchen Wasser hätte, um meinen Rüssel zu netzen, und wenn ich dich dann nicht tötete!« – Und er antwortete: »Wenn ich ein Weihbrot, einen Eierkuchen und ein Glas Wein hätte, und wenn ich dich dann nicht totschlüge!« Am dritten Tage bringt ihm die Priesterstochter das Gewünschte, und nachdem er die Sau getötet, findet er in deren Bauch drei Tauben, in denen aber seine eigene Stärke sitzt. Er geht damit zur Prinzessin und

läßt sie sich von ihr abschwatzen. Diese gibt sie darauf einem andern, der sie erwürgt und dadurch den Tod des Jünglings bewirkt. Als das dessen Mutter hörte, machte sie sich auf, um ihn aufzusuchen, und tötet unterwegs eine Schlange, die durch ein Kraut wieder belebt wird, welches eine andere Schlange auf sie legt. Die Mutter steckt das Kraut zu sich und belebt damit die Leiche ihres Sohnes. – Ohne Schluß und fast ebenso trocken und kurz erzählt wie hier. –

Anmerkungen. – S. Formel Nr. 32.

Das Textmärchen teilt mit den Varianten und dem serbischen bei Wuk Nr. 3 denselben Eingang, welcher zur Formel Nr. 32 von den dankbaren Tieren gehört. Auch hier erweist sich, wie in der hellenischen Sage von Melampus, die Schlange dankbar. Von der Erwerbung des Siegelringes an, folgt das Textmärchen demselben Grundgedanken wie das bekannte arabische von Aladins Lampe, mutet uns aber durch die Beteiligung des Hundes und der Katze zur Wiedererlangung des verlorenen Zauberringes weit ursprünglicher an, als das Märchen in Tausend- und einer Nacht, welches die ihm fehlenden Tiere durch einen Zauberring, eine Dublette der Lampe ersetzt, den der Held von seinem Gegner selbst erhalten hat.

Die beiden Tiere des griechischen Märchens und ihr

Verfahren zeigen die größte Ähnlichkeit mit dem früher Nr. 104 aufgenommenen Märchen der Grimmschen Sammlung, welches wegen zu großer Ähnlichkeit mit einem mongolischen im Stiddi-kür enthaltenen, s. Benfey, Pantschatantra Bd. I, S. 211 und 216, gestrichen worden ist. – Denn hier wie dort fällt der von den Tieren wiedergewonnene Zauberstein durch deren Schuld ins Wasser; in der Art, wie sie ihn zum zweitenmal erwerben, gehen beide Formen freilich sehr auseinander.

Der Holzkasten, in welchem der mongolische Held den Fluß hinabschwimmt, erinnert an den Baumstamm, in welchen sich Wieland legt, s. Vilcinasaga, Kap. 61.

Die Variante 2 hat mit dem Texte nur den Eingang gemein. Die Fortsetzung bildet der Zug, daß dem Helden die Wunschdinge von der Prinzessin, die er geheiratet, hinterlistig abgeschmeichelt werden, wie er auch Nr. 36 und bei Grimm Nr. 54 vorkommt, und den Schluß der Saukampf des starken Hans Nr. 64 und die Wiederbelebung des Helden durch seine Mutter mit Schlangenkraut.

Im Pentamerone Nr. 31 findet sich ein neapolitanisches Gegenstück unseres Märchens in sehr verflachten Formen. –

Benfey, welcher der Formel der dankbaren Tiere große Aufmerksamkeit zugewandt hat, bemerkt Bd. 1, S.

208: »Der Gedanke, die Dankbarkeit der Tiere in ähnlichen Konzeptionen zu veranschaulichen, scheint vorwaltend dem Buddhismus entstammt zu sein, denn dieser schärft vor allem andern Wohlwollen und Mitleid gegen alle lebendigen Geschöpfe ein, und in seiner Praxis richtet sich bekanntlich dieses Wohlwollen in einem viel höheren Grade auf die Tiere als auf die Menschen.« S. 222 fügt er jedoch bei, daß der Gedanke von der Dankbarkeit der Tiere allen Anspruch darauf habe, für einen allgemein menschlichen zu gelten, sich also auch in unabhängig voneinander entstandenen Gebilden auszusprechen vermöge. Die griechische Volksanschauung ist der Tierwelt weit entfremdeter als die deutsche, und darum ist diese so häufige Wiederkehr der dankbaren Tiere im Märchen allerdings auffallend. Ließe sich beweisen, daß die Keime dieser Geistesrichtung des Buddhismus nicht urarisch seien, so wäre nach unserer Ansicht damit auch die Entlehnung aller sie betreffenden griechischen Märchen erwiesen.

Übrigens unterscheiden sich die von Benfey beigebrachten indischen Formen von den deutsch-griechischen dadurch, daß ihr Schwerpunkt auf dem Gegensatz zwischen der Dankbarkeit der Tiere und der Undankbarkeit des Menschen beruht, und dieser in den deutsch-griechischen Formen wegfällt, weil hier die Undankbarkeit des Menschen überall fehlt und

unabhängig nur in Nr. 87 und 94 unserer Sammlung vorkommt.

Fußnoten

1 τοκὰ καχρὶ.

10. *Das Mädchen im Krieg.*

Aus Kapessowo in Çagori. –

Die albanesische Form des Märchens in Nr. 101 erscheint ursprünglicher, weil reicher an märchenhaften Zügen.

11. *Die Wette der drei Brüder mit dem Bartlosen.*

Aus Kapessowo in Çagori. –

Dieselbe Wette zwischen dem Narren und dem Priester wiederholt sich in Nr. 34 und bei Schleicher S. 45.

Auch in der Lügenwette Nr. 59 mit dem Bartlosen trägt der jüngste dritte Bruder den Sieg davon.

12. *Vom Mordmesser, dem Wetzstein der Geduld und der Kerze, die nicht schmilzt.*

Aus Kapessowo in Çagori. – S. Bertaformel Nr. 21. –

Das neapolitanische Märchen, welches Basile zu dem Rahmen seines Pentamerone gewählt hat, entspricht dem vorliegenden seinem Grundgedanken nach vollkommen; doch zeigen sich dessen Formen weit abgeschliffener und der Eingang stimmt zu dem von Nr. 49, weil hier wie dort die Hauptfigur wegen eines entzweigeworfenen Topfes verwünscht wird, sich in einen ihr Unbekannten zu verlieben.

In Pentamerone Nr. 18 findet sich der Zug, daß die als unbekannte Küchenmagd im Hause des Oheims dienende Nichte diesen bittet, ihr von seiner Reise eine Puppe, ein Messer und einen Bimsstein mitzubringen, und wenn er dies vergäße, solle er nicht über den Fluß kommen können. Sie erzählt dann der Puppe ihre Leiden, und der Oheim belauscht sie dabei.

13. Von der unter der Erde versteckten Prinzessin.

Aus Kapessowo in Çagori. – S. Brautwettformel Nr. 23. –

Über die Anklänge des Märchens an den Danaemythus s. Anmerkungen zu Nr. 8.

In Grimm Nr. 62 besteht eine der Aufgaben darin, unter drei gleichen schlafenden Königstöchtern den jüngsten Liebling des Vaters aufzufinden.

Der goldene Hirsch in Wolfs deutschen Hausmärchen, S. 78, entspricht dem goldenen Lamm unseres Märchens, doch fehlt dort jeder Anklang an den Danaemythus.

14. *Das Ziegenkind.*

Aus Jannina. – S. Tierkindformel Nr. 7.

15. *Von dem Prinzen und der Schwanenjungfrau.*

Text (aus Jannina).

Variante 1. (Aus Ziza.) – Der Zug des Briefes, den der König an den Lehrer schreibt, ist aus der Version von Ziza in den Text aufgenommen. Die Erinnerung an Philipps Brief an Aristoteles bei Alexanders Geburt ist schlagend und macht den Zug nicht unverdächtig, doch ist die Fassung rein provinziell »δἐ χαίρομαι ὀπ᾽ ἀπόχτισα παιδὶ, ὅσὀ χαίρομαι ὅπ᾽ γίνικε ᾽ς τ᾽ ς᾽ μέραις σου«. Der Schreiber des Märchens beteuerte, daß er es vollkommen treu nachgeschrieben. Möglich, daß der Zug früher eingeschwärzt worden und haften geblieben sei. In der Version von Ziza fehlt der Zug mit dem Knochen, den der Prinz durch die Wand wirft. Dagegen ist aus ihr der Zug der großen Jagd und des Hirsches, der in Jannina fehlt, in den Text aufgenommen. Nach letzterem reitet der Prinz täglich allein auf die Jagd ohne Begleiter und ohne Hunde. Einst findet er kein Wild; da begegnet er einem Juden, und dieser verspricht ihm, ihn an einen wildreichen Ort zu schaffen, aber dazu brauche er Geld, um eine Büffelhaut zu kaufen; dies gibt ihm der Prinz usw. Als der Prinz den Juden fragt, wie er wieder vom Felsen herunterkommen könne, sagt dieser, daß er oben eine Treppe finden werde, die herunter

führe.

Der Zug des Elfenbades ist der Zizaversion nacherzählt. In Jannina kommt eine Elfin nach der andern zum Bade, und erst bei der dritten wagt es der Prinz, vorzuspringen und sich zu zeigen.

Variante 2. (Aus Jannina.) – Der Prinz gibt die Kleider der Elfin nicht der Tante, sondern seiner Mutter zum Aufheben und spricht: »Gib sie ja der Hexe nicht, denn sonst frißt sie uns alle.« Die Elfin hatte sie aber belauscht, und als alles schläft, holt sie sich heimlich die Kleider, und nachdem sie sich angezogen, ruft sie der alten Königin zu: »Eins, zwei, für deinen Sohn bin ich nicht!« und fliegt fort.

Der Prinz macht sich nach seiner Rückkehr aus dem Kriege durch seine Derwischmütze unsichtbar und stiehlt seiner Geliebten alle Bissen vom Teller weg, und daran erkennt sie, daß er gekommen sei und spricht: »Jetzt, wo du mich durch deine Tapferkeit gewonnen hast, kann ich dir nichts mehr anhaben.«

Variante 3. (Aus Çagori.) – Die Elfin widersteht aber auch dann noch und der Prinz stiehlt ihr während des Schlafes die Kleider zum zweiten Male, wodurch sie gezwungen wird, ihn aufzusuchen.

Anmerkungen. – S. Formel des Kleiderraubes Nr. 28.

Der seit langer Zeit in einem unterirdischen Gemache mit Ketten an die Mauer geschmiedete Greis erinnert sowohl an den hellenischen Prometheus als an den Utgardlokius des Saxo Grammatikus (über deren Identität Näheres in den »vergleichenden Blicken« zu finden ist). – Der Held befindet sich also in der Unterwelt. – Ein deutsches Gegenstück zu diesem allen findet sich in dem schläfrigen, dem Helden falsch gesinnten Greis in Wolf, D. Hausm., S. 149. Um zu diesem zu gelangen, ist der Held mit seiner Mutter über ein großes Wasser gefahren und durch einen großen Eichwald (den häufig wiederkehrenden nordischen Höllenwald) gewandert.

In diesem Märchen erscheint der deutsche Knüppel aus dem Sack in Grimm Nr. 36 als Schäferstab wie in dem griechischen Nr. 31 und das Tischchen decke dich als goldene Rute, und beide Stücke gehen wie dort auf gewaltsame Weise in den Besitz des Helden über.

Der Schnapphahn (κουτ ζόπεττος, s. *ad* Nr. 85), welcher allein die gläserne Stadt weiß, und auf dem der Held dahin reitet, entspricht dem lahmen Habicht in Nr. 25 und dem dort angeführten apollodorischen Geier.

In Wolf, D. Hausm., S. 206 ist der Vogel Greif an dessen Stelle getreten, in dessen deutsche Märchen und Sagen Nr. 1 der Storch, der auch, wie der Schnapphahn,

zu spät kommt.

Daß der Schnapphahn das eine Bein des Helden frißt, stempelt ihn zu einem Wesen der Unterwelt, denn nach germanischer Auffassung ist dies Bein ein Totenzoll[1].

Ein deutsches Gegenbild in abgeschwächter Form findet sich bei Zingerle Nr. 37. Ein zurückgelassener Zettel der entflohenen Frau bestellt den Helden auf den gläsernen Berg. Dort angelangt, erhält er von seiner Schwiegermutter drei schwere Aufgaben, die, wie im griechischen Märchen Nr. 54, seine Frau für ihn löst.

Das walachische Gegenbild ist Schott Nr. 19.

Der auf das Drängen der Stiefmutter von dem Vater im Walde ausgesetzte Knabe findet in einem Riesen seinen Pflegevater, der ihn anweist, die Kronen der drei badenden Waldjungfrauen zu stehlen und sie, o h n e s i c h u m z u s e h n , heimzubringen. Dies gelingt ihm erst bei der dritten, die ihm einen Knaben gebärt und, als sie von ihm die Krone zum Tanze erhalten, mit den Worten fortfliegt: »Jenseits des feurigen Baches (Phlegethon!) kannst du mich finden.« Er bringt sie mittels eines Wunschmantels zurück, den er drei sich um die väterliche Erbschaft streitenden Teufeln abgenommen, und der die merkwürdige Eigenschaft hat, den Besitzer am nächsten Morgen dahin zu bringen, wohin er sich abends vorher gewünscht hat; derselbe

reist also die ganze Nacht über; sollte sein Urkern die Sonne sein?

In Wolfs deutschen Hausmärchen S. 24 schreibt die Prinzessin dem durch sein Verschulden in den Zauberschlaf versunkenen Helden (s. Grimm, die Rabe Nr. 93) auf einen Zettel:

Wenn du mich willst wiedersehen,

Mußt du ins Königreich Tiefental gehen,

wohin er von zwei menschenfressenden Riesen auf Befehl ihrer mitleidigen Mutter getragen wird. Der Name Tiefental dürfte auf die Unterwelt hindeuten, wie auch der Glasberg und der feurige Bach auf diese oder wohl besser auf die Außenwelt weisen.

Fußnoten

1 Vilcinasaga, Kap. 86 u. Wolf, Deutsche Hausmärchen, S. 46, vergleiche auch Nr. 70, wo die Adler das gefressene Bein jedoch wieder ausspeien.

16. *Von der Frau, die Gutes tut und Undank erfährt.*

Aus Jannina. –

Der Zug, daß die unglückliche Fremde von der Amme der Königin am Brunnen sitzend gefunden wird, und auf deren Verwenden bei der Königin Aufnahme findet, verbunden mit dem Zuge ihrer beständigen Trauer, welche niemals ein Lächeln über ihre Lippe kommen ließ, erinnert an die auf der ἀγέλαστος πέτρα bei dem Brunnen von Eleusis sitzende und um ihre verlorene Tochter trauernde Demeter, welche die Jambe, Amme der Königin Metaneira, durch ihre Späße zum Lachen bringt und ihrer Herrin zuführt. Dieser uralte Zug bildet in zahlreichen Märchen die Aufgabe der Brautwette. In einem albanesischen Märchen bringt ein häßliches Weib, ohne es zu wollen, die eine von drei Miren, welche stets traurig ist, zum Lachen, und wird zum Lohn dafür in eine schöne Jungfrau verwandelt; ebenso in Pentamerone Nr. 10.

Als Kranke heilende Königin, zu welcher nach langer Trennung ihr Mann kommt, dem sie treu geblieben, klingt die Heldin an die Gestalt der Menglada im Fiölsvinnsmal der Edda an; nur daß hier umgekehrt die Frau die Unerkannte ist.

Pentamerone Nr. 22 bietet zu unserem Märchen vielfache Anklänge und verflicht damit den Zug der abgehauenen Hände des deutschen Märchens bei Grimm, deren Naturkeim wir gleich dem von Tyrs abgebissener Hand in den wechselnden Mondhörnern suchen möchten.

17. *Der Mann mit der Erbse.*

Text (aus Ziza).

Variante. (Aus Tinos.) – Auf dem Wege zum König begegnete der Penteklimas einem Drachen, und der fragte ihn, wo er hingehe. »Ich gehe mein Glück zu suchen,« antwortete jener. Darauf sprach der Drache: »Das kannst du hier finden, wenn du heute nach vierzig Tagen die zehn Rätsel errätst, die ich dir aufgeben werde, denn dann ist das schöne Schloß, das dort steht, mit allen Gründen, die dazu gehören, dein Eigentum; wenn du aber meine Rätsel nicht erraten kannst, dann fresse ich dich.«

Die Begegnung mit dem König stimmt mit dem Texte. Die Königstochter wird aber mit Penteklimas verheiratet, und sie begleitet ihn nach dem Schlosse des Drachen. Auf dem Wege antworten auf Penteklimas Bitte die Leute der Prinzessin auf die Frage, wem diese Gründe seien, daß sie ihrem Manne gehörten, und darüber freut sie sich sehr.

So kamen sie zum Schlosse des Drachen und blieben daselbst. Penteklimas war aber sehr betrübt, denn er dachte an sein Schicksal, wenn er die Rätsel des Drachen nicht erraten könne; und über seinen Kummer härmte sich die Prinzessin so sehr, daß sich eine kluge

Alte ihrer erbarmte und dem Penteklimas ihren Beistand versprach, wenn der Drache käme.

Am vierzigsten Tage erschien dieser vor dem Tore des Schlosses, welches die Alte verschlossen hatte und rief: »Da bin ich.« »Sei willkommen,« antwortete die Alte, welche mit dem Penteklimas innerhalb stand und dessen Stimme nachahmte. Da begann der Drache und fragte:

»Was ist das eine Wort?«

»Gott ist der eine.«

»Was sind die zwei Worte?«

»Zwei Worte sind die Gerechten.«

»Was sind die drei Worte?«

»Drei Füße hat der Dreifuß.«

»Was sind die vier Worte?«

»Vier Euter hat die Kuh.«

»Was sind die fünf Worte?«

»Fünf Finger hat die Hand.«

»Was sind die sechs Worte?«

»Sechs Sterne hat das Siebengestirn.«

»Was sind die sieben Worte?«

»Der Tanz der sieben Jungfrauen.«

»Was sind die acht Worte?«

»Acht Füße hat der Seepolype« (gr. Achtfuß).

»Was sind die neun Worte?«

»Neun Monate trug dich deine Mutter.«

»Was sind die zehn Worte?«

»Das ist dein eigenes Wort und nun zerplatze, Drache.«

Da zerplatzte der Drache und Penteklimas war sein Erbe. Der Alten aber gab er so viel Gold, als sie tragen konnte.

Anmerkungen. – Die in beiden Formen die Nachtruhe störende Erbse klingt an die gleiche an, welche in einem Märchen Andersens den Beweis liefert, daß die Heldin eine wahre Prinzessin ist.

Die Variante ist eine Rätselwette um das Leben, genau wie Wafthrudhnismal in der Edda.

Die Antwort der Leute in der Variante, daß alles, wonach die Prinzessin fragt, dem Penteklimas gehöre, befindet sich in dem deutschen Märchen vom gestiefelten Kater.

18. *Der Bartlose und der Drakos.*

Text (aus Ziza).

Variante. (Aus Tinos.) – Es war einmal ein Drake, der die Schafe auf der Weide fraß, und daher beschloß ein bartloser Schäfer, ihn zu töten. Er fing zu dem Ende zwei Rebhühner und tat sie in einen Sack, steckte dazu auch einen frischen Handkäse[1], ging damit zum Drakos und forderte ihn heraus, mit ihm zu ringen. Dieser versetzte: »Erst wollen wir sehn, wer besser werfen kann, dann wollen wir miteinander ringen,« und nahm einen schweren Stein und warf ihn vierzig Klafter weit. Der Hirt aber nahm ein Rebhuhn aus dem Sacke und warf es in die Luft, und dieses wurde alsbald unsichtbar; der Drakos aber hatte nicht bemerkt, daß es ein Rebhuhn sei, sondern es für einen Stein gehalten, und wunderte sich sehr, daß er den Stein nicht niederfallen hörte. Darauf nahm der Drakos einen andern Stein und drückte[2] ihn zu lauter Mehl, der Hirt aber nahm den Handkäse und drückte ihn, daß alles Wasser, was darin war, ihm von den Händen tropfte. Da dachte der Drakos bei sich: Der ist stärker als ich. – Als der Hirt merkte, daß der Drakos nachdenklich war, sagte er zu ihm: »Ich habe dir gezeigt, daß ich besser werfen und besser drücken kann als du, nun komme her, nun wollen wir

zusammen ringen.« Der Drakos aber sagte: »Nein, das wollen wir nicht tun, sondern wir wollen lieber Brüderschaft miteinander machen.« Der Bartlose war es zufrieden und sie machten also Brüderschaft miteinander[3].

Nun folgt der Zug des Wasser- und Holzholens, wie im Märchen vom Herrn Lazarus Nr. 23. Dann der Versuch des Drakos, den Schäfer totzuschlagen, wie im Text. Darauf bittet der Drakos den Schäfer, daß er ihm sagen möge, wie es sein Vater gemacht habe, als er ihn färbte und ihn dadurch so stark machte, und der Schäfer erwidert: »Mein Vater begann damit, daß er ein Loch in die Erde grub und es so tief machte, bis ich nicht mehr imstande war, daraus auf die Erde zu springen. Darauf sprach er, daß ich ihm ein Ohr hinhalten solle, und ließ darauf einen Tropfen warmer Farbe fallen und wies mich an, sooft ein Tropfen auf das Ohr fiel, *Jalowafos*, *Gurulowafos*[4] zu rufen, und das tat er so lange, bis ich so stark wurde, daß ich aus dem Loche springen konnte.«

Anmerkungen. – S. Formel Nr. 34. – Der Wettkampf des Bartlosen mit dem Drakos im Werfen und Steindrucken der Variante entspricht genau dem Wettkampf des deutschen Schneiderleins mit dem Riesen in Grimm Nr. 20 (vergleiche auch Zingerles Riese und

Hirte Nr. 29).

Dieser Zug ist eine Parodie auf die deutsche Wurfwette des starken Hans von Wetzel mit dem Teufel. Der Teufel wirft einen kirchgroßen Felsen so hoch, daß er erst am Abend wieder zur Erde fällt, Hans wirft einen dreimal größeren in die Luft, der gar nicht mehr zurückkommt, denn er war in den Mond gefallen (Grimm III, S. 161).

Noch näher steht unsere Parodie der Wette des starken Hansl mit dem Teufel bei Zingerle Nr. 18: Der Teufel wirft einen schweren eisernen H a m m e r bis zu den Wolken. Hansl legt sich hierauf auf den Rücken und schaut gen Himmel, um eine leere Stelle zu finden und keinen Stern herabzuwerfen. Dann will er das Hüfthorn des Teufels mit einer riesigen Fichte als »Wiede« umwinden, damit es nicht springe, wenn er hineinstoße. Beide Male fürchtet sich der Teufel, und mit Grund, und läßt es nicht zur Ausführung kommen.

Der verfehlte Versuch des Drakos, den Bartlosen, der bei ihm übernachtet, zu töten, wiederholt sich in Nr. 23 und findet sich gleichfalls bei Grimm Nr. 20 und in einem englischen Märchen bei Grimm III, S. 316, s. auch dessen Erinnerung an die eddische Sage von Thor und Utgardloki.

Die griechische Erzählung des Textes von der Art und

Weise, wie der Bartlose den Wildeber fängt, entspricht der Einhornjagd des tapferen Schneiderleins Grimm Nr. 20.

Die drei Züge des Brunnenholens, des Waldholens und der Eberjagd, welche dem Riesen vor dem Schneiderlein Furcht einjagen, finden sich vereint, jedoch in sehr abgeblaßter Form bei Grimm Nr. 183.

Die serbischen Formen bei Wuk Nr. 1 und Grimm III, S. 338 stimmen im wesentlichen und besonders auch darin überein, daß der Held auch ein Bartloser ist. S. weiteres in Anmerk. zu Nr. 23.

Fußnoten

1 μία τζαντίλα τυρὶ.

2 τὸν ἐζιούπησε.

3 ἔγειναν βλάμιϑες.

4 –βαφὸς heißt gefärbt, die vorgesetzten Wörter haben keinen Sinn.

19. *Der Hundskopf.*

Aus Kato Sudena. –

Das Märchen stimmt mit dem ersten Teil von Nr. 73, aber weit mehr noch mit dem deutschen Fitchers Vogel in Grimm Nr. 46 überein.

Allen diesen Märchen liegt der Gedanke zugrunde, daß das jüngste von drei Geschwistern das tüchtigste sei. Das vorliegende findet in der Variante zu Nr. 68 sein männliches Gegenstück, wo der Hundskopf statt wie hier drei Mädchen, drei Knaben zu sich nimmt. –

Der Zug, daß der Hundskopf die durstigen Mädchen anweist, aus der Fußspur zu trinken, erinnert an Nr. 1, wo ein solcher Trunk behext.

Anklänge an das der Heldin essen helfende Täubchen bieten die beiden Täubchen Aschenputtels in Grimm Nr. 21.

Ebenso klingt die in einem Gitterkasten in den Rauch gehängte Jungfrau an das albanesische Schneewittchen Nr. 103 an.

Endlich erinnern die beiden treulosen Diener, welche die Königin auf der Reise begleiten, an das Verfahren der Grafen Artvin und Hermann gegen Sigurds Mutter in der Vilcinasaga, Kap. 160.

20. *Die erfüllte Prophezeiung.*

Aus Kato Sudena. –

Diesem Märchen entspricht Grimm Nr. 29, wo dem König prophezeit wird, daß das Glückskind mit vierzehn Jahren seine Tochter heiraten werde; er kauft es daher von den Eltern und wirft es ins Wasser, doch wird es von kinderlosen Müllersleuten aufgezogen. Als dort der König den Knaben erkennt, schickt er ihn mit dem Todesbriefe in die Stadt, der von Räubern vertauscht wird, bei denen er übernachtet, und so erfüllt sich die Prophezeiung.

Doch auch der König sucht seinen Schwiegersohn zu verderben. Von da an gehen beide Märchen auseinander.

Dem Schlusse des griechischen liegt der Gedanke der Fridolinssage zugrunde.

21. *Das Lorbeerkind.*

Aus Jannina. –

Verwandt mit der Tierformel des Kinderwunsches Nr. 7 und der Bertaformel Nr. 21. –

Der Eingang dieses Märchens ist deswegen sehr beachtenswert, weil er die einzige bis jetzt aufgefundene Spur der hellenischen Dryaden enthält. Denn das vorübergehende Sitzen der Jungfrauen auf Bäumen, welchen Zug das griechische und albanesische Märchen mit dem deutschen gemein hat, ist von dem Leben des Baumes vollkommen unabhängig. Doch weicht auch die hier ausgesprochene Vorstellung von der althellenischen insofern ab, als hier nicht das Leben der Dryas an das des Baumes geknüpft ist, sondern die reine Jungfrau als die Seele des Baumes gedacht wird. Sobald sie ihre Reinheit verliert, ist ihr der Baum verschlossen, und dieser muß daher absterben, aber die Jungfrau lebt fort.

In dem entsprechenden walachischen Märchen von der Waldjungfrau Wunderschön bei Schott Nr. 24 hat die Heldin ihr Bett auf einem Baume, der Dafin heißt, und steigt zu dem Prinzen herunter, kann aber, nachdem sie die Nacht mit ihm verbracht und er sie verlassen, nicht mehr hinaufsteigen, und fragt den Baum vergebens nach ihrem Geliebten. Der Prinz behält den geliebten Mönch

auch nach seiner Verheiratung bei sich im Schlafgemach. Sein Vater entdeckt während der Nacht, daß es ein Mädchen ist und hängt sie auf. Am andern Morgen erfährt es der Prinz und erhängt sich neben ihr.

Einen ähnlichen traurigen Ausgang hat das einschlagende neapolitanische Märchen in Pentamerone Nr. 23, dessen Eingang jedoch bedeutend abweicht. Wie in unserem Märchen, ruft im Eingang von Pentamerone Nr. 2 die unfruchtbare Frau: »Herr Gott im Himmel, wenn ich doch nur etwas gebären möchte, und wäre es auch nur ein Heidelbeerzweig.« Sie gebiert wirklich einen, der sich mit der Zeit in eine Fee verwandelt.

Einen entfernten Anklang bietet Grimm Nr. 123, jedoch nur insofern, als dort eine in der Einöde verlassene Jungfrau mit drei goldenen Schlüsselchen drei Bäume aufschließt und darin Nahrung, Nachtlager und Kleider findet.

22. *Die Zwillingsbrüder.*

Text (aus Negades).

Variante. Der Tiw, welcher die Leute versteinert. (Aus Kato Sudena.) – Es war einmal ein Mann und eine Frau, die bekamen keine Kinder, und sie hatten auch eine Hündin, die warf keine Jungen. Da fragten sie eine alte Frau, was sie tun sollten, und die sagte ihnen: »Ihr müßt einen Apfel nehmen und ihn schälen und die Schale und die Kerne der Hündin zu fressen geben, die Stücke aber soll die Frau essen.« Nachdem sie getan, was die Alte ihnen gesagt hatte, wurde die Frau schwanger und gebar zwei Knaben mit einem Stern auf der Stirn, die Hündin aber zwei Junge mit einem Stern auf der Stirn.

Als nun die Knaben zu Jahren kamen, sagten sie zu ihrem Vater: »Vater, wir wollen in die Fremde gehen.« Der war es zufrieden und kaufte jedem ein Roß. Und sie nahmen auch die zwei jungen Hunde mit sich und zogen aus. Da kamen sie an einen Kreuzweg und sprachen zueinander: »Wir wollen uns nun trennen, und wenn das Schwert des einen blutig wird, so soll das ein Zeichen sein, daß der andere im Sterben liegt.« Darauf schlug der eine den rechten, der andere den linken Weg ein. Und der auf dem rechten Wege kam zu dem Tiw, der die Leute versteinert. Da er aber das nicht wußte, so kam er zu ihm heran, um die Marmorblöcke zu besehen, die wie

Menschen aussahen.

Als der Tiw ihn erblickte, schrie er einmal auf; und gleich ward er zu Stein. Da wurde, wie sie bei der Trennung verabredet hatten, das Schwert des Bruders blutig; und der machte sich auf, seinen Bruder zu suchen. Er kehrte also zum Kreuzweg zurück und schlug den rechten Weg ein, und nachdem er eine Weile geritten war, erblickte er die Marmorblöcke, die wie Menschen aussahen, und rief: »Ach, dort steht ja mein Bruder.« Da wandte er sich seitwärts und begegnete einer alten Frau, die fragte er, was denn das für Steinbilder seien. Die Alte versetzte: »Dort, mein Söhnchen, ist der Tiw, der die Leute versteinert.« Darauf fragte er sie: »Weißt du, Mütterchen, wie man ihn töten könnte?« und die Alte versetzte: »In dem Walde da ist ein wildes Schwein. Das mußt du töten und ihm den Bauch aufschlitzen; darin wirst du drei Tauben finden, und wenn du die eine schlachtest, so wird der Tiw krank; und wenn du die zweite schlachtest, so wird er kränker; und wenn du die dritte schlachtest, so stirbt er.«

Da verlor der Jüngling keinen Augenblick und ritt eilends in jenen Wald, stieg von seinem Pferde ab und drang in das Dickicht, um das Schwein zu suchen. Aber es dauerte nicht lange, da wurde er so müde, daß er sich hinlegte und einschlief. Darauf kam das Schwein aus

dem Dickicht hervor und wollte ihn fressen. Aber der Hund mit dem Stern auf der Stirn fing an zu bellen und weckte damit seinen Herrn. Der nahm seinen Bogen und erlegte das Schwein. Nun schlitzte er ihm den Bauch auf, fand die drei Tauben und schlachtete die eine, da wurde der Tiw krank; dann schlachtete er die zweite, da wurde er noch kränker; und nun gab sich der Jüngling für einen Arzt aus und ging in die Dörfer der Nachbarschaft und sprach zu den Einwohnern: »Ich kann den Tiw heilen und will es tun, wenn er die Versteinerten wieder zu Menschen macht.« Das erzählte man dem Tiw und der Tiw erklärte sich bereit, ging ans Fenster und schrie. Da wurden alle Versteinerten wieder zu Menschen und darunter auch der Bruder des Arztes. Dieser aber schlachtete nun auch die dritte Taube. Da starb der Tiw; und darauf gingen die zwei Brüder nach Hause zurück.

Anmerkungen. – Dies Märchen ist wohl das merkwürdigste der ganzen Sammlung, und zwar nicht nur in mythischer Beziehung wegen seiner großen Verwandtschaft mit der deutschen Heldensage, sondern auch in technischer, weil hier die Kindergewinnung durch den zerschnittenen Fisch und die Dioskurenformel Nr. 18 genau in der Weise mit der der Andromeda Nr. 13 verknüpft erscheint, wie dies bei Grimm Nr. 60 und Zingerle Nr. 25 und Nr. 35[1] der Fall ist, diese

Übereinstimmung aber keine zufällige sein kann und daher auf eine gemeinsame uralte Quelle zurückweist. –

Das Grimmsche Märchen geht jedoch noch weiter und stellt sogar die Tierherzenformel, von welcher Nr. 36 eine selbständige griechische Version gibt, an den Eingang seiner Erzählung. Daß diese aber nur einfach angeleimt sei, ergibt sich daraus, daß im Verlaufe alle dasselbe bildenden Züge gänzlich vergessen sind und nirgends auf denselben einwirken. Anders ist es bei den beiden andern Elementen, welche sich sowohl in der deutschen als in der griechischen Form auf das innigste durchdringen, und dies ist um so beachtenswerter, als sich neben der zusammengesetzten auch die einfachen Formeln im Griechischen erhalten haben. Die einfache Dioskurenformel gibt die obige Variante, und die Andromedaformel ist in Nr. 64, Variante 2 und 3 und in Nr. 70 mit der starken Figur verbunden.

Die Variante macht uns den Eindruck hohen Alters, sie zeigt uns auch den Stern auf der Stirn der Zwillinge[2], welcher Zug uns bestimmte, die Formel nach den Dioskuren zu benennen.

Dem Eingang der Textversion steht unter den von Grimm III, S. 103 angeführten deutschen Versionen die am nächsten, wonach eine Königstochter von Mäusen verfolgt wird, gegen die sie sich auf einen mitten in einem

großen Flusse gebauten Turm rettet. Dort springt ihr einst ein Wasserstrahl zum Fenster herein, sie und ihre Magd trinken davon und gebären davon zwei Knaben, die sie in einer Schachtel im Strome aussetzen. Ein F i s c h e r findet und erzieht sie[3].

Von dieser Wasseraussetzung, welche die Zwillinge neben Romulus und Remus stellt, weiß die griechische Textversion nichts.

Aber das Goldfischchen und der F i s c h e r als Vater deuten gleichfalls auf den Ursprung aus dem Wasser. Das Goldfischchen steht hier an der Stelle des sonst beliebten Apfels (s. Sachverzeichnis) und möchte daher gleich diesem wohl die Sonne zum Urkern haben.

Als echte Dioskuren reiten die griechischen Zwillinge, während die deutschen zu Fuß gehn, und an die Stelle von deren Tieren treten hier Pferd und Hund, die mit ihren Herren naturverwandt sind.

Die von Füchsin und Wölfin erhaltenen Tiere haben wir bereits in Nr. 5, Variante.

Der in der Fremde einer Prinzessin vorspielende Jüngling erinnert an Horand in der Gudrunsage, dessen Kunst jedoch der Gesang ist[4].

Bei den Brautaufgaben fällt auf, daß der Held zuletzt mit der Braut selbst kämpfen muß. Dies, und daß er sie

nach dem Siege verläßt und sich mit einer andern vermählt, während die von ihm gewonnene Prinzessin seinen Bruder heiratet, erinnern lebhaft an Sigurd und Brunhilde.

Nun folgt die Andromedaform, aber ohne Marschall und ohne daß der Held die Befreite verläßt[5], vielleicht weil der letztere Zug bereits vorgekommen. Die volle Andromedaform des deutschen Märchens findet sich in Nr. 70 als Einschub in ein anderes Märchen.

Der Zug der Versteinerung weicht in beiden Märchen nur in Einzelheiten ab. Er fehlt in der Sigurdssage, nicht aber in der germanischen Heldensage überhaupt (s. die Hiadningasaga in der jüngeren Edda).

Beide Märchen stimmen darin zusammen, daß der eine Bruder von dem andern aus Eifersucht erschlagen wird, obwohl er das Schwert zwischen sich und seine Schwägerin gelegt, was ebenfalls zu der deutschen und eddischen Siegfriedsaga stimmt.

Seine Wiederbelebung durch das Lebenswasser, das die Schwägerin auf ihn schüttet, entspricht der Entsteinerung des treuen Fischersohns Nr. 29 durch die gesammelten Tränen der Königstochter, und daß sie durch Wasser geschieht, stimmt zur Entstehung der Zwillinge aus dem Wasser.

Auch im Walachischen bei Schott Nr. 10 findet sich die Befreiung einer einem Drachen ausgesetzten Königstochter, jedoch nicht wie hier und bei Grimm Nr. 60 in den Dioskurenrahmen eingefügt, sondern in den vom griechischen Märchen Nr. 70 und Grimm Nr. 166, und mithin zu der Formel vom besten jüngsten gehörig. Um die Art und Weise dieser eigentümlichen Verbindung zu zeigen, lassen wir hier seinen ganzen Inhalt auszugsweise folgen.

Dasselbe stimmt in seinem Eingange zu dem deutschen Märchen vom starken Hans bei Grimm Nr. 166 sogar bis auf die Namen der starken Gesellen, welche der Held auf seiner Wanderung findet, Holzkrummacher und Steinreiber, wenn dieselben ursprünglich sind, und nicht etwa vom Bearbeiter herrühren sollten; aber mit der Erlegung des Zwerges ist keine Befreiung von Jungfrauen verbunden (wie in unserem Nr. 70 und Grimm Nr. 166). Der Held findet nämlich tappend den Weg aus der Höhle und kommt, wie im griechischen, zu einer Alten, die aber blind ist, und der er das Gesicht verschafft, indem er mit einer Flöte (auch sie ist griechisch) Drachen überlistet. Hierauf erwirbt er von Fuchs, Wolf und Bär, welche ihm, wie in Grimm Nr. 60, zurufen: »Schieß mich nicht, ich gebe dir auch ein Junges,« einen jungen Fuchs, Wolf und Bär. (Der Unterschied besteht nur darin, daß die walachischen

Tiere unterweltliche sind.) – Er kommt in die schwarz behängte Stadt, begegnet der dem zwölfköpfigen Drachen ausgesetzten Prinzessin, läßt sich von ihr lausen und wird von einer ihrer Tränen geweckt (wie in unserem Nr. 64). Eigentümlich ist die Erschießung der zwölf Köpfe des Ungeheuers mit elf Pfeilen und einer Stecknadel der Prinzessin; das walachische Märchen erinnert mithin an Apollos Pythonkampf. Dann folgt das Ausschneiden der zwölf Drachenzungen. Die Ermordung des schlafenden Helden durch einen Zigeuner, seine Heilung durch Schlangenkraut und Wiederbelebung durch Lebenswasser, welche Fuchs und Wolf herbeischaffen, die Probe mit den Drachenzungen und die Verbindung des Helden mit der Befreiten ganz wie in Grimm Nr. 60.

Dagegen folgt das serbische bei Wuk Nr. 29 unserer Dioskurenformel. Der Fischer fängt in drei Tagen immer nur je einen Aal, und schneidet, auf die Anweisung des einen von ihnen, einen Aal in vier Stücke. Weib, Hündin und Stute gebären davon Zwillinge, und aus dem im Hause vergrabenen vierten Stücke sprießen über demselben zwei goldene Schwerter auf. Der Heirat des ältesten mit der Königstochter geht keinerlei Kampf vorher. Eines Abends erblickte er in weiter Ferne einen hohen Berg, der ganz in Flammen zu stehen schien (Waberlohe um Brunhildens Schildburg), hört, daß dies ein verwünschter Berg sei, der den Tag über leuchtet und

bei Nacht brennt, und daß jeder, der in seine Nähe kommt, versteinert wird[6]. Er reitet hin und wird von der dort befindlichen, einen Stab und einen Büschel Kräuter in den Händen haltenden Alten versteinert. Sein Bruder sieht das ihm als Wahrzeichen in einem Fläschchen gegebene Wasser trüb werden, geht, seinen Bruder zu suchen und kommt zu dessen Frau, die ihn für ihren Mann hält. Er legt sein Schwert zwischen sie und sich; da sieht er den leuchtenden Berg, er reitet hin, nachdem er erfahren, welche Bewandtnis es damit habe, und zwingt die Hexe, seinen Bruder zu entsteinern. Sie entsteinern hierauf auch die übrigen Versteinerten, indem sie sie mit dem Kraut der Hexe bestreichen, töten diese dann und ziehen vergnügt heim.

In der neapolitanischen Form, Pentamerone Nr. 7, wirft der eine von zwei sich ganz ähnlichen Brüdern dem Königssohn ein Loch in den Kopf und flieht auf einem gefeiten Pferde und mit einem gefeiten Hunde vom Vaterhause. Er kommt nach zwei Abenteuern zu dem schwarz ausgeschlagenen Palaste der Königstochter, auf die das Los gefallen war, dem täglich einen Menschen verzehrenden Drachen ausgesetzt zu werden. Dem Drachen sprangen die abgehauenen Köpfe wieder an[7], sobald er sich den Hals an ein gewisses in

der Nähe wachsendes Kraut rieb. Der Held schneidet ihnen die Zungen aus, wirft sie eine Meile weit, damit sie nicht wieder anwachsen, und steckt von dem Heilkraut zu sich. Die befreite Prinzessin geht in den Palast, er ins Wirtshaus.

Der Usurpator ist ein Bauer. Als das der Held hört, gibt er der Prinzessin in einem Briefe Nachricht von sich, welchen sein Hündchen bestellt, worauf die Zungenprobe und Heirat erfolgt.

Aus der versteinernten Hexe wird hier ein schönes, dem Palaste gegenüberwohnendes Mädchen, welches die Eintretenden mit ihren Haaren fesselt.

Der zweite Bruder trennt sich, während er bei seiner Schwägerin ruht, durch das Leintuch[8] von ihr. Er läßt die schöne Hexe durch sein Hündchen verschlingen. Der so erlöste Bruder schlägt ihn aus Eifersucht den Kopf ab und er wird durch das Schlangenkraut wieder belebt.

In dem litauischen Märchen vom hörnernen Mann bei Schleicher S. 4 steht der Drachentöter, wie in der germanischen Sage, allein.

Vorher geht der Eintausch von drei Hunden gegen drei Kälber (s. Nr. 24) und die Erwerbung der Hornhaut durch Einschmieren des Körpers mit Öl, das der Held in einem verlassenen Hause findet.

Auch hier ist die Stadt schwarz ausgeschlagen, aber eigentümlich, daß der König dem Drachen jährlich eine seiner Töchter aussetzen muß und daß der Held den Stein[9], auf den sich der Drache setzt, mit seinem Öl bestreicht. Dieser bleibt dadurch an dem Steine kleben, hebt ihn mit sich in die Höhe und läßt aus Wut eine zwölf Klafter lange Lohe aus seinem Rachen gehen. Der Kutscher begräbt während der Heimfahrt den eingeschlafenen Helden und tritt an dessen Stelle. Die treuen Hunde bleiben beim Grabe und ein Mann gräbt den Helden aus, der einen Hund als Briefboten an die Prinzessin schickt. Die Zungenprobe fehlt.

Die zweite litauische Form bei Schleicher S. 57 schließt sich eng an die Grimmsche an, der Zug der Hörnung fehlt, die Tiere des Helden sind Hase, Wolf, Löwe und Bär. Der Drache kündigt sich aus der Ferne durch »Flammen wie von Blitzen und Sausen wie vom Sturme« an. Der von der Anstrengung eingeschlafene Held wird von den Dienern des Königs erschlagen und verscharrt, nach drei Jahren von den Tieren wieder ausgescharrt und durch Schlangenkraut (s. Formel Nr. 29) wieder belebt. Er wettet mit dem Wirt wie im deutschen Märchen. Zungenprobe.

Die großen Schwierigkeiten, welche der Sagdeutung daraus entspringen, daß die Erscheinungen, welche die

Tagessonne bietet, zum Ausdrucke der durch die Jahressonne bewirkten Erscheinungen benutzt wurden und dadurch Sonnenauf- und -untergang, Tag und Nacht auch zur Bezeichnung der Jahreszeiten dienen, hat der Verfasser in seinen »vergleichenden« Blicken weitläufig besprochen und muß daher den Leser hierüber sowie über die Deutung der vorliegenden Sage dorthin verweisen. Er beschränkt sich daher hier nur auf einige Bemerkungen über die dem Märchen eigentümliche Verbindung der Dioskuren- und Andromedenformel. Die Zwillinge können bald als Bilder der wechselnden Tagessonne, bald als die der wechselnden Jahressonne genommen werden.

Das Bild der Versteinerung möchten wir jedoch lieber auf die Eiszeit als auf die Nacht (wie in der oben erwähnten Hiadningasaga) beziehen. Das zwischen Schwager und Schwägerin gelegte Schwert dagegen erscheint uns als ein reines Bild des Monatsanfangs. Es ist die beim Sonnenuntergang zwischen dem Sonnenball und der Abendröte erscheinende und beide gleichsam trennende Neumondsichel. Diese erkennen wir auch in dem Schwerte, mit welchem der entsteinerte Bruder aus Eifersucht seinem Befreier den Kopf abschlägt, und in dessen Wiederbelebung den dritten Zeitwechsel. Diesen drei Wechseln gehen in der vorliegenden Verbindung der Andromeden- und Dioskurenformel noch die Befreiung

der Frühlingsgöttin von dem Winterdrachen, welche wir in dem Falle, wo sich der Held nach der Befreiung trennt, in die Zeit der Winterwende verlegen, indem wir den Naturkern dieser Trennung in dem Nachwinter suchen, ferner die Zungenprobe und Verbindung des Helden mit der Befreiten zur Zeit von Frühlingsanfang und die Versteinerung des Befreiers als drei weitere Zeitenwechsel vorher.

Einen beachtenswerten Beleg findet unsere Deutung in der Angabe der griechischen Textform, daß der Held hundertundeine Woche bei seiner jungen Frau blieb, bevor er zur Jagd in den Zauberwald ritt, denn hundertundeine Woche ergeben zwei Mondjahre weniger einen Tag. Der Befreier wird daher am vorletzten Tage des zweiten Mondjahres versteinert und bleibt es während der Konjunktionsdauer; am ersten Abend des dritten Mondjahres ruht sein Bruder bei dessen Frau und entsteinert seinen Bruder am zweiten Tage. Verlegen wir nun die Entsteinerung auf die Winterwende, so ergibt sich hier genau dieselbe Konstellation, welche wir anderwärts[10] für das Ende der Odyssee gefunden haben, deren vierzigster Schlußtag zufolge unserer Untersuchung nach Attischem Kalender mit einer auf den zweiten Gamelion treffenden Winterwende zusammenfällt. Dies ist der einzige chronologisch

brauchbare Märchenzug, den wir bis jetzt auffinden konnten.

Die Tötung und Wiederbelebung des einen Zwillingsbruders durch den andern entspricht der Tötung oder Blendung der starken Figur durch feindliche dämonische Wesen, nachdem dieselbe hinterlistigerweise ihrer Stärke beraubt worden ist (s. Nr. 24, 36, 64).

Fußnoten

1 Bei Grimm Nr. 85 gebiert die Fischerin von zwei Teilen des in sechs Teile zerschnittenen Fisches goldene Zwillinge, die Stute von den zwei andern Teilen zwei goldene Fohlen und aus den in den Boden gelegten zwei Teilen wachsen zwei goldene Lilien.

Zingerle Nr. 25 beginnt genau wie das griechische. Es war einmal an einem See ein Fischer, der hatte eine liebe Frau und Geld genug, aber keine Kinder, was ihm sehr leid tat. Der gefangene ungeheure Fisch wird nach seiner eigenen Angabe in drei Teile zerschnitten; von dem Kopf gebiert die Hündin drei weiß und schwarz gefleckte Junge, von dem Mittelstück die Fischerin drei Söhne, von den Eingeweiden des Fisches die Stute drei Fohlen, und aus dem in die Erde gesteckten Schwanze wachsen drei Bäumlein hervor.

Auch bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 27, S. 140 gebiert die

Stute vom Kopf des Fisches drei Fohlen, die Hündin vom Schwanze drei Junge, und aus den vergrabenen Gräten entstehen drei Blumen, deren Wurzeln drei Schwerter waren.

Der erste Drilling heiratet die Königstochter, deren Aussetzung an den Drachen fehlt, und wird versteinert, ebenso der zweite, der dritte erlöst sie durch eine sehr komplizierte Entzauberung, zu der ihn eine zweite Hexe anweist, und die Entsteinerten rufen: »So fest haben wir noch nie geschlafen!« wie der starke Hans in Nr. 64 und der Held in Nr. 32, Var.

2 Bei Grimm 96 haben die drei nacheinander geborenen Kinder einen »ritsch roten Stern« auf der Stirn. Auch sie werden nacheinander auf dem Wasser ausgesetzt und von einem Fischer erzogen, figurieren aber in einem Verstoßungsmärchen.

Im Harzmärchenbuch von Ey, S. 178, hat der erste Knabe drei goldene Locken, der zweite einen goldenen Stern und der dritte einen goldenen Hirsch (Sonnenhirsch) auf der Brust.

In Pentamerone Nr. 9 erteilt ein alter Pilger den Rat, der unfruchtbaren Königin das Herz eines S e e drachen zu geben, das von einer reinen Jungfrau gekocht werden müsse, welch letztere von dessen Dampf nebst allem

Hausgeräte gleichfalls schwanger wurde. Zwei schöne Knaben und kleiner Hausrat kommen rasch und zu gleicher Zeit zur Welt.

3 Nach einer andern deutschen Version Grimm III, S. 104 fällt einem Fischer eine Schachtel mit zwei Knaben vom Himmel (Sterne) ins Netz.

4 Auch der griechische starke Hans in Nr. 64 ist Zitherspieler und Sänger, ebenso der Bellerophon verwandte Held in Nr. 58.

5 Ebenso bei Zingerle Nr. 8, wo der Drache von den drei Hunden des Helden zerrissen wird.

6 Hier scheint uns die eddische Vorstellung anzuklingen, daß Riesen und Zwerge bei dem Anblicke der aufgehenden Sonne zu Stein werden. – Umgekehrt weckt in der eddischen Hiadningasaga Hilde als Göttin des Sonnenaufgangs die über Nacht versteinerten Gefallenen zu neuem Kampfe.

7 Ebenso muß Dietrich zwischen die zwei Stücke der von ihm entzweigehauenen Riesin Hilde springen, um zu

verhindern, daß sie wieder zusammenliefen (Vilcinasaga, Kap. 17). Wir erklären uns diese Züge aus der Wolkennatur der Drachen und Riesen.

8 In Pentamerone Nr. 9 legt der dem Königssohne ganz ähnliche und zu gleicher Zeit geborene Genosse desselben das Schwert zwischen sich und dessen Gemahlin, als er bei ihr ruht.

9 Dieser Stein kommt auch in der Vilcinasaga, Kap. 18 und im färörischen Sjurdslied *a. vers.* 108 vor (s. Rafzmann I, S. 119 u. 312.)

10 S. des Verf. Proben homerischer Arithmetik S. 52 ff. und dessen »vergleichende Blicke« *passim.*

23. *Herr Lazarus und die Draken.*

Aus Negades. – S. Formel Nr. 34. –

Der Eingang dieses Märchens stimmt zu dem des tapfern Schneiderleins Grimm Nr. 20, hier Honig, dort Obstmus, hier erschlägt der Held vierzig, dort sieben Fliegen auf einen Streich, hier läßt er sich die Tat aufs Schwert schreiben, dort stickt er die Tat auf seinen Gürtel.

Im deutschen Märchen folgen dann die Wettkämpfe des Helden mit dem Riesen im Steinzerdrücken und Werfen, deren griechisches Gegenbild wir bereits in der Variante zu Nr. 18 begegnet haben.

Der verfehlte Versuch der Riesen, den Lazarus zu töten, während er bei ihnen übernachtet, findet sich gleichfalls bei Grimm Nr. 20 und in unserem Märchen Nr. 18.

Der Schluß des griechischen Märchens, der dem deutschen fehlt, ist brillant, aber gerade dies spräche wohl gegen sein hohes Alter. – Wir hatten diese Vermutung bereits niedergeschrieben, als wir in Benfeys Pantschatantra I, S. 506 das indische Gegenstück zu diesem Schlusse fanden. Es steht in der Çukusaptati. Eine zänkische Frau stößt mit ihren zwei Kindern im Walde wandernd plötzlich auf einen Tiger und ruft diesen

zu: »Früher wollte jeder von euch allein einen Tiger zerreißen und auffressen, teilt euch einstweilen in diesen, später wird sich wohl noch einer finden.« Als der Tiger das hört, hält er sie für den Dämon, der »Tigerfresserin« heißt, und flieht. Darüber lacht ihn ein Schakal aus und der Tiger verlangt, daß er mit ihm zur Frau zurückkehren solle. Der Schakal erwidert: »Wenn dir das lieb ist, so trage mich an deinen Hals gebunden und gehe schnell.« Als die Frau sie ansichtig wird, sagt sie zu dem Schakal: »Du schlechter Schakal, du hast versprochen, mir drei Tiger zuzuführen und bringst jetzt nur einen!« Der Tiger läuft nun mit dem Schakal am Halse zum zweiten Male davon. – Der Schakal kommt aber hier nicht ums Leben, wohl aber in Tutinameh Rosen II, S. 136 der Fuchs, der an des Tigers Bein gebunden war und den die Frau für ihre verwandelte Schwester erklärt.

Beachtenswert ist auch die Ähnlichkeit des Schlusses von Nr. 18, wo, wiewohl in ganz verschiedener Einkleidung, wie in dem Textmärchen der Tod des Fuchses durch etwas an ihn Gebundenes verursacht wird.

Im türkischen Kadiri XIV, S. 67, Rosen II, S. 122, nach Benfey I, S. 507 spielt der Zug zwischen einem

Siahgoush, einem Löwen und einem Affen. Ersterer läßt wie hier seine Kinder schreien, sie wollten Löwenfleisch, und sagt zum zweiten Male: Der Affe, sein Freund, habe ihm zugeschworen, durch List den Löwen ihm zuzuführen, worauf dieser den Affen zerreißt.

Nach Benfey I, S. 508 ist im persischen Märchen wie hier die Erzählung vom Schneider und Riesen mit dem vorliegenden Zuge verbunden. *Malcolm Sketches of Persia* II, S. 89, 90.

24. *Janni und die Draken.*

Aus Negades. – S. Formel von dem Schwesterverrate Nr. 31.

Das Märchen ist lückenhaft, denn von dem Messer, dem Patengeschenk des Mönches an Janni[1], geschieht weiter keiner Erwähnung und Jannis große Stärke wird nicht näher begründet. Der Eintausch der Hunde stellt es zur Variante von Nr. 5. Noch näher aber schließt es sich an die von Grimm III, S. 104 erwähnte Variante an, wonach der Bruder dreier a r m e r Schwestern drei Ziegen, deren einzige Habe, gegen drei Hunde vertauscht[2]. – Wie hier die Hunde Drachen zerreißen, so zerreißen sie bei Zingerle Nr. 8 den Drachen, welchem die Königstochter ausgesetzt ist. Der Zug, daß die erwachende Janni seine Hunde unverdientermaßen schilt, ist ein ungemein verbreiteter Zug. Hierher gehört der Hund, welcher den Säugling seines Herrn vor Schlangen schützt, und weil er blutig, von diesem getötet wird, ein Zug, der bis Indien reicht. In Nr. 3 schlägt der Drakos seinen Hengst ebenso wie Rustem im Schah Nameh seinen Hengst, weil er wie dieser glaubt, daß er ihn zur Unzeit geweckt habe. –

Andere Formen dieses Märchens finden sich in Nr. 32 u. Variante, wo auch die deutschen Gegenbilder

verzeichnet sind.

Fußnoten

1 Wir glauben diesem Messer bei Wolf, D.M. u S. Nr. 23 zu begegnen, wo die arme Mutter ihren Sohn mit dem Messer in die Welt schickt und er mit ihm ein Aas zwischen Löwe, Adler und Ameise teilt. Hier macht es uns den Eindruck, als ob es der die Wetterwolke spaltende Blitz sei, wie wir auch den Naturkern der drei Messer Königs Niduds und das tönende Messer seiner Tochter in der Wielandssage in dem Blitz suchen. Vergleiche auch das wundertätige Messer bei Wuk Nr. 30, dessen Spiegelung in der Sonne wilde Pferde so zahm macht, daß sie sich vor dem Besitzer des Messers niederlegen.

2 Bei Schleicher S. 4 tauscht der Held drei Hunde gegen drei Kälber ein.

25. *Der Schwager des Löwen, des Tigers und des Adlers.*

Aus Negades. – S. Formel vom Tierschwager Nr. 22.

Der anfangs vergessene, den gesuchten Ort wissende lahme Habicht, der auch in dem walachischen Märchen bei Schott Nr. 11 genau ebenso auftritt, findet ein Gegenstück bei Apollodor I, Kap. 2, § 12, wo Melampus die Vögel zusammenruft, um von ihnen das Heilmittel für Iphikles zu erfragen und dasselbe von einem Geier erfährt.

Der Schnapphahn in Nr. 15 ist nur eine andere Form für denselben Gedanken, – ebenso der Storch in Wolf, D.M.u.S., Nr. 1, das auch in den Anfragen des Helden bei den verschiedenen Tiergattungen nach dem goldenen Schlosse an unser Märchen anklingt.

Anklänge bieten das walachische Märchen bei Schott Nr. 1 und das neapolitanische im Pentamerone Nr. 33, letzteres in nahem Anschlusse an das bekannte deutsche der Musäusschen Sammlung, während deren Schlußteil, die Befreiung der verzauberten Schwäger durch den Helden, in der griechischen Form fehlt.

26. *Vom jüngsten Bruder, der seine geraubte Schwester vom Drakenberge holt.*

Aus Negades. –

Das Märchen folgt der Formel vom besten jüngsten Nr. 16 und geht mit der Verkappung des Helden als Weichselzöpfiger zur Verkappungsformel Nr. 36 über.

Unter den uns bekannten Formen schließt sich die serbische bei Wuk Nr. 2 der griechischen am treusten an. – Zu dem in der Luft schwebenden Drachenschloß gelangt der Held dadurch, daß er den aus der Haut seines geschlachteten Pferdes verfertigten Riemen mit einem Pfeile an dem Schlosse befestigt und daran hinaufsteigt. Den Drachen tötet der Held, während er schläft und von dessen Schwester gekraut wird. Nachdem die neidischen Brüder den Riemen abgeschnitten, setzten sie an die Stelle des jüngsten Bruders einen Schäfer. Der Held erscheint je auf dem schwarzen und weißen Pferde des Drachenschlosses bei der Hochzeit seiner Brüder und schlägt sie mit der Keule vom Pferde und entflieht. Bei der Hochzeit des Schäfers erscheint er auf dem grauen Pferde, schlägt den Schäfer tot und gibt sich zu erkennen.

27. *Allerleirauh.*

Text (aus Ziza).

Variante 1. (Aus Witza.) – Der Vater ist nicht König, sondern Priester und wird von seiner Tochter an den Bischof verwiesen. Diesen fragt er: »Ich habe vor meiner Haustüre einen Apfelbaum stehn, wer soll die Früchte davon essen, ich oder ein Fremder?« – – –

Die Tochter verlangt von dem Vater schöne Kleider und einen καντλέας, d.i. eine hölzerne Kiste, welche die Form einer menschlichen Gestalt hat, mit dem Schlüssel dazu. In diese verschließt sie sich und flieht. Unterwegs fallen sie die Schäferhunde an, können sie aber nicht beißen, und die Hirten wundern sich über den wandelnden Holzmenschen.

Variante 2. (Aus Smyrna.) – Der König verspricht seiner sterbenden Frau, diejenige zu heiraten, welcher ihr Ring passen würde. Er schickt in der ganzen Welt herum, kann aber keine Frau finden, welcher der Ring paßt. Als die Boten unverrichteter Dinge nach Hause kehren, legt der König betrübt den Ring auf den Tisch. Seine Tochter kommt ins Zimmer, nimmt den Ring, steckt ihn an und er paßt ihr. Nun verlangt sie der Vater zur Ehe[1]. Sie flüchtet auf ihr Zimmer und jammert: »O ihr Miren der Miren![2] warum habt ihr mir ein solches Schicksal beschieden?«

Darauf erscheint ihre Mira, tröstet sie und heißt sie zuerst ein silbernes, dann ein goldenes, endlich ein Perlenkleid ohne Naht, ohne Schnitt[3] von ihrem Vater verlangen. Da die Schneider des Reiches solche Kleider nicht zu liefern imstande sind, so reitet der König betrübt auf die Jagd und begegnet einem Manne, welcher der Teufel selbst ist, und ihm die Kleider nach der Angabe der Heldin liefert. Zuletzt verlangt diese auf den Rat der Mira ein langhaariges Gewand, durch das weder ihre Augen noch ihre Brauen, noch ihr Gesicht, noch ihre Hände und Füße zu erkennen sein sollten. Nachdem der Teufel auch dies geliefert, erklärt sie sich zur Hochzeit bereit, verlangt aber vorher ungesehen ins Bad zu gehen; der König solle daher bei Todesstrafe seinen Untertanen verbieten, ihre Kaufläden und Werkstätten zu öffnen und sich auf der Straße zu zeigen.

Auf diese Weise wird sie von der Mira ungesehen aus der Stadt in eine auf einem hohen Berge gelegene Höhle geführt, wo sie sechs Jahre lang nur von Wasser und Brot lebt, das ihr die Mira jeden zweiten Tag bringt.

Endlich schlägt ein Prinz sein Jagdlager in der Nähe der Höhle auf. Der Geruch der kochenden Speisen lockt die Heldin hervor; bei ihrem Anblicke fliehen die Köche; sie nimmt sich von allen Speisen in ihre Höhle mit und versalzt den Rest[4]. Beim dritten Male belauscht sie der

Prinz, dringt in ihre Höhle und nimmt sie mit sich in seinen Palast. Dort erhält sie von ihrem Haargewande den Namen der H a a r i g e n[5]; sie bleibt stumm und antwortet nur durch Kopfnicken; der Prinz hat sie so lieb, daß seine Mutter eifersüchtig wird.

Bei einer großen Hochzeit, welche der Prinz und seine Mutter besuchen, erscheint sie dreimal in ihren drei Gewändern. Der Prinz verliebt sich in sie, verlangt von seiner Mutter beim ersten Male einen Ring, beim zweiten Male eine Uhr und endlich ein Perlenband und schenkt sie ihr. Sie entschlüpft jedesmal dadurch, daß sie Geld unter die Menge vor dem Hause wirft.

Darauf wird der Prinz vor Liebe krank, und die Mutter bäckt für ihn verschiedenes Gebäck. Die Haarige drängt sich herzu und verlangt von dem Teige; man versucht sie stets abzuwehren, aber der Prinz hört den Streit und befiehlt, ihr den Willen zu tun. Sie versteckt in ihr Stück zuerst den Ring, dann die Uhr, endlich das Perlenband. Da stets nur ihr Gebäck gerät und alles andere verbrennt, so findet der Prinz die drei Wahrzeichen, er läßt sich also eine Schere kaufen, die Eisen und Stahl schneidet und schneidet damit das Haargewand auf[6].

Anmerkungen. – Das Märchen folgt der Verkappungsformel Nr. 36 und entspricht dem

Allerleirauh bei Grimm Nr. 65[7]. Doch entbehrt die Textform des deutschen Zuges, daß der Vater seiner sterbenden Frau verspricht, nur eine solche zu heiraten, die ihr vollkommen ähnlich sähe, wodurch das Verlangen des Vaters nach der Tochter erklärt und gemildert wird.

An die Stelle der an die ägyptischen Mumienkästen erinnernden Holzkiste der ersten Variante tritt in Deutschland der Mantel aus allerlei Rauhwerk, der im Texte durch den Pelzmantel angedeutet ist. In Variante 2 erhält sie, wie im deutschen, von diesem Haarmantel den Namen der »Haarigen«.

In dem hierhergehörigen walachischen Märchen, Schott Nr. 3, ist dieser Mantel aus Laus- und Flohfellen gemacht und wird zwei Jahre daran gearbeitet.

Dagegen findet sich jene Holzkiste bei Schott Nr. 4[8] als ein hölzerner Mantel über zwölf prächtige Kleider (die zwölf Monate), mit dem die Kaiserstochter in die Einöde verstoßen wird.

Die Mumienkiste, der Schacht und das Bett, auf welchem die Heldin in die Erde einfährt, erscheinen uns als Hinweisung auf den Tod; verbindet man damit das Verlangen des Vaters nach der Tochter, deren auf ihrer Flucht in die Erde erfolgende Verkappung, zweimaliges neckendes Erscheinen und endliche Entpuppung, so

ergibt sich die Mutter als hinsterbende Sommergöttin und ihre Tochter als die des folgenden Jahres, welche den Winter in der Unterwelt zubringt, sich in den einzelnen schönen Tagen des anfangenden Frühlings zeigt, aber dem Winter wieder Platz machen muß, bis sie endlich zur herrschenden Königin wird. Der Pelz zeigt, daß das Märchen der nordischen Naturanschauung folgt, denn im Süden bringt die Naturgöttin die heiße Zeit in der Unterwelt zu und steigt mit den ersten Herbstregen auf die Erdoberfläche, um ein neues Herrscherjahr zu beginnen.

In der litauischen Form dieses Märchens bei Schleicher S. 10 treten dessen Naturbezüge noch klar hervor; denn dort heißt es von der Heldin Mutter: »Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Gemahlin, die hatte um die Stirn herum die Sterne, oben auf dem Kopfe die Sonne und am Hinterhaupte den Mond; aber sie starb b a l d .« – Statt aus Rauchwerk, besteht, wie im walachischen, der Mantel der Heldin aus Läusefellen. Besonders belehrend scheint uns, daß hier an der Stelle der Fahrt in die Unterwelt eine Fahrt in die Außenwelt, d.h. der Übergang über den Ozeanfluß, steht, denn es heißt von der Flucht der Heldin: Sie kam zu einem Fluß und da sollte sie ins Schiff steigen, der Ferge aber wollte sie nicht fahren[9] und sagte: »Wenn du

nicht versprichst, mich zu nehmen, so ertränke ich dich zur Stelle.« Aber sie wollte den auch nicht. Da warf er sie aus dem Schiffe und sie sprang ans (jenseitige) Ufer des Wassers. Da kam sie zu Steinen und sagte: »Ach, lieber Gott, wenn sich doch hier eine Stube auftäte!« was denn auch geschah. Dieser letztere Zug entspricht dem Gebete des griechischen Aschenputtels in Nr. 2. – Ganz eigentümlich ist, daß die Heldin als Aschenputtel von ihrem B r u d e r erkannt wird und mit d i e s e m den Hof verläßt, in dem beide gedient haben.

In der neapolitanischen Form Pentamerone Nr. 16 verwandelt sich die Heldin in eine B ä r i n (Kallisto) durch ein Holzspänchen, das sie in den Mund steckt und das sie von einer Alten erhalten hat. Der Prinz, welcher sie aus dem Walde in sein Schloß genommen, erblickt sie einst in ihrer wahren Gestalt, als sie sich unbelauscht glaubte (s. unser Nr. 14 u. 57), und erkrankt aus Liebe; die Bärin pflegt ihn, und er küßt sie aus Dankbarkeit, wobei ihr das Spänchen aus dem Munde fällt.

Fußnoten

1 Ebenso in dem serbischen Märchen bei Wuk Nr. 28. Siehe weiter zu Nr. 42. Endlich wird die Heldin in ein schwarzes Lamm verwandelt und damit schließt das Märchen.

2 Die Mira deutet auf albanesischen Ursprung dieser Form. Die Erzählerin hatte das Märchen von ihrer Amme, welche aus Morea war, ob Albanesin? wußte sie nicht anzugeben.

3 Unser Märchen Nr. 70 hat die volle Formel für solche Kleider.

4 Über dieses Versalzen der Speisen s. Nr. 21.

5 Μαλλιαρή.

6 Variante zu dem eddischen Ausschneiden Brunhilds aus ihrem Panzer durch Sigurd. – Diese Schere deuten wir auf den, die erste Frühlingsgewitterwolke spaltenden Blitz.

7 Zingerle Nr. 16 gehört hierher.

8 Wie hier die Stiefmutter der Stieftochter eine kleine Schlange ins Wasser gibt und diese in ihrem Leibe wächst, so läßt sich im Pantschatantra Benfey I, S. 369

der Vater einer getöteten Schlange von deren Mörder in der Milch trinken. Auch zu dem Zuge, daß der Prinz die Schlange erblickt und verscheucht, während die Heldin schläft, findet sich ebendaselbst S. 254 ein indisches Gegenbild.

9 Über die sich den Überfahrten über den Okeanos entgegenstellenden Schwierigkeiten finden sich die Nachweise in des Verfassers »vergleichenden Blicken«.

28. *Von dem Mädchen, das Rosen lacht und Perlen weint.*

Aus Ziza. – S. Bertaformel Nr. 21.

Der Zug mit den eingesetzten Hundsaugen scheint in der Form, wie er vorliegt, lückenhaft zu sein, denn entweder muß der Hund die ausgestochenen Augen verschlucken und wieder brechen wie in Nr. 24, oder die Hündin muß mit der Prinzessin in irgendeiner vergessenen Beziehung stehen, damit sie ihr von selbst zulaufen.

Der zweite Teil des Märchens wiederholt sich in Nr. 2, 8 u. 48.

29. *Die Goldschmiedin und der treue Fischersohn.*

Aus Ziza. –

Dies Märchen folgt der Formel Nr. 35 und entspricht dem vom treuen Johannes bei Grimm Nr. 6 und treuen Paul bei Wolf, D. Hausm., S. 383[1].

Auch Johannes leitet wie hier die Entführung der Geliebten seines Herrn zu Schiff, doch erscheint er nicht als dessen Altersgenosse, sondern als Mentor mehr in dem Charakter des Lehrers in Nr. 15.

Paul ist ein vom König im Walde gefundener Findling, den er mit seinem Sohne erziehen läßt. Auch hier erfolgt die Entführung der Prinzessin zur See und erlauscht Paul im Mastkorb sitzend das Gespräch der beiden Tauben. Er tötet das Pferd und schüttet den Weinbecher um, in den eine Kreuzspinne Gift geträufelt hat. Beide Tiere sind vom Vater der Entführten geschickt[2]. Auch hier beschuldigt die Mutter des Prinzen den treuen Paul des Neides. Dieser erscheint nach seiner Versteinerung dem Prinzen im Traume, und fordert zu seiner Erlösung das Blut seines Kindes, doch der gute Wille des Prinzen reicht zu seiner Entsteinerung hin.

Die weissagenden Vögel sind im Griechischen recht gut an den ersten Teil des Märchens geknüpft, im

Deutschen fehlt diese Verbindung.

Das Verhältnis zwischen dem in die Goldschmiedin verliebten Prinzen und dem treuen Fischersohn klingt an das Verhältnis des in Gerda verliebten Freiers zu Skirnir in der Edda an. –

Von da an, wo Johannes und der Fischersohn als der Vogelsprache kundig erscheinen, entsprechen beide Märchen, kleine Abweichungen abgerechnet, einander vollkommen.

Das Verhältnis des Goldschmiedes und der Goldschmiedin erinnert an Hephäst und Aphrodite, die mit der Goldkrone im Sessel sitzende und mit dem goldenen Apfel spielende (wiederholt in Nr. 96) Goldschmiedin an die färörische Brinhild, die Gold an der Braue tragend (*v.* 38) oder mit dem vergoldeten Messer spielend (*v.* 192) in ihrem Goldsessel sitzt. Raßmann I, S. 315 u 323. Auch von der Prinzessin vom goldenen Dach heißt es, daß ihr Hausrat von Gold gewesen sei.

Das goldene Dach, der siebenstöckige Turm, der goldene Apfel und die Betonung des Goldes überhaupt scheint auf das Himmelsgewölbe und die Sonne hinzudeuten.

Die Entführung der Goldschmiedin zu Schiff geschieht mit ihrer Einwilligung, wie die der homerischen Helena und der deutschen Hilde, Hagens Tochter, im Gudrunlied;

die der Prinzessin vom goldenen Dache aber gegen ihren Willen. Nach der persischen Sage von Jo bei Herodot I, S. 1 wird auch diese gewaltsam von dem phönizischen Schiffe entführt, auf das sie, um Waren zu kaufen, gegangen war.

Die entsprechende walachische Form ist das Märchen von Wilisch Witiasu (Schott Nr. 11). Er war unsterblich, wurde von dem Helden aus der Sklaverei losgekauft und trug gleich dem eisernen Heinrich (Grimm Nr. 1) drei eiserne Reife um den Leib, welche von einem Trunk Wein mit solcher Gewalt sprangen, daß sie weit davonflogen, ihn selbst aber riß eine innere Glut hoch in die Lüfte, so daß er mit ungeheurer Gewalt wieder auf die Erde fiel. Er ist gleich dem treuen Johannes mehr der Mentor als der Genosse des Helden, verwandelt sich in einen Jagdhund und, um eine Unterredung zu belauschen, in einen Basilisken (ist im Neugriechischen der Name des Zaunkönigs). Er hilft dem Prinzen die Prinzessin dem Drachen entführen, der sie geraubt; die Entführung erfolgt jedoch zu Lande, wobei Zusammenberufung der Vögel und Wegweisung durch einen lahmen Geier und Abfragen der Stärke des Drachen (s. Parallelen im Sachregister). Dann folgt das Gespräch der Vögel, aber ohne Einfluß auf das Folgende. Das Zerhauen des von den der Braut feindlichen Schwiegereltern entgegengeschickten Brauthemdes und der beiden

Pferde. Wilischs Versteinerung erfolgt ohne alle Motivierung nach einem Trunke Weines und seine Entsteinerung durch den Helden mit dem Blute eines ihm verwandten und von ihm zerhauenen Zwillingskindes.

Unter den drei Formen der treuen Gestalt scheint uns die walachische die älteste zu sein.

Im Pentamerone Nr. 39 findet sich das sehr verflachte Gegenstück unseres Märchens; der treue Diener wird hier zum liebenden Bruder, welcher die Entführung der Jungfrau allein unternimmt, indem er sie auf sein Kaufmannsschiff lockt. Die redenden Tauben sind von dem zauberkundigen Vater der Entführten abgesandt. Die Formel lautet: »Wenn er den für seinen Bruder gekauften Falken und Hengst nicht abgibt oder diesen warnt, so wird er zu Stein«; und ebenso für den in der Brautnacht kommenden Drachen. Zum Tode verurteilt, spricht er, wird versteinert und durch das Blut der Zwillingssöhne seines Bruders entsteinert, diese aber durch den nun versöhnten Schwiegervater wieder belebt.

Die indischen Formen gibt Benfey Pantschatantra I, S. 416 ff. In der ersten opfert umgekehrt der treue Diener seinen Sohn, um das Leben des Königs, dem er dient, vor Gefahr zu bewahren. Der Zug der Versteinerung ist mit den indischen Formen nicht verbunden. Doch findet er sich in anderer Verbindung in dem Märchen vom König

der schwarzen Inseln in Tausendundeiner Nacht.

Fußnoten

1 In Wolf, Deutsche Hausmärchen, S. 41 heißt die Herberge gebende Frau den treuen Diener seinen Herrn verhindern, auf drei Hirsche zu schießen, und verbietet ihm bei seinem Leben, sie zu verraten; der Diener tut dies dreimal und wird beim dritten Male von seinem erzürnten Herrn totgeschossen; er fällt daher von da an aus.

2 Dieser Zug findet sich auch in der deutschen Ortnitssage, wo der Vater der Entführten ein Drachenei in Ortnits Land legen läßt; der daraus schlüpfende Drache verschlingt diesen im S c h l a f e .

[30.](#) *Gilt Recht oder Unrecht?*

Aus Wisiani in Palacopogoni. –

Die deutschen Märchen bei Grimm Nr. 107 und Ey S. 188, so abweichend sie auch sonst sind, bieten den verwandten Zug, daß der schlechte Geselle dem guten aus purer Bosheit die Augen aussticht, welche dieser durch das Waschen mit Galgentau, den ihm ein sprechender Rabe verrät, wieder gewinnt.

In der Variante bei Grimm III, S. 188 hört, wie im Griechischen, der an einen Baum gebundene Diener in der Nacht von bösen Geistern, die sich unter demselben versammeln, daß ein dort wachsendes Kraut das Gesicht wiedergebe.

Bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 4 belauscht der Geblendete das Gespräch eines Bären, Wolfes und Fuchses, die an die Stelle der Teufel getreten sind.

In dem böhmischen Märchen bei Grimm III, S. 342 hört der von zwei Gesellen seiner Schätze wegen Geblendete, auf einem Baume sitzend, gegen zwölf Uhr, da es Walpurgisnacht ist, wie Hexen von ihren Zauberkünsten reden und erzählen, daß am Morgen ein Tau fällt, der Blinde heilt. –

Auch in Zingerle Nr. 20 findet sich die Belauschung der Unterredung dreier Teufel, welche dem Lauschenden

Glück bringt.

Die die Teufel zum Aufbruche mahnenden Hähne berühren sich mit den drei Hähnen in Nr. 83 und etwas abweichend in Nr. 78.

31. *Schlangenkind.*

Text (aus Wisiani).

Variante. (Aus dem Flecken Çagori.) – Als das Schlangenkind in den Krieg gezogen war, schrieb die neidische Stiefmutter einen Brief an dessen Mutter und darin stand: »Mutter, schlachte deine Schnur und fülle ihr Blut in eine Flasche.« Die Mutter glaubte nicht anders, als daß der Brief von ihrem Sohne käme, und war über diesen Auftrag sehr betrübt, weil sie ihre Schnur sehr lieb hatte. Als diese sie fragte, warum sie so traurig sei, sagte sie ihr die Ursache. Doch hatte sie das Herz nicht, die junge Frau zu schlachten, sondern führte sie in eine Einöde, schnitt ihr den Finger ab, füllte mit dem Blute, das aus der Wunde floß, eine Flasche und nahm diese mit nach Hause.

In der Einöde fand die junge Frau den Kirigli, welchen die Neraiden geraubt hatten, und wurde von ihm schwanger. Als nun ihre Zeit herankam, sagte ihr der Kirigli, sie solle nach seinem Hause gehn, das außen weiß angestrichen sei und Fenster auf die Straße habe und dort ihr Kindbett halten.

Da ging sie hin und bat um Herberge für die Nacht, und die Frau des Kirigli öffnete ihr die Türe und ließ sie ein. Aber kaum war sie eingetreten, so kam sie mit

einem Knaben nieder; Tags darauf hörte die Frau des Kirigli, wie die fremde Wöchnerin ihr Kind auf den Armen wiegte und dazu sang: »Schlaf, Kindchen schlaf! wenn es die Großmutter[1] des Kirigli wüßte, daß das sein Kindchen ist, so würde sie ihm silberne Binden und eine silberne Wiege schenken.« Darauf fragte die Frau des Kirigli: »Wo hast du den Kirigli gesehn?« und die Wöchnerin antwortete: »Draußen in der Einöde bei den Neraiden, die ihn geraubt haben. Wenn du ihn wieder haben willst, so backe einen Backofen voll Honigbrot und trage es in eine Kammer, in der alle Löcher verstopft sein müssen und nur das Schlüsselloch offen bleiben darf, und dann sprich: ›Da habt ihr Brot und Honig, und gebt mir den Kirigli zurück‹.« Die Frau machte es, wie ihr die Wöchnerin geheißen hatte, und dadurch kam der Kirigli wieder heim, und aus Dankbarkeit verstießen sie die Wöchnerin nicht, sondern behielten sie bei sich.

Als das Schlangenkind aus dem Kriege kam, fragte er nach seiner Frau. Da erzählte ihm seine Mutter von dem Briefe, den er ihr geschrieben habe, und was er ihr darin aufgetragen, daß sie aber das Herz nicht gehabt, ihre schöne Schnur zu schlachten, sondern sie in die Einöde geführt und dort verlassen habe.

Als das Schlangenkind das hörte, stieg er zu Pferd und suchte nach seiner Frau, und auf seinem Zuge kam er

am Hause des Kirigli vorüber und sah dort seine Frau am Fenster stehn und mit ihrem Kinde schäkern. Da warf er ihr eine Apfelsine zu und sie warf ihm eine andere herunter.

Darauf ging er in das Haus und verlangte vom Kirigli seine Frau zurück, und machte mit ihm aus, ihr die Wahl zu lassen, mit welchem von beiden sie leben wolle. Als sie nun die Frau fragten, welchen von beiden sie lieber habe, erwiderte sie: »Laßt mir drei Tage Bedenkzeit, und wenn ich dann sage: ›Brot, Brot‹, dann nehme ich meinen ersten Mann, wenn ich sage: ›Wasser, Wasser‹, so nehme ich den zweiten.« Da ließen sie ihr drei Tage Zeit, und als diese um waren, rief sie: »Brot! Brot!« und zog mit ihrem ersten Manne heim.

Anmerkungen. Das Märchen gehört zur Tierformel und Kinderwunschklasse Nr. 7.

Auch in Grimm Nr. 108 spricht der Vater: »Ich will ein Kind haben und sollt's ein Igel sein.« In der Variante III, S. 190 wie im Griechischen: »Eine Schlange.«

Ein volles Gegenbild unseres Märchens findet sich aber im Serbischen bei Wuk Nr. 9. Die arme Mutter muß für die zwanzigjährige Schlange des Kaisers Tochter begehren. Dieser stellt dem Freier drei Aufgaben (wie in Nr. 9), und nachdem sie gelöst sind, erfolgt die Hochzeit. Eigentümlich ist der Zug, daß, als die Schlangenhaut

verbrannt wird, dem schlafenden Jüngling die Hitze überkommt, seine Frau ihn aber fortwährend mit Wasser begießt und er dadurch am Leben bleibt.

In Grimm Nr. 144 gebiert die Königin auf den ungestümen, aber allgemein gehaltenen Wunsch nach Kindern ein Eselein, dem am fremden Hofe von seinem Schwiegervater heimlicherweise die ausgezogene Haut verbrannt wird.

In Grimm Nr. 108 dagegen weist Hans mein Igel selber den alten König dazu an und sagt, er sollte vier Männer bestellen, die sollten wachen vor der Kammertür und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer einginge und sich ins Bett legen wollte, würde er aus seiner Igelhaut herauskriechen und sie vor dem Bette liegen lassen: dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie ins Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie verzehrt wäre[2].

In Schah Nameh von Görres II, S. 441 heißt es, daß ein König an einem Strome eine Stimme hört: »Gib mir deine Tochter, sonst wird es dich gereuen.« Auf die Frage, wer es sei, antwortet die Stimme: »Ich bin ein Gandharva; und weil ich mir Indras Mißfallen zuzog, hat er mich verwünscht, in der Gestalt eines Esels im Hause eines Töpfers geboren zu werden.« Der König verlangte von ihm, daß er die Mauern seiner Stadt und seines

Palastes in Erz verwandeln solle. Der Gandharva vollbrachte die Aufgabe und erhielt nun die Tochter. Sein Name war Jaganta, und als er sich vor Indra gedemütigt, hatte ihm dieser gestattet, zur Nachtzeit die menschliche Gestalt wieder anzunehmen, und die Verwünschung sollte zu Ende gehn, wenn jemand seine Eselshaut verbrenne. Seine Schwiegermutter belauscht ihn, nimmt die Haut heimlich weg und verbrennt sie. Der erloste Gandharva nimmt Abschied von seiner Gattin, um zu den Seinen zurückzukehren, und sagt ihr, daß sie einen Sohn von ihm gebären werde, den sie Vicramaditya nennen solle, und entfernte sich. Seine Gattin aber beschloß zu sterben, sie nahm das Kind unter ihrem Herzen weg und übergab es der Pflege einer G ä r t n e r i n , damit sie es vor ihrem Vater verberge. Und das Kind erwuchs, bestieg als der dritte seines Namens im Jahre 441 den Thron und begründete eine neue Zeitrechnung.

In dieser persischen Sage erscheint das griechische Schlangenkind mit dem albanesischen Märchen Nr. 100 zu einem Ganzen verbunden, jedoch mit dem Unterschied, daß dem zweiten Teil der persischen Sage der Charakter der Frejasage fehlt, und daher statt der Wiedervereinigung der beiden Gatten der Tod der Frau erfolgt.

Beachtenswert ist die verschiedene Entwicklung des

griechischen und albanesischen Märchens bei vollkommen gleichem Anfang. Nr. 100 ist nämlich ein reines Frejamärchen, während das vorliegende die höchst eigentümliche Erzählung einer Doppelehe (mit Sommer und Winter) enthält, welche jedoch in beiden Versionen mit der Wiedervereinigung mit dem ersten Manne schließt. Den allgemeinen Grundgedanken, Trennung der Ehegatten und Wiedervereinigung, teilt es mit der Frejaformel.

Honigbrot als Elfenopfer findet sich auch in Nr. 80. –

Die Losungsworte der Variante: Brot und Wasser, möchten wir auf Sommer und Winter deuten.

Im Neapolitanischen, Pentamerone Nr. 15, erscheint die Schlange zu dem angenommenen Kinde der unfruchtbaren Frau abgeschwächt. Nach Erfüllung dreier unmöglich erscheinender Aufgaben heiratet der Held die Königstochter. Nachdem die abgestreifte Schlangenhaut von deren Eltern verbrannt ist, flieht er als Taube, verwundet sich aber unheilbar am Kopfe, indem er eine Fensterscheibe durchstößt. Die Prinzessin sucht ihn auf, erfährt durch einen Fuchs, der ihr das Gespräch der Vögel übersetzt, den Sachverhalt, und daß das Blut der Vögel, mit dem des Fuchses vermischt, das einzige Heilmittel sei; sie läßt durch den Fuchs Vögel fangen und schlägt diesen dann tot. Die neapolitanische Form stellt

sich zu unserem Märchen Nr. 7.

Fußnoten

1 Μακοῦλα.

2 Bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 3 verbrennt die dritte und jüngste Schwester die Schweinshaut ihres Geliebten und bietet Anklänge an das albanesische Märchen Nr. 100.

32. *Der Sohn des Schulterblattes.*

Text (aus Wisiani).

Variante. (Aus dem Dorfe Çagori.) – Es war einmal ein König, der tötete alle Söhne, die ihm geboren wurden, denn er fürchtete, daß sie sein Königreich erben könnten, und glaubte, daß er somit ewig leben werde. Einst wurde ihm aber ein Knabe geboren, der war so schön, daß sich alles Volk erhob, und ihn bat, er möge ihn nur zehn Jahre leben lassen. Der König gewährte ihre Bitte und ließ den Knaben für so lange leben. Als nun die zehn Jahre um waren, da bat das Volk abermals, ihn noch weitere zehn Jahre leben zu lassen, und unterstützte diese Bitte mit so vielen Geschenken, daß er sie gewährte und den Knaben noch zehn Jahre leben ließ. Als aber auch diese Frist zu Ende ging, begannen die Mutter und die Schwester des Prinzen um ihn zu trauern, und jede setzte sich in ein besonderes Zimmer und klagte. Da ging der Prinz zu seiner Schwester und fragte sie, warum sie so traurig sei, und diese erzählte ihm nun, wie es um ihn stehe, und riet ihm, aus dem Vaterhause zu fliehen. Der Prinz bestieg also seine gute Stute, nahm seine Schwester hinter sich und ritt in die Welt. Nachdem sie eine Weile geritten waren, kamen sie in eine Wüste und stiegen auf einen Marmorfels, um Kräuter zu suchen. Dort fanden sie eine Treppe, und als sie diese hinuntergestiegen waren,

erblickten sie herrliche Gebäude, die zwölf Schwarzen gehörten, von denen jeder täglich einen Esel verzehrte und ein großes Faß Wasser trank.

Der Prinz tötete elf mit einem Flintenschusse; der zwölfte entkommt und spinnt mit der Schwester des Prinzen einen Liebeshandel an.

Um den Prinzen aus dem Wege zu räumen, stellt sich die Schwester krank und bittet ihn, ihr das Wasser des Lebens zu holen.

Der Prinz stieg also zu Pferde, ritt zu der Lamia, welche das Wasser des Lebens in Verwahrung hatte und klopfte an deren Türe. Da rief die Lamia: »Wer klopft an meiner Türe, an der seit vierzig Jahren niemand zu klopfen wagte?«, Und als sie ihm aufgemacht, begrüßte sie der Prinz und sprach: »Guten Tag, Frau Tante,« und sie erwiderte: »Schön' Dank, junger Held! Hättest du mich nicht Frau Tante genannt, so wärest du des Todes gewesen!« Und er sagte darauf: »Und hättest du mich nicht junger Held genannt, so hätte ich dich totgeschlagen!«

Darauf versprach ihm die Lamia, von dem Wasser des Lebens zu geben, wenn er mit einer Hand einen vier Zentner schweren Stein aufzuheben imstande sei, und als er das getan und den Stein weit weggeworfen hatte, schlug sie mit einem Hammer an den Felsen, bis dieser

sich öffnete und sie das Wasser des Lebens schöpfen konnte. In der Nacht aber goß sie es in ein anderes Gefäß und pißte statt dessen in den Krug.

Als der Prinz zu den Marmorhäusern zurückkam, wieherte die Stute nach ihrer Gewohnheit, und da versteckte sich der Schwarze. Die Schwester aber stellte sich krank, und nachdem sie aus dem Kruge getrunken, stellte sie sich gesund und der Prinz ging wieder auf die Jagd.

Am andern Tage aber machte sie auf den Rat des Schwarzen wieder die Kranke und sprach zu ihrem Bruder, daß sie nicht eher gesunden werde, als bis er ihr anvertraut habe, wo seine Stärke sitze. Er sagte ihr darauf: »Sie sitzt in diesen zwei Fingern.« Da wickelte sie ihm ein Kraut[1] um dieselben, das ihr der Schwarze gegeben hatte, preßte sie zusammen und rief den Schwarzen herbei; der schlug ihn tot, zerhieb ihn in vier Viertel, steckte ihn in einen Sack und warf ihn in eine Grube. Dort fand ihn die treue Stute und trug ihn zu der Lamia, die ihn wieder zusammensetzte und mit dem Lebenswasser bestrich. Da stand der Prinz wieder auf, rieb sich die Augen und rief: »Ei, wie lange habe ich geschlafen[2]!« Die Lamia aber erzählte ihm nun, wie seine Schwester und der Schwarze an ihm gehandelt hätten. Darauf erbat er sich von der Lamia zwei Löwen

und ließ von ihnen jene beiden mit den Nägeln zerfleischen.

Anmerkungen. – Beide Formen gehören nebst Nr. 24 zur Formel von dem Schwesterverrate Nr. 31, unterscheiden sich aber wesentlich durch ihre Eingänge. In Nr. 24 und Variante zu Nr. 32 ist die Stärke des Helden wenig betont, in dem Texte namentlich seine frühe Entwicklung hervorgehoben.

Der Eingang der Variante bietet auffallende Anklänge an die nordische Sage von König Ön und seinen Söhnen in der Heimskringla I, Kap. 29. Als dieser sechzig Jahre alt war, stellte er ein großes Opfer an und flehte um ein langes Leben, und gab seinen Sohn an Odin und er wurde geopfert. König Ön bekam zur Antwort von Odin, er würde noch sechzig Jahre leben. – – – (Als diese zu Ende gingen, dürfte zuzufügen sein), da stellte er ein großes Opfer an, bat um ein langes Leben und opferte den zweiten seiner Söhne. Odin gab zur Antwort, er soll so lange leben, als er jedwedes zehnte Jahr einen seiner Söhne dem Odin opfere. – – Aber als er den siebenten seiner Söhne geopfert hatte, da lebte er zehn Winter so, daß er nicht gehen konnte; da wurde er auf einem Stuhle getragen. Da opferte er den achten seiner Söhne und lebte wieder zehn Winter; da lag er im Bette. Da opferte er den neunten seiner Söhne und trank aus dem Horne

wie ein kleines Kind. Einen Sohn hatte er noch, auch den wollte er nun opfern. – – Aber die Schweden verboten ihm das und das Opfer unterblieb. Darauf starb König Ön.

Hier wie dort ein zu seiner eigenen Erhaltung seine Söhne opfernder König und Rettung des letzten durch Vermittelung der Untertanen; sogar die Zehnzahl in den Fristen trifft zu, wenn auch diese in ihrer Bedeutung voneinander abweichen. –

Ein deutsches Gegenbild dieses Märchens findet sich im Harzmärchenbuch von Ey, S. 154. Der Vater verläßt hier Frau und Sohn und diese ziehen in die Welt, um etwas zu verdienen. Der Sohn findet ein Bändchen an einem Baume, bindet es um den Arm und wird davon riesenstark. Ein Riese heiratet die Mutter und überredet sie, um den Stiefsohn zu verderben, sich krank zu stellen und von diesem Heidelbeeren zu verlangen, von denen er selbst drei essen müsse. Unterwegs zieht er einem Löwen einen Dorn aus der Tatze, und dafür dankbar, schützt ihn der Löwe, als er von dem Genuß der drei Beeren eingeschlafen war, einmal vor Räubern, dann vor Wölfen und endlich vor einer Schlange. Darauf blendet ihn der Stiefvater mit einem Doppelspieße, eine verwünschte Prinzessin führt ihn und den Löwen an einen See, von dessen Wasser er sein Gesicht wieder

erhält; er tötet den Riesen und heiratet die Prinzessin, deren verwünschter Vater der Löwe ist.

Bei Wolf d. Hausm., S. 145 entführt die in schändlicher Liebe zu ihrem eigenen Sohne entbrannte Mutter denselben. Sie kommen zu dem Schlosse des schläfrigen, bösartigen Greises, der eine Prinzessin in unterirdischem Verliese gefangen hält (s. griechische Märchen Nr. 6) Der Prinz zieht das weiße Hemd an und erhält davon große Stärke. Er vermählt sich mit der Gefangenen. Auf den Rat des Greises stellt sich die eifersüchtige Mutter krank und schickt ihn in die Löwengrube, um zu ihrer Genesung ein Junges zu holen. Dann ziehen ihm beide das weiße Hemd im Schlafe aus und blenden ihn. Er erhält durch Waschen mit dem in einer gewissen Mitternacht fallenden Tau sein Gesicht wieder.

Noch näher an die griechischen Formen schließt sich Wolfs Märchen vom Kaisersohn und seinem Paten S. 253 an, wo die in den von dem Helden verschonten dritten Riesen verliebte Mutter desselben sich krank stellt und auf des Riesen Anstiften von ihrem Sohne zu ihrer Genesung die Zauberrose aus dem von zwölf Riesen bewohnten Schlosse verlangt, und als sie diese erhalten, dem Helden den Sitz seiner Stärke, ein auf seiner Brust liegendes Zauberbuch, abfragt. Nachdem ihm dieses,

während er schlief, entwendet war, blendet ihn der Riese, haut ihm die Hände ab und stößt ihn in die Wildnis. Er erhält sein Gesicht durch das Wasser eines Baches wieder, mit dem er sich wäscht, heiratet die Prinzessin, die er in dem Schlosse der zwölf Riesen gefunden, und bestraft seine Mutter und deren Buhlen.

In der litauischen Form dieses Märchens, Schleicher S. 54, sind die Draken zu zwölf Räubern verflacht; der Held erlegt elf davon, nachdem er sie durch das Erheben des aus dem Vaterhause mitgenommenen Stabes starr gemacht, erschlägt aber den zwölften nur halb. Dieser knüpft mit der Schwester eine Liebschaft an; sie heilt ihn mit Kräutern, die auf dem Boden des Räuberhauses liegen, und stärkt ihn mit Hasen-, Wolfs-, Bären- und Löwenmilch, die sie sich unter dem Vorwande eigner Krankheit von ihrem Bruder verschafft. Dieser verschont alle jene Tiere auf ihre Bitten und erhält dafür von jedem ein Pfeifchen. Als der genesene Räuber ihn töten will, pfeift er die Tiere herbei und läßt ihn und seine Schwester von denselben zerreißen. Hierauf geht das Märchen in die Andromedenformel über.

Das der Textform entsprechende walachische Märchen von Florianu dem Blumensohne bei Schott Nr. 27 stimmt auch in bezug auf die vaterlose Geburt des starken Sohnes überein, s. hierüber die Anmerkung zu

Nr. 8. – Doch fehlt dort der Zug des Abfragens der Stärke. Der Held findet seinen Tod bei der Aufgabe, zur Heilung seiner Mutter das Lebenswasser zu holen, das auf dem schwarzen Berge neben dem weißen See vom Tode selbst gehütet wird. An der Quelle ergreift ihn ein Wirbelwind, zerreißt ihn in tausend Stücke und zerstreut sie an dem Ufer des weißen Sees, dessen Wassermädchen ihn wieder zusammensetzen und mit Lebenswasser beleben und ihm die Wahrheit sagen. Er tötet den Drachen, läßt seine Mutter einsam im Drachenschlosse und zieht auf weitere Abenteuer in die Welt.

Fußnoten

1 κικλίδια.

2 Ebenso der wiederbelebte starke Hans Nr. 64 und die Entsteinerten in Wolf, D.M.u.S., Nr. 27, S. 140.

33. *Von einem, der die Vogelsprache erlernte.*

Aus Wisiani. –

Anklänge zu diesem Märchen bietet Grimm Nr. 33, wo jedoch die Unzufriedenheit der Angehörigen mit der brotlosen Kunst weit schärfer betont ist. –

In Wolf d. Hausm., S. 160 erscheint das Verständnis der Vogelsprache an einen Ring geknüpft, den man in den Mund nehmen muß.

Der Zug, daß die Kröte selbst das Mittel angibt, mit dem sie getötet werden kann, klingt an den Verrat an, welchen die beiden Schlangen im Pantschatantra, Benfey II, S. 257, gegeneinander üben, von denen die eine im Leibe des Königssohnes wohnt.

Bei Wolf, S. 263, schlüpft umgekehrt eine Schlange, die ein Bauer aus einem Waldbrande gerettet, demselben in den Mund, und holt aus dessen Magen sieben junge Eidechsen, die ihm große Schmerzen verursacht hatten.

34. *Bakala.*

Text (aus Wisiani).

Variante. (Aus Kukuli.) – Es war einmal ein König, der hatte viele Schafe und ließ sie von zwei Schäfern hüten, von denen der eine vernünftig, der andere aber verrückt war. Eines Tages schickte der Vernünftige den Verrückten ins Königsschloß, um Brot und Sandalen zu holen, und der ging auch richtig hin und ließ sich das Brot und die Sandalen geben. Auf dem Rückwege traf er aber einen Knaben, welcher auf einem Steine saß und weinte, und als er ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: »Ich weine, weil meine Füße wund sind und ich keine Sandalen habe.« Da gab ihm der Narr die Sandalen, die er aus der Stadt geholt hatte. Weiterhin traf er auf einen großen Haufen Ameisen, welche auf- und abliefen, als ob sie sehr hungrig wären; da warf ihnen der Narr das Brot hin, das er geholt hatte und kam mit leeren Händen zu der Herde zurück. Als nun der Vernünftige ihn fragte, warum er nichts gebracht habe, sagte er: »Unterwegs begegnete ich einem weinenden Knaben, dem gab ich die Sandalen.« – »Aber was hast du mit dem Brote angefangen?« – »Unterwegs traf ich auf einen Haufen Ameisen, die so hungrig taten, daß ich ihnen das Brot hingeworfen habe, um sich satt zu essen.« Darauf sagte der Vernünftige: »Jetzt bleib du bei den Schafen und ich

will hin und Brot holen.«

Als der Narr mit den Schafen allein war, da wurde er sehr hungrig. Er stieg also auf einen wilden Birnbaum, um sich Birnen zu schütteln, und sagte zu seinen Schafen: »Hört, ihr Schafe, wenn ich nun den Baum schüttle und die Birnen herabfallen, so dürft ihr nur die unreifen fressen, die reifen aber müßt ihr für mich übrig lassen.« Doch die Schafe kümmerten sich nicht um diese Weisung, sondern fraßen die reifen und unreifen Birnen auf, und als der Narr vom Baume stieg, fand er nur ein einziges Birnchen, welches auf dem Vließe eines jungen Widders haftete. Da wurde er zornig, schlug alle Schafe tot und ließ nur jenen Widder am Leben, und hing ihm alle Schellen der toten Schafe um den Hals.

Als der Vernünftige zurückkam und alle Schafe totgeschlagen fand, rief er: »Was hast du gemacht, du Narr?« – »Ich habe sie bestraft für ihren Ungehorsam, denn sie haben die reifen Birnen mit den unreifen zusammen gefressen, obgleich ich es ihnen verboten hatte. Nur der Widder hat mir eine aufgehoben und darum habe ich ihn leben lassen.«

Da sprach der Vernünftige: »Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern; wir müssen nur schnell die Schafe wegräumen, daß man sie nicht findet.« Sie nahmen also die toten Schafe und warfen sie in einen Abgrund; dabei

nahm aber der Vernünftige immer nur ein Schaf auf die Schultern und weinte, und der Narr nahm deren immer zwei und sang. Darauf zogen sie mit dem übrigen Widder zur Wohnung des Königs, und als die Königin sie fragte: »Wo habt ihr die Schafe?« antwortete der Vernünftige: »Dort hinten!« Da hörte die Königin die Schellen, die am Hals des Widders hingen, und glaubte, daß die Herde dort sei. Sie hieß also die beiden Schäfer niedersitzen, setzte ihnen Essen vor und schenkte ihnen Wein ein. Dabei schenkte sie aber dem Vernünftigen stets zweimal ein und dem Narren nur einmal. Das verdroß den Narren und er fragte sie also: »Warum schenkst du dem zweimal und mir nur einmal ein, und ich trug doch zwei weg und lachte, und jener nur eines und weinte?« Da fragte der König den Vernünftigen: »Was soll das heißen?« »Es ist nichts,« antwortete jener, »du weißt ja, daß er ein Narr ist.« Doch der Narr rief: »Was, ich soll ein Narr sein? als wir die toten Schafe in den Abgrund warfen, hattest du da nicht immer nur eins auf den Schultern und weintest noch dazu, und hatte ich nicht immer deren zwei und sang dazu?«

Wie das der König hörte, wurde er sehr zornig und ließ beide in das Gefängnis werfen, vor dem eine eiserne Tür war; der Narr aber sang, während der Vernünftige weinte. Da fragte ihn der Narr: »Warum weinst du?« und jener sprach: »Ich sitze im Gefängnis und sollte nicht

weinen?« – »Ja, wenn das ist, so wollen wir uns fortmachen.« Als nun der König und seine Leute weg waren, da stemmte sich der Narr wider die eiserne Tür und sprengte sie auf, dann hob er sie aus und nahm sie mit.

Unterwegs kamen sie an einer Mühle vorbei, vor der ein Mühlstein lag. Da rief der Narr: »Das ist meiner Mutter Spindelknopf!« und nahm ihn auch mit. Als es nun Nacht wurde, stiegen sie auf einen Baum, um dort die Nacht zuzubringen; unter diesem lagerte sich aber eine Karawane. Über eine Weile sagte der Narr zu dem Vernünftigen: »Mich pissert,« und jener erwiderte: »Halt an dich, was du kannst!« der Narr aber sagte: »Ich kann nicht länger!« und pißte; da riefen die Kaufleute: »Seht den schönen Tau, den uns der liebe Gott schickt.« Nach einer Weile sagte der Narr: »Mich schmerzt die Schulter, ich muß die Türe fallen lassen,« und der Vernünftige sagte: »Tue das ja nicht, damit du die Leute nicht tot schlägst.« Jener aber sprach: »Ich kann nicht mehr,« und als er sie fallen ließ, liefen die Kaufleute weg bis auf einen Knaben. Da stiegen die beiden herunter. Der Vernünftige nahm alle Waren, der Narr nur eine Schere und eine Ladung Weihrauch. Darauf rief er jenen Knaben herbei und sagte ihm: »Wenn du mir deine Zunge zeigst, so gebe ich dir alle Waren zurück.« Da streckte der Knabe seine Zunge heraus und drack! schnitt sie ihm

jener mit der Schere ab. Der Knabe lief nun den Kaufleuten nach, und als er blutend und heulend sie eingeholt hatte, da fingen sie erst recht an zu laufen.

Eines Tages wurde der liebe Gott krank, und als das der Narr hörte, stieg er mit seinem Weihrauch auf einen Berg, steckte ihn dort an und verbrannte ihn auf einmal. Davon wurde der liebe Gott wieder gesund und fragte: »Wer hat mir diese Wohltat erwiesen?« Da sprach der Narr: »Ich war es!« und der liebe Gott fragte: »Wie soll ich dir das vergelten?« Der Narr aber erwiderte: »Ich verlange weiter nichts, als jene Pfeife[1].« Da gab sie ihm der liebe Gott und sprach: »Nimm sie, und wenn du darauf spielst, so soll alles tanzen, was auf Erden ist.«

Der Narr nahm die Pfeife, und als er darauf spielte, fingen alle Bäume und Sträucher des Waldes zu tanzen an.

Eines Tages begegnete er einem Töpfer, der sein Geschirr zu Markte trug, und verlangte von ihm, daß er ihm einen Topf schenke. Der Töpfer aber wollte ihn nicht hergeben; da drohte der Narr, daß er ihm alle seine Töpfe zerbrechen werde, und als das der Töpfer nicht glaubte, zog er seine Pfeife hervor und spielte; da fingen die Töpfe zu tanzen an und stießen so lange aneinander, bis sie alle zerbrochen waren.

Anmerkungen. – Der walachische Bakala bei Schott

Nr. 22, welchen wir zum Titelhelden der vorliegenden Formel Nr. 34 erhoben haben, entspricht den meisten Zügen der Textform. Er beginnt wie diese mit der Überlistung der beiden älteren Brüder bei der Viehteilung, doch betrifft sie nur eine einzige Kuh, welche Bakalas Zweighütte den Steinställen der Brüder vorzieht.

An der Stelle der Großmutter steht in der walachischen Form der Verkauf der Kuh an einen Baum, der, weil er nicht zahlt, von Bakala gefällt wird, und die Findung eines Schatzes in seinen Wurzeln. Weil der Pope die Brüder belauscht, als sie mit seinem Fruchtmaß das Schatzgeld teilen, wird er auf deren Geheiß von Bakala totgeschlagen. Sie fliehen deshalb, und auf der Flucht nimmt Bakala die Handmühle mit, die er vom Baume, auf dem sie übernachten, auf die unter ihm schlafenden Bauern fallen läßt. Auf deren Wagen findet Bakala den Weihrauchsack, mit dem er Gottes Krankheit heilt, wofür er einen Dudelsack erhält.

Der Vertrag mit dem Popen ist derselbe, nur besser motiviert als im Griechischen und schriftlich abgefaßt.

Darauf folgt der Tanz der Schafe, die er hütet, und des lauschenden Popen im Dornbusch. Dann muß die Popin tanzen, sie stürzt durch das Bodenloch herunter und bleibt tot liegen. Bakala verdirbt die zu ihrem Totenmale

bestimmten Speisen und nimmt das Kind des Popen aus, und als dieser mit seinem Sohne vor ihm fliehen will, steckt er sich in dessen Büchersack und läßt sich von ihm fortschleppen. Der Pope beredet sich mit seinem Sohne, ihn nachts ins Wasser zu stoßen. Bakala aber legt sich heimlich zwischen sie und stößt gegen Morgen auf Geheiß des Popen dessen Sohn ins Wasser, worauf dieser in Wut gerät und kraft des Vertrags von Bakala wirklich geschunden wird.

Darauf begegnet er einem Brautzuge, entfernt die Begleiter der Braut durch listige Vorspiegelung, tauscht mit der Braut die Kleider, nimmt am Brautschmaus teil, erreicht im Brautgemach vom Bräutigam die Erlaubnis, mit einer Schnur am Fuße abseits gehen zu dürfen, bindet einen Bock an die Schnur und entwischt.

Dieser letzte Zug findet sich auch in dem walachischen Allerleirauh bei Schott Nr. 3; hier aber ist er als eine weitere Berührung mit Thor sehr beachtenswert, der bekanntlich mit Böcken fährt, weil er die gemeinsame Quelle von Thors Brautpaar zu dem Riesen Hymir und dieses Zuges Bakalas noch augenscheinlicher macht, während sich der griechische Bakala mit dem nordischen Gotte nur durch seine ungeheure Stärke berührt.

Nimmt man aber Bakala für eine Parodie des

Donnergottes, so ergibt sich die Beziehung des vom Baume prasselnden Mühlsteines auf den Donner und des Spiels des alles in Bewegung bringenden Dudelsackes auf den Gewittersturm gleichsam von selbst.

Hart zusammen finden sich beide Vorstellungen in dem böhmischen Märchen bei Grimm III, S. 342, wo ein sterbender Vater seinem Sohne eine Zither, nach der alles tanzen muß, und einen Stab gibt, der jeglichen tötet und womit der Sohn drei Riesen erlegt. –

Anklänge an diese Figur bietet im Deutschen der junge Riese bei Grimm Nr. 90, und beachtenswert scheint uns, daß er, ebenso wie der griechische und walachische Bakala, dienend dargestellt wird, weil dies an Siegfrieds und Herakles Dienstbarkeit erinnert, worüber Näheres in unseren »vergleichenden Blicken« zu finden.

Noch näher als der junge Riese schließt sich der starke Hansl bei Zingerle Nr. 18 an Bakala, doch fehlt hier Schalkheit und Dienstbarkeit. Sein Verhältnis zum Teufel ist in unserem Märchen Nr. 18 und 23 parodiert. – Wie in der griechischen Variante, verstümmelt oder tötet (Nr. 24, S. 144) Hansl auch hier die seiner Obhut anvertraute Herde.

Der deutsche Eulenspiegel entspricht dieser griechisch-walachischen Gestalt nur annähernd, denn ihre hervorstechenden Züge sind die der Verrücktheit und

der Gewalttat mit übermenschlicher Stärke gepaart, und ihre Schalkheit zeigt sich nur gelegentlich; sie scheint daher im Vergleiche zu der zahmeren Schalkheit der deutschen Figur eine ursprünglichere Form zu sein. – Der Verfasser erinnert sich jedoch, in Hessen-Homburg von einem Eulenspiegel gehört zu haben, der seine Großmutter mit Suppe verbrüht und sie dann mit dem Rocken unter dem Arme hinter die Stubentüre stellt.

Unter den uns bekannten Formen dieser Figur ist Kullerwo in der finnischen Kalewala, Rune 31–36, die vollendetste. Dessen Geburtsgeschichte entspricht der des eddischen Sigurds; darauf dient er dem Schmiede (dem er, gleich Herakles, verkauft wird), wie Sigurd in der Vilkinensage; hier schädigt er die Herde seines Herrn und bewirkt den Tod von dessen Frau, wie in dem griechischen und walachischen Märchen. Auch tötet er ein seiner Wartung übergebenes Kind, zeigt sich herzlos gegen seine Blutsverwandten und besitzt eine Zauberpfeife wie hier. Doch erhält er nicht diese, sondern ein Zauberschwert auf seine Bitte von Ukko, dem Himmelsgotte, mit welchem er, gleich dem eddischen Sigurd, Vaterrache übt.

Die Verwandtschaft und mithin das Uralter der Figur des Märchens mit der starken Figur des hellenisch-germanischen Götterkreises erscheint uns durch die

finnische Form unwiderleglich festgestellt. S. hierüber Näheres in des Verf. vergleichenden Blicken unter Siegfried-Herakles.

Das Ausheben und Mitnehmen der Haustüre, um sie zu verwahren, die dann mit auf den Baum genommen und auf die unter demselben lagernden Räuber geworfen wird, findet sich auch bei Grimm Nr. 59 und Zingerle S. 145.

Die Bedingung, unter welcher sich der Narr beim Priester verdingt, entspricht der in Nr. 11 und klingt an die Streiche an, für welche sich der junge Riese in Grimm Nr. 90 bei dem Schmiede und Amtmanne verdingt.

Der Gedanke der Unwiderstehlichkeit der Musik, der in der hellenischen Sage an Orpheus, in der deutschen Gudruns-Sage an Horands Gesang und in den deutschen Märchen bei Grimm Nr. 56 u. 110 an der vom Zwerg geschenkten Fiedel haftet, wird hier an eine von Gott geschenkte Pfeife oder Flöte geknüpft. Bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 24 erscheint die tanzenmachende Flöte mit einem alles schießenden Bogen verbunden.

Der Zug der Variante von der Krankheit Gottes und deren Heilung durch den Weihrauch hat ein offenbar heidnisches Gepräge.

Fußnoten

1 τὸ σουραύλι.

35. *Der kluge Schäfer.*

Aus Ziza. –

Der Grundgedanke des klugen Schäfers in Berührung mit hohen Herren ist in Deutschland weit verbreitet, doch ist uns keine mit der griechischen übereinstimmende oder anklingende Form bekannt.

36. *Das goldene Huhn.*

Aus Ziza. –

Der Eingang stimmt zu dem der zwei Brüder bei Grimm Nr. 60, doch fehlt dort das Verhältnis des Juden zur Mutter, das auch in Nr. 6 vorkommt, hier aber bis zum Ende nachwirkt. In der Variante bei Grimm III, S. 102 singt das Vögelein: wer sein Herz esse, werde König, wer seine Leber, finde jeden Morgen einen Geldbeutel unter seinem Kissen.

Das serbische Märchen bei Wuk Nr. 26 folgt mit geringen Abweichungen (die betrügende Gattin fehlt) demselben Gedankengang.

Dem Zuge, daß die Frau dem Manne ein Brechmittel eingibt und die von ihm gebrochene goldbringende Hühnerleber verschluckt, begegnen wir auch bei Grimm Nr. 122, wo jedoch der goldbringende Gegenstand das Herz eines Vogels ist, den der Held selbst geschossen hat.

Die den Helden um seine Wunschdinge betrügende Gattin findet sich auch Nr. 9, Variante 2 und Grimm Nr. 54, Wolf, D. Hausm., S. 122.

Die drei gerechten Richter erinnern an die drei hellenischen Totenrichter.

37. *Der Königssohn und der Bartlose.*

Text (aus dem Dorfe Çagori).

Variante. (Aus Wisiani.) – Der Prinz nimmt auf der Fahrt zur Schönen des Landes[1], nach dem Rat des blinden Drachen, Fleisch, Honig und Weizen mit, und füttert mit dem Fleisch hungrige Adler, mit dem Honig hungrige Bienen und mit dem Weizen hungrige Ameisen und wirft auch noch Fische, die auf das Trockene geraten waren, ins Wasser zurück.

Die Schöne des Landes gibt ihm auf: 1. neunundneunzig Hasen zu hüten, was die Adler besorgen; die Schöne befiehlt ihrer Magd, einen davon zu stehlen, aber die Adler nehmen ihr denselben wieder ab; 2. allerlei Getreide zu sichten; 3. den Ring, den sie in die Meerestiefe wirft, wieder heraufzuholen, was er durch die Ameisen und Fische tun läßt; 4. sie im Bade unter anderen Frauen zu erkennen, was die Bienenkönigin ermöglicht.

Das in den Text aufgenommene Schneckensuchen ist aus dieser Variante hinübergenommen. Nach dem Texte wird der Prinz von dem Bartlosen »auf der Jagd getötet.«

Nach einer Variante aus dem Dorfe Çagori ist der König achtzehn Jahre lang kinderlos.

Anmerkungen. – In dem Märchen erscheint die

Bertaformel Nr. 21 mit der der dankbaren Tiere Nr. 32 verbunden.

Der dürstende Prinz entspricht der dürstenden Prinzessin in Nr. 28 und Grimm Nr. 89, und der dem Helden ratende lahme Gaul klingt an den mit der Prinzessin redenden Kopf der Falada des erwähnten deutschen Märchens an, noch näher steht aber der dem Ferenand getrü (Grimm Nr. 126) bei der Lösung der Aufgaben ratende Schimmel.

Die Aufgabe, die unter anderen Frauen versteckte Prinzessin zu erkennen, welche mit Hilfe der dankbaren Biene gelöst wird, findet sich ebenso bei Grimm Nr. 62 und anklingend in unserem Märchen Nr. 13.

Auch die Aufgabe des Hasenhütens in der Variante erzählt Grimm Nr. 165 mit geringen Abweichungen. Hans soll nämlich einen Tag lang hundert Hasen hüten und erhält von dem ihn beschützenden Alten ein Pfeifchen dazu. Die Prinzessin schickt ihre Magd und verlangt einen davon. Hans antwortet, daß die Prinzessin selber kommen solle und gibt ihr einen Hasen in die Schürze; als er aber pfeift, springt der Hase aus derselben und läuft zur Herde zurück. In Wolf, D. Hausm., S. 138 soll der Held drei Tage lang hundert Hasen hüten und führt mit seinem Pfeifchen den General, das Kammermädchen, die Prinzessin und den

König an.

Der deutschen Frau Harke Herde besteht aus Hasen, und die in dem Märchen erwähnte Zahl neunundneunzig findet sich verbunden mit dem Hasen in dem niederdeutschen Fluche: Nu wok dat niegenunniegenzig wagen vull getrampelte Donnerkiils kämen un slaigen di so deip inne är, as de has in niegenunniegenzig jär loupen kann. Mannhardt, German. Mythen, S. 410.

Fußnoten

1 ἡ καλὴ τοῦ τόπου.

38. *Von einem, der Verstand, aber kein Geld hatte.*

Aus Kukuli. –

Die χιλιάλογα, welche wir mutmaßend mit Seepferd übersetzen, kommen nur hier vor.

39. *Lügenmärchen*.

Aus Kukuli. –

Bei Grimm III, S. 193 heißt es: Der König läßt bekanntmachen, wer am besten zu lügen wisse, solle seine Tochter haben. Der Lügner läßt sich die Braut mit Geld ablösen, weil sie häßlich war.

Weit reichere Anklänge zu unserem Märchen und zu Nr. 59 bietet das serbische bei Grimm III, S. 336, so daß der gemeinsame Ursprung unverkennbar, doch ist die slawische Form weitaus die vorzüglichere.

40. *Der Fischersohn und die Prinzessin.*

Aus Kukuli. –

Das Märchen ist eine vollkommen vermenschlichte Form der Frejaformel Nr. 1.

Auch das Mädchen im Kriege (Nr. 10) stellt sich drei Jahre stumm aus Kummer über seine Entführung.

Bei Schleicher S. 86 findet sich ein überraschendes litauisches Gegenstück zu diesem Märchen, nur fehlen die hochmütigen Worte der Prinzessin, und der Beweggrund zur Flucht ist daher ein anderer, denn hier sagt der Fischersohn am Ende: »Da ich von geringer Herkunft bin, so fürchtete ich, von der königlichen Familie und den Hofherren verachtet zu werden. Da es nun aber so kommen mußte, daß ich meine Frau vom Tode errettet habe, und sie selbst erfahren hat, was es heißt, im Elende leben, so wird man mich nun nicht verachten und will ich nun gern ihr Mann sein.«

41. *Vom Sonnenkinde.*

Text (aus Witza).

Variante. (Aus Kato Sudena.) – Das Sonnenkind heißt Iliodara (Ἡλιοντάρα) und wird durch die von der Sonne aufgebotenen Vögel des Himmels zu seiner Mutter zurückgebracht.

Die drei Tiere sagen: »Guten Tag, heute abend kommt unsere Iliodara.«

Unter den Vögeln, welche das Mädchen zu seiner Mutter brachten, war auch ein lahmer, und diesen heilte die Mutter.

Anmerkungen. – »Kikeriki! unsere goldene Tochter ist wieder hie!« ruft auch der Hahn in Grimm Nr. 24, als er die rückkehrende schöne Tochter von weitem erblickt; vergl. den weissagenden Hahn in Nr. 4, Variante 2. –

Zu Letiko auf dem Baume mit der untenstehenden Lamia verhandelnd stellen sich Pulja in Nr. 1 und Zederzitrone in Nr. 49.

Der lahme Vogel der Variante, welchen die Mutter des Sonnenkindes heilt, zum Dank dafür, daß er ihr ihr Töchterchen zurückbringt, entspricht dem Schnapphahn in Nr. 15 u. 85.

42. *Der Priester und die Bartlosen.*

Aus Witza. –

Dem griechischen Popen entspricht das deutsche Bürle bei Grimm Nr. 61, besonders im zweiten Teile beider Erzählungen.

In der Variante Grimm III, S. 109 ruft es wie jener: »Ich will die Prinzessin nicht haben,« und die Bauern lassen den Kasten stehn, um ins Wirtshaus zu gehn.

Doch beginnt auch die deutsche Form mit einer Kuh, wie hier mit einem Ochsen, wenn auch in anderem Sinne, denn der Zug, daß sich der Priester an dem Bartlosen zu rächen hat, fehlt im Deutschen.

Der goldmachende Esel, der in den deutschen Märchen öfter vorkommt, ist uns im Griechischen bis jetzt nur noch in Nr. 43 begegnet.

Wolfs d.S. und M., Nr. 11 entspricht in den Zügen der Rache, des belebenden Pfeifchens und der Substituierung des Schäfers dem griechischen Märchen.

Die totenerweckende Pfeife findet sich im serbischen Märchen vom Vater, der seine Tochter heiraten will, bei Wuk Nr. 28. Um den Heiratsanträgen ihres Vaters zu entgehn, ersticht sich die Tochter mit dessen Handschar. Er erhält von einer Zauberin eine Flöte und belebt seine Tochter wieder, indem er sich ihr zu Häupten stellt und

vom ersten Sonnenstrahl bis zur späten Dämmerung darauf bläst. Diese Pfeife ist daher in unserem Märchen keine neue, sondern eine parodierte Vorstellung.

Das litauische Gegenstück bei Schleicher S. 83 setzt an die Stelle des falschen Goldesels ein Pferdchen; zum zweiten Male verkauft der alte Tschutti den drei Herren einen Handschlitten, der von selber fährt, an die Stelle des belebenden Pfeifchens tritt ein belebender Stab, mit dem die Frau des Tschutti ihren scheinbar erstochenen Mann schlägt. Endlich läßt dieser sich begraben und verstümmelt die drei Herren, die ihn im Grabe beschimpfen wollen, mit einer Schere, so daß sie daran sterben müssen. Der Zug der Rache des Helden an seinen Gegnern fehlt.

43. *Die Schlange und ihre Eltern.*

Aus Witza. – S. Tierkindformel Nr. 7.

Der Anfang des Märchens ist mit dem in Nr. 31 und 100 gleichlautend.

Das »Wurr Stäbchen« wiederholt sich in Nr. 15. Das deutsche Gegenstück ist »Knüppel aus dem Sack!« in Grimm Nr. 36.

44. *Von den Feigen, die Hörner erzeugen und Hörner vertreiben.*

Aus dem Dorfe Çagori. –

In diesem Märchen findet sich der oft selbständig vorkommende Zug von der Verjagung einer in einer Kirche ihre Beute teilenden Räuberbande durch vermeintliche Geister eingeschachtelt.

Beachtenswert ist, daß das Verhältnis des Helden zum Schäfer in dem serbischen Märchen bei Wuk Nr. 47 bereits in ähnlicher Weise mit dem vorerwähnten Zuge verknüpft ist. Doch weicht die Einleitung weit ab. Dort trägt nämlich ein Armer einen Sack Moos zu Markte, auf das er eine dünne Lage Wolle gestopft hat. Er begegnet einem, der Galläpfel in einem Sacke und oben drauf Nüsse hat. Sie tauschen, und der die Galläpfel hat, verspricht dem andern zwei Pfennige Draufgeld zu zahlen. Durch diese Schuld findet sich die hartnäckige Verfolgung des Gläubigers weit besser motiviert, als im Griechischen.

Dieses serbische Märchen beginnt also genau in derselben Weise, wie das walachische Märchen von Bakala bei Schott Nr. 22 schließt, und wir glauben, daß der verlorene Schluß des letzteren hierdurch eine entsprechende Ergänzung erhält, um so mehr, als die

Vertreibung von beuteteilenden Räubern durch einen schweren vom Baume fallenden Körper eines der festesten Elemente des Bakalamärchens bildet. Wirklich entspricht auch das Treiben des Schäfers und Helden vor dem Schlosse der Prinzessin dem Wesen Bakalas.

Wie in unserem Märchen die schwarzen Feigen Hörner wachsen und die weißen sie abfallen machen, so erzeugt bei Grimm Nr. 122 der Genuß von Äpfeln ungeheure Nasen und der von Birnen macht sie abfallen. Wie hier aus den Früchten Pillen gemacht werden, mit denen der als Arzt verkleidete Held die Hörner bald wachsen läßt, bald vertreibt, so im deutschen Märchen Pulver.

In der Sage von Fortunat wachsen statt der Nasen Hörner (Grimm III, S. 204).

45. *Der Traum des Prinzen.*

Aus dem Dorfe Çagori.

Der Text vom Lausen des Drakos lautet wörtlich:

»Eines Tages ließ der Drakos einen streichen, während ihn der Prinz lauste, und dieser rief: ›Warum furzest du mich an?‹ Der Drakos versetzte: ›Da du mein Sohn bist, so darf ich dich wohl auch anfurzen.‹ Der Prinz aber nahm das so übel, daß er, als der Drakos eingeschlafen war, den Schlüssel zur vierzigsten Stube nahm und sie damit aufschloß.«

Nach den Schicklichkeitsregeln der südöstlichen Halbinsel gilt des Drakos Verhalten nicht nur als unschicklich, sondern auch als beleidigend für die Anwesenden. S. auch Schleicher, S. 39. –

Unserem Märchen entsprechend träumt im walachischen Märchen bei Schott Nr. 9 der Knabe Petru, daß er Kaiser werden solle, und entläuft seinem Vater, dem er aus Furcht den Traum nicht erzählen will.

Das Ausschütteln der Knochen aus der Haut des Alten wiederholt sich in Nr. 6, Variante 2. – Der Zug ist auch in dem litauischen Märchen bei Schleicher, S. 135 an die starke Figur geknüpft, indem diese acht Ochsen bei den Hörnern faßt, und sie mit solcher Gewalt seitwärts schleudert, daß alle Eingeweide samt dem

Fleische hinausfliegen und nur die Haut an den Hörnern hängen bleibt.

Der Traum des Prinzen, seine Flucht aus dem Vaterhaus, seine Rückkehr dahin unter der Verkappung eines Greises, seine glänzende Entpuppung, der Tod des Vaters deuten nach unserer Auffassung auf die Jahreserneuerung bei der Winterwende, und die Fortdauer des Winters bis zur unbestrittenen Herrschaft des Sommergottes.

Daher sind uns auch die zwölf Sattelgurte und zwölf Gürtel als Jahresmonate und der abgebissene Finger des Helden nicht bedeutungslos, da auch Herakles kleiner Finger vom nemeischen Löwen abgebissen worden ist, denn Herakles Kern suchen wir in der Sonne. S. den betreffenden Abschnitt in den »vergleichenden Blicken«.

Episodisch eingefügt ist in dem Märchen die Blaubartformel Nr. 30.

46. *Der Mann mit der Reisekiste.*

Aus dem Dorfe Çagori. –

Obgleich der von dem Helden gemachte Donner und Blitz an das gotteslästerliche Treiben des hellenischen Salmoneus erinnert und der Grundgedanke unserer Erzählung an die bekannte hellenische Anekdote von dem den Flußgott Skamander vorstellenden Jüngling und der jungen Troerin anklingt, so möchten wir doch nach Benfeys (II, S. 159 ff.) Vorgang in diesem Märchen eine Entlehnung aus Indien erblicken, weil sich das indische Märchen, wie es im Pantschatantra (Benfey II, S. 48) enthalten ist, tief in der indischen Anschauungsweise verflochten zeigt. Der Held, ein Weber, dringt in das wohlverwahrte Schloß unter der Gestalt Vischnus und auf dem von seinem Freunde künstlich nachgemachten Garudavogel zur Prinzessin ein, und der günstige Schluß des Märchens wird durch dies Einschreiten des Gottes vermittelt.

Die nächste Quelle unseres Märchens dürfte jedoch eine mohammedanische sein, denn in Tausendundein Tag (deutsche Übersetzung, Prenzlau, III, S. 33) dringt der Prinz, wie hier, auf einem fliegenden Kasten zur Prinzessin, und während der Held als Pseudo-Mohammed seinen Ruhm genießt, verbrennt der Kasten, und er ist wieder im Elend.

47. *Von den drei um die Braut streitenden Brüdern.*

Aus Kato Sudena. –

Wie hier drei, so streiten sich in Grimm Nr. 129 die vier kunstreichen Brüder, welche gemeinsam eine von einem Riesen geraubte Königstochter ihrem Vater zurückbringen, um deren Besitz, werden aber von dem König dadurch abgefunden, daß er jedem ein halbes Königreich schenkt.

Beachtenswert ist, daß sowohl in dem griechischen als in dem deutschen Märchen der moderne Begriff des Fernrohrs[1] Eingang gefunden. Die ursprüngliche Form ist in dem persischen Tuhti Nameh (Grimm III, S. 212) erhalten, wo der Betreffende mit der Eigenschaft begabt ist, zu wissen, wo etwas Verlorenes sich befindet, so wie er auch die Zukunft voraussieht.

In dem entsprechenden neapolitanischen Märchen, Pentamerone Nr. 47, sind der Söhne fünf, und ihr Streit endet, wie im Griechischen, damit, daß der Vater die Befreite erhält.

Fußnoten

1 Siehe hierüber Einleitung, Abschnitt IV, S. 41. Note 2.

48. *Der Spindelknopf.*

Aus Kato Sudena. –

Das Märchen bildet eine Variante zur Verstoßungsformel Nr. 4 ohne Kinder.

Das Schloß mit dem redenden Hausrate wiederholt sich in Nr. 2 und 8, mit welchen das Märchen auch den Zug des erhörten Gebetes gemein hat.

Die Erzählung der Heldin an den Spinnrocken entspricht der Erzählung an das Mordmesser und den Wetzstein der Geduld in Nr. 12 und der Erzählung an den Ofen in den deutschen Märchen und Sagen.

49. *Die Zederzitrone.*

Aus Aïwali (Kydonia) in Klein-Asien. – S. Bertaformel Nr. 21.

Die Jungfrau auf dem Baume, von der Mohrin herabgelockt, stimmt zur Pulja Nr. 1 und zur Letiko. Nr. 41.

Die aus dem Goldfischchen entstehende Zypresse wiederholt sich Nr. 22.

Sehr überrascht fühlte sich der Verfasser, in Zingerle Nr. 11 ein deutsches Gegenbild dieses kleinasiatischen Märchens zu finden. Der reiche Grafensohn will keine Braut, die von einer Mutter geboren ist; er zieht nach einer solchen aus und eine Alte weist ihn an, wie er in die Küche eines Schlosses gelangen könne, wo er drei Pomeranzen und ein Messer finden werde; mit diesem solle er eine Pomeranze aufschneiden, die daraus aufsteigende Jungfrau aber sogleich unter das Wasser des unter zwei Linden stehenden Brunnens halten. Es gelingt ihm mit der zweiten. Statt der Zigeunerin tritt eine Hexe und ihre Tochter ein. Die Verwandlung der Braut durch die Zaubernadel in eine Taube und ihre Entzauberung durch den Prinzen teilt das deutsche Märchen mit dem walachischen Märchen von der ungeborenen Niegesehenen bei Schott Nr. 25. In diesem

erhält der Held, der nach ihr sucht, von der heiligen Mutter Mittwoch einen goldenen Apfel, den er der Jungfrau neben dem Brunnen geben solle, nachdem sie einen Trunk aus diesem von ihm angenommen. Er ißt aus Durst diesen und den ihm von der heiligen Mutter Freitag gegebenen; erst mit dem von der heiligen Mutter Sonntag erhaltenen gelingt der Erwerb der Jungfrau.

Die Zigeunerin holt ihre Mutter zum Brunnen, die die Jungfrau unter dem Vorwand, ihr das Haar zu ordnen, vom Baume lockt, ihr eine Zaubernadel in den Kopf sticht und sie dadurch in eine weiße Taube verwandelt.

Diese läßt sich von der Magd der Zigeunerin fangen und zum Helden bringen, der ihr die Zaubernadel aus dem Kopfe zieht.

Die mehrfachen Verwandlungen des griechischen Zederzitrönchens stellen sich zu den Verwandlungen der walachischen Goldkinder bei Schott Nr. 8. S. hierüber Anmerkung zu Nr. 69.

Die drei Zitronen im Pentamerone Nr. 49 ergeben das neapolitanische Gegenstück unseres Märchens, dessen Eingang jedoch zu dem Rahmenmärchen des Pentamerone stimmt, indem hier wie dort die Hauptfigur wegen eines entzweigeworfenen Topfes von einer Alten verwünscht wird, sich in einen Unbekannten zu verlieben. Noch näher stellt sich jedoch unserem

Eingange der von Pentamerone Nr. 17, da auch dort der Verwünschte ein Mann und der von ihm entzweigeworfene Topf mit Bohnen gefüllt ist.

Über die Fortsetzung dieses Märchens Nr. 17 s. *ad* Nr. 54.

50. *Von dem weiberscheuen Prinzen.*

S. Formeln Nr. 17 und Nr. 3. –

Dieser kleine, aus Aïwali (Kydonia) in Klein-Asien stammende Roman mutet uns an, als ob er einem gedruckten Buche nacherzählt sei, denn die schwächliche Weichheit seiner Charaktere erinnert an die Romane der späteren byzantinischen Zeit, welche mit den Produkten der empfindsamen deutschen Literaturepoche große Ähnlichkeit zeigen. – Dennoch betrachten wir den Kern unserer Erzählung als mythisch, denn die Verkappung des Helden als Weichselzopf und sein freiwilliges Aschenbröteltum sind ja beliebte Züge des griechischen Märchens und fällt daher unter die Formel Nr. 36 (doch fehlt Zug b). Die von ihrem Gatten getrennte Prinzessin, welche ein Kloster gründet, dort ihrem Schmerze lebt und endlich von ihrem Gatten wieder aufgefunden wird, klingt an die gute Frau im Märchen Nr. 16 an und bildet mit ihr eine Variantenklasse zur Penelopenformel Nr. 3.

Am beachtenswertesten aber scheinen uns die Anklänge zu sein, welche das Verhältnis zwischen Vater und Tochter zu dem des Alkmäon und der Tisiphone bietet, wie es uns von Apollodor III, Kap. 7, § 7 berichtet wird. Euripides sagt[1]: »Alkmäon zeugte zur Zeit seines

Wahnsinns mit Manto, der Tochter des Tiresias, zwei Kinder, Amphilochos und Tisiphone. Er brachte die Kinder nach Korinth und übergab sie dem König der Korinther, Kreon, zur Erziehung. Die Tisiphone aber, welche sich durch ihre Schönheit auszeichnete, wurde von der Gattin des Kreon in die Sklaverei verkauft, weil diese fürchtete, daß sie Kreon zu seiner Frau machen könnte. Alkmäon kaufte sie und hatte sie zur Sklavin, ohne zu wissen, daß es seine Tochter sei. Als er darauf nach Korinth ging, um seine Kinder abzuholen, brachte er auch von dort seinen Sohn mit.«

Apollodors Erzählung bemerkt zwar nicht ausdrücklich, daß Tisiphone ihr Schicksal vor Alkmäon verheimlicht habe, dies muß jedoch vorausgesetzt werden, und somit gibt sich unser Märchen nur als eine Variante zu der von Euripides behandelten Sage. Da nun, wie wir in unseren »vergleichenden Blicken« gezeigt haben, die euripidische Sage und die nordische von Aslaug, Sigurds Tochter, viel Gemeinsames haben und Aslaug als Kind von einem Harfner in seiner Harfe geboren wird, so ergibt sich in dem Zitherspiele der jungen Heldin des griechischen Märchens ein neues Verbindungsglied zwischen Aslaug und Tisiphone.

Aus dieser Ansicht folgt, daß wir Euripides von dem Verdachte willkürlicher Sagenerdichtung in diesem Falle

ebenso freisprechen müssen, als in seinen Schutzflehenden. Da er die bekannteren Sagstoffe von seinen Vorgängern bereits bearbeitet fand, so mußte er sich, um neu zu sein, an weniger geläufige Sagen wenden. Die männlich gefaßte Tisiphoneformel findet sich sogar zahlreich in Indien vertreten. »Es gibt eine Menge Erzählungen von geraubten Prinzen, die als Sklaven zu ihren Eltern unerkannt zurückkommen und erst, wenn sie hingerichtet werden sollen, erkannt werden.« Benfey, Pantschatantra II, S. 201. Derselbe führt ein Märchen aus dem Anvar-i-Suhaili an, welches besonders an die vorerwähnten anklingt. Ein König wendet einem Schuhmacher seine Gunst zu und v e r t r a u t ihm sein Söhnchen an. Der Schuhmacher entführt den Knaben in seinem vierten Jahre, beraubt ihn seiner Kostbarkeiten und v e r k a u f t ihn als Sklaven. Der neue Herr verkauft ihn an seinen V a t e r , der ihm seine Gunst zuwendet; diese benutzt des Königs Juwelier, um ihn zu verführen, des Königs Siegel zu stehlen. Als ihn dieser dafür hinrichten lassen will und ihn entkleiden läßt, erkennt er in ihm an einem Male seinen verlorenen Sohn.

Fußnoten

1 In seinem zweiten Trauerspiel Alkmäon.

51. *Der Zauberspiegel.*

Aus Agia Anna in Nord-Euböa. – S. Formel vom besten Jüngsten, Nr. 16. –

Das walachische Märchen vom goldenen Meermädchen bei Schott Nr. 26 bietet mehrfache Anklänge, doch ist es weit reicher und schließt sich näher an das deutsche bei Grimm Nr. 57, wo der Fuchs die Stelle des walachischen Wolfes vertritt.

52. *Die drei Brüder, die ihre geraubte Schwester suchen.*

Aus Agia Anna. –

Dieses merkwürdige Märchen beginnt wie die Kadmossage damit, daß drei Brüder ausziehen, um nach ihrer von Räubern geraubten Schwester zu suchen, und gleicht jener Sage auch insofern, als es den Grund des Auszuges sofort vergißt und der Schwester gar nicht mehr gedenkt.

Das stillschweigende Töten der Lamien, ohne Grundangabe dieses Schweigens, das Suchen nach dem Feuer, das Binden der Alten, welche der Welt den Tag bringt[1] (wohl nur um die Nacht zu verlängern), der Kessel mit den vierzig Handhaben, den die vierzig Räuber zusammen vom Feuer heben müssen, während ihn der Held allein abhebt[2] und sich Feuer nimmt, – alle diese Züge muten uns höchst altertümlich an.

Der weitere Verlauf des Märchens stimmt mit Grimm Nr. 111 überein, wo ebenso wie hier die Entwicklung durch das Wirtshaus herbeigeführt wird, in welchem die Heldin die Gäste bedienen muß.

Auch in Wolf, D. Hausm., S. 154 und Zingerle Nr. 33 findet sich der Zug des von der Königstochter erbauten Wirtshauses, in dem sie von den Gästen statt der Zeche

ihre Geschichte verlangt.

Fußnoten

1 In Nr. 3, Variante 3 soll Zozos das Ding vom Drakos holen, was aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag macht.

2 Grimnismal 42.

Ullers Gunst hat und aller Götter

Wer zuerst die Lohe löscht, denn die Aussicht öffnet sich

Den Asensöhnen, wenn der Kessel vom Feuer kommt.

53. *Belohnte Treue.*

Aus Agia Anna. –

Das Märchen bietet Anklänge an die Formel vom besten Jüngsten in dem Verhältnis des Helden zu seinem Nebenbuhler. Das Siegeln als Zeichen der Unterwerfung haben wir bereits Nr. 6 begegnet.

Der Zug, daß der Greis auch die Teilung der Frau begehrt, findet sich bei Straparola XI, S. 2, wo jedoch der Däumling zu dem Ritter spricht: »So nimm sie lieber ganz, denn ich habe sie viel zu lieb, als daß ich sie zerschneiden ließe«; nach Grimm III, S. 289.

54. *Der Jüngling, der Teufel und seine Tochter.*

Aus Agia Anna. –

Der Eingang des Märchens gehört zu der Kindergelobungsformel Nr. 8 und sein Verlauf ist der Kampf des Kindes mit dem Dämon, dem es gelobt wurde, welcher hier der Teufel selbst ist, und dem der Herr Jesus Christus in der Gestalt eines alten Mannes entgegengestellt wird. Dies und Nr. 60 sind die einzigen Märchen der Sammlung, welche den Heiland erwähnen.

Der Zug des belobten stinkenden Wassers findet sich auch in Nr. 100.

In dem Raube der Kleider der badenden Neraiden begegnen wir einem Zuge der nordischen Sage, deren älteste Formen sich in der Edda Völundar Kvidha Eingang und Helreidh Brynhildar 6 finden.

Mit der Ankunft des Helden in der Wohnung des Teufels folgt das Märchen der Jasonformel und entspricht Grimm Nr. 113.

Dort sind die Aufgaben, in je zwölf Tagesstunden einen Wald zu fällen, einen Teich zu schlämmen, einen Berg zu roden und ein Schloß darauf zu bauen. Seine Braut führt sie durch die herbeigerufenen Erdmännchen aus. Darauf flieht das Paar und wird vergebens verfolgt, und den Schluß bildet gleichfalls der Zug des

Vergessenheitskusses, den Grimm mit dem Vergessenheitstrunke der eddischen und farörischen Kriemhild vergleicht.

Doch ist im Deutschen noch die Formel der käuflichen Ehefrau zur Lösung des Knotens benutzt. So auch in Wolf, D. Hausm., S. 286, dessen Eingang sich dem griechischen insofern nähert, als hier der Held sich an den Teufel selbst verspielt.

Das entsprechende neapolitanische Gegenstück unseres Märchens findet sich in Pentamerone Nr. 17 und 29.

55. *Vom Halberbschen.*

Text (aus Agia Anna in Nord-Euböa).

Variante. (Aus Kato Sudena in Epirus.) – Es war einmal ein Ehepaar, das hatte keine Kinder und bat den lieben Gott: »Lieber Gott, schenke uns ein Kind, und wenn es auch nicht größer als eine Erbse wäre.« Da schenkte ihnen der liebe Gott ein Kind, das war so groß wie eine Erbse, und wurde auch nicht größer.

Eines Tages ging sein Vater auf das Feld, um zu pflügen, und sagte seiner Frau, daß sie ihm zu Mittag mit dem Erbsenkinde ein Brezelbrot schicken solle. Als nun das Kind um die Mittagszeit mit dem Brezelbrote zum Acker kam, da rief es: »Vater, von welcher Seite soll ich beikommen?« Und dieser antwortete: »Vom Rande, vom Rande!« Da begann das Erbsenkind das Brezelbrot vom Rande an zu essen, und als es bis zur Mitte gekommen war, da rief es: »Vater, von welcher Seite soll ich beikommen?« Und dieser antwortete: »Von der Mitte aus.« Da begann das Erbsenkind das Brezelbrot von der Mitte an zu essen und aß so lange, bis nichts mehr davon übrig war, und ging dann auf den Acker zu seinem Vater usw.

Die Ochsendärme frißt der Wolf und holt sich bei der Füchsin Rat, wie er sich heilen könne; die riet ihm: »Gehe

zum Strande und wälze dich, bis du schwitzest;« das tat der Wolf und wälzte sich, bis er barst.

Anmerkungen. – Wie im deutschen Daumesdick, Grimm Nr. 37, erfüllt sich auch an Halberbs der Wunsch der Eltern in der Variante wörtlich. Auch sein deutscher Doppelgänger wird von der Kuh, und als diese geschlachtet wird, vom Wolfe verschluckt, und Schlauheit und Humor sind beiden gemeinsame Charakterzüge.

Das albanesische Gegenstück ist der Räuber Nuß Nr. 99. Über die hellenischen Parallelen s. Grimm *ad* Nr. 37.

56. *Das Pfefferkorn.*

Wir reihen das Pfefferkorn, obwohl aus Smyrna stammend, dem Märchen vom Halberbs an, weil es mit demselben nahe verwandt ist und dessen kindliche Auffassung zu sein scheint.

Der Zug, daß Pfefferkorns Tod von aller Welt betrauert wird, klingt auch im deutschen Schneewittchen bei Grimm Nr. 53 an, wo nicht bloß die Zwerge, sondern auch die Tiere dessen Tod beweinen, »erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen«. Dies erinnert an die allgemeine Klage um Baldurs Tod. –

Dies Märchen zeigt, daß dem griechischen Kreise die Mehrsprüche nicht fremd sind, von welchen der deutsche Jokel, der den Haber nicht schneidet und auch nicht nach Hause kommt, der verbreitetste ist.

57. *Das Dohlenkind.*

Aus Agia Anna. – S. Tierkindformel Nr. 7.

Der Pfahlzaun, welchen das Dohlenkind vom Brauthause bis zum Königsschlosse verlangt, klingt an die goldene Straße in Nr. 6 und 9 an.

58. *Von dem Manne, der in eine Frau und wieder in einen Mann verwandelt wird.*

Aus Agia Anna.

Der Zitherspieler, welcher vom Manne zur Frau und wieder zum Manne verwünscht wird, erinnert an den hellenischen Seher Teiresias, der, weil er von sich begattenden Schlangen das Weibchen erschlug, zur Frau, und als er sieben Jahre darauf in ähnlicher Weise das Männchen erschlug, wieder zum Manne wurde.

Weit häufiger aber findet sich der Geschlechtswechsel in der indischen Sage (zusammengestellt in Benfey, Pantschatantra I, S. 43 ff.) und in der ältesten Form von Idâ, Manus Tochter, erzählt, welche durch Mitras und Varunas Gunst zum Manne, durch Sivas Fluch (also wie im griechischen Märchen) wieder zur Frau wird und als solche von Budha, dem Sohne des Mondes, den Purûravas gebiert. Benfey I, S. 50. –

Den Naturkern der Vorstellung des Geschlechtswechsels möchten wir in den wechselnden Formen des Mondes, der Neusichel und des Vollmondes, erblicken, worauf besonders die Form der indischen Sage hinzuweisen scheint, wonach Manus Sohn als Mann (Vollmond) geboren, dann zur Frau (letzte Sichel) wird und von da an abwechselnd einen Monat Mann und

einen Monat Weib sein würde, was dann freilich ursprünglich so gelautet haben müßte, daß er jeden Monat einmal Mann und einmal Frau sein würde.

Auch der Apfel, mit welchem in unserem Märchen der Riese spielt und durch dessen Raub der Held wieder zum Manne wird, scheint auf den Vollmond hinzuweisen.

Wir haben in den »vergleichenden Blicken« den Urkern des Tiresias gleichfalls in den Mond verlegt und mehrfache Bezüge desselben zur Sonne erkannt. Unser Märchen bietet deren gleichfalls in den Kämpfen des Helden mit den beiden Wasserwesen.

Nach dem Siege über das erste verweigert er die Hand der befreiten Jungfrau und verlangt zum Lohne ein Pferd.

Dieser Zug klingt an die Vilcinasaga, Kap. 168, an, nach welcher Sigurd sein Roß Grani von Brunhild erhält (doch ohne sie befreit zu haben, er dringt vielmehr gewaltsam in ihre Burg ein), besonders wenn man beide Züge durch das serbische Märchen bei Wuk Nr. 4 verbindet. Hier hütet der Held drei Tage lang die Zauberstute der Alten und zum Lohne dafür darf er sich unter ihren Pferden eins auswählen. Er verschmäht die zwölf glänzenden Pferde und wählt dafür ein räudiges, erbärmliches, das in einem Winkel des Stalles steht, das aber den Reiter in die Wolken tragen kann (S. 34) und

das schnellste aller Pferde ist (S. 40). Die Alte ist über die Wahl sehr ärgerlich. Nachdem es der Held geputzt hat, glänzt es, als hätt' es goldene Haare.

Der Zitherspieler, auf seinem Hengste »Blitz« sitzend und das Meerungeheuer besiegend, bietet um so größere Ähnlichkeit mit dem auf dem Pegasus die Chimära bekämpfenden Bellerophon, als er gleich jenem auf Abenteuer ausgeschickt wird, um seinen Tod zu finden; der Unterschied besteht nur darin, daß der Schickende hier der wirkliche, in der Bellerophonsage aber der künftige Schwiegervater ist. Wir werden dem Pegasus auch in Variante 1 zu Nr. 69 begegnen.

Von den Neraiden glaubt man in Attika und wohl auch anderwärts, daß der Wirbelwind ihr Werk sei.

Die vorliegende Neraide aber erinnert lebhaft an die indischen *apsaras*, »die im Wasser (*ap* ist Wasser der Wolke) Wandelnden, vielleicht ursprünglich die eilenden, tanzenden Wolken (vergl. Mannhardt, Germanische Mythenforschungen, S. 76), welche die indische Phantasie in die himmlischen Tänzerinnen verwandelt hat.« Benfey, Pantschatantra I, S. 262.

59. *Lügenwette.*

Aus Agia Anna. –

S. eine ähnliche Lügenwette in Nr. 39; vergleiche auch Nr. 11.

60. *Die Sehergabe.*

Aus Agia Anna. –

Hier ist auf das Ausplaudern die Strafe des Todes wie in Nr. 29 die der Versteinerung gesetzt.

61. *Der Jäger und der Spiegel, der alles sieht.*

Aus Agia Anna. –

Zusammengesetzt aus der Formel der dankbaren Tiere Nr. 32 und der Brautwette Nr. 23.

Der Baum, auf welchen die Schlange kriechen will, um die Jungen aus dem in seinem Wipfel befindlichen Adlerneste zu rauben, erinnert lebhaft an die eddische Weltesche Yggdrasil, an deren Wurzeln der Drache Nidhöggr und auf deren Gipfel der Adler in Zwietracht miteinander hausen.

Auch im indischen Hitopadesa kommt der Zug vor, daß ein Schwan seine Flügel ausbreitet, um einen unter einem Baume schlafenden Wanderer vor der Sonne zu schützen (Benfey, Pantschatantra I, S. 228).

Der Fuchs, der um Schonung bittet, als der Jäger mit den Worten: »Du kommst mir gerade recht, denn ich laufe nun drei Tage herum, ohne etwas zu schießen,« auf ihn anschlägt, stellt sich zu dem Fuchse, der bei Grimm Nr. 60 dem Jäger zuruft:

Lieber Jäger, laß mich leben,
Ich will dir auch zwei Junge geben.

Vergl. auch Grimm Nr. 107.

Das entsprechende walachische Märchen findet sich bei Schott Nr. 13. Der Held ist hier ein Schweinehirt, der mit der ganzen Natur und allen Tieren auf dem besten Fuße steht. Das Verstecken in Luft und Wasser entspricht unserem Märchen; eigentümlich ist nur das dritte: ein dem Helden befreundeter Waldgeist verwandelt ihn in eine Rose und gibt sie der Prinzessin, diese steckt sie in ihre Haare und kann ihn daher nicht finden. Auch hier siegt also das Verstecken in ein Erdelement, doch mutet uns die griechische Form ursprünglicher an.

Dieselbe Brautwette erzählt ein anderes walachisches Märchen (Schott Nr. 17), nur mit dem Unterschiede, daß der Wettende der Vater der Braut ist, auf dessen Kopf bei der dritten Wette der Held von seinem zauberkundigen Pferd als Laus gesetzt und der, nachdem er die Wette verloren, von dem Helden enthauptet wird.

Der zweite Teil des Märchens bildet das Gegenstück zum griechischen Märchen Nr. 63.

Die letztere Form bildet den Übergang unseres Märchens zu der schönen Faröer Sage, nach welcher sich der von einem Riesen dem Vater im Spiele abgewonnene Knabe v e r t r a g s m ä ß i g dreimal vor diesem mit Odins, Hönirs und Lokis Hilfe versteckt.

62. *Die drei bösen Schnuren.*

Aus der Insel Tinos. –

Sehr eigentümlich und vielleicht aus dem selten beneidenswerten Zustande verwittweter Schwiegermütter hervorgegangen.

63. *Der junge Jäger und die Schöne der Welt.*

Aus Tinos. – S. Brautwettformel Nr. 23.

Der Großwesir, welcher vom Jäger den Edelstein verlangt, um ihn dem König zu bringen, klingt an den Truchseß an, der zu gleichem Zwecke von Wieland den Siegstein verlangt, den dieser geholt hatte (Vilcinasaga, Kap. 70); im übrigen entspricht er dem Ferenand ungetrü in dem deutschen Märchen bei Grimm Nr. 126, welches das Gegenstück des unsrigen bildet.

Der Auftrag des Jägers an die vierzig Mädchen, ihn vierzig Tage zu erwarten, und seine Rückkehr am vierzigsten, als sie sich zur Abfahrt rüsten, klingt an Herakles Auftrag an Molorchos an, ihn dreißig Tage zu erwarten und ihm dann, wenn er von der Fahrt nach dem nemeischen Löwen nicht zurückgekehrt sei, als Heros zu opfern, und dessen Rückkehr während der Vorbereitungen zum Opfer (Apollodor II, Kap. 5, § 1).

Der Verjüngung des Königs durch seine Verbindung mit der Schönen der Welt liegt der Gedanke der Kreurgie zugrunde, doch ist dessen Anwendung sehr eigentümlich.

Wuk Nr. 12 ergibt das serbische Gegenbild zu unserem Märchen mit teilweise ursprünglicheren Formen.

Statt des Vogels tötet hier ein goldwolliger Widder den Vater des Helden, der gleichfalls Jäger ist. Mit dessen

heimlich vor der Mutter entwendetem Gewehre tötet der Sohn den Widder. Da er dessen Fell dem Kaiser nicht verkaufen will, legt ihm dieser auf den Rat seines Ministers drei Aufgaben auf, in sieben Tagen einen traubentragenden Weinberg anzulegen, ein Schloß aus Elfenbein zu bauen und die und die Prinzessin zu entführen.

Ein unbekanntes Mädchen vollbringt die beiden ersten und weist ihn an, wie er es machen soll, die Prinzessin zu entführen. Als diese auf dem Schiffe ist, um die schönen Waren des vermeintlichen Kaufmanns anzusehen, entführt sie der Held auf diesem. Eigentümlich sind die Züge, wie den Anschlägen der Prinzessin vorgebeugt wird.

Der Kaiser läßt nun dem Rückkehrenden den Kopf abschlagen und die Prinzessin belebt ihn wieder mit dem Lebenswasser. Da wird der König begierig zu erfahren, ob man mehr wisse als früher, wenn man vom Tode aufersteht, und läßt sich den Kopf abschlagen, aber die Prinzessin belebt ihn nicht und macht ihren Entführer zum Kaiser.

Das entsprechende walachische Märchen findet sich bei Schott Nr. 17. – Hier muß der Held für den König, dem er dient, seine eigene Braut (s. *ad* Nr. 61) holen, die, um sich an ihm zu rächen, gefährliche Aufgaben für ihn

vom König verlangt, nämlich die Milch der wilden Stuten zu holen und sich in der siedenden Milch zu baden; sein Zauberpferd bläst die Milch kühl, aber der König verbrüht sich in ihr, und nach seinem Tode erfolgt die Versöhnung.

In der griechischen Erwerbung der Braut durch den Helden als Dienstmann, für den König, dem er dient, ohne daß dies die Braut ahnt, liegt ein Anklang an das Verhältnis Siegfrieds, Brunhilds und Gunars nach der deutschen Sagform.

64. *Der starke Hans.*

Text (aus Syra).

Variante 1. Janni, des Priesters Sohn. (Aus Witza.) – Es war einmal ein Priester, der hatte einen Sohn, welcher aber so stark wie Samson war.

Als er noch in die Schule ging, fragte er seine Schulkameraden, wenn sie zusammen gegessen und getrunken hatten: »He, ihr Jungen, nun haben wir gut gegessen und getrunken, wißt ihr einen, der stärker ist als ich?« Auf den Rat des Schullehrers antworteten sie ihm, als er wieder einmal fragte: »Wenn du wirklich so stark bist, so reiße den Platanenbaum mit der Wurzel aus.« Da machte sich der Janni daran und riß den Baum mit der Wurzel aus und sprach darauf: »Lebt wohl, ihr Jungen, ich will nun fort und nach meinesgleichen suchen.«

Da ging er zu den Zigeunern (Schmieden) und bestellte sich bei ihnen einen Eisenstab, so groß und schwer sie ihn nur machen könnten. Sie machten ihm einen, der tausend Pfund[1] wog; er aber sprach: »Der ist viel zu schwach, nehmt nur alles Eisen, das ihr habt, dazu!« Da machten sie ihm einen Stab von zweitausend Pfund, und nachdem er den probiert hatte, sprach er: »Auch dieser Stab ist mir noch zu leicht, aber weil ihr keinen besseren machen könnt, so will ich mich mit ihm

behelfen.«

Darauf kam er in eine Stadt, in welcher ein Drakos wohnte, der täglich einen Menschen verzehrte, und wenn ihm dieser nicht gebracht wurde, so kam er heraus und fraß alle Menschen, die ihm in den Wurf kamen.

Als nun auf die Königstochter das Los gefallen war, da griff Janni den Draken an, während er das Mädchen packen wollte, und hatte ein ganze Stunde mit ihm zu kämpfen, bis er ihn tötete. Nun sagte ihm die Königstochter, daß sie ihn und keinen anderen zum Manne nehme und mit ihm hier wohnen wolle. Er vermählte sich also mit ihr.

Nachdem der König vergebens seine Tochter zurückverlangt hat, verspricht er sie dem zur Ehe, der sie ihm bringen würde. Da meldete sich ein Mann, der nur ein Auge, eine Hand und einen Fuß hatte, und versprach, sie zu holen.

Als der Janni den halben Menschen sah, sagte er zu seiner Frau: »Der wird mich umbringen, und wenn das geschehen ist, so lege meinen Leib in einen Sarg und schreibe außen mit goldenen Buchstaben darauf: Hans, des Priesters Sohn.«

Jannis Kampf und Tod wie im Texte.

Als die Prinzessin zu ihrem Vater kam, sagte sie:

»Vater, ich bitte dich, daß du mich in einem schwarzen Schlosse meinen Mann drei Jahre lang betrauern lässest.«

Nun suchen der Priester und seine Frau ihren Sohn auf, und als sie unterwegs Rast hielten, sahen sie, wie zwei Schlangen miteinander kämpften und die eine die andere tötete. Da sagte der Priester zu seiner Frau: »Decke die Schlange mit Blättern zu, damit man sie nicht sieht.«

Als das die Frau tat, wurde die Schlange von den darauf geworfenen Blättern wieder lebendig. Da sagte der Priester zu seiner Frau: »Stecke dir die Taschen voll von diesem Kraute, denn das ist eine gute Arzenei.«

Mit diesem Kraute beleben sie ihren Sohn wieder.

Dieser gab ihnen darauf so viel Geld, als sie tragen konnten, von den Schätzen des Draken, und sagte ihnen, daß sie damit nach Hause gehn sollten, und er werde bald nachkommen.

Auf den Rat des Janni erforscht seine Frau den Ort, wo die Stärke des halben Mannes liege, und unter vielen Schmeicheleien und dem Vorwande, daß nun bald die Zeit herankomme, wo sie ihn heiraten werde, sagt er ihr endlich, daß auf einem Berge eine Wildsau lebe und in ihrem Bauche zwei Tauben seien, und in diesen sitze seine Stärke.

Da nahm Janni seinen Eisenstab und ging zu jenem Berge. In der Nähe traf er einen Schäfer und verdingte sich als Knecht bei ihm.

Als Janni zum erstenmal mit den Schafen ausfahren wollte, da sagte ihm der Schäfer: »Höre nun, was ich dir sage, damit du nicht zu Schaden kommst. Du darfst nicht jenseits jener Grenze weiden, denn dort haust eine Wildsau, die dich und die Schafe frißt.« – »Sehr wohl!« antwortete Janni, trieb aber seine Schafe geradeswegs dorthin, und sobald ihn die Sau gewahr wurde, stürzte sie sich auf ihn und wollte ihn fressen. Da kämpften sie miteinander so lange, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten, und dann setzten sie sich einander gegenüber, um auszuruhen. Da sprach die Sau: »Höre, Janni, wenn ich einen recht fetten Sumpf hier hätte und mich darin wälzen könnte, so wollte ich nicht Wildsau heißen[2], wenn ich dich dann nicht fräße!« Und jener sprach darauf: »Wenn ich einen warmen Laib Brot und eine Flasche Wein hier hätte und beides verzehren könnte, so wollte ich nicht Janni heißen, wenn ich dich dann nicht totschlüge!« Darauf gingen sie für diesmal auseinander. –

Als nun der Janni am Abend nach Hause kam und der Schäfer die Schafe so satt und ihre Euter so gefüllt fand, da wunderte er sich, wo er sie wohl geweidet haben

möchte; und da auch am zweiten und dritten Abend die Schafe wohlgenährt nach Hause kamen, schickte er ihm seine Tochter heimlich nach, um zu erfahren, was er mit den Schafen anstelle. Das Mädchen folgte dem Janni, ohne daß er es gewahr wurde, und sah aus einem Verstecke seinen Kampf mit der Wildsau an und hörte, was sie zueinander sprachen, als sie vor Müdigkeit nicht mehr kämpfen konnten. Die Wildsau sagte zu Janni: »Höre, Janni, wenn ich nun einen recht fetten, fetten Sumpf hätte und mich drin wälzen könnte, so wollte ich nicht Wildsau heißen, wenn ich dich nicht fräße!« Und dieser sagte darauf: »Und wenn ich nun einen warmen, warmen Laib Brot und eine Flasche Wein hätte und das Brot essen und den Wein trinken könnte, so wollte ich nicht Janni heißen, wenn ich dich nicht totschlüge!« Da lief das Mädchen zum Vater zurück und erzählte ihm, was es gesehen und gehört hatte.

Als der Janni am Abend nach Hause kam, sagte ihm der Hirte nichts von dem, was er durch seine Tochter erfahren hatte. Aber am andern Morgen buk er ein großes Brot und füllte eine große Holzflasche mit Wein und gab beides dem Mädchen mit. Als nun Janni und die Wildsau wieder miteinander kämpften, bis beide so müde waren, daß sie nicht mehr konnten, und sich ausruhten und dabei die gewöhnlichen Reden wechselten, da gab das Mädchen dem Janni das Brot und den Wein, und

nachdem er gegessen und getrunken hatte, gab er der Wildsau mit seinem Eisenstabe einen solchen Schlag auf den Kopf, daß sie davon tot hinstürzte.

Darauf schnitt er ihr vorsichtig den Bauch auf, nahm die beiden Tauben heraus und schlachtete die eine, und in demselben Augenblick rief der halbe Mensch: »Ach! weh mir, mein halbes Leben ist weg, der einen Taube muß etwas zugestoßen sein.«

Die andere Taube aber nahm der Janni mit und schlachtete sie vor dem halben Menschen, und so starb dieser.

Variante 2. (Aus Agia Anna.) – Es war einmal ein Priester, dem gebar seine Frau einen Knaben, der schon mit zwei Monaten sprechen konnte, und dabei so groß und stark war, daß er ihn mit den andern Knaben in die Schule schickte. In diese ging auch der Sohn des Königs, und eines Tages gerieten die beiden Knaben in Streit, und der Priestersohn prügelte den Königssohn durch. Darauf beklagte sich dieser bei seinem Vater und der König schickte zwei von seinen Leuten aus, um den Priestersohn zu holen. Sie fanden ihn in der Schule und sagten ihm: »Komme mit, denn der König will dich sprechen;« der Knabe aber erwiderte: »Jetzt habe ich keine Zeit, denn jetzt muß ich lernen.« Als sie nun den Knaben mit Gewalt packen wollten, da schlug sie dieser

nieder und lief aus der Schule. Die Schergen aber gingen zum König zurück und erzählten ihm, wie es ihnen gegangen sei. Darauf sprach dieser: »Schämt ihr euch nicht, euch von einem zwei Monate alten Kinde prügeln zu lassen?« und schickte darauf sieben Soldaten nach ihm aus. Als sie zur Schule kamen, saß der Knabe darin und las; wie sie ihn aber packen wollten, wehrte er sich dermaßen und teilte solche Hiebe aus, daß die sieben Soldaten die Flucht ergriffen und zu dem König gingen und ihm berichteten, wie es ihnen mit dem Knaben ergangen sei. Da sprach der König: »Laßt ihn in Ruhe!« und ging zu dem Priester und sagte ihm, daß er seinem Sohne zusprechen solle, sich ordentlicher zu betragen. Der Priester versprach das, bedachte aber zugleich, daß der Knabe von Tag zu Tag mehr esse und er ihn, wenn das so fortgehe, bald nicht mehr zu ernähren imstande wäre.

Als nun der Knabe am Abend nach Hause kam, sagte sein Vater zu ihm: »Lieber Sohn, ich bin nicht imstande, dich zu ernähren, gehe daher in ein anderes Land;« und jener erwiederte: »Das ist mir ganz recht, und ich will mein Glück in der Welt versuchen, wenn du mir deinen Segen gibst.« Da gab ihm der Vater den Segen, und der Knabe ging zum Hafen und bat dort einen Schiffer, ihn mitzunehmen, er wolle ihm dafür unterwegs dienen, weil er kein Geld habe, um den Frachtlohn zu bezahlen. Der

Schiffer war das zufrieden und nahm ihn ins Schiff. Als man nun den Anker lichten wollte, da sah der Priestersohn, daß die Schiffsmannschaft große Mühe damit hatte; er sprang also ins Meer und hob den vierzig Zentner schweren Anker mit einer Hand in das Schiff. Wie das der Schiffer sah, wunderte er sich sehr und befahl seinen Leuten, höflich mit dem Fremden zu sein, damit er ihnen kein Leid antue. Als nun die Mittagszeit herankam, sagte der Schiffer zum Schiffsjungen: »Nimm diesen Menschen und besorge mit ihm das Essen.« Der Schiffsjunge aber hieß ihn sieben Stück Zwieback[3] in einem Wasserkessel aufweichen. Da sprach der Priestersohn bei sich: »Sieben Zwiebäcke! ich allein brauche den ganzen Sack.« Er leerte also den ganzen Vorrat[4] in den Kessel, um ihn aufzuweichen. Als das der Schiffer sah, wurde er sehr zornig und rief nach dem Schiffsjungen, und fragte ihn, warum er den ganzen Vorrat auf einmal eingeweicht habe. Dieser aber verschwor sich, daß er davon nichts wisse, sondern daß es der Fremde getan haben müsse; und der Schiffer sagte darauf: »Wenn wir abgegessen haben, so trockne die Zwiebäcke wieder in der Sonne, damit sie nicht zugrunde gehn.« Nachdem nun die Schiffsleute abgegessen, setzte sich auch der Priestersohn zu Tisch, aß den ganzen Zwieback auf und war doch noch nicht

satt davon. Da sprach der Schiffer zu seinen Leuten: »Solange der Fremde im Schiff ist, dürft ihr nicht zu essen verlangen, denn sonst müssen wir auch dem Fremden geben, und dann frißt er uns den ganzen Proviant auf.«

Den andern Tag kamen sie ans Land und schifften sogleich den Priestersohn aus. Weil er nun sehr hungrig war, so ging er zu einem Bäckerladen und fragte den Bäcker: »Wieviel willst du haben, damit ich mich an deinem Brote satt essen darf?« Der Bäcker dachte in seinem Sinn, mehr als fünf Pfund wird er doch nicht essen können, und verlangte daher eine Drachme. Da sagte der Priestersohn: »Gut, die sollst du haben!« setzte sich hin und aß die drei Öfen voll fertiger Brote rein auf. Als das der Bäcker sah, verlangte er von dem Fremden Entschädigung für seinen Verlust, dieser aber berief sich auf ihren Kontrakt; nun verlangte der Bäcker wenigstens die bedungene Drachme, und der Priestersohn antwortete, daß er keinen Heller habe, das Geld aber mit seiner Arbeit abverdienen wolle. Da wurde der Bäcker zornig und ergriff seine Brotschaufel, um ihn damit zu prügeln; der Priestersohn riß sie ihm aber aus der Hand und prügelte ihn selbst damit. Darauf lief der Bäcker zum König und verklagte den Priestersohn und erzählte, wie es ihm ergangen sei. Der König versetzte: »Auf meinem Spaziergange werde ich heute an deiner Bude

vorüberkommen und mir den Fremden ansehn.«

Als sich nun der König ihn angesehn hatte, nahm er ihn in seine Dienste und ließ dem Bäcker sein Brot zahlen. Darauf schickte der König alle seine Soldaten weg und hielt sich nur den Priestersohn, denn dieser war allein stark genug, um ein ganzes Königreich zu bekämpfen. Der Priestersohn blieb nun zehn Jahre bei dem König und nahm täglich an Größe und Stärke zu, aß und trank aber auch täglich mehr, so daß er nach und nach dem König sein ganzes Reich aufaß. Als der König sah, daß er ihn nicht mehr länger ernähren könne, sprach er zu ihm: »Mein Sohn, du bist nun lange genug in diesem Lande gewesen, um es kennen zu lernen, du mußt dich nun auch anderweitig in der Welt umsehn.« Da sagte der Priestersohn: »Gut, ich will weiterziehen, aber laß mir vorher eine eiserne Keule von vierzig Zentnern machen.« Nachdem diese fertig war, warf er sie so hoch in die Luft, daß sie zerbrach, als sie auf den Boden niederfiel, und bat also den König, ihm eine andere von achtzig Zentnern machen zu lassen. Als er diese in die Luft warf, zerbrach sie nicht; da sagte er: »Die ist gut, und nun zeigt mir den Weg aus dem Lande, denn ich weiß ihn nicht.« Da ließ ihn der König arglistigerweise in einen Wald weisen, der nach und nach so dicht wurde, daß er darin nicht mehr fortkommen konnte; er aber nahm seine Keule und warf sie wider die Bäume, so daß sie

reihenweise zusammenknickten, und bahnte sich so einen Weg durch den Wald.

Als er endlich ins Freie kam, sah er ein Haus vor sich und darin fand er einen Drakos, der vor einem großen Kessel stand und das Essen umrührte, das darin war. Dieser Kessel hatte zehn Handhaben und war so groß, daß ihn nur die zehn Draken, denen er gehörte, zusammen vom Feuer heben konnten. Der Priestersohn aber machte wenig Umstände und hob ihn allein vom Feuer, setzte sich dazu und verzehrte alles Essen der zehn Draken allein, so daß nichts davon übrig blieb.

Diese Draken waren gewohnt, wenn sie von der Jagd zurückkehrten, von weitem ihre Pfeile in das Dach der Hütte abzuschießen, zum Zeichen, daß der, welcher das Essen kochte, den Tisch decken solle, und das taten sie auch diesmal. Sie waren aber sehr erstaunt, den Tisch nicht gedeckt zu finden, als sie in die Hütte kamen. Da fragten sie den Küchenmeister, was das zu bedeuten habe, und dieser erzählte ihnen, was vorgefallen und zeigte ihnen den Priestersohn, der, nachdem er satt war, sich bei der Hütte mit seiner Keule im Arme in den Schatten gelegt hatte und eingeschlafen war. Da sagten sie untereinander: »Wir wollen ihn jetzt, wo er schläft, an den Spieß stecken und ihn dann braten und verzehren, damit wir wieder zu unserm Essen kommen.« Die neun

Draken hoben nun die Füße des Schlafenden auf und der zehnte setzte ihm den Spieß an, um ihn zu spießen. Davon erwachte aber der Priestersohn und schlug sie alle zehn mit seiner Keule tot.

Diesen Abend blieb er in der Hütte, und am andern Morgen ging er weiter und wanderte, bis er zu Mittag an eine andere Hütte kam. Darin fand er einen andern Drakos, der in einem großen Kessel das Essen rührte. Dieser Kessel war aber viel größer als der erste, denn er hatte vierzig Handhaben[5]. Doch der Priestersohn hob ihn allein vom Feuer und aß alles Essen auf, das darin war. Als nun die neununddreißig Draken von der Jagd zurückkamen und essen wollten, hörten sie von dem zurückgebliebenen, was vorgefallen war. Unter diesen vierzig Draken war aber einer bei weitem stärker als die übrigen, der sagte zu den andern: »Weckt mir einmal den Fremden und bringt ihn hierher.« Da gingen die andern dahin, wo jener sich niedergelegt hatte und weckten ihn und führten ihn zu dem starken Draken. Der sprach zu ihm: »Es ist Sitte bei uns, daß jeder Fremde, welcher zu uns kommt, mit einem von uns auf dieser kupfernen Tenne ringen muß, und wenn er überwunden wird, so fressen wir ihn.« Da sprach der Priestersohn, daß er das zufrieden wäre. Sie packten also einander und rangen; doch es konnte keiner den andern werfen; endlich aber

stülpte der Drakos den Priestersohn bis an die Knie in die kupferne Tenne ein. Nun wurde jener zornig, sprang aus dem Loch und stülpte den Drakos bis an den Hals in das Kupfer, so daß er nicht mehr heraus konnte. Dann ergriff er seine Keule und wollte sie alle damit totschlagen; die Draken aber riefen: »Töte uns nicht, wir wollen Brüderschaft mit dir machen und dir unsere Schwester zur Frau geben und für eure Leibesnahrung sorgen.« Das war der Priestersohn zufrieden; er zog also den Drakos, der in der Tenne stak, heraus, und ging mit den Draken zu ihrer Schwester, nahm diese zur Frau und lebte mit ihr von der Nahrung, welche die Draken herbeischafften und zubereiteten, und davon wurde er immer noch stärker. Jeden Morgen stellte er sich daher ans Fenster und rief: »Ihr Berge und Täler, kommt her und kämpft mit mir!« Und wenn ihn seine Frau fragte, warum er so rufe, da antwortete er: »Ich rufe so, damit es in der Welt bekannt werde, und jeder, wer da will zu mir kommen und mit mir ringen kann, um zu sehen, ob es irgendeinen auf der Welt gibt, der stärker ist als ich.«

Auf die Dauer wurde er jedoch dieses untätigen Lebens überdrüssig und er sagte daher: »Frau, ich will auf die Jagd gehen; weil ich dich aber so lieb habe, will ich dein Bildnis mitnehmen und es von Zeit zu Zeit ansehen, damit ich nicht vergesse, wie du aussiehst.« Da gab sie ihm das Bild und er wanderte eine Stunde lang,

machte aber in dieser Zeit ebensoviel Weg, als ein anderer in einem Tage, und kam so an die See. Als er nun am Strande stand, zog er das Bildnis seiner Frau hervor, um es anzusehen. Während er es aber herauszog, riß es ihm ein Windstoß aus der Hand und trieb es in das Meer. Der Zufall wollte, daß da, wo es ins Wasser fiel, ein Fisch schwamm und es aufschnappte und daß dieser Fisch von den Fischern gefangen wurde, welche ihre Fische an die Küche des Königs lieferten. Als nun der Koch jenen Fisch aufschnitt, fand er in seinem Bauche das Bild und schickte dasselbe dem Sohn des Königs. Dieser aber verliebte sich dergestalt in das Bild, daß er zu seinem Vater ging und zu ihm sprach: »Lieber Vater, diese und keine andere will ich zur Frau, und wenn ich sie nicht bekomme, so vergifte ich mich.« Der König versuchte alles mögliche, um seinen Sohn auf andere Gedanken zu bringen, der aber blieb auf seinem Kopfe.

Davon hörte eine alte Frau, die in jener Stadt wohnte, und ging zum König und verlangte das Bild zu sehen, und als es ihr der Prinz gab, sagte sie, daß es das Bild eines Drakenmädchens sei. Da sprach der König zu ihr: »Wenn du imstande bist, sie zu holen, so sollst du ein halbes Königreich haben.« Nun machte sich die Alte auf, ging zu dem Turme, in welchem der Priestersohn mit der Drakin wohnte, und klopfte an die Türe. Die Drakin trat zum Fenster, um zu sehen, wer da sei, und sprach dann

zu ihrem Manne: »Draußen steht eine alte Frau, die wollen wir essen.« Der Priestersohn aber erwiderte: »Nein, liebe Frau, wir wollen sie leben lassen, damit sie uns die Teller spüle.« Sie ließen also die Alte ein und die erwies sich sehr dienstfertig. Als sie aber am andern Morgen hörte, wie der Priestersohn zum Fenster hinausrief: »Berge und Täler, kommt und kämpft mit mir!« da fragte sie seine Frau, warum ihr Mann so rufe. Diese aber antwortete: »Er tut das, weil er erfahren will, ob auf der Erde ein Stärkerer ist als er.« Darauf sprach die Alte: »In dem und dem Lande ist eine Frau, die Krikeça heißt, und stärker als diese ist niemand auf der Welt, denn sie frißt jeden Tag einen Menschen aus der Stadt.« Als nun am andern Morgen der Priestersohn zum Fenster hinausrief, wie er gewohnt war, da sagte ihm seine Frau: »Ei, Mann, so laß doch dein Rufen sein, denn in dem und dem Lande ist eine Frau, die Krikeça heißt und stärker ist, als irgend jemand in der Welt und jeden Tag ein Mädchen frißt.«

Als das der Priestersohn hörte, machte er sich sogleich nach jener Stadt auf und fragte dort, wo die Krikeça wohne, und die Leute zeigten ihm das und sagten: »Jetzt wird man ihr das Mädchen bringen, das heute für sie bestimmt ist.« Er aber ging in das Haus und befahl ihrem Diener, ihm eine Schale Kaffee zu machen, wie ihn seine Herrin trinke. Da sprach das Mädchen,

welches sie der Krikeça gebracht hatten: »Gehe fort, denn sonst verlierst du dein Leben und wirst von der Krikeça gefressen.« Er aber erwiderte: »Wenn sie ein so schönes Mädchen frißt, so mag sie auch mich fressen.«

Als die Krikeça nach Hause kam, rief sie: »Siehe da, früher hatte ich immer nur einen zu essen und heute bekomme ich zwei.« Er aber antwortete: »Friß den einen und laß den andern.« Darauf packten sie einander und rangen, aber keiner fiel, und als sie so müde waren, daß sie voneinander lassen und sich ausruhen mußten, da sprach die Krikeça: »Wenn ich nur ein klein wenig Wasser hätte, um damit meine Nase[6] zu netzen, so würde ich dich zu Brei drücken, wie einen Kürbis«[7]. Jener aber erwiderte: »Wenn ich nur sattgegessen wäre, so würde ich dich wie eine Feige in die Luft werfen.« Sie machten darauf aus, daß sie es am nächsten Morgen noch einmal miteinander versuchen wollten.

Als die Ortsleute von jenem Mädchen erfuhren, was die beiden miteinander gesprochen hatten, brachten sie dem Priestersohn so viel zu essen, als er nur verzehren konnte, und der wurde davon so stark, daß er am andern Morgen die Krikeça niederwarf. Als sie sich nun überwunden sah, rief sie: »Schenke mir das Leben und ich will dich zu meinem Bruder machen und dir dienstbar sein.« Darauf kamen die Ortsleute zu ihm und wollten ihn

zu ihrem König machen, er aber nahm dies nicht an und kehrte mit der Krikeça zu seinem Turme zurück.

Dort aber fand er seine Frau nicht mehr, denn jene Alte, welche sich auf Zaubermittel verstand, hatte ihr ein solches eingegeben und sie im Schlafe zu dem Königssohn gebracht, und dieser hielt sie in einem Turme gefangen.

Sein erster Verdacht fiel auf die Brüder seiner Frau; als diese sich aber hoch und teuer verschworen, daß sie nichts von ihrer Schwester wüßten, da dachte er an jene Alte. Er ging also in deren Heimat und erkundete den Turm, in dem seine Frau gefangen war und sah sie an dem Fenster des Turmes sitzen. Da fragte er sie, wie sie dorthin gekommen sei, und sie antwortete ihm, daß sie es nicht wisse.

Darauf ging er zum König und hatte die Krikeça bei sich und stellte ihn zur Rede, warum er ihm seine Frau geraubt habe. Der aber erwiderte, daß eine Alte sie ihnen gebracht und daß sie ihr ein halbes Königreich dafür gegeben hätten. Darauf verlangte er, daß die Alte geholt werde, und als diese kam, erklärte sie, daß sie seine Frau auf Befehl des Königs entführt und zum Lohne dafür ein halbes Königreich erhalten habe. Da sprach der Priestersohn zu der Krikeça: »Schenke der Alten ein halbes Königreich!« und sofort verschlang sie

die Alte; darauf: »Schenke dem König eine schöne Schwiegertochter!« und sofort verschlang sie auch den König; endlich: »Schenke dem Königssohne eine schöne Braut!« und sofort verschlang sie auch diesen und den ganzen Rat der Zwölfe noch dazu.

Er aber kehrte mit seiner Frau und der Krikeça zu seinem Turme zurück und lebte von nun an glücklich und zufrieden.

Variante 3. (Aus Syra.) – Das schöne Märchen will ich nun beginnen und unserer guten Gesellschaft guten Abend wünschen[8].

Es war einmal ein König, der hatte keine Kinder, und dem brachte sein Fischer jeden Morgen frische Fische. Eines Tages fing der Fischer eine Schleie und brachte sie dem König, und davon aß dieser die eine und die Königin die andere Hälfte. Darauf wurde die Königin schwanger und gebar einen Knaben, der schöner war als alle andern Kinder jener Stadt, und als er größer wurde, schickte ihn der König in die Schule und er lernte wacker.

Da sprach der König einst zu seinem Wesir: »So wie meinen Knaben gibt es keinen andern auf der Welt.« Der aber antwortete: »Er solle so etwas nicht behaupten, denn es gebe gewiß noch andere ebenso schöne Kinder!« und darüber stellten sie eine Wette an, und der Wesir machte sich auf und zog von Stadt zu Stadt, um ein

solches zu finden, aber es wollte ihm nicht gelingen, bis er eines Tages durch das Zigeunerquartier[9] ging und einen Knaben singen hörte, dessen Stimme so schön war, wie die einer Nachtigall.

Da sah er zur Haustüre hinein und erblickte einen Knaben, der ebenso schön war, wie der des Königs. Er trat also ein und fragte ihn, ob er mit ihm kommen und sein Sohn werden wolle. Der Knabe antwortete, er solle ein wenig warten, bis sein Vater komme, und als dieser kam, bot er ihm so viel Geld für den Knaben, daß er einwilligte. Der Wesir nahm ihn also mit sich nach seiner Stadt, brachte ihn in seinen Palast und ließ ihn genau so kleiden wie der Königssohn. Darauf stellte er die beiden Knaben dem Könige vor, und sie waren einander so ähnlich, daß er seinen eigenen Sohn nicht herausfinden konnte, und endlich, da ihn der Wesir drängte, den fremden Knaben als den seinigen angab; und somit hatte der Wesir seine Wette gewonnen.

Der König behielt nun den fremden Knaben als den seinigen zur Gesellschaft und sie gingen zusammen in die Schule. Dort lernte aber der Fremde weit besser, denn er war sehr klug von Natur, und hatte auch die Gabe, in die Zukunft zu sehn[10].

In dem Schlosse des Königs waren vierzig Kammern, und von diesen durften die Knaben in neununddreißig,

und hatten deren Schlüssel vom König erhalten, um die Schätze zu betrachten, die dort aufgehäuft waren, aber die vierzigste blieb ihnen verschlossen. Als nun die Knaben achtzehn oder neunzehn Jahre alt wurden, da regte sich ihre Neugier, was wohl in dieser vierzigsten Kammer sein möge; alle Bitten aber um deren Schlüssel waren vergebens, und der König ward böse, so oft sie davon anfingen. Endlich entdeckte der Königssohn den Ort, wo der Schlüssel versteckt war, und nahm ihn, ging mit seinem Gespielen heimlich zu jener Kammer, öffnete die Türe und erblickte das Bild von der Schönsten der Welt, und das machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in tiefe Ohnmacht fiel. Da nahm ihn sein Gespiele und trug ihn zum König, und als er wieder zu sich kam, fragte ihn sein Vater, was ihm fehle, er aber antwortete, daß er fort wolle, um die Schönste der Welt aufzusuchen. Der Vater tat sein möglichstes, um ihn abzuhalten, in sein Verderben zu rennen, aber alles war vergebens, und so gab er denn endlich nach, versah die beiden mit allem Notwendigen, schenkte ihnen zwei gute Rosse und ließ sie ziehen.

Sie zogen nun einen Monat, zwei Monate, wer weiß wie lange? Endlich kamen sie auf einen Berg und sahen von dort einen Turm in der Ebene stehen, der war von lauter Kristall gebaut. Da es aber bereits Abend war, so übernachteten sie unter einem Platanenbaum bei einer

Quelle, und in der Nacht hörten sie ein Getöse, von dem die Berge erzitterten; das kam von drei Draken, die des Weges zogen, und als diese die beiden Pferde der Jünglinge erblickten, welche in der Nähe weideten, so stürzten sie sich auf dieselben und fraßen sie auf. Wie sie damit fertig waren, gingen sie nach ihrem Turme; der jüngste aber, dem die Mahlzeit Durst gemacht, kehrte zu der Quelle zurück und fand dort die beiden Jünglinge, von denen der Königssohn schlief, der Zigeuner aber wach war; doch stellte auch der sich schlafend, als er den Draken sah. Der nahm sie beide und trug sie bis zum Turme, ließ sie aber unten und stieg allein hinauf.

Da weckte der Zigeuner den Königssohn und sagte ihm, daß, wenn sie nun auf den Turm gebracht würden, er im alles nachmachen solle. Denn die, welche sie suchten, sei in diesem Turme, und er solle vor allem darauf bedacht sein, wie er ihr einen Kuß geben könne.

Lassen wir nun diese beiden unter dem Turme und sehen wir nach den Draken, die darin waren. Während sie beim Essen saßen, sagte der älteste: »Als wir oben auf dem Berge über den Pferden her waren, da roch es mir wie Menschenfleisch[11].« Darauf sprach der zweite: »Mir war es auch so.« Der jüngste aber sagte: »Das kam von zwei Menschen, die ich gefunden habe, ihr müßt mir aber versprechen, daß ihr sie nicht fressen wollt.« Die

andern schworen ihm nun bei dem Leben ihrer Schwester, daß sie ihnen kein Leid tun wollten. Da stieg der Junge vom Turme und holte die Jünglinge herauf. Als aber die Schwester der Draken sie erblickte, da verliebte sie sich sofort in sie und besonders in den Zigeuner.

Die Draken fragten die Jünglinge aus, wie sie in diese Gegend gekommen seien, wo nicht einmal fliegende Vögel hinkommen. Und diese sagten, sie hätten sich auf der Jagd verirrt und seien immer tiefer in die Wildnis geraten. Darauf gingen die Draken in ihre Schlafkammer und sagten zu ihrer Schwester: »Gib den Burschen zu essen und mache ihnen ein Bett zurecht.« Und indem sie sich niederlegten, fragte der älteste Drakos die beiden andern: »Wie wollen wir die beiden Knaben verspeisen, gesotten oder gebraten[12]?« Der zweite antwortete: »Nein, lieber in Reis gedämpft[13].« Der dritte aber sprach: »Der eine will sie so, der andere so kochen, und keiner fragt, was wir aus ihnen machen wollen, wenn sie stärker sind als wir.« Da sagte der älteste: »Dann wollen wir Brüderschaft mit ihnen machen.«

Als die Jungfrau den beiden Gästen zu essen vorsetzte, stellten sie sich, als ob sie nicht zu essen verstünden, und während ihnen nun die Jungfrau zeigte, wie sie es machen sollten, ergriff sie der Königssohn und raubte ihr einen Kuß. Nachdem sie nun gegessen hatten,

setzte sie ihnen Wasser vor, um sich zu waschen; sie stellten sich aber wiederum, als ob sie nicht wüßten, wie man sich wäscht, und als die Jungfrau ihnen dies zeigen wollte, da ergriff sie der Königssohn abermals und raubte ihr einen Kuß. Darauf machte sie ihnen ein Bett zurecht, damit sie schlafen sollten, die Jünglinge aber stellten sich, als ob sie nicht wüßten, was man mit einem Bette anfangen sollte und warfen die Decken durcheinander. Als nun die Jungfrau abermals herankam, um ihnen zu zeigen, wie sie sich legen sollten, da raubte ihr der Königssohn den dritten Kuß, und sofort kam eine solche Kraft über ihn, daß er stärker wurde, als die drei Draken. Darauf schliefen sie alle zusammen.

Um Mitternacht aber wachte der Königssohn auf und erhob sich von seinem Lager, daß davon der ganze Turm erzitterte, öffnete das Fenster und rief: »Hört, ihr Berge und Täler, gibt es einen, der stärker wäre als ich?« Da antworteten diese: »Nein, es gibt keinen andern.« Darauf legte er sich nieder und schlief bis zum andern Morgen.

Die Jungfrau aber hatte gemerkt, wie der Turm von der Stärke des Jünglings erzitterte, und auch sein Gespräch mit Berg und Tal gehört, sie ging also in aller Frühe zu ihren Brüdern, weckte sie auf und erzählte ihnen alles. Da beschlossen die Draken, ihn zu ihrem Bruder zu machen und ihm ihre Schwester zur Frau zu

geben, und der älteste verwandelte sich in eine Wolke, zog in eine Stadt, ging zu einem Priester, gab ihm einen Sack voll Geld und nahm ihn mit sich auf den Turm, und dort gab der Priester die beiden zusammen und der Zigeuner war Gevatter dabei.

Nachdem die Trauung vorüber war, nahm der Zigeuner von dem Königssohn Abschied und kehrte nach Hause zurück, um dem König zu berichten, wie es ihnen ergangen sei. Als dieser hörte, daß der Zigeuner angekommen wäre, eilte er ihm entgegen. Er traf ihn mitten auf der Treppe und rief ihm zu: »Wo hast du deinen Gefährten gelassen?« Da antwortete jener: »Er ist auf dem Kristallturme zusammen mit der Schönen der Welt.« Und sowie er das gesagt hatte, wurde er bis zu den Knieen zu Stein[14]. Der König fragte ihn weiter: »Was macht er dort?« Und jener antwortete: »Er hat die Schöne der Welt geheiratet und ich war sein Gevatter bei der Trauung.« Und sogleich wurde er bis zu den Hüften zu Stein. Darauf fragte ihn der König weiter: »Und wie steht es mit ihren Brüdern?« Da antwortete jener: »Die haben ihn zu ihrem Bruder angenommen.« Und nun wurde er ganz zu Stein und stand wie eine Bildsäule da. Der König wunderte sich, wie es zugehe, daß ein Mensch zu Stein werden könne, und befahl seinen Dienern, die Bildsäule von der Treppe in den Palast zu

schaffen; die konnten sie aber nicht von der Stelle bringen, sie mochten sich anstrengen wie sie wollten, und so mußte denn der Zigeuner auf der Treppe stehen bleiben.

Der Königssohn, der mit seiner Frau bei den Draken auf dem Kristallturme geblieben war, stand stets um Mitternacht auf, öffnete das Fenster und rief: »Hört, ihr Berge und Täler, gibt es einen Stärkeren als ich?« Da riefen diese: »Nein, es gibt keinen Stärkeren.« Seine Frau aber fürchtete sich über dieses Treiben so sehr, daß sie es einst ihren Brüdern erzählte. Als diese das hörten, freuten sie sich und sagten zu ihr: »Wenn er wieder aufsteht und zum Fenster hinausruft, so antworte du: ›Ja, denn die Karakisa ist stärker als du.‹« Und in der nächsten Nacht tat die Frau, wie ihr die Brüder geheißen hatten. Da rief der Mann sogleich: »Sag' mir, wo die zu finden ist.« Sie aber fürchtete sich und sprach kein Wort mehr. Da besann sich der Königssohn nicht lange, sondern sprang, wie er war, aus dem Fenster und lief nun Berg auf, Berg ab[15], und lief einen Tag, zwei Tage, einen Monat, ein Jahr lang umher, bis er in die Stadt kam, wo die Karakisa war, und der Zufall fügte es, daß er in ein Kaffeehaus geriet, über welchem die Karakisa wohnte.

Mit dieser Karakisa aber hatte es die Bewandtnis, daß, sobald sie ausging, alle Häuser und alle Kaufläden

zugeschlossen werden mußten und niemand auf die Straße durfte, denn wem sie begegnete, den fraß sie auf. Doch hatte sie ihren bestimmten Tag, an dem sie ausging, und da die Leute den wußten, so konnten sie sich vor ihr schützen. Der Tag, an dem der Königssohn in ihre Stadt kam, war gerade ein solcher Ausgangstag, und als der Wirt die Läden des Kaffeehauses zu schließen begann und der Jüngling ihn nach dem Grunde fragte, antwortete er: »Es ist um die Zeit, wo die Karakisa ausgeht.« Da sagte ihm der Königs sohn: »Laß nur die Läden auf und verstecke dich, denn ich will sie sehen und bin nur ihretwegen hergekommen.« Darauf aber meinte der Wirt: »Ach, mein Sohn, ihretwegen sind bereits so und so viel Prinzen und Helden hierhergekommen[16] und sie hat sie alle gefressen, warum willst du dich auch in dein sicheres Unglück stürzen?« Er ließ sich jedoch nicht abwendig machen, sondern sagte zum Wirte, daß er ihm eine Wasserpfeife bringen und dann seiner Wege gehen solle, und setzte sich mit seiner Pfeife mitten in die Straße.

Als nun die Karakisa ihren Umgang hielt und ihn mitten auf der Straße sitzen sah, rief sie: »Ei, du Schandbube, hast du nichts von meinem Befehle gehört, daß nicht einmal ein fliegender Vogel auf meinem Wege sein dürfe?« Da sagte er: »Komme heran, damit ich dich

zurechtmache, wie es sich gebührt[17]; denn wenn ich des Nachts aufstehe und Berge und Täler frage, ob es einen Stärkeren gebe als ich, so antworten sie ›nein‹ und du wolltest mich unterkriegen?«[18] Da packten sie einander und rangen vom Morgen bis zum Abend, ohne daß der eine oder der andere gewinnen konnte. Endlich aber ließen sie voneinander und die Karakisa rief im Weggehen: »Warte nur bis morgen, da komme ich wieder und zerreiße dich in vier Stücke!« Und der Königssohn antwortete: »Geh nur und ruhe dich aus bis morgen, da werde ich dir eins versetzen[19], daß du in die Erde sinkst.«

Am andern Morgen kamen sie wieder an demselben Orte zusammen und packten sich von neuem und kämpften wiederum vom Morgen bis zum Abend. Da ließen sie wieder voneinander und die Karakisa sagte zu dem Jüngling: »So viel Arbeit hat mir bis jetzt noch keiner gemacht, aber warte nur bis morgen.«

Die Karakisa war aber gewohnt, jeden Abend ins Bad zu gehen, und je öfter sie sich badete, um so stärker wurde sie, und das wußte ein alter Mann, der von weitem dem Kampfe zugesehen hatte. Als nun die Karakisa im Bade war, da rief der Alte den Jüngling zu sich und sagte ihm: »Bei aller deiner Stärke wird dich die Karakisa zuletzt doch besiegen, denn wenn auch von

allen, die mit ihr kämpften, nur du ihr so zugesetzt hast, daß ihr der Schaum aus dem Munde kommt, so weißt du doch nicht, daß gerade in diesem Schaume ihre Stärke sitzt. Wenn ihr also morgen wiederum voneinander geht und sie in ihr Bad gehen will, so mußt du ihr heimlich nachschleichen und ihr mit der Hand den Schaum von dem Munde abwischen.«

Am dritten Tage kämpften sie abermals bis zum Abend, ohne daß einer den andern überwinden konnte, und als sie endlich voneinander ließen, da befolgte der Jüngling den Rat des Alten und wischte der Karakisa, ohne daß sie sich's versah, den Schaum vom Munde und sprach: »So, nun habe ich dich besiegt!« Da fiel ihm die Karakisa zu Füßen und rief: »Gnade, o Herr! denn du hast mich überwunden, mache mit mir, was du willst, nur töte mich nicht.« Er schickte sie heim und versprach ihr, sie am Leben zu lassen. Am andern Morgen aber machte er sich einen Wagen und spannte die Karakisa davor wie ein Pferd, setzte sich hinein und fuhr in der Stadt spazieren, um sie zu beschimpfen. Darauf sagte er ihr: »Nun mußt du mich an den Ort fahren, wo ich wohne.«

Als sie so dahinfuhren, kamen sie an einem Berge vorbei, aus dem trat ein Schwarzer hervor und packte die Karakisa an und rief: »Ei, du alte Bettel! wie kommst du

hierher, während ich vergebens die ganze Welt nach dir durchlaufen habe?«

Darauf kämpften sie miteinander; als aber der Jüngling sah, daß die Karakisa unterliegen würde, stieg er vom Wagen, packte den Schwarzen und versetzte ihm einen Schlag, daß er bis zu den Knien in die Erde fuhr; doch der Schwarze schlug auch den Jüngling bis zu den Knien in die Erde. Nun schlug der mit einem zweiten Schlage den Schwarzen bis zu den Hüften in die Erde, fuhr aber von dem zweiten Schlage des Schwarzen ebenso tief hinein. Da gedachte er seiner Frau, holte aus, was er konnte, und schlug den Schwarzen bis zum Halse in die Erde und zog sein Schwert, um ihm den Kopf abzuschlagen. Der Schwarze aber bat um Gnade und erklärte, daß er sein Sklave werden wolle. Darauf nahm ihn der Jüngling, zog ihn aus der Erde heraus, spannte ihn mit der Karakisa zusammen vor seinen Wagen und fuhr so zu seiner Frau.

Als die Draken ihren Schwager erblickten, wie er in dem Wagen saß und von der Karakisa und dem Schwarzen gezogen wurde, da fürchteten sie, er könnte erfahren, daß sie ihn auf so schwere Abenteuer geschickt hätten und machten sich aus dem Staube. Wie nun der Jüngling zum Turme kam, fragte er seine Frau nach den Brüdern, und die sagte ihm, daß sie, als sie ihn

von weitem in einem solchen Gefährte erblickt hätten, vor Schreck davongelaufen wären. Darauf blieb er vierzehn Tage lang mit seiner Frau in dem Turme und schickte dann die Karakisa in ihre Heimat zurück, verbot ihr aber, dort irgend jemand zu schädigen, denn wenn er das erführe, würde er kommen und sie totschlagen. Den Schwarzen aber behielt er bei sich.

Um diese Zeit hörte ein König, daß ein Jüngling die drei Draken besiegt und die Schöne der Welt geheiratet habe, und schickte daher ein Heer gegen ihn aus, das sollte ihm seine Frau entreißen und sie dem Könige zuführen. Als das Heer gegen den Turm anrückte, stellte er ihm den Schwarzen entgegen und ging mit seiner Frau auf den Söller des Turmes, und hatte seine Freude daran, wie der Schwarze die Soldaten bis auf den letzten Mann zusammenhieb. Da schickte der König ein noch größeres Heer und dem ging es nicht besser als dem ersten. Hierauf ließ der König im ganzen Lande verkünden, daß er den zum Größten in seinem Reiche machen wolle, der den Jüngling erlegen und ihm die Schöne der Welt bringen würde. Aber es wollte sich lange niemand finden, bis endlich ein Zansisis kam, der ein Teufel[20] war und Menschengestalt annahm, und dem König sagte, daß er die Aufgabe lösen wolle, und als ihn dieser nun nach dem Turme ausschickte, da verwandelte er sich in einen

halben Mann, der nur einen Arm, einen Fuß und ein Auge hatte, und erhob vor dem Turme ein großes Geschrei: »Komme herunter, Geselle, komme herunter und versuche dich an mir!«

Da kam die Schöne der Welt ans Fenster, um zu sehen, was das für ein Lärm sei, und als sie den halben Menschen erblickte, sagte sie zu ihrem Manne: »Drunten steht derjenige, welcher dich besiegen wird.« Als dieser aber hinuntersah, lachte er und sprach: »Ich habe so viele Ungeheuer bezwungen und soll nun vor einem halben Menschen den kürzeren ziehen?« Er ließ sich also nicht abhalten und stieg vom Turme, ging auf den halben Menschen los und hieb, so stark er konnte, mit dem Schwerte nach ihm; aber aus jedem Blutstropfen, welcher aus der Wunde des Halben auf die Erde fiel, entstand ein neuer Halber, und je mehr Wunden er ihm beibrachte und je mehr Blutstropfen auf die Erde fielen, um so mehr Halbe erhoben sich gegen ihn. Der Jüngling hieb um sich, solange er konnte, endlich aber gingen ihm die Kräfte aus und er stürzte ohnmächtig[21] zu Boden. Darauf schnitt ihm der Halbe den Kopf ab und warf ihn in eine Pfütze[22], stieg auf den Turm und ergriff die Schöne der Welt, um sie dem Könige zu bringen. Unterwegs bedachte er sich, daß es viel besser sei, wenn er die Schöne zur Frau nähme, als wenn er sie dem

Könige brächte, und führte sie daher nach seinem Turme.

Lassen wir nun diese dort und sehen zu, wo die Draken geblieben sind. Diese saßen bei einer Quelle und schwatzten miteinander, als sie auf einmal zwei Schlangen erblickten, die miteinander kämpften, und die eine schlug endlich so gewaltig mit ihrem Schwanze auf den Leib der anderen, daß diese in zwei Stücke zersprang; diese Stücke aber liefen nach einem in der Nähe stehenden Kraute, wickelten sich in dasselbe und wuchsen dadurch wieder zusammen.

Als das die Draken sahen, sagte der jüngste zu seinen Brüdern: »Das, was wir gesehen haben, bedeutet nichts Gutes für uns, laßt uns von diesem Kraute nehmen und nach Hause gehen, um zu sehen, was es dort gibt.« Und wie sie dort ankamen, da fanden sie den Turm öde und finster und keine Seele darin und nicht weit davon den Körper ihres Schwagers ohne Kopf. Da rief der jüngste: »Hierher muß der Verfluchte gekommen sein und ihn umgebracht haben, und von uns war keiner da, um ihn zu verschlingen!«[23] Sie suchten nun so lange, bis sie den Kopf fanden, und diesen hielten sie an den Rumpf, nachdem sie die Schnittwunde mit jenem Kraute gerieben hatten. Da stand der Jüngling auf und rief: »Ach, Brüder! wie schwer habe ich geschlafen und wie

leicht bin ich aufgewacht!« Darauf erzählte er ihnen alles, was sich zugetragen, und dann forschte er nach dem Schwarzen, aber der war nicht da; doch hatte er ein Haar von ihm bei sich, und so oft er das anbrannte, kam der Schwarze.

Darauf sagte der Jüngling zu den Draken, daß sie auf dem Turme bleiben sollten, denn er wolle nun seine Frau holen und hoffe bald mit ihr zurück zu sein. Er ging also in die Stadt, wo der Zansisis wohnte, ließ sich dessen Haus zeigen und ging hinein und fand dort seine Frau, denn der Zansisis war den Tag über niemals zu Hause, er ging jeden Morgen fort und kam erst am Abend zurück.

Nachdem er seine Frau begrüßt hatte, sagte er ihr, daß sie am Abend den Zansisis fragen solle, wo seine Stärke sei, und ihn solle sie versteckt halten, damit er hören könne, was der sage. Als nun am Abend der Zansisis nach Hause kam und sie gegessen und getrunken hatten, sagte die Frau zu ihm: »Willst du mir nicht sagen, wo deine Stärke sitzt? Jetzt hast du mich erworben und alle deine Feinde überwunden.« Da lachte dieser und sprach: »Meine Stärke sitzt in dem Besen.« Die Frau aber nahm den Besen und putzte ihn auf und liebkoste ihn, bis er darüber lachen mußte. Da stellte sie sich böse und warf den Besen zur Erde und rief: »Ach, du hältst mich für den Narren!« – Darauf lag sie ihm von neuem an, ihr die

Wahrheit zu sagen, und er zeigte ihr einen Kochtopf, mit dem sie es ebenso trieb, wie mit dem Besen, bis sie ihn auf den Boden warf und von neuem zu fragen begann und ihm so lange zusetzte, bis er die Wahrheit sagte und sprach: »Meine Stärke sitzt in drei Singvögeln, welche ein Wildschwein in seinem Leibe hat, und wenn diese drei Vögel geschlachtet werden, so muß ich sterben.«

Der Mann hörte von seinem Verstecke aus, was ihr der Zansisis gesagt hatte, und am folgenden Morgen machte er sich auf und suchte so lange nach dem Wildschwein, bis er es fand. Dieses Ungeheuer lebte in einem Sumpfe, und wenn es aus diesem herausging und sich schüttelte, so regnete es drei Tage lang, und als er dorthin kam, stürzte es auf ihn los[24], um ihn zu fressen; er aber zog sein Schwert, um es totzuschlagen. Dies wollte aber nicht auf dem Schweine einbeißen, und so kämpften sie lange Zeit miteinander, bis sie nicht mehr konnten, und da sprach die Sau zu dem Jüngling: »Wenn ich mich in einem Sumpfe wälzen und drei Rohrwurzeln kauen könnte, dann würde ich dich schnell in vier Stücke zerrissen haben.« Der Jüngling aber erwiderte: »Wenn ich meiner Frau drei Küsse geben könnte und drei Zwiebäcke zu essen und drei Schluck[25] Wein zu trinken hätte, so solltest du bald verendet sein.« Und wie sie so miteinander sprachen, da stürzte die Sau unversehens auf

den Jüngling und biß ihm einen Finger ab, und darüber wurde dieser so zornig, daß seine volle Stärke über ihn kam und er die Sau totschlug. Darauf schlitzte er ihr den Bauch auf und holte die drei Singvögel heraus, erwürgte aber nur zwei davon und behielt den dritten in der Hand, und als er damit in das Haus des Zansisis kam, sah er diesen in großen Schmerzen mitten auf dem Boden liegen, und da zeigte er ihm den Vogel und fragte ihn: »Höre, Zansisis, was soll ich mit dem Vogel anfangen?« Dieser aber rief: »Laß ihn fliegen, lieber Junge, oder gib ihn mir zu essen und die Frau soll dein sein.« Er aber antwortete: »Glaubst du wirklich, daß ich ihr das Leben lassen werde, nachdem du mich getötet und meine Frau geraubt hast?« Darauf erwürgte er den Vogel und der Zansisis verendete auf der Stelle.

Er blieb mit seiner Frau noch fünf Tage in dem Turme des Zansisis, und unterdessen hörte der König, der den Zansisis gegen ihn geschickt hatte, daß er diesen getötet habe, und sandte abermals ein Heer gegen ihn, um ihn zu töten und seine Frau zu rauben. Da brannte der Jüngling das Haar des Schwarzen an und sogleich stand dieser vor ihm; der Jüngling befahl ihm, seinen Wagen aus dem Turme der Draken herbeizuholen, und als dieser damit zurückgekommen war, setzte er seine Frau darauf und befahl dem Schwarzen, sie zu ihren Brüdern zu fahren. Er selbst aber blieb in jener Stadt zurück, um mit dem

Heere zu ziehen, das der König gegen ihn aussandte, und zu sehen, ob der Schwarze ihm auch treu sei. Er verkleidete sich also als Hirt und zog mit dem Heere dem Wagen seiner Frau nach; unterwegs aber stießen sie auf einen großen Baum, an dem das Heer nicht vorüber konnte, und die Soldaten bemühten sich vergebens, denselben aus dem Wege zu räumen. Da ging endlich der Jüngling hin, riß den Baum mitsamt seiner Wurzel aus und machte damit den Weg frei. Da sagten die Soldaten zueinander: »Mit diesem Kerle wird es uns wohl gelingen,« und ahnten nicht, daß es derjenige sei, gegen welchen sie auszogen.

Darauf holten sie den Wagen ein, mit dem der Schwarze auf dem halben Wege angehalten hatte, um zu rasten, und fanden ihn am Wege sitzend und seine Pfeife rauchend, und wie die Soldaten gegen ihn anrückten, so blies er den Rauch gegen sie und tötete das ganze Heer damit; hinter diesem her kam auch der Hirt, und der Schwarze blies auch ihn an, konnte ihm aber nichts anhaben. Da sprang er auf ihn los und sie packten einander und rangen, und der Schwarze strengte sich vergeblich an, seinen Gegner niederzuwerfen; dieser aber wehrte sich nur so weit, um nicht niedergeworfen zu werden, denn er wollte sehen, ob der Schwarze seiner Frau treu diene. Und wenn diese von dem Wagen aus sah, daß der Schwarze müde wurde, da rief sie ihm zu:

»Mut, Schwarzer! Mut[26]! damit es dein Herr nicht erfährt, daß du mich nicht schützen konntest.«

Sie rangen so lange, daß sie zweimal voneinander lassen mußten, um sich zu verschnaufen, und als der Schwarze zum drittenmal anpacken wollte, sagte die Frau zu ihm: »Während du mit ihm ringst, mußt du ihm das Hemd auf der Brust zerreißen, und wenn er darauf drei Goldhaare hat, so ist es dein Herr und dann mußt du dich vor ihm beugen.« Und wie ihm die Frau gesagt hatte, so machte es der Schwarze, und als er die drei Goldhaare auf der Brust des Schäfers erblickte, beugte er sich vor ihm und rief: »Herr, warum quälst du mich so sehr[27]?« Und dieser erwiderte, daß er ihn habe versuchen wollen, ob er ihm und seiner Frau auch treu diene. Darauf legte er die Hirtenkleider ab, stieg zu seiner Frau in den Wagen und der Schwarze zog sie bis zum Turme. Dort fanden sie die drei Draken und lebten herrlich und in Freuden. Ich selbst war nicht dabei, ihr braucht es also auch nicht zu glauben.

Anmerkungen. – Den zahlreichen Varianten zufolge gehört das Märchen vom starken Hans zu den allerverbreitetsten. Die starke Gestalt des griechischen Märchenkreises entspricht dem hellenischen Herakles und germanischen Tor-Siegfried insofern, als sie gleich jenen der siegreiche Bekämpfer der Riesen und

Ungetüme und meist ein ebenso großer Esser und Trinker ist. In dieser Allgemeinheit entspricht ihnen jedoch nur die Form von Nr. 75. In der Regel ist die starke Gestalt des griechischen Märchens mit der Formel verbunden, daß sie nach siegreicher Bekämpfung von Riesen oder Ungetümen entweder ihrer List oder ihrer Gewalt erliegt und getötet wird, aber durch ein Zaubermittel (Schlangenkraut oder Lebenswasser) wieder ins Leben gerufen, dieselben schließlich besiegt und vernichtet.

Einen Hauptzug dieser Märchengruppe bildet die Ausforschung des Stärkesitzes, und je nachdem diese für oder gegen den starken Hans erfolgt, spaltet sie dieselbe in zwei Klassen. In der ersten wird nämlich von dem Helden selbst durch seine mit dessen Gegnern verbundene Schwester oder Mutter das Geheimnis von dem Sitz seiner Stärke abgeschmeichelt und hierdurch sein Tod ermöglicht (s. Formel des Schwesterverrates Nr. 19). In der zweiten Klasse schmeichelt nach der Wiedererweckung des gefallenen Helden dessen seinem ungetümen Besieger zugefallene Frau diesem das Geheimnis des Sitzes seiner Stärke ab, und es wird dadurch dem Helden möglich gemacht, seinen ungetümen Besieger zu erlegen.

Zur zweiten Klasse bietet das serbische Märchen bei

Wuk Nr. 8 Anklänge, wo jedoch eine Alte, die der Drache gefangen hält, auf Anstiften des Helden dem Drachen seine Stärke abfragt, der, nachdem er sie mehrmals geneckt, ihr endlich die Wahrheit sagt, daß in einem fernen See ein Drache lebe, in dem ein Eber, in diesem ein Hase, in diesem eine Taube, in dieser ein Sperling und in diesem seine Kraft sei. Der Held verdingt sich beim Kaiser als Schäfer, weidet gegen dessen Mahnen die Schafe am See und fordert den Drachen zum Zweikampf. Sie ringen zwei Tage unentschieden, und als sie sich trennen, spricht der Drache: »Laß mich mein heißes Haupt in den See tauchen und ich werfe dich zum Himmel.« Und der Held erwidert: »Wenn mich des Kaisers Tochter auf die Stirne küßte, würfe ich dich noch höher.« Beim dritten Male küßt ihn die ihn begleitende Kaiserstochter und er überwindet den Drachen. (Also auch hier die Kraft des Kusses. S. Sachverzeichnis.)

Das Abfragen der Stärke fehlt in dem deutschen Märchenkreise, soweit er uns bekannt ist, bis auf einen Anklang bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 20, wo auf Anstiften des Helden eine Alte dem Ohneseele den Ort abfragt, wo seine Seele ist. Dieser holt das Kästchen von einem Felsen, der mitten in der roten See liegt, öffnet das Kästchen und wirft die Seele hinterrücks über seinen Kopf, wovon der Ohneseele, der den Helden vergebens

um sein Leben gebeten, stirbt[28]. Dagegen finden sich viele andere deutsche Anklänge.

Dahin gehören der zentnerschwere eiserne Spazierstock, den der deutsche starke Hans von seinem Vater verlangt, um in die Welt zu ziehen (Grimm Nr. 90 u. 166), dessen rein episodischer Kampf mit einem Wildschwein bei Grimm Nr. 166 sowie die anfängliche Weigerung des Vaters, den in das Vaterhaus kommenden Sohn als solchen anzuerkennen, und das Bestreben, ihn wieder loszuwerden, um nicht von ihm arm gegessen zu werden (Grimm Nr. 90).

Auch die Übereinstimmung mit der germanischen Sigurdsage sind nicht zahlreich, doch erinnern die Reden, welche der griechische Held mit der Karakisa und der Wildsau[29] (ebenso Nr. 9, Variante 2) wechselt, wenn ihn die Erschöpfung zwingt, vom Kampfe auszuruhen, an die Rede des neunjährigen Sigurd vor seinem Kampfe mit dem Drachen in der Vilcinasaga, Kap. 166; denn, nachdem er all seinen Mundvorrat auf einmal aufgegessen und auch nicht einen Schluck von dem Weine übrig gelassen, davon Mimir dachte, daß er ihm neun Tage ausreichen sollte, spricht er: »Schwerlich weiß ich jetzt den Mann zu finden, mit dem ich mich nun nicht schlagen sollte, wenn es nun zum Zusammentreffen mit mir käme, und das dächte ich, daß eines Mannes Kampf

mir nicht übermächtig sein möchte.«

Ebenso stimmt die frühe Entwicklung Sigurds, der mit neun Wintern schon so groß und stark war, daß niemand seinesgleichen sah (Vilcanasaga, Kap. 164), zu Jannis rascher Entwicklung in Variante 2; auch die Prügel, die letzterer in der Schule dem Königssohn gibt, lassen sich mit den Mißhandlungen vergleichen, die Mimirs zwölf Schmiedegesellen von dem jungen Sigurd erfahren, weil beide Züge für das Schicksal der Helden bestimmend sind und die Ursache abgeben, warum sie das väterliche oder pflegeväterliche Haus verlassen.

Faßt man aber den Umstand ins Auge, daß der geprügelte Knabe ein Königssohn ist, so stellt sich der Zug zu der Dietrichsage, in deren tabellarischen Formel[30] wir denselben in der römischen (Romulus und Remus), persischen (Kyros) und baktrischen nachgewiesen haben.

Über die Wiederbelebung durch das Schlangenkraut und die betreffende Form der germanischen Siegfriedsage siehe oben. Wie Hans nach seiner Wiederbelebung, so rufen die Entsteinerten bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 27: »Ach, wie fest haben wir geschlafen!«

Der Zug, daß der Held die überwundene Karakisa vor seinen Wagen spannt, findet sich in Grimm Nr. 10, wo der vom Hähnchen überwundenen Ente dasselbe

Schicksal widerfährt, gleichsam parodiert. –

Sowie die Karakisa in der Stadt selbst wohnt, ebenso ist im Harzmärchenbuch von Ey, S. 108 das Ungeheuer in die Stadt gedrungen, während alles schlief, und mußte jeden Tag einen Menschen haben, und wenn es den nicht bekam, so entstand noch größeres Unglück. Auch hier fehlt die Aussetzung der Prinzessin an dasselbe. –

Fußnoten

1 500 Okka.

2 δὲν με ἔλεγον γουροῦνα.

3 7 τάκους παξιμάδια.

4 ἡ κουμπάνια.

5 ἀρβάλια.

6 μουτζοῦνα.

7 μακοῦτα.

8 Τὸ παραμύθι τὸ καλὸ μέ φέρνει ν᾽ ἀρχινίζω
Καὶ τὴν καλὴν μας συντροφιᾶ᾽ νὰ τὴν καλησπερίζω.

9 γυφτικὰ. Die angesessenen Zigeuner sind in der Regel Feuerarbeiter, daher ist in den Städten Zigeuner und Schlosser gleichbedeutend.

10 καρδιογνώστης.

11 ᾽σαν ἄκουσα ἀνθρώπινον κρέας.

12 ἰαχνὶ ἢ καπαμὰ (türkisch).

13 νὰ τὰ κάμωμεν πιλάφι.

14 ἐμαρμαρώθηκε ἕως τὰ γόνατα.

15 δρόμον πέρνες δρόμον ἀφίνει.

16 ἐδῶ ἦλθον κάνε καὶ κάνε βασιλόπουλα.

17 ἐγὼ σε διορθώνω.

18 καὶ ἐσὺ γυρεύεις νὰ μὲ τὸ κανδίζῃς.

19 θα σε δόσω μιἀ.

20 τριςκατάρατος.

21 ἐμπαΐλτιζε.

22 χαφοῦζα.

23 νὰ τὸν ῥουφίξῃ.

24 ἠχείμιξε.

25 τρία δάκτυλα κραοὶ, drei Finger breit Wein.

26 ὑγειᾶ σου᾽ Αράπη.

27 διατὶ μὲ παιδεύεις.

28 Hier klingt auch die dem Heldenvetter bei Schott Nr. 1 geraubte und versteckte Kraft an.

29 Anklänge an das Schäfertum des starken Hans und seinen Saukampf bietet Wolf, D. Hausm., S. 269, wo Hans als Schäfer gegen das Verbot seines Herrn die Schafe auf die Weide der Riesen treibt und diese erschlägt.

30 Siehe vergl. Blicke auf die hellen. und german. Sagen.

65. *Die Strigla.*

Text (aus Syra).

Variante 1. (Aus Syra.) – Der Anfang ist dem des Textmärchens gleich. – Am Morgen ging der Jüngling zum König und sprach: »Ich will fort von hier.« Dieser tat sein möglichstes, um ihm dies auszureden, als er aber sah, daß er sich nicht von seinem Willen abbringen ließ, sprach er: »Wenn es denn nicht anders ist und du durchaus fortgehen willst, so sage mir, wen ich dir mitgeben soll.« Da antwortete der Jüngling: »Ich verlange keine weitere Gesellschaft, als die meiner Mutter, und diese sollst du mir mitgeben.« Da gab ihm also der König seine Mutter mit, und sie machten sich beide auf den Weg und zogen über Berg und Tal, bis sie in eine Gegend kamen, wo weiter nichts als ein Turm stand, in dem vierzig Draken wohnten. Sie fanden ihn jedoch ganz leer, denn neununddreißig davon waren stets in den Wäldern und Bergen und nur einer blieb zu Hause, um zu kochen, und der war in der Küche beschäftigt.

Als die Essenszeit herankam, da kehrten die Draken einzeln in den Turm zurück, und als sie herangeflogen kamen, erbebten die Berge von ihrer Stärke. Sowie aber einer hereinkam, schlug ihn der Jüngling tot, und auf diese Weise brachte er nach und nach neununddreißig um und nur einer von ihnen kam mit einer Wunde davon

und versteckte sich in dem Turme, ohne daß es der Jüngling gewahr wurde. Darauf aß und trank der Prinz mit seiner Mutter und ließ es sich wohl sein, und als es Nacht wurde, legte er sich in einer der vierzig Kammern schlafen. Am andern Morgen ging er auf die Jagd und ließ seine Mutter im Turme zurück. Diese aber unterhielt sich den Tag über damit, daß sie die vierzig Kammern durchsuchte und alle Schätze musterte, welche sie enthielten. Als sie an die dritte Kammer kam, da hörte sie darin ein lautes Stöhnen, und das kam von dem verwundeten Draken. Da erschrak die Königin und wollte zurückweichen, der Drake aber sprach: »Du brauchst dich nicht zu fürchten, denn ich bin von deinem Sohn auf den Tod verwundet.« Da erbarmte sich die Königin über ihn, nahm ihn in ihre Pflege und machte ihn wieder heil, ohne ihrem Sohne etwas davon zu sagen, damit er ihn nicht totschlüge. Nach und nach entspann sich zwischen beiden eine Liebschaft, sie lebten wie Mann und Frau, und endlich wurde die Königin schwanger; darüber hatte sie großen Kummer und fürchtete sich, daß es ihr Sohn erfahren könnte. Wenn sie aber dem Drakos ihre Not klagte, so sagte dieser stets, es bliebe kein anderer Ausweg, als denselben aus dem Wege zu räumen. Und endlich fragte ihn die Königin, wie sie das anfangen solle. Da sprach der Drakos: »Wenn er heute abend von der Jagd

zurückkehrt, so mußt du dich ins Bett legen und krank stellen, und wenn er dich fragt, was dir fehle, so mußt du antworten: Ich bin krank, lieber Sohn, und kann ohne das Wasser des Lebens[1] nicht wieder gesund werden, ach, wenn ich davon nur hätte, sonst muß ich sterben.«

Da machte es die Königin, wie ihr der Drakos geraten hatte, und der Sohn tröstete sie und sprach: »Härme dich nicht, Mutter, wenn es weiter nichts ist, so will ich dir das schon verschaffen.«

Da machte er sich auf und zog über Berg und Tal und kam endlich zu einer Hütte; darin wohnte eine alte Frau mit ihrer wunderschönen Tochter. Diese Alte war aber die Schicksalsgöttin des Jünglings[2], ohne daß es dieser wußte. Als er in die Hütte trat, grüßte er die Alte; diese fragte ihn, wohin er wolle, und er sagte ihr, daß seine Mutter krank sei und er das Wasser des Lebens für sie holen wolle.

Darauf zeigte ihm die Alte einen Berg und sprach: »Siehst du jenen Berg? Der öffnet sich jeden Tag um Mittagszeit, und wenn du hineinkommst, so wirst du viele Quellen sehen und jede wird rufen: ›Schöpfe aus mir, schöpfe aus mir!‹ Du mußt aber warten, bis du eine Biene fliegen siehst, und dieser mußt du nachgehen und von der Quelle Wasser schöpfen, bei welcher sie sich hinsetzt, denn wenn du aus einer anderen schöpfst, so

bist du verloren. Wenn du aber das Wasser geholt hast, so komme wieder hier vorüber.« Am anderen Mittag ging der Jüngling zu dem Berge, machte es dort, wie ihm die Alte gesagt hatte, und kehrte mit dem Wasser wieder zu ihr zurück. Da sprach die Alte: »Es ist schon spät am Abend, du kannst heute nacht hier schlafen und morgen zu deiner Mutter gehen.« Und als dies der Jüngling annahm, vertauschte sie in der Nacht das Wasser des Lebens und stellte ihm dafür gemeines Wasser hin. Am andern Morgen nahm dies der Jüngling mit, um es seiner Mutter zu bringen, und als er in die Nähe des Turmes kam, da erblickte ihn die Mutter aus dem Fenster; sie versteckte also geschwind den Drakos und legte sich ins Bett. Als nun der Jüngling zu ihr kam, da stellte sie sich sehr elend; nachdem sie aber von dem Wasser getrunken hatte, das ihr der Jüngling gab, sagte sie, daß ihr nun besser sei.

Der Jüngling ging am andern Morgen wieder auf die Jagd; die Mutter erzählte dem Drakos, was vorgefallen war; dieser aber sagte: »Wenn dein Sohn am Abend nach Hause kommt, so stelle dich, als ob du sterben müßtest, und wenn er dich fragt, womit du geheilt werden könntest, so sage ihm, daß er dir den Apfel des Lebens holen solle, und darüber wird er gewiß zugrunde gehen.«

Da machte es die Königin, wie ihr der Drakos angegeben, und am andern Morgen machte sich der Prinz auf, um den Apfel des Lebens zu holen, und kam wieder zu der Alten und erzählte ihr, daß er nun nach dem Apfel des Lebens aus sei, sie möge ihm also sagen, wo er den finden könne. Da zeigte ihm die Alte einen Weg und sprach: »Dieser Weg führt zu einem Garten, der voll lauter Apfel-, Birn-, Feigen- und Granatbäume steht, und die werden dir zurufen: ›Pflücke von mir! Pflücke von mir!‹ Du aber mußt nach einem Apfelbaume suchen, auf dem ein Vogel sitzt, und von diesem einen Apfel pflücken, und dann wird der Vogel schreien: ›Herr, man hat mich gepflückt!‹ Und sogleich wird ein großes Gewitter mit Blitz, Donner und Platzregen entstehen; du aber fürchte dich nicht, sondern steige auf dein Pferd und reite, so schnell du kannst, hierher. Du darfst dich jedoch bei Leibe nicht umsehen, denn wenn du das tust, so bist du verloren, und wenn du den Apfel geholt hast, so sprich wieder bei mir ein.«

Da brach der Jüngling auf und erreichte nach einigen Tagen den Garten. Dort machte er es, wie ihm die Alte gesagt hatte, kehrte mit dem Apfel zurück und übernachtete wiederum bei ihr. Die Alte aber tauschte ihm auch den Apfel aus, so daß er mit einem gewöhnlichen Apfel zu seiner Mutter kam. Als diese ihn von weitem sah, versteckte sie den Draken, legte sich ins

Bett und tat, als ob sie sehr leidend sei. Da trat ihr Sohn zu ihr und gab ihr den Apfel des Lebens, und nachdem sie ihn gegessen hatte, stand sie wieder auf und sagte: »Ach, mein Sohn, wie hat mich der Apfel erquickt!« Am andern Morgen ging der Jüngling wieder auf die Jagd, und nun erzählte die Mutter dem Drakos, daß er ihr auch den Apfel des Lebens gebracht habe. Darauf sprach dieser: »Nun bleibt kein anderes Mittel, als ihn selbst aus dem Wege zu räumen, du mußt also von ihm zu erfahren suchen, wo seine Stärke sitzt.«

Als der Jüngling von der Jagd zurückkam, fragte ihn die Mutter: »Sage mir doch, mein Sohn, wo deine Stärke sitzt, mit der du so große Taten ausführen kannst.« Dieser wollte es ihr anfangs nicht sagen; da sie aber nicht abließ, so sprach er endlich: »Auf meinem Scheitel habe ich drei goldene Haare und in diesen sitzt meine Stärke.« Da schlich sich am Abend, als er eingeschlafen war, die Königin leise an sein Bett, stellte sich, als ob sie ihn lausen wolle, und während sie ihn lauste, schnitt sie ihm mit der Schere die drei goldenen Haare ab, ohne daß es der Sohn bemerkte. Darauf rief sie den Drakos und dieser schlug ihm das Haupt ab; dann steckten sie ihn in einen Sack, banden diesen auf sein Pferd und jagten es fort. Das Pferd war aber den Weg nach dem Hause der Alten gewohnt und lief also dorthin. Als diese das Pferd erblickte, erriet sie, was geschehen war. Sie breitete also

ein Tuch auf die Erde, legte den Körper des Jünglings darauf und begoß ihn mit dem Wasser des Lebens, und sogleich kehrte das Leben in den Körper zurück; sie gab ihm auch den Apfel des Lebens, und als er diesen gegessen hatte, stand er wieder auf und war vollkommen wie früher.

Darauf erzählte ihm die Alte alles, was seine Mutter gegen ihn gesponnen hatte, und als er dies erfuhr, beschloß er, sie zu töten, doch blieb er so lange bei der Alten, bis seine drei Haare wieder gewachsen waren, und von dem Schneiden wurden diese noch einmal so dick und seine frühere Stärke verdoppelte sich. Nun aber wollte er es seiner Mutter vergelten; er kaufte sich also allerlei Spielzeug und Glaswaren, wie sie die Juden feiltragen, und dazu auch jüdische Kleider, und zog mit diesen Waren als jüdischer Händler verkleidet bis zu dem Turme und rief: »Kauft Ringe, Ohrringe, Gläser« usw. Die Mutter hatte unterdessen vom Drakos Zwillinge geboren, und als diese den Juden schreien hörten, liefen sie zu ihrer Mutter und baten sie, daß sie einem jeden ein Paar Ohrringe kaufen solle. Sie rief also den Juden herauf und fragte: »Was verlangst du für ein Paar Ohrringe?« Dieser aber antwortete: »Sucht nur aus, was Euch gefällt, wir werden schon handelseins werden.«

Der Drakos aber saß auf dem Lotterbette und ruhte

sich aus und über ihm hing das Schwert, welches der Jüngling getragen hatte und ganz verrostet war. Da fragte der Jüngling: »Wem gehört dieses Schwert?« Und die Mutter erwiderte: »Es gehörte einem Sohne von mir, der aber gestorben ist.« Der Jüngling aber erbot sich, es zu kaufen und dafür von seinen Waren zu geben, und als sie handelseins geworden waren, zog er es aus der Scheide und zerhieb damit den Drakos, seine Mutter und ihre beiden Kinder. Darauf kehrte der Prinz zu der Alten zurück, nahm ihre Tochter zur Frau und lebte von nun an herrlich und in Freuden[3].

Variante 2. (Aus Witza in Epirus.) – Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn und zwei Töchter, und davon war die jüngste eine Chursusissa[4] und verschlang alle Leute, die zur Quelle kamen, um Wasser zu holen. Da gingen die Leute zum König und klagten, daß aus dem Tore seines Schlosses ein Mensch komme und die Leute verschlinge, die zur Quelle kämen. Der König aber jagte sie fort und sprach: »Packt euch, ich habe keinen Menschenfresser in meinem Schlosse.« Darauf versteckte sich der Prinz bei der Quelle, um zu sehen, ob die Leute die Wahrheit sagten, und als seine Schwester kam und einen Menschen packte, da zog er sein Schwert und hieb ihr damit die Wange ab.

Darauf ging er zum König und verlangte den Tod des

Kindes. Weil sich aber der König weigerte, sein Töchterchen umbringen zu lassen, floh der Prinz mit seiner älteren Schwester aus dem Lande.

In der Wüstenei, durch die sie wanderten, fanden sie einen Marmorpalast, in dem vierzig Draken wohnten, die Menschenfresser waren und täglich auf die Menschenjagd gingen. Im Palast war daher nur die alte Dienerin der Draken zugegen, und auf die Bitte des Prinzen versteckte sie seine Schwester. Wie nun die Draken nacheinander von der Menschenjagd heimkamen und der eine zehn, der andere fünfzehn Menschen mitbrachte, schlug er neununddreißig davon tot, der vierzigste aber entkam und mit diesem fing seine Schwester eine Liebschaft an. Auf den Rat des Drakos stellt sie sich krank und bittet ihren Bruder, eine Melone aus dem Elfengarten[5] zu holen, in der Hoffnung, daß ihn der diesen Garten hütende Mohr mit seinem Rachen verschlingen werde, der so groß wie eine Höhle war.

Der Bruder klopfte an die Türe der Elfen und diese wunderten sich darüber, weil seit drei Jahren niemand bei ihnen angeklopft habe. Darauf sagten sie ihm, wie er es machen sollte, um zur Melone zu gelangen, verboten ihm aber, irgend etwas von ihr zu essen, weil er sonst einschlafen und von dem Mohren verschluckt werden würde. Er aß aber doch davon und schlief ein. Als nun

der Mohr kam, da stellte sich ihm sein Hengst entgegen und kämpfte so lange mit ihm, bis der Prinz von dem Lärm aufwachte und den Mohren mit dem Schwerte zerhieb. Darauf brach er zwei Melonen und brachte die eine den Elfinnen und die andere seiner Schwester.

Sie schickte ihn darauf nach dem Wasser des Lebens, und er ging wieder zu den Elfinnen, um sich bei ihnen Rat zu erholen. Da pfiffen diese und alsbald versammelten sich alle Dohlen[6], und die Elfinnen fragten, wer von ihnen das Wasser des Lebens holen wolle. Da erbot sich eine hinkende Krähe dazu und holte es aus dem Berg, der sich öffnet und schließt. Die Elfinnen gaben dem Prinzen die Hälfte des Wassers und behielten die andere Hälfte für sich.

Seine Schwester schneidet ihm darauf die drei goldenen Haare aus, in denen seine Stärke sitzt; »bei dem ersten wurde ihm schwindlig, bei dem zweiten fiel er in Ohnmacht[7] und bei dem dritten starb er.«

Der Drake zerschnitt ihn, machte aus den Stücken dem Hengste des Prinzen einen Sattel und jagte ihn dann fort. Der Hengst aber lief zu den Elfinnen und diese beleben den Prinzen wieder mit dem Wasser des Lebens. Er bleibt bei ihnen zwei Monate und zerhaut dann den Draken als Jude und erhängt und verbrennt seine Schwester.

Darauf kehrte er zu den Elfinnen zurück, die ihm eine ihrer Töchter anbieten. Er will vorher seine Heimat besuchen. Die Elfinnen raten ihm davon ab, als er aber dabei bleibt, geben sie ihm endlich zwei Haare, die er verbrennen solle, wenn er durch seine Schwester in Gefahr käme.

In seinem väterlichen Schlosse traf er aber niemand mehr als seine Schwester. Die nahm ihn wohl auf und fragte ihn: »Wie viel Füße hat dein Pferd?« Und er antwortete: »Vier Füße.« Da ging sie hin und fraß dessen einen Fuß und tat immer dieselbe Frage, bis sie nach und nach das ganze Pferd gefressen hatte. Darauf sprach sie: »Nun will ich auch dich fressen, Bruder.« Und dieser erwiderte: »Ich bitte dich, gib mir nur zwei Tage Zeit, und dann friß mich, wenn du willst.« Dies gewährte sie ihm und fraß unterdessen Knochen, um ihren Hunger zu stillen. Da ging der Prinz in einen dicken Wald und versteckte sich in einer Höhle, die zwei Stunden lang war, aber die Chursusissa fand ihn darin. Dann stieg er auf einen Baum, aber sie benagte[8] den Baum, bis er zu wanken begann. Da endlich brannte der Prinz die zwei Haare an und sofort erschien eine Lamia und verschlang die Chursusissa. Der Prinz aber lebte von nun an allein.

Anmerkungen. – In den beiden Varianten ist mit der Texterzählung die Formel von dem Schwesterverrat Nr.

19 verbunden; in Variante 1 ist die Schwester durch die Mutter des Helden vertreten.

Das Wetzen der Zähne vor dem Verschlingen von Menschen findet sich auch in unserem Märchen Nr. 3, Variante 3 und im Pentamerone Nr. 38, wo der blinde wilde Mann einen Schleifstein mit Öl bestreicht und damit seine Hauer wetzt, und Nr. 44, II, S. 190, wo, wie hier, die Hexe aus dem Zimmer geht, um ihre Zähne zu wetzen.

Fußnoten

1 ἀϑάνατο νερὸ.

2 ἤταν ἡ τύχη τοῦ παιδιοῦ.

3 καὶ ʼκαμαν γάμον καὶ χαραῖς
καὶ ξεφάντωσαις καλαῖς.

4 *Grusúsa* auf den Kykladen, d.h. eine Hexe, die Menschen und Tiere verschlingt.

5 τῶν ἐξωϑιῶν.

6 κουρούναις.

7 παιαλδίζω.

8 ἐκροκάνησε.

66. *Lemonitza.*

Aus Syra. –

In der vorliegenden Form ist der Raub der Kinder vollkommen unbegründet, anders in dem deutschen Marienkinde bei Grimm Nr. 3, wo es zur Bestrafung der Mutter wegen ihrer Lügenhaftigkeit, und in der grünen Jungfer im Harzmärchenbuch von Ey, S. 178, wo es zur Prüfung ihrer Verschwiegenheit geschieht.

67. *Die Äffin.*

Aus Syra. –

Das Märchen gehört zu der Formel des besten Jüngsten[1] welcher ein Dümmling ist, geht jedoch nicht über die Lösung der den drei Brüdern gestellten drei Aufgaben durch den Dümmling hinaus und entspricht in dieser Form Grimm Nr. 63, wo an die Stelle der Pfeile drei in die Luft geblasene Federn, und an die der Äffin die Kröte tritt. – Ein weiteres deutsches Gegenbild liefert das Harzmärchenbuch von Ey, S. 100.

Überraschende Ähnlichkeit mit dem unsrigen zeigt ein indisches Märschen im *Asiatic Journal* 1833, XI, S. 206–214, s. Benfey Pantschatantra I, S. 261. Prinzen sollen ihre Frauen dadurch erhalten, daß jeder einen Pfeil abschießt; wo der Pfeil hinfliegt, da werden sie ihre Frauen finden. Des jüngsten Pfeil trifft eine Tamarinde; er wird mit ihr verheiratet; seine Frau ist aber ein Affenweibchen; dennoch lebt er glücklich mit ihr, erscheint aber nie mit ihr an seines Vaters Hofe. Die Schwägerinnen sind neugierig, zu wissen, was er für eine Frau habe. Sie bewegen den Schwiegervater, allen seinen Schwiegertöchtern ein Gastmahl zu geben. Der Prinz ist betrübt, daß das Geheimnis herauskommen werde. Da tröstete ihn seine Frau, legt ihr Affengewand

ab und erscheint als wunderschönes Mädchen. Sie trägt ihm zwar auf, die Affenhülle sorglich aufzuheben, da sonst große Gefahr drohe; allein er, um die Frau in ihrer schönen Gestalt zu behalten, verbrennt das Fell, während sie beim Gastmahle ist. In demselben Augenblick verschwindet sie. Der Prinz sucht sie wieder und findet sie endlich als Affenkönigin im Himmel, wo er dann bei ihr bleibt.

Der Kern des indischen Märchens ist also nicht die Frage: Wer soll König sein? Sondern das Verbrennen der Tierhülle, welche hier nicht (s. auch Benfey I, S. 262), wie in den entsprechenden deutsch-griechischen Märchen, den damit bekleidet gewesenen in seine wahre Gestalt bannt.

In Griechenland gibt es keine Affen mehr, das Märchen muß also eingewandert sein; es fragt sich nur wann? –

Das Märchen findet sich auch, jedoch in abgeschwächter Form, im Serbischen bei Wuk Nr. 11.

Fußnoten

1 In dem entsprechenden Märchen bei Zingerle Nr. 9 ist der Held umgekehrt der ä l t e s t e der drei Brüder.

68. *Der Lehrer und sein Schüler.*

Text (aus Syra).

Variante. (Aus Wisiani in Epirus.) – Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Knaben, welche sie gar nicht hören wollten, und als sie eines Tages im Walde war, um Holz zu holen, da kam ein Hundskopf[1] zu ihr und fing ein Gespräch mit ihr an, und dem klagte sie, was sie mit ihren ungezogenen Knaben auszustehen habe. Darauf erbot sich der Hundskopf, daß er ihr einen Knaben abnehmen und ihm ein Handwerk lehren wolle. Die Frau war darüber sehr froh und brachte ihm einen ihrer Knaben. Der Hundskopf nahm ihn mit sich und führte ihn in eine Höhle, gab ihm einen Apfel zum Spielen und verbot ihm, in die und die Kammer zu gehen. Doch eines Tages wurde der Knabe so neugierig, daß er trotz des Verbots in die Kammer ging. Diese Kammer war aber voll von lauter ermordeten Menschen, und darüber erschrack der Knabe so sehr, daß ihm der Apfel auf den Boden fiel. Als nun der Hundskopf nach Hause kam, roch er an dem Apfel, und daran merkte er, daß der Knabe in der Kammer war; da ergriff er ihn und fraß ihn auf.

Darauf verlangte er von der armen Frau den anderen Jungen, und dem erging es ebenso.

Der dritte aber war gehorsamer als die beiden andern und ging nicht in die Kammer.

Als er einst den Hundskopf lauste, fand er einen kleinen Schlüssel, der auf seinen Scheitel gebunden war; damit öffnete er die Kammer, worin die Prinzessin war, und diese sagte ihm, daß er vergebens nach seinen Brüdern suche, denn diese habe der Hundskopf gefressen, und riet ihm, sich dumm zu stellen, wenn er sein Leben retten wolle. Der Knabe befolgte den Rat und stellte sich so ungelehrig, daß der Hundskopf endlich die Geduld verlor und ihn fortjagte.

Darauf verwandelt er sich in ein Pferd und läßt sich von seiner Mutter für eine ungerade Geldsumme verkaufen.

Vom Hundskopfe verfolgt, verwandelt er sich in allerlei Tiere und macht sich endlich zu einer Blume und kommt in die Hand einer Prinzessin. Der Hundskopf bemüht sich auf jede Weise, die Blume von der Prinzessin zu erhalten; diese aber sagt: »Und wenn du auch zerplatzest, so bekommst du die Blume nicht von mir.« Kaum hat sie diese Worte gesprochen, so zerplatzt der Hundskopf und der Knabe wird wieder zum Menschen und kehrt zu seiner Mutter zurück. –

Anmerkungen. – Das Textmärchen besteht aus der Gelobungsformel Nr. 8, verbunden mit der

Blaubartformel Nr. 30. Den Kampf des Schülers mit dem Lehrer enthalten als selbständige Märchen Grimm Nr. 68, Schott Nr. 18 und Wuk Nr. 6. Das walachische Märchen enthält beiläufig dieselben Verwandlungen von Lehrer und Schüler. Ersterer ist der Teufel selbst (wie bei Wuk Nr. 6), und der Vertrag zwischen diesem und dem Vater, der den Helden bei ihm in die Lehre gibt, ist (wie bei Grimm Nr. 68), seinen Sohn nach Jahresfrist unter den übrigen Schülern zu erkennen. Die doppelte Erstreckung der Lehrzeit auf ein weiteres Jahr erinnert an den Vertrag der Zwerge im Kallavaberge mit dem Riesen Wadi über Wielands Lehrzeit in der Vilcinasaga, Kap. 59.

Die Variante ist die männliche Form zu dem ersten Teil des Märchens Nr. 19, auf die dann der Kampf des Lehrers und Schülers folgt. Das entsprechende deutsche ist das von Fitchers Vogel bei Grimm Nr. 46. Statt des Apfels erhalten die Pflegekinder ein Ei, an dem der Hexenmeister erkennt, ob sie in der Blutkammer waren. Auffallend aber ist der Anklang, welchen die Flucht der jüngsten als Fitchers Vogel mit dem Zuge des griechischen Märchens Nr. 19, daß sich die Heldin vor den Nachstellungen des Hundskopfs samt ihrem Täubchen in einen Gitterkasten oder Käfig rettet. Der Vogel ist mithin ein wesentliches Attribut der Heldin, aber die vorhandenen Formen sind nicht klar genug, um

dessen Wesen einzusehen. –

Einen beachtenswerten Anklang an die Variante und das verwandte Märchen Nr. 19 gewährt das englische Märchen von Hans dem Riesentöter (Grimm III, S. 315), nach welchem der Held in dem Schlosse eines von ihm erlegten Riesen drei Frauen lebend an ihren Haaren aufgehängt findet, weil sie nicht von dem Fleische ihrer ermordeten Männer essen wollten.

Über die indisch-mongolische Form s. Benfey, Pantschatantra I, S. 410 ff.; er sagt S. 411: »Dieser Kampf des Zauberlehrlings mit den Meistern scheint ursprünglich sich aus den vielfachen Zauberkämpfen zwischen buddhistischen und brahmanischen Heiligen, von denen die Legenden der Buddhisten berichten, gestaltet zu haben.«

Fußnoten

1 σκυλοκέφαλος.

69. *Sonne, Mond und Morgenstern.*

Text (aus Syra).

Variante 1. (Aus dem Dorfe Çagori in Epirus.) – Es waren einmal drei Schwestern, die saßen auf einem Altane in der Nähe des königlichen Schlosses, und während sie so miteinander sprachen, sagte die älteste: »Ich wollte, ich säße an der königlichen Tafel, wie sollte es mir da schmecken!« Und die zweite sagte: »Ich wollte, ich wäre in dem königlichen Schatze, wieviel Geld wollte ich da holen!« Die jüngste aber sprach: »Ich wollte, ich hätte den Königssohn zum Manne, denn ich würde ihm dann ein Knäbchen und ein Mädchen gebären, so schön wie der Morgenstern und Abendstern[1].«

Der Königssohn hatte aber diese Reden der Mädchen von einem Fenster des Schlosses aus gehört und ging nun zu ihnen und erfüllte einer jeden ihren Wunsch und nahm die jüngste zur Frau. Diese kam bald in die Hoffnung; als aber ihre Zeit heranrückte, da mußte der Prinz in den Krieg ziehen. Er empfahl daher die Kinder, welche ihm seine Frau gebären würde, der besonderen Sorge seiner Mutter, und diese versprach ihm, ihre Enkelchen nach Kräften zu pflegen. – Sie war aber ihrer Schnur so gram, daß sie, als die Kinder geboren waren, dieselben in einen

Korb legte und von der Hebamme in den Fluß tragen ließ, statt der Kinder aber einen jungen Hund und ein junges Kätzchen in die Wiege legte und wie Kinder pflegen ließ. Als aber die Wöchnerin nach ihren Kindern begehrte, war sie sehr bestürzt über ihr Aussehen und wollte sich gar nicht darüber zufrieden geben.

Nach einer Weile schrieb der Königssohn an seine Mutter einen Brief, worin stand, sie solle ihm, wenn er nach Hause komme, seine Kinder entgegentragen lassen. Als er nun der Stadt nahe kam und alle Welt hinausging, um ihn als Sieger zu begrüßen, da trug man ihm auch das Hündchen und Kätzchen entgegen und diese winzelten, während das Volk jauchzte. Kaum war der Prinz zu Hause angekommen und hatte seine Mutter begrüßt, so sagte er zu ihr: »Warum hast du mir die Kinder nicht entgegentragen lassen?« »Ei, das ist geschehen! du wirst sie nur nicht bemerkt haben.« Und darauf befahl sie den Dienern, die Tiere herzubringen. Wie nun der Prinz den Hund und die Katze sah und hörte, daß dies seine Kinder seien, so blieb er eine Zeitlang sprachlos vor Schmerz und konnte nur seufzen, und so blieb er drei Tage lang, dann aber wandte er sich an seine Frau und fragte sie: »Was hast du mir versprochen und was hast du mir geboren?« Diese aber wußte ihm nichts darauf zu antworten. Da befahl er, daß sie an den Eingang des Schlosses eingemauert werden solle, so daß sie nur mit

dem Kopfe aus der Mauer schauen könne, und daß jeder, der vorübergehe, sie anspeien und ins Gesicht schlagen solle. –

Der Korb, in dem die Kinder lagen, schwamm bis zu einem Haus, worin Draken wohnten; diese bemerkten den Korb, wie er in dem Flusse schwamm, holten ihn ans Land, und als sie die schönen Kinder darin fanden, so zogen sie sie auf und behielten sie bei sich, bis sie zehn Jahre alt waren. Dann aber setzten sie sie auf ein lahmes Pferd und überließen sie in den Straßen der Stadt ihrem Schicksale. Da fragten sie die Leute, woher sie seien, und die Kinder antworteten, daß sie dies selbst nicht wüßten. Endlich brachte sie der lahme Gaul an das Haus einer armen alten Frau und diese erbarmte sich ihrer und nahm sie zu sich. Wie staunte aber die Alte, als sie am andern Morgen auf der Stelle, wo die Kinder geschlafen hatten, eine Handvoll Goldstücke fand! Dasselbe geschah aber an jedem Morgen, und von diesem Gelde konnte sie nun mit den Kindern ein gutes Leben führen.

Als nun eines Tages der König an dem Hause der Alten vorbeikam und auf dem Gesichte des Knaben den Morgenstern und auf dem des Mädchens den Abendstern bemerkte, da seufzte er tief und sprach: »Solche Kinder hatte mir meine Frau versprochen.« Er gewann aber diese Kinder so lieb, daß er sie sich in

seinen Palast bringen ließ und sie mit auf die Jagd nahm und nicht mehr ohne sie sein wollte. Sowie aber seine Mutter die Kinder erblickte, da erkannte sie sogleich, daß dies die Kinder ihrer Schwiegertochter seien, und wurde darüber sehr bestürzt. Sie beriet sich also mit der Amme, wie sie dieselben aus dem Wege räumen könnten. Da sprach die Amme: »Sei außer Sorgen, ich weiß, wie ich es anfange, ohne daß der Verdacht auf uns fällt.« Als nun der Knabe mit dem König auf die Jagd gegangen und das Mädchen allein zu Hause war, da ging die Amme zu ihr und sprach: »Du bist ein schönes Mädchen, so schön als dies nur möglich ist; wenn aber dein Bruder das Flügelpferd der Ebene hätte, so würdest du noch schöner sein.« Als nun der Bruder am Abend von der Jagd zurückkam und seine Schwester in Tränen fand, fragte er sie, was ihr fehle; sie antwortete: »Ich betrübe mich darüber, daß du das Flügelpferd der Ebene nicht hast, und werde nicht eher wieder fröhlich sein, als bis du dies hierher bringst.« Da sagte er: »Sei nur ruhig, mein Kind, ich will das Pferd schon holen!« und machte sich sofort auf, um nach diesem Pferde zu suchen.

Nachdem er eine Strecke weit geritten war, begegnete er einer alten Frau, die fragte ihn: »Wo willst du hin, mein Söhnchen?« Und er antwortete: »Ich soll das Flügelpferd der Ebene holen, Mutter, weißt du etwa, wo ich das finden kann?« – »Ach, Söhnchen, das ist keine leichte

Sache, danach sind schon viele ausgegangen, aber nicht wiedergekommen. Nicht weit von hier ist eine Ebene, die ist so groß, daß man sechs ganze Tage braucht, um sie zu durchwandern, aber das Flügelpferd braucht nur einen Tag dazu. Das aber frißt Menschen und Tiere, und wenn du es fangen willst, so mußt du dich bei der Quelle, woraus es trinkt, hinter das Gebüsch verstecken[2] und in dem Augenblick, wo es den Kopf zum Trinken senkt, dich auf dasselbe schwingen und nicht eher von ihm herabsteigen, bis es bei seinem Bruder schwört, dir dienen zu wollen.« Da bedankte er sich bei der Alten für den guten Rat, ging so lange, bis er zur Quelle kam, versteckte sich dort hinter dem Gebüsche, und als das Pferd zur Tränke kam und den Kopf zum Wasser senkte, schwang er sich auf dasselbe. Da rannte das Pferd, was es konnte, und versuchte auf alle Weise ihn abzuwerfen, aber jener hielt sich fest darauf. Da sprach das Pferd endlich: »In dir erkenne ich meinen Herrn, steige also herunter und ich will dir dienen.« Der Jüngling aber erwiderte: »Du mußt mir dies erst zuschwören, sonst steige ich nicht herunter.« Da schwor das Pferd bei seinem Kopfe. Dieser aber sprach: »Das taugt nicht, anders!« – »Bei meinem Schweife! – bei meinem Sattel – bei meinem Fuße!« Doch dieser sprach jedesmal: »Nein, das taugt nicht, anders.« Endlich sprach das Pferd: »Bei meinem Bruder!« Da rief jener: »Das ist das

Wahre!« und stieg ab, legte ihm den Zaum an und ritt mit ihm zur Stadt und brachte es seiner Schwester. Als der König hörte, daß er glücklich zurückgekehrt sei, da freute er sich so sehr, daß er ihm ein kleines Königreich schenkte.

Die Großmutter aber wollte vor Zorn bersten, als sie hörte, daß der Jüngling wieder da sei, und beriet sich von neuem mit der Amme zu seinem Verderben. Diese ging also wiederum zu dem Mädchen und sprach: »Du bist schön, Herzchen, und könntest nicht schöner sein, wenn du aber die Schöne des Landes hättest, würdest du doch noch schöner sein.« Als nun ihr Bruder nach Hause kam und sie wiederum in Tränen fand, da fragte er sie: »Was fehlt dir, Herzchen?« Und sie antwortete: »Ich weine darüber, daß wir die Schöne des Landes nicht haben, und werde nicht eher wieder fröhlich werden, als bis du sie holst.« Er aber sprach: »Sei nur ruhig, ich will sie schon holen!« und machte sich ohne Verzug nach ihr auf. –

Diese Schöne des Landes war aber ein wunderschönes Weib, welches jenseits eines Flusses wohnte, und wer sie holen wollte, der mußte an das trockene Bett des Flusses gehn und sein Pferd mußte dann wiehern, und wenn jene das Wiehern hörte, so konnte er durchreiten, wenn sie es aber nicht hörte, so wurde er an der Stelle, wo er stand, mit samt seinem

Pferde zu Stein.

Als er an den Trockenfluß[3] kam, sagte der Jüngling zu dem Flügelpferde: »Nun wiehere so laut du kannst.« Darauf wieherte das Pferd, aber die Schöne hörte es nicht. »Wir sind verloren!« rief das Pferd. Der Jüngling aber sagte: »Fürchte dich nicht und wiehere noch einmal[4].« Da wieherte das Flügelpferd noch einmal, und das hörte die Schöne und sprach: »Wer ist gekommen, um mich zu holen?« Darauf ritt er hinüber und holte sie ab, und als sie wieder durch den Trockenfluß ritten, da kamen eine Masse Menschen, die dort versteinert waren, wieder zum Leben. Sie begleiteten ihn, aus Dankbarkeit für ihre Erlösung, nach seiner Heimat und blieben dort bis zum Ende seiner Hochzeit mit der Schönen des Landes.

Der König freute sich ungemein über die Rückkehr des Jünglings, aber seine Mutter war darüber sehr bestürzt und machte nun mit der Amme aus, daß, wenn der König den jungen Leuten ein Gastmahl geben würde, so wollten sie sie dabei vergiften. Als sie nun wirklich der König zu Gast lud, da sprach die Schöne des Landes zu dem Jüngling: »Dieser König ist euer Vater und die arme Frau, die er eingemauert hat, ist eure Mutter; seine Mutter aber und die Hebamme haben euch ins Wasser geworfen, wo euch die Draken fanden und aufzogen,« und so fort erzählte sie ihm alles, was sich bis auf jenen

Tag zugetragen. »Wenn wir nun zu dem Gastmahle gehen, so dürft ihr die arme Frau nicht schlagen, und bei Tisch sollt ihr nur von den Speisen essen, von denen ich esse.«

Als sie nun zum Könige gingen, verlangte dieser, daß sie die Eingemauerte schlagen und anspeien sollten. Sie aber baten, daß er, wenn er sie liebe, ihnen das erlassen möge. Als sie sich nun zu Tisch setzten, da stellte man ihnen lauter vergiftete Speisen vor, und nur vor dem König standen solche, die nicht vergiftet waren. Da langte die Schöne des Landes in die Schüsseln, die vor dem König standen, und aß von diesen, und die Geschwister folgten ihrem Beispiele, und als sie der König einlud, auch von den andern Speisen zu essen, sagte ihm die Schöne der Welt, daß diese vergiftet seien. Da warf der König mit eigener Hand die ganze Mahlzeit zum Fenster hinaus und ließ aus dem Gasthause andere Speisen kommen.

Nachdem sie gegessen hatten, sprach die Schöne der Welt: »Wir haben von dir eine Gnade zu erbitten: du sollst uns zuliebe die eingemauerte Frau ausmauern und hierher bringen lassen.« Der König wollte ihnen das anfangs nicht gewähren, aber sie baten so lange, bis er endlich befahl, sie auszumauern und herzubringen. Sobald die arme Frau hereinkam, standen die drei jungen Leute

auf und küßten sie. Da sprach jene: »Beschmutzt euch nicht an mir, liebe Kinder.« Und der König rief: »Was macht ihr da?« Die Schöne des Landes aber erwiderte: »Wir tun, was sich gebührt,« und erzählte ihm nun haarklein alles, was sich zugetragen. Als der König das hörte, umarmte er seine Kinder und seine Frau; – seine Mutter aber und die Hebamme ließ er jede an vier Pferde binden und in vier Stücke zerreißen.

Variante 2. (Aus Agia Anna in Nord-Euböa.) – Die dritte Schwester sagt, daß sie dem Königssohne drei goldene Kinder gebären wolle.

Sie gebiert, während ihr Mann im Felde ist, ein goldenes Kind; die böse Schwiegermutter wirft es aber in den Hühnerstall und legt dafür ein kleines Hündchen hin.

Als der rückkehrende Sohn nach dem Kinde fragt, das seine Frau geboren, antwortet sie: »Was wird es sein? Sie ist eine Hündin und hat ein Hündchen geboren.« Und der Prinz entgegnet: »Mag es auch ein Hündchen sein, es wird mein Haus bewachen.«

Das zweite Kind vertauscht sie mit einem Kätzchen und wirft es in den Hühnerstall, und der rückkehrende Prinz antwortet auf diese Anzeige: »Mag es auch ein Kätzchen sein, es wird mein Haus von Mäusen reinigen.«

Das dritte Kind vertauscht sie mit einer Schlange. Da

befahl der rückkehrende Prinz, seine Frau in den Hühnerstall zu werfen, und dorthin brachte ihr die Schwiegermutter heimlicherweise zu essen, weil sie sie doch nicht Hungers sterben lassen wollte.

Als die Knaben herangewachsen, ließ einmal der König all sein Volk durch seine Herolde vor sein Schloß zusammenrufen, und als das die Knaben hörten, brachen sie aus dem Hühnerstall und gingen auch dazu. Der König bemerkte sie und hatte eine solche Freude an ihnen, daß er sie mit in sein Schloß nehmen wollte. Sie aber sagten, daß sie nicht ohne ihre Mutter dahin gingen, und als der König fragte, wer ihre Mutter sei, so antworteten sie: »Das ist die Frau, die du in das Hühnerhaus gesperrt hast,« und erzählten ihm alles, was vorgegangen. Darauf holte er seine Frau aus dem Hühnerstall; seine Mutter aber ließ er an zwei böse Maultiere binden und von ihnen zerreißen.

Anmerkungen. – Text und Varianten gehören zur Verstoßungsformel Nr. 4.

Variante 1 enthält wohl die ursprüngliche Form der Verstoßung, die Einmauerung, welche von der slawischen Sage u.a. in dem albanesischen Skodra lokalisiert worden ist, und der die Vermauerung der Mutter in einen tür- und treppenlosen Turm bei Grimm Nr. 76 entspricht. Die Einsperrung in den Hühnerstall im

Texte und Variante 2 ist wohl nur eine Abschwächung.

Der Eingang des Märchens, die Aussetzung der Neugeborenen auf einen Fluß und deren Erziehung durch einen Kinderlosen, ist ein in Sage und Märchen zahlreich wiederkehrender Zug, welcher sich nicht nur in der Romulus- und Remussage, sondern auch in der Jugendgeschichte Sigurds der Vilcinasaga findet[5].

In dem entsprechenden walachischen Märchen bei Schott Nr. 2 erscheint die Verstoßung und Einmauerung der Mutter wie bei Grimm Nr. 3 die Verbrennung mehr als Strafe für die Übertretung des Verbots der Mutter Gottes, in die Kammer zu gehen, welche der hölzerne Schlüssel öffnet.

Wie im deutschen Märchen ist es die Mutter Gottes, welche ihr die Kinder entzieht; sie führt sie der Eingemauerten zu, und Mutter und Kinder werden nach drei Jahren von dem Vater entmauert.

In Schott Nr. 8 verspricht ein schönes armes Mädchen dem Bräutigam einer Reichen, ihm goldene Kinder zu gebären; er nimmt sie daher zur Frau. Die Verschmähte wird seine Magd, tötet die goldenen Kinder, legt statt ihrer einen jungen Hund in die Wiege und bewirkt die Verstoßung der Mutter und ihre eigne Verheiratung mit ihrem früheren Bräutigam. Aber aus den Herzen der zwei Goldkinder wachsen zwei Bäume mit goldenen

Ästen und Äpfeln. Die aus den umgehauenen Bäumen gemachten Bettstellen reden und werden von der zweiten Frau verbrannt. Doch ein Schaf hatte zwei goldene Lämmer geboren; sie werden geschlachtet; ein Darm entgleitet der waschenden Magd in den Fluß; aus dem steigen die zwei Goldkinder hervor, die so schön sind, daß die Sonne vierundzwanzig Stunden am Himmel bleibt, um sie zu betrachten. Sie suchen ihre Mutter auf, gehen mit ihr verkappt ins Vaterhaus, erzählen ihre Geschichte, werfen ihre Vermummung von sich und glänzen wie die Sonne im Mai.

In der grünen Jungfer des Harzmärchenbuches von Ey, S. 178 gebiert die Heldin einen Knaben mit drei goldenen Locken, einen zweiten mit einem goldenen Stern auf der Brust (s. Nr. 22) und einen dritten mit einem goldenen Hirsch auf der Brust. Sie werden der Reihe nach von der grünen Jungfrau entzogen, um die Schweigsamkeit der Heldin zu prüfen, und als diese, beschuldigt, die drei Kinder gefressen zu haben, auf dem Scheiterhaufen steht, um verbrannt zu werden, bringt ihr die erlöste grüne Jungfer ihre Kinder, wie in dem Marienkinde bei Grimm Nr. 3. Dieses Entziehen der Kinder findet sich auch in unserem Märchen Nr. 66, jedoch ohne alle Begründung.

Die drei Königskinder in Wolf, D. Hausm., S. 168

ergeben sich als ein Gegenbild zu unserem Märchen von überraschender Ähnlichkeit. Die drei Königskinder, zwei Mädchen und ein Knabe, schwimmen nacheinander in Schachteln einem kinderlosen Müller zu, der sie aufzieht. Die böse Großmutter entdeckt sie, und aus Furcht vor ihr schickt sie der Müller auf seinem Esel in die Welt (s. Variante 1). Sie erhalten ein schönes Schloß durch ein Zauberbuch, das sie unterwegs finden und das Geister zu ihren Diensten stellt. – Die Dinge, nach welchen der Held auf den böslichen Antrieb der verkappten Großmutter zur Verschönerung des Schlosses auszieht, sind: der Zweig von dem Baume mit goldenen Früchten, der sprechende Vogel und das springende Wasser. Mit diesem besprengt das jüngste Mädchen ihren Bruder und ihre Schwester, die zu Salzsäulen geworden, und der sprechende Vogel übernimmt wie im Textmärchen die Lösung des Knotens.

Eine neapolitanische Variante zu diesem Märchen findet sich im Pentamerone Nr. 35. Der König läßt die von ihm geschändete Mutter des Helden einmauern; ein verzauberter Vogel unterhält sie und rät ihr, den von ihr geborenen Sohn durch ein Loch in die königliche Küche zu lassen. Derselbe gewinnt die Gunst des Königs, und dessen auf ihn eifersüchtige Gemahlin bewirkt, daß er auf drei gefährliche Abenteuer ausgeschickt wird, die er mit Hilfe des Vogels besteht, der auch dessen

Anerkennung herbeiführt, sich in eine Jungfrau verwandelt und ihn heiratet.

Sehr beachtenswert sind die Züge in Variante 2, daß für das Flügelpferd der Ebene der Schwur »bei seinem Bruder« der allein bindende ist, und daß er dasselbe auf die Anweisung einer Alten einfängt, während es aus einer Quelle trinkt, weil sie uns unverkennbare Anklänge an Pegasos, dessen Bruder Chrysaor, und die Einfangung des ersteren durch Bellerophon auf Athenes Anweisung zu enthalten scheinen. Die sonst häufige Vorstellung[6], daß unter vielen Schwurformeln nur eine einzige bindend sei, ist in unserer Sammlung nur hier vertreten.

Fußnoten

1 ποῦλια.

2 νὰ σκαρβελωθῇς ἀπὸ ταῖς τζαμπάδες.

3 ξηροπόταμο.

4 ταβράντα.

5 Er mutet uns in letzterer jedoch nicht als ursprünglich, sondern als entlehnt und angeleimt an, weil er auf die Entwicklung der Sigurdssage keinerlei Einfluß äußert. Ein Beleg zur Zeugungsunfähigkeit der späteren Sage! Als sich das Bedürfnis nach einer Geburtsgeschichte Sigurds zeigte, fand sich in dem germanischen Sagschatze keine hierzu geeignete

selbständige Form mehr vor; man griff also in den verwandten Sagkreis der Amelungen und entlehnte von dort das Erforderliche. Dort war aber die andere Geburtssage bereits von Wittich in Beschlag genommen, daher blieb für Dietrich keine mehr übrig und es ist dessen Geburt und Kindheit ebenso sagenlos, wie die Siegfrieds in der deutschen (nicht aber in der eddischen) Form.

6 Z.B. Pentamerone Nr. 36, II, S. 74. – Nr. 38, II, S. 110. – Nr. 44, II, S. 184.

[70.] *Der Goldäpfelbaum und die Höllenfahrt.*

Text (aus Syra).

Variante. (Aus Tinos.) – An dem Äpfelbaume wächst jährlich nur ein Apfel. Auch die beiden älteren Königssöhne, welche den Apfel vor dem Drakos bewachen wollen, nehmen ein Buch mit, um sich durch Lesen den Schlaf zu vertreiben, schlafen aber doch ein.

Der in die Unterwelt hinabgestiegene jüngste findet die mit den goldenen Äpfeln spielenden drei Prinzessinnen in e i n e m Gemach.

Der Drakos ist nicht todwund, sondern hat sich selbst die Heilmittel für seine Wunde geholt, und auf den Rat des Helden fragen ihm die drei Prinzessinnen den Sitz seiner Stärke ab. Er sagte ihnen aber zuerst, daß sie im Spiegel sitze; da fingen diese an, den Spiegel zu schmücken und zu reinigen. Als das der Drakos sah, lachte er und sie beklagten sich, daß er sie getäuscht habe; da sagte er, seine Stärke sitze in dem Besen; mit dem machten sie es ebenso, und endlich sagte er ihnen die Wahrheit, daß sie in drei Tauben sitze, die im Bauche einer Sau wären, welche auf dem und dem Berge lebte. Auf diesen Berg könne man aber nur auf dem Fohlen gelangen, welches die geflügelte Stute auf dem und dem Berge werfe, dieser aber sei von lauter hungrigen

Ungeheuern bewohnt, die das Fohlen auffräßen, sobald es geboren sei. Da ging der Jüngling in das Dorf, das bei dem Berge lag, auf dem die geflügelte Stute lebte, und kaufte dort eine ganze Herde Ochsen. Diese gab er jenen Ungeheuern zu fressen, so daß sie satt waren, als das Fohlen zur Welt kam, und er es vom Berge mit sich nehmen konnte. Er zog es mit großer Sorgfalt auf, und als es groß geworden, fragt es ihn, wie es ihm das Gute vergelten solle, das er ihm erwiesen habe; und als ihm der Jüngling sein Vorhaben erklärt hatte, sagte es, daß die Sau von ungeheurer Stärke sei und daß er sie nur fällen könne, wenn er ihr in den Leib steche. Der Prinz befolgte den Rat, tötete die Sau und zwei von den Tauben, und behielt nur die eine, so daß der Drakos nur noch atmete. Darauf ließ er das Fohlen frei, weil er es nun nicht mehr nötig hatte. Dieses gab ihm aber zum Abschied ein Haar seines Schweifes, das er anbrennen solle, wenn er seiner bedürfe. Im Palaste fand er den Drakos im Todeskampfe; dieser bat ihn, die eine Taube loszulassen, und er wolle ihm dafür alle seine Schätze schenken. Aber er erwürgte sie vor seinen Augen und damit starb auch der Drakos.

Darauf ging er zu seinem Vater und holte Lasttiere und großes Gefolge, um die Schätze des Drakos und die drei Prinzessinnen nach Hause zu bringen. Als er zuletzt die Stiege, die nach des Drakos Wohnung führt,

hinaufsteigen will, lassen die ihm neidischen älteren Brüder die obere Tür schließen und er muß unten bleiben.

Hierauf durchsucht der Prinz das Haus des Drakos, findet eine Falltür und steigt auf dieser in eine neue Welt (νέον κόσμον) hinab.

Nun folgt die Andromedenformel wie im Texte.

Die Schlange, welche die Prinzessin fressen soll, ist nur siebenköpfig.

Um ihren verborgenen Befreier aufzufinden, läßt die Prinzessin durch ihren Vater ein großes Gastmahl veranstalten, bei welchem alles, was lebt, also nicht bloß die Menschen, sondern auch die Tiere, erscheinen sollen. Die Alte, bei welcher der Prinz abgestiegen, konnte ihn aber auf keine Weise bewegen, mit ihr zu gehen, doch um ihn nicht hungrig zu lassen, steckte sie etwas von den Speisen für ihn ein. Der König bemerkte das, und sie redete sich damit aus, daß sie einen Hund zu Hause habe, den sie füttern wolle. Sie mußte also nach Hause gehen, um ihn zu holen.

Nachdem der Held den Mohren der Lüge überwiesen hatte, bot ihm der König zum Lohne für seine Tat die Hand seiner Tochter und seinen Thron an. Der Prinz aber erzählte ihm nun seine ganze Geschichte und verschwieg auch nicht, daß er schon verlobt sei, und

darum sein Schwiegersohn nicht werden könne. Zuletzt bat er ihn, daß er ihn auf die Oberwelt zurückbringen lassen solle. Der König versprach ihm dies, weil seine Tochter die Königin der Vögel sei. Diese berief alle Vögel zusammen und befahl den größten von ihnen, den Prinzen auf die Oberwelt zu bringen.

Als die Vögel dort mit ihm ankamen und sahen, daß er nicht gehen könne, spie ein jeder wieder aus, was er von seinem Fuße gefressen hatte, und so wurde dieser wieder heil.

Der Schneider, welchen er als Grindköpfiger anspricht, ist ein blutarmer Mann, nimmt ihn aber doch aus Barmherzigkeit in seine Dienste.

Zur Arbeit begehrt er Haselnüsse, Kastanien, Mandeln, guten Wein und eine Frist von vierzig Tagen. Der Schneider sah von Zeit zu Zeit durch das Schlüsselloch, was der Grindige tue, und verlor alle Hoffnung, weil er ihn nur essen und trinken sah.

Als nun der König die Prinzessin nach Erfüllung ihrer Wünsche abermals drängt, sich einen Mann zu wählen, da verlangt sie, daß er ein Gastmahl anstellen solle, bei dem alle Welt erscheinen müsse, und als die Gäste bei Tische saßen, ritt der Prinz auf dem herbeigerufenen Fohlen in goldener Kleidung durch den Saal. Darauf erklärte die Prinzessin, daß sie diesen und keinen

anderen zum Manne haben wolle. Der König fragte, wie sie es anfangen sollten, ihn zu finden, und sie antwortete, daß der, welcher die drei Kleider gemacht habe, auch imstande sei, diesen Jüngling herbeizuschaffen. Als nun der Schneider herbeigerufen wurde, gestand er, daß diese Kleider sein grindköpfiger Diener gemacht habe. Dieser aber wollte sich nicht dazu verstehen, ins Schloß zu kommen, und daher bequemt sich endlich der König, mit der Prinzessin in die Schneiderwerkstatt zu gehen, wo die Erkennung stattfindet. Die beiden bösen Brüder werden in die Verbannung geschickt.

Anmerkungen. – Diese Erzählung besteht aus einer Märchenkette, in welcher die Formel vom besten jüngsten den Rahmen bildet, und dieser entspricht dem deutschen bei Grimm Nr. 57.

In diesen Rahmen sind eine der deutschen (in Grimm Nr. 60) entsprechende Andromedaversion, eine Höllenfahrt und ein Kampf des Starken mit dem Drakos eingeschoben.

Der Hauptheld ist daher hier wie dort der jüngste von drei Brüdern, doch ist er in der griechischen Form kein Dümmling, sondern mit ungeheurer Stärke begabt. In seiner Verkappung als grindiger Diener des Schneiders zeigt er sich aber als männlicher Aschenpuddel, und dieser Zug verbunden mit seiner großen Stärke stellt ihn

zu dem Dietlieb der Amelungensage.

Im deutschen Märchen tritt an die Stelle des Drachen der Goldvogel als Apfeldieb.

Die mit den Goldäpfeln spielenden Prinzessinnen stellen sich zur Goldschmiedin Nr. 29 und ihren Gefährtinnen.

Daß der König aus Kummer sein Schloß schwarz anstreichen läßt, findet sich auch in Nr. 102.

Eine Parodie auf den Zug des Herablassens in die Unterwelt findet sich in Nr. 74.

Das Verwechseln der Fläschchen an dem Bette des Drachen erinnert an das Verwechseln des Standes des Todes bei Grimm Nr. 44. Sie erscheinen auch in dem entsprechenden Märchen bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 21, sind aber dort mit Stärketränken, die die Jungfrauen dem Helden, und mit Schlaftränken gefüllt, die sie den Riesen geben.

Der Zug, daß die Erde erzittert, wenn den Helden seine Stärke überkommt, findet sich auch in Nr. 64, Variante 3.

Die Verlobte des Helden begegnet sich mit unserer deutschen Gudrun darin, daß sie, weil sie die Heirat verweigert, Magddienste verrichten muß.

Die Befreiung der Jungfrau durch Tötung des über das

Quellwasser gebietenden Drachen unterscheidet sich von der deutschen Erzählung im wesentlichen nur dadurch, daß der Held die Befreite nicht heiratet und das Ganze in der z w e i t e n Unterwelt spielt. Diese zweite Unterwelt findet sich auch in Wolf, D.M.u.S., Nr. 21, S. 103 angedeutet, wo sich der Held von dem unterweltlichen alten Weibchen tief tief ins Königreich der Zwerge hinabläßt.

Der Baum, auf dessen Gipfel Adler wohnen, welche von unten durch eine achtzehnköpfige Schlange angegriffen werden, erinnert lebhaft an die Esche Yggdrasil, auf deren Gipfel ein Adler sitzt und deren Wurzeln von der Schlange Nidhöggr benagt werden, während ein Eichhorn Scheltworte zwischen beiden hin und her trägt. Eine Variante dazu in Nr. 61.

Das Herauftragen aus der Unterwelt durch Vögel wiederholt sich in dem albanesischen Märchen Nr. 97 und in dem deutschen bei Wolf, D. M u.S., Nr. 21, wo die hundert Spatzen der Zwerge dazu zu schwach erscheinen; diese verweisen ihn daher an den Vogel Greif der unterirdischen Alten, zu dessen Futter er aber, um von ihm nicht selbst gefressen zu werden, hundert Pfund Fleisch mitnehmen muß.

Über den Schaden, den der unbekannte Prinz im Königsschlosse mit seinem Pferde anstiftet, s. Nr. 6.

Die entsprechenden deutschen Formen für die Höllenfahrt, die Erlösung der dort gefangenen Jungfrauen und die Treulosigkeit der beiden Gefährten des Helden sind Grimm Nr. 91 und Varianten und Nr. 166, Wolf, D.M.u.S., Nr. 21. Die walachische Form ist Schott Nr. 10. Doch sind hier die treulosen Gefährten nirgends die Brüder des Helden.

Das vorliegende Märchen enthält die volle Formel für die Wunderkleider. In der Variante 2 zu Nr. 27 heißt es bloß, daß sie ohne Naht noch Schnitt sein sollten; in den übrigen Märchen stecken sie nur in Nuß, Haselnuß, Mandel oder Feige.

71. *Zi, Ba, Achmet Zelebi.*

Aus Witza in Epirus, doch deutet der Name Achmet Zelebi (Herr) auf orientalischen Ursprung. –

Das Märchen ist eine Verbindung der Frejaformel Nr. 1 mit der der weiblichen Käuflichkeit Nr. 5 und ergibt sich als lückenhaft, da die Brüder des Achmet Zelebi, mit Namen Zi und Ba, keine Rolle darin spielen.

Das Verschließen des Schoßes der Schwangeren durch ihren Gatten, bevor er sie verläßt, und dessen Öffnen durch ihn, nachdem ihn die Schwangere aufgesucht, findet sich in dem albanesischen Schlangenkinde Nr. 100 wieder.

In dem Zuge der Erkaufung der drei Nächte folgt jedoch das albanesische Märchen der Formel der weiblichen Käuflichkeit, von welcher der vorliegende Kauf von den Dienern wohl nur eine Abschwächung ist.

Achmet Zelebis abgeschnittenes Haupthaar dürfte mit dem der eddischen Sif verwandt sein, und die ihm feindliche Alte, die ihn zum Wandern behext, die Wintermacht bedeuten.

Das Märchen teilt mit Filek Zelebi Nr. 73 denselben Grundgedanken und zu beiden stellt sich ein indisches im *Soma deva* (s. Benfey I, S. 255), welches zugleich die meisten Anklänge an die Sage von Amor und Psyche

bietet. Tulisa, die Tochter eines Holzhauers, kommt an eine Quelle, wo der Schlangenkönig haust, und bespiegelt sich darin. Er fragt sie, ob sie sein Weib werden wolle; sie weist ihn an den Vater, dieser ist es zufrieden. Da kommen Körbe voll Geschenke durch die Luft und ein Ring. Sie wird in einen Palast getragen und lebt da glücklich, doch ist der Mann nur bei Nacht bei ihr. In dieser Zeit rettet sie einem Eichhörnchen das Leben. Die Mutter des Schlangenkönigs will ihr Glück stören. Ein altes Weib muß sich bei ihr einschleichen und sie mißtrauisch machen. Sie soll den Namen ihres Mannes erfragen. Tulisa bittet ihn darum; er widerrät, weil er sich dann von ihr trennen müsse. Sie aber läßt nicht nach; da sagt er ihr den Namen, und er sowie alle Pracht ist augenblicklich verschwunden, sie ist wieder die ärmliche Holzhauertochter. – Die Wiedervereinigung mit dem Verlorenen gelingt ihr erst, nachdem sie mit Hilfe des Eichhörnchens die schweren Aufgaben gelöst, die ihr die Schwiegermutter stellt, und diese selbst überwunden hat. Das Eichhörnchen vertritt hier die Taube in Nr. 19.

72. *Von der neuen Kirche und der Nachtigall.*

Aus Aiwali (Kydonia) in Kleinasien. –

S. die Formel vom besten jüngsten Nr. 16. –

Der Zug, daß Fluß und Feigenbaum dem Helden die Rückkehr gestatten, weil er höflich gegen sie war, erinnert an die deutsche Variante bei Grimm III, S. 41, nach welcher die Tiere und Dinge, welchen das schöne Mädchen Gutes erwiesen, ihr zur Flucht behilflich sind. Auch in Pentamerone Nr. 44 antworten die Dinge und Tiere, denen die Heldin Gutes getan, als sie von ihrer Herrin aufgefordert werden, sie zu töten, im gleichen Sinne.

73. *Filek-Zelebi.*

Aus Kreta. –

Dem ersten Teil des Märchens liegt derselbe Gedanke wie dem vom Hundskopf Nr. 19 zugrunde, daß die jüngste Schwester die tüchtigste ist.

Der zweite Teil ist eine sehr liebliche Version der Frejaformel Nr. 1.

Das Verbindungsglied zwischen beiden, das Öffnen der Brust des Geliebten mit dem goldenen Schlüsselchen, ist nicht nur höchst eigentümlich, sondern verdient auch deswegen besondere Beachtung, weil es ein Gegenstück zu dem Hauptzug des Schneiders im Himmel bei Grimm Nr. 35 liefert, der sich auf Gottes Sessel setzt. »Von da sah er alles, was auf Erden geschah, und bemerkte eine alte häßliche Frau, die an dem Bach stand und wusch und zwei Schleier heimlich beiseite tat. Der Schneider erzürnte sich bei diesem Anblick so sehr, daß er den goldenen Fußschemel ergriff und durch den Himmel auf die Erde hinab nach der alten Diebin warf.« Beide Figuren müssen ihre Tat büßen.

Diese Übereinstimmung möchte ein Beweis mehr dafür ein, daß der Kern des deutschen Märchens vorchristlich ist.

Das Fensterchen in Filek-Zelebis Brust, durch das die

Heldin auf die Erde herabsieht, läßt sich wohl nur auf ein Sonnenfensterchen deuten, das sie öffnet, und hiernach ergäbe sich Filek-Zelebi als die verkörperte Sonne. In diesem Zusammenhange verbreitet der Zug Licht über das Himmelsfenster, aus dem Odin und Frigg bei der bekannten Namengebung der Longobarden heruntersehen, und wir erkennen darin ein ähnliches Sonnenfenster.

Ist aber Filek-Zelebi die Sonne, so dürfte die Hand, die er der Heldin zu essen gibt, wohl auf die Mondsichel des letzten Viertels zu deuten sein, wenn man damit den finnischen Sprachgebrauch verknüpft, nach welchem der abnehmende Mond g e g e s s e n wird, und zwar von den Kapeet genannten Dämonen. Siehe Vorlesungen über die finnische Mythologie von Castrén, S. 65. –

Das Verständnis dieses Zuges beruht auf dem unübersetzbaren Doppelsinn der griechischen Proposition εἰς, nach welchem die Antwort der Hand ebensogut: a n oder a u f als in dem Leibe des Mädchens verstanden werden kann.

Da nun der Mond der Zeitmesser ist, so scheint uns der Zug ausdrücken zu wollen, daß mit der Vermählung des Filek-Zelebi ein neuer Zeitabschnitt beginne.

Bei Grimm Nr. 31 werden dem Mädchen ihre vom Vater abgehauenen Hände auf den Rücken gebunden.

Bei Schleicher S. 22 trägt der eine Knabe die abgehauene Hand der verstoßenen Mutter immer auf der Schulter.

Die eisernen Schuhe finden sich auch in Nr. 102 und im Pentamerone Nr. 44 sieben Paare.

Wolf, S. 213, hat statt ihrer ein Paar eiserne Schuhe, die der Held zerreißen muß.

Das neapolitanische Gegenstück unseres Märchens findet sich in Pentamerone Nr. 19. Die Heldin, von einem Mohrensklaven in ein prächtiges Schloß gebracht, vermeidet auch hier auf den Rat ihrer Schwestern den Schlaftrunk und öffnet ein nicht näher bezeichnetes Vorhängeschloß, sieht durch die Öffnung und ruft: »Jungfer, hebt euer herabgefallenes Garn auf!« – Die wandernde Verstoßene gebiert einen wunderschönen Knaben in einem Königsschlosse, zu welchem allnächtlich der Vater kommt, der aber beim ersten Hahnschrei verschwindet. Die Königin erkennt in ihm ihren Sohn und läßt alle Hähne schlachten, wodurch der an ihm haftende Zauber gebrochen wird.

Der hier erscheinende Hahnschrei, mit dem der Held aufbrechen muß, bestätigt die oben versuchte Deutung. Auch Pentamerone Nr. 44 gehört hierher.

74. *Die listige Mäherin.*

Aus Kukuli in Epirus. –

Das Märchen klingt an die weniger frivole deutsche Sage von der Magdwiese an, nach welcher ein reicher Bauer scherzweise seiner Magd eine ungeheure Wiese mit den Worten zuweist, daß, wenn sie imstande wäre, die ganze Wiese bis zum Abend zu mähen, er ihr seinen Sohn zum Manne geben würde. Das Mädchen vollbringt die Arbeit, stirbt aber beim letzten Sensenstreiche.

Das Hinablassen des Zigeuners in das Haus der Mäherin ist eine Parodie auf die Höllenfahrt in Nr. 70.

75. *Das Bärenkind.*

Aus Jannina.

Hier zeigt sich die starke Gestalt des griechischen Märchenkreises am reinsten, und bietet mit dem jungen Riesen in Grimm Nr. 90 die bereits zu Nr. 64 angeführten Anklänge.

In der serbischen Form bei Grimm III, S. 339 wird ein Weib, welches im Gebirge Färberröte sammelt, von einem Bären in seine Höhle geschleppt, wo sie von ihm einen Knaben gebiert. Diese Form ist darum sehr beachtenswert, weil sie die starke Figur nur im Verhältnis zu den Menschen als riesenstark zeigt, sobald sie aber mit den Riesen selbst in Berührung tritt, in demselben Lichte wie die Edda den Thor bei Utgardloki darstellt, nur mit dem Unterschiede, daß hier deren körperliche Überlegenheit ernst gemeint ist.

Bei Wolf, D.M.u.S., Nr. 22 heißt die starke Figur Dreizehn, weil sie für dreizehn arbeitet, aber auch für dreizehn ißt[1]. Derselbe ist anfangs S c h m i e d e g e s e l l und so stark, daß er einen Amboß entzweihauen kann, wird aber von dem Schmiede wie von anderen Dienstherren seines vielen Essens wegen fortgeschickt. Er verfertigt endlich auf Geheiß seines Herrn einen Kessel, der so groß, daß,

wenn hundert Mann darin arbeiten, einer den andern nicht hören kann, setzt eine Stadt hinein und will ihn auf einen hohen Berg tragen, strauchelt aber über einen Maulwurfshaufen, fällt und wird von der auf ihn fallenden Stadt totgeschlagen. – Wer mit uns in dem Braukessel der Asen, welchen Thor zur Leinernte von den Riesen holt, das wolkenfreie Himmelsgewölbe des Sommers erblickt, der wird wohl auch in dieser Figur eine Thorform erkennen. Siehe auch den walachischen Bakala *ad* Nr. 34.

In dem entsprechenden litauischen Märchen bei Schleicher S. 128 wird merkwürdigerweise der starke Held mit dem mächtigen Eisenstabe von dem starken Schmied mit dem großen Hammer getrennt. Im übrigen erscheint hier die starke Figur wie im Deutschen mit der Höllenfahrt und zwei treulosen Gesellen verbunden.

Fußnoten

1 Ein alter Zug, denn schon der eddische Odin verrichtet als Bölwerker einen Sommer durch die Arbeit von neun Knechten.

76. *Dionysos.*

Aus Kokinos in Böotien. –

Wir verdanken diese geistreiche Sage der Mitteilung des Herrn Professor Christian Siegel aus Hamburg.

Der erzählende Bauer gibt dem hellenischen Gotte die Namensform des gleichnamigen griechischen Heiligen, nach welchem viele Kinder getauft werden.

Die Sage erinnert an die weniger gelungene, daß Noah den ersten Weinstock mit dem Blute eines Lammes, dann eines Löwen, endlich eines Schweines begossen habe.

Elfenmärchen.

Diese Elfenmärchen sind sämtlich aus Wisiani in Epirus, mit Ausnahme von Nr. 83, welches aus Agia Anna stammt.

Leider sind es die rohesten und am schlechtesten erzählten der ganzen Sammlung.

Über die Übereinstimmung der deutschen Elfen und neugriechischen Neraïden s. Einleitung Abschnitt III, S. 39.

77. Der Bauer und die Elfin.

Dies Märchen ist das Gegenstück zu Nr. 83. Der Zug, daß die gebannte Elfe, sobald sie kann, den Bann bricht und nicht mehr zu ihrem menschlichen Gatten zurückkehrt, findet sich nicht nur in der deutschen, sondern auch in der litauischen Sage (Schleicher, S. 94) wieder.

78. *Die Elfenmühle.*

Der Grund, warum die Elfen die eine Schwester schmücken und die andere schlachten, fehlt; vermutlich lag auch hier ursprünglich der in deutschen Märchen (z.B. Grimm, Nr. 13) so oft wiederkehrende Gedanke von der Belohnung des guten und der Bestrafung des bösen Mädchens zugrunde.

79. Der Mann und die Elfen.

Das Abendmahl an drei aufeinanderfolgenden Sonnabenden klingt an den in Euböa und Samos und vielen anderen Orten herrschenden Brauch an drei Donnerstagen (heißt im Griechischen bloß der Fünfte, πέμπτη) nicht zu pflügen, um die Saat vor Hagelschlag zu bewahren: offenbar Feiertage zugunsten des alten Zeus.

80. *Die Frau und die Elfen.*

Das Opfer von Honigbroten an die Elfen findet sich auch in Nr. 31.

Auch in Nr. 65, Variante 1 wird das Umsehen verboten, jedoch die Strafe nicht erwähnt.

81. *Die Schnitterin und die Elfen.*

In Attika und auch anderwärts wird der Wirbelwind als von den Neraïden erregt betrachtet.

82. *Die Elfengelobte.*

Dieses Märchen enthält den hochpoetischen Gedanken, daß die Elfen aus dem Lächeln des ihnen gelobten Mädchens Rosen, aus seinen Tränen aber Nelken machen. Es ist so schlecht und wirr erzählt, daß man an vielen Stellen den Sinn und Zusammenhang erraten muß. Wir liefern daher mehr eine Bearbeitung als eine Übersetzung des rohen Materials, ohne jedoch irgendeinen wesentlichen Zusatz zu machen, daher bleibt es unerklärt, wie das geblendete Mädchen wieder heil wurde.

83. *Die Elfin als Hausfrau.*

Beachtenswert ist bei diesem euböischen Märchen dieselbe Verbindung der Elfen mit den Hähnen wie in dem epirotischen Nr. 78. Auch in Nr. 30 sind die Hähne in ähnlicher Weise mit den Teufeln in Beziehung gebracht.

84. Das Fischerkind und die Elfen.

Im Gegensatze zu der gewöhnlich sehr langen Dauer solcher Entrückungen liegt hier der Ton auf den vielen Ereignissen in einer kurzen Zeit. Der Gedanke klingt daher an den fallenden Nachttopf Mahomets an.

Tiermärchen.

85. *Von dem Alten und der Alten mit dem Hahne und dem Huhne.*

Text (aus Ziza in Epirus).

Variante. (Aus Agia Anna in Eubäo.) – Die Alte hat einen Hahn, der Alte ein Hündchen. – Der Hahn geht in des Königs Schatz und frißt dort Goldstücke. Die Alte merkt dies an einem in seinem Miste liegenden Goldstücke. Darauf klopft sie ihm täglich die Goldstücke mit einem Stäbchen aus, und als sie einen Haufen voll hat, verlangt sie von dem Alten das Fruchtmaß, in dessen Risse fünf Goldstücke stecken bleiben. Der Alte schickt darauf sein Hündchen aus, das ihm aber die Decke nur mit Schlamm beschmutzt, als er es gleich dem Hahne ausklopfen will.

Anmerkungen – Der Text besteht aus einer Kette von vier mit vielem Geschick verbundenen Märchen, von denen wir das erste und vierte (s. Variante) als selbständige Märchen nachweisen können, nämlich:

1. Die Alten mit Hahn und Huhn, welches die Erklärung enthält, wie der Hahn zum Schnapphahn (κουτζόπεττος)[1] wurde, der auch in Nr. 15 und 41 eine Rolle spielt. Hier wie dort und bei Grimm läßt er auf sich reiten, und der Ausdruck: »Setz' dich auf mein

Schwänzchen« steht im Gegensatz zu dem des reitenden Fuchses: »Essen hab' ich unter meinem Schwänzchen.« Anklingend sagt in einer Variante bei Grimm III, S. 210 der Fuchs zu den drei Königstöchtern: »Setze dich auf meinen rauhen Schwanz hurleburlebutz, hinaus in den Wald,« und trägt sie zum Eisenofen.

2. Die Alten bei den Ziegen. Die sich unter den Trog versteckende und den Stall kehrende Alte mutet uns wie eine Parodie vom albanesischen und deutschen Schneewittchen Nr. 103 und der Schwester der sieben Raben bei Grimm Nr. 25 usw. an. Weit klarer erscheint die Parodie in dem donnernden Alten ausgesprochen, dessen so eigentümlich verwendeter Hammer wohl unverkennbar auf den germanischen Donnergott Thor hinweist. Ein Hammer kommt, wenn wir uns richtig erinnern, in der ganzen Sammlung nicht weiter vor, und er überrascht um so mehr, als er ohne alle Vorbereitung und nähere Begründung in die Erzählung hereinblitzt.

3. Die Alte und die Füchsin soll, wie uns versichert wird, gleichfalls gesondert erzählt werden.

4. Von der Füchsin, dem Wolfe und der Jungstute können wir dies selbst bezeugen. Dies ist der einzige Teil, zu welchem wir ein deutsches Gegenstück nachzuweisen vermögen; es ist die bekannte Geis mit ihren sieben Geiserchen bei Grimm Nr. 5. Doch ist der Schluß

verschieden, weil dort die Verschluckten wieder aus dem aufgeschnittenen Bauche des Wolfes hervorspringen, das griechische Fohlen aber nicht wieder auflebt und nur durch den Tod des Wolfes gerächt wird.

Näher als die deutsche schließt sich die serbische Form bei Wuk Nr. 50 an die griechische an. Ein Fuchs knetet aus Erde kleine Kuchen, bestreicht sie mit Honig und bietet sie Truthühnerhirten für ein junges Truthuhn an; aber weder diese noch die Schweinehirten und Rinderhirten lassen sich betrügen. Er kommt endlich zu den Pferdehirten und diese geben ihm ein Fohlen, das, wie im Griechischen, der Wolf frißt, indem er nur Kopf und Schwanz übrig läßt. Um sich zu rächen, legt sich der Fuchs wie tot einem Fuhrmann in den Weg; der wirft ihn auf seinen Wagen, wo der Fuchs aus dem Speisesack des Fuhrmanns drei Käse stiehlt. Zwei frißt er, den dritten hängt er sich um den Hals und sagt dem Wolfe, daß er den Käse aus dem Wasser geschlürft habe. Er zeigt ihm das Bild des Vollmondes im Spiegel eines Teiches und weist ihn an, diesen Käse herauszuschlürfen. Er verstopft dem angetrunkenen Wolf alle Öffnungen (Anklang an den griechischen Hammer) und setzt sich unter dem Vorwande, daß er krank sei, auf ihn, indem er ruft: »Der Kranke trägt den Gesunden!« (S. Nr. 86.) Die Hochzeitsgäste loben seinen Gesang. Er sagt, daß er noch viel schöner auf dem Oberboden des

Hochzeitshauses singen könne. Als man ihn auf dem Wolfe dort hinaufsteigen läßt, lüftet er die verstopften Öffnungen des Wolfes und entspringt, und die Hochzeitsgäste bläuen den Wolf durch.

Nach einer Weile wettet er mit dem Wolfe, wer am besten über einen spitzen Pfahl s p r i n g e n könne, und der Wolf spießt sich an demselben.

Fußnoten

1 Auch im Pentamerone Nr. 31 ist der Hahn, in dessen Kopf der Wunschstein liegt, verkrüppelt. – Sogar das Negermärchen 5 bei Grimm III, S. 374 erzählt, daß sich der Elefant auf den Schenkel des schlafenden Hahns gesetzt habe, der Hahn aber nach Hause gehinkt sei und sich Mittel bereiten mußte, um seinen Schenkel zu heilen.

86. *Von der Füchsin, dem Wolfe und dem Priester.*

Von der Insel Tinos. –

In Grimm Nr. 74 läßt sich der gesunde Fuchs, unter dem Vorwande, halbtot geschlagen zu sein, von der Wölfin, welcher dies wirklich widerfahren, auf den Rücken nehmen und bis zu seiner Höhle tragen, wo er dann abspringt und sie höhnt.

Bei Wuk Nr. 46 stiehlt ein Gauner einem Manne zwei Schafe, indem er ihm erst eine und nach einer Weile die zweite Sandale in den Weg legt. Als der Mann die zweite Sandale findet, bindet er seine Schafe an und kehrt zur ersten zurück, um ein volles Paar zu erwerben. Bei Wuk Nr. 50 legt sich der Fuchs dem Fuhrmann wie tot in den Weg und reitet später auf dem Wolfe. S. *ad* Nr. 85.

87. *Vom Bauer, der Schlange und der Füchsin.*

Aus Kapessowo in Epirus. –

Die deutsche Form dieses Märchens steht in dem Volksepos Reineke der Fuchs V. 4578, und ist aus diesem in die Goethesche Bearbeitung übergegangen. Noch näher kommen die magyarische und armenische Form, die auch den Undank enthalten, mit welchem der Mensch dem Fuchse lohnt. Siehe hierüber und über die sonstige Verbreitung dieses Märchens Benfey, Pantschatantra I, S. 113 ff. Der Undank des Menschen findet sich auch in Nr. 94 wiederholt.

Die Sitte, den Nächstbesten als Schiedsrichter in Streitsachen über mein oder dein oder auch nur über abweichende Ansichten anzurufen, vor dem dann beide Teile plädieren, ist auch bei den griechischen Bauern gang und gäbe.

88. *Vom Alten, dem Kater und dem Hunde.*

Aus Syra. –

89. *Vom Wolf, der Füchsin und dem Honigtopfe.*

Text (aus Kukuli).

Variante. (Aus Kukuli.) – Die Füchsin heißt hier Lumpen-Mara *(Kurelo-Mara)*, und als der Wolf sie beschuldigt, den Honig gefressen zu haben, sagt sie: »Weißt du, was wir tun wollen, um zu sehen, wer von uns den Honig gegessen hat? Wir wollen uns beide hinsetzen und scheißen, und wessen Schiß gelb ist, der hat den Honig und die Brote gegessen.« »Gut,« sagte der Wolf, »setze dich nur gleich,« und während sie so nebeneinander saßen, da rief die Füchsin auf einmal: »Was ist denn das für eine Schafherde, die dort weidet?« »Wo? Wo?« rief der Wolf. »Ei, dort!« war die Antwort, »siehst du sie nicht?« Und während der Wolf nach jener Gegend sah, vertauschte die Füchsin die Würste, die sie gemacht hatten, und legte die ihrigen unter den Wolf und die des Wolfes unter sich. Als sie nun aufstanden, sagte sie: »Da sieh her, wie gelb deine Würste sind, du hast den Honig gefressen.« Wie das der Wolf sah, wurde er zornig und sprach: »Du hast die Würste verwechselt, und dafür fresse ich dich.« »Gemach, gemach,« rief da die Kurelo-Mara, »werde doch nicht gleich so zornig, du hast dich gewiß nicht recht nach dem Honig und den Broten umgesehen, und die sind noch da, wo wir sie hingelegt hatten.« Da sprach der Wolf: »Gut, ich will noch einmal

nachsehen, aber wenn ich sie nicht finde, so weißt du, was dir blüht.« Als nun der Wolf weg war, da lief die Füchsin so schnell sie konnte und versteckte sich in ein Loch usw.

Anmerkungen. – Beachtenswert ist der verächtliche Beiname, der hier der Füchsin gegeben wird und sich in der Stinkmarja Nr. 86 wiederholt. Hesiods Fuchsnamen κάϑουρις, κοϑοῦρις, Stumpfschwanz (?) scheinen ironischen Sinn zu haben; κίρα klingt wohl nur zufällig an die κυρὰ, Frau, den Märchennamen des Fuchses, an.

Dieses Märchen ist eines der wenigen Tiermärchen, welche im Deutschen Gegenstücke haben; es entspricht nämlich der Katze und der Maus bei Grimm Nr. 5, doch mutet uns seine Form urwüchsiger an als die deutsche, auch fehlt in letzterer die Fortsetzung.

90. *Von der Füchsin Pilgerschaft.*

Aus Kapessowo in Epirus. –

Das Märchen ist eine Variante von Nr. 92.

Die Beschuldigung des Enterichs, daß er die Krone des Königs gestohlen und auf sein Haupt gesetzt, ist fast zu geistreich für ein Märchen.

91. *Die Füchsin und der Igel.*

Aus Agia Anna in Nord-Euböa. –

Wie sich hier der Fuchs rühmt, daß er drei S ä c k e v o l l L i s t e n wisse, ebenso sagt er bei Grimm Nr. 75: »Ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen S a c k v o l l L i s t e n .«

Das alte griechische Sprichwort: »Viel weiß der Fuchs, der Igel nur eins, doch das hilft,« scheint auf diese Fabel anzuspielen. S. Zitate bei Benfey Pantschatantra I, S. 316.

92. *Der Wolf, die Füchsin und der Esel.*

Aus Agia Anna in Nord-Euböa. –

Dies Märchen hat eine breite, aber keineswegs geistlose dichterische Bearbeitung in nicht weniger als zweihundertundfünfzig gereimten Doppelversen erfahren, welche vermutlich aus Kreta stammt und 1857 in der griechischen Druckerei des hl. Georg in Venedig wieder gedruckt wurde unter dem Titel: Γαδάρου, λύκου καὶ ἀλοποῦς διήγησις μετατυπωθεῖσα καὶ μετ᾽ ἐπιμελείας διορθωθεῖσα.

Darin fehlt der Zug der Pilgerfahrt. Die drei Tiere fahren zu Schiff nach Kleinasien. Der Esel beichtet, daß er, von Hunger getrieben, den Kopf gedreht und die aus dem Korbe überhängenden Blätter des Gemüses, womit er beladen war, gefressen habe.

Sie lesen ihm das Todesurteil aus dem Gesetzbuche vor.

Er sagt, daß auf seinem Hufe ein Zauberspruch geschrieben stehe, der den glücklich mache, der ihn lese[1].

Wolf und Fuchs retten sich an den Strand und klagen sich ihr Leid. Die Beschreibung des Fuchses von der großen roten Keule, die der Esel aus seinem Leibe hervorgezogen habe, klingt an die Erzählung des Wolfes

und jungen Löwen (bei Grimm Nr. 72 und Var.) von der Rippe an, die der Mensch aus dem Leibe gezogen habe.

Fußnoten

1 Dies erinnert an die Zauberrunen, die geschrieben stehen auf Alsvidurs Huf Sigrdrifumal Str. 15.

93. *Vom Wolfe und vom Esel.*

Aus Ziza in Epirus. –

In Wolfs d. Hausm. S. 419 wird der Wolf in ähnlicher Weise dreimal angeführt: Von den Widdern, denen er erst ihre Weide messen und verteilen soll, wobei er zwischen ihre Hörner gerät[1], von der Stute, der er erst einen Dorn aus dem Hufe ziehen soll, und von der Ziege, der er erst ein geistlich Lied lehren soll, dessen Anstimmung die Bauern herbeilockt. Darauf ruft er aus: »Ach, was bin ich doch für ein dummer Kerl! Ach Gott, wirf dein scharfes Schwert von deinem elfenbeinernen Turme und strafe mich um meiner Dummheit willen.« Da warf ihm ein Bauer vom Baume, auf den er sich vor ihm geflüchtet, sein Beil zwischen die Ohren. »Uh!« schrie der Wolf, »die Stätte ist gar zu heilig, da wird jede Bitte allzubald erhört.« Nun schleppt er sich halbtot in seine Höhle und ruft: »Mein Vater war kein Feldmesser, drum kann ich auch keiner sein; mein Vater war kein Feldscherer, drum kann ich auch keiner sein; mein Vater war kein Sänger, drum kann ich auch keiner sein, und kann mir mein Brot nicht verdienen.« Und darüber quälte er sich so, daß er sich hinlegte und starb.

Fußnoten

1 In der indischen Fabel vom allzugierigen Schakal



gerät dieser zwischen die Köpfe der streitenden Widder, indem er gierig das Blut auf der Kampfstätte aufleckt.

94. *Von der Bärin, dem Bauer und der Füchsin.*

Aus Ziza in Epirus. –

Nach Grimm III, S. 259 wird in einem ehstnischen Märchen (Reinhart Fuchs CCLXXXIII) der Bär vom Bauer betrogen und der Fuchs bringt es durch seine Listen dahin, daß der Bär, welcher dem Bauer die Ochsen wegnehmen will, gebunden und getötet wird.

Albanesische Märchen

Die nächstfolgenden fünf albanesischen Märchen sind den albanesischen Studien des Verfassers II, S. 163 und flg. entnommen und wurden von seinem albanesischen Lehrer, Apostolis G. Panajotides, in dessen Geburtsort Ljabowo, der Landschaft Riça, erzählenden Frauen nachgeschrieben. Sie stechen durch ihre schmucklose, auf die Hauptsachen des Herganges beschränkte Erzählweise von den gemächliche Breite und malende Formen liebenden griechischen Märchen ab. Wir möchten übrigens bezweifeln, ob diese Form dem albanesischen Märchen überhaupt eigenthümlich sei, und sie eher auf Rechnung der einfachen Persönlichkeit der Erzählerinnen setzen; denn die auf der griechischen Insel Poros gesammelten albanesischen Märchen zeichnen sich durch die große Vollendung ihrer Formen aus.

95. *Augenhündin.*

Das vorliegenden Märchen dreht sich um die Thatsache, daß diejenige, welche in einem Backofen gebraten werden soll, statt ihrer die Person in denselben steckt, welche sie braten will. In Nr. 3 bildet sie einen Zug der schlauen Gestalt in ihren Kämpfen mit dem Drakos oder der Lamia und hat in Hänsel und Grethel bei Grimm Nr. 15 auch in sofern ein Gegenstück, als dort die Kinder gleichfalls in das Haus der Hexe (durch das weiße Vöglein) gelockt werden und aus demselben nach der That entfliehen.

Im entsprechenden serbischen Märchen bei Wuk Nr. 35 hat sich das Hexenhaus in ein Judenhaus verflacht.

Eine merkwürdige, annoch alleinstehenden Gestalt ist die Augenhündin (συχjένεζα) dieses Märchens.

96. *Ljelje Kurwe.*

Aus der Riça. –

Den Figuren nach gehört dieses Märchen zu der Signyformel Nr. 20, seinem Inhalte nach zu der von dem echten Kinde Nr. 21.

Genau so wie hier fragt auch bei Grimm Nr. 25 die kleine Schwester der in Raben verwandelten 7 Brüder: »habe ich Brüder gehabt und wo sind sie hingerathen?« und geht, sie zu suchen. Ebenso in der litauischen Form bei Schleicher S. 35, als die Schwester den Ring findet, den der älteste ihrer 9 Brüder für sie gekauft hat.

Die Stute, welche bei Grimm Nr. 89 als Falada eine große Rolle spielt, ist hier nur angedeutet. Der Zug, daß die Heldin Gänse hüten muß, ist beiden gemeinsam. Bei Schleicher S. 36 hütet sie Pferde und spricht mit dem Rosse des ältesten Bruders in Wechselliedern; aus diesen und dem Ringe erkennt sie der älteste als die wahre Schwester.

Der Name der Magd, Ljelje Kurwe, klingt an die slavische Lelo an; kurwe ist albanesisches und slavisches Gemeinwort und bedeutet meretrix.

Das Sitzen auf dem goldenen Sessel und Spielen mit dem goldenen Apfel ist hier das Attribut der wahren Schwester und stellt dieselbe zur faröischen Brunhild

und griechischen Goldschmiedin Nr. 29. Vergl. die dortige Anmerkung.

Die neapolitanische, sehr verflachte Form, welche sich der deutschen näher anschließt, findet sich in Pentamerone Nr. 38.

97. *Das Haar der Schönen der Erde.*

Aus der Riça. –

S. Formel vom besten Jüngsten Nr. 16, verbunden mit der Höllenfahrt Nr. 40.

Die unterirdische Schöne der Erde entspricht der griechischen Schönen der Welt in Nr. 63. Eigenthümlich ist aber der dreiköpfige Kerberos und die Erde der Todten, die der schlafenden Schönen der Welt ins Ohr gelegt wird, damit sie nicht aufwache.

Über die Gegenbilder dieses Märchens s. ad Nr. 70. In dem deutschen Märchen bei Wolf d. M. u. S. Nr. 21 begegnet wie hier der Held in der Unterwelt zuerst einer Alten, doch erzwingt er von dieser die gewünschten Aufschlüsse.

Die Rückführung des Helden auf die Oberwelt entspricht, bis auf das an den Gürtel gebundene Fleisch, dem griechischen in Nr. 70 und den dort citierten.

98. *Perseus.*

Aus der Riça. – S. Andromedaformel Nr. 13.

Den in den albanesischen Studien II, S 164 gegen dieses Märchen wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit dem Perseusmythus ausgesprochenen Verdacht der Fälschung müssen wir nun zurücknehmen, weil dasselbe keinen Zug enthält, der nicht in anderen Märchen unserer Sammlung vertreten wäre.

Der seine Nachkommen aus Furcht vor Entthronung tödtende Vater findet sich in Nr. 32.

Über die Aussetzung des Neugeborenen auf das Wasser und seine Erziehung durch Hirten s. Sachverzeichniß s. v. Findling.

Über die unsichtbar machende Mütze s. dasselbe s. h. v.

Über die Aussetzung der Königstochter an ein Wasserungethüm und ihre Befreiung s. dasselbe s. v. Aussetzung.

Nur der Zug des unvorsätzlichen Todtschlags durch die von dem Enkel geworfene Keule läßt sich nicht direkt belegen; doch spricht der plötzliche Tod des Vaters bei der Thronbesteigung des Sohnes in Nr. 45 denselben Grundgedanken aus. Auch der von einem Kuhhorn abspringende Hirtenstab Amphitryons tödtet seinen

Oheim Alektryon.

Es handelt sich daher nur um die Übereinstimmung in der Zusammenstellung aller dieser Märchenzüge mit der Perseussage. Da wir aber auch in so vielen anderen Märchen und Sagen diese Übereinstimmung ihrer nicht minder eigenthümlichen Zugkette nachgewiesen zu haben glauben, so finden wir keinen haltbaren Grund, welcher sich der Anerkennung einer solchen Übereinstimmung entgegenstellte.

99. *Der Räuber Nuß*

Aus der Riça. –

Der albanesische Räuber Nuß entspricht dem griechischen Halberbs Nr. 55 und dem deutschen Daumsdick (Grimm Nr. 37).

Der Eingang, daß die kinderwünschenden Alten zwanzig Tage und Nächte in einen Schlauch blasen, ist darum sehr beachtenswerth, weil er Anklängen an Orions Geburtstage bietet. Der kinderlose Hyrieus bewirthete einst in Theben den Zeus, Hermes und Poseidon, die ihm dafür eine Bitte freistellten. Er bat um einen Sohn. Die drei Götter geboten ihm, eine mit ihrem Urin gefüllte Ochsenhaut zu vergraben und nach 9 Monaten zu öffnen. Als er dies that, fand er einen Knaben darin, den er Urion oder Orion nannte. Andere nennen den Oenopion auf Chios statt des Hyrieus. die Citate s. bei Jacobi Handwörterb. s.v.

Das Pflügen entspricht dem Fahren des deutschen Daumsdick in Grimm Nr. 37, die Verbindung mit den Räubern einer ähnlichen des Daumerlings in Grimm Nr. 45.

100. Das Schlangenkind

Von der Insel Poros (Kalauria). –

Das Märchen ist eine Zusammensetzung der Thierkinderformel Nr. 7, der Frejaformel Nr. 2 und der weiblichen Käuflichkeit Nr. 5 a.

Das serbische Märchen bei Wuk Nr. 10 stimmt bis auf wenige Nebenzüge vollkommen mit unseren Märchen überein. Als die Haut verbrannt wird, verläßt die Schlange die Frau, und sagt, daß sie sie nicht eher wiederfinden wird, bis sie ein Paar eiserne Schuhe zerrissen und einen eisernen Wanderstab zerbrochen, und nicht eher gebären solle, bis er seinen rechten Arm um sie geschlungen habe. –

Nach drei Jahren beschließt die Schwangere, ihn aufzusuchen. Sie kommt nach der Reihe zu den Müttern der Sonne, des Mondes und des Windes, die sie anfangs vor ihren grimmen Kindern verstecken, damit ihr kein Leid widerfahre. Der Wind endlich gibt ihr den Wohnort ihres Mannes an. Die Geschenke sind ein goldener Spinnrocken mit goldenem Flachs und goldener Spindel, eine goldene Henne mit Küchlein, ein goldener Webstuhl mit goldenem Garn und Schiffchen. Nach der Wiedervereinigung gebiert die Frau einen Knaben, goldgelockt, mit goldenen Händchen. –

In ihrem dritten Theile entsprechen diese Formen dem Schlußtheil des Löweneckerchens bei Grimm Nr. 88. Besonders beachtenswerth erscheint die Übereinstimmung in den Zügen des Schlaftrunkes, der Gluckhenne mit den 12 goldenen Küchlein,[1] und der heimlichen Flucht aus dem Reiche der zweiten Frau, welche nur im deutschen Märchen durch deren Zauberkraft motiviert ist.

Dem griechischen Märchen fehlt das reiche Beiwerk des deutschen, dafür erscheinen aber die dei Gaben desselben ursprünglicher, als die deutschen zwei.

In dem entsprechenden walachischen Märchen bei Schott Nr. 23 ist der Held bei Tag ein Kürbis, bei Nacht ein wunderschöner Mann. Die Kaiserstochter heiratet ihn und wirft den Kürbis in den geheizten Backofen. Er verschließt ihr den Schoß, so daß sie einen eisernen Reif anlegen muß. Auf ihrer Fahrt nach dem Manne kommt sie zu den heiligen Müttern Mittwoch, Freitag und Sonntag, welche sie mit goldenem Spinnrocken, Haspel und Gluckhenne mit 5 Küchlein beschenken. Sie gibt sie für drei Nächte im Schlafgemach des Helden an die zweite Frau. Die Vermittlung übernimmt der Kreuzbruder des Helden, der in dessen Schlafgemach schläft, und auch der zweiten Frau den Kopf abschlägt, weil sie das Geld mehr geliebt, als den Mann.

In dem Pentamerone Nr. 43 erkauft sich die Heldin drei Nächte mit ihrem Gemahle, den die sich aus Zuckerteig selbst geknetet und den ihr eine Königin entführt hatte, mit Kostbarkeiten, die auf drei von einer Alten erlernten Sprüche erscheinen. Zweimal erhält der Gemahl einen Schlaftrunk; ein Schuhflicker berichtet ihm die Klagen der Heldin.

S. auch Anm. zu Nr. 7 und Nr. 31 u. 71.

Das neunjährige Verschließen des Schoßes der verlassenen schwangeren Frau, ihre Wanderung nach dem verlassenen Mann und ihr Ruf: »gib mir den silbernen Schlüssel, daß ich das goldenen Kind gebäre!« sind uns ebenso viele Anzeichen, daß der Kern des Märchens das s.g. große Jahr, die Ennaeteris, der Hellenen sei.

In den »vergleichenden Blicken« finden sich zahlreiche Belege für den Satz, daß der Beginn einer neuen Zeitperiode durch die Neusichel des Mondes, als Hauptzeitmessers, angedeutet werde. Auf diese beziehen wir daher den »silbernen Schlüssel«, die Geburt des neunjährigen Knaben aber auf den ersten Sonnenaufgang der neuen Periode.

Die lange Wanderung der Heldin, ohne Gebären zu können, stellt sie zu der hellenischen Leto. Auch Wölfung bleibt 6 Jahre im Leibe der Mutter.

Pantschatantra von Bensey II, S. 144 enthält ein ähnliches indisches Märchen, welches jedoch ebenso wenig wie das I, S. 254 und das von uns zu Nr. 31 erwähnte, die eigentliche deutsch-griechische Thierkinderformel enthält, deren Wesen darin besteht, daß die Mutter, gleichsam zur Strafe für ihre Unvernunft, das Kind genau in der Form gebiert, wie sie es sich gewünscht hat.

Eine Brahmanin härmt sich über ihre Kinderlosigkeit. Ihr Gatte opfert um einen Sohn und hört eine unsichtbare Stimme: »Brahmane! dieser Sohn wird dir zu Theil werden, an Schönheit und Tugend alle Menschen übertreffend und reich an Glück.« Statt dessen gebiert die Brahmanin eine Schlange; sie zieht dieselbe jedoch sorgfältig auf und treibt, als sie groß geworden, ihren Mann an, eine Gattin für sie zu suchen. Dieser führt ihr die reizende Tochter eines Brahmanen zu, die das gegebene Wort ihres Vaters ehrt und die Schlange heirathet. In der Nacht schlüpft diese als schöner Mann aus seiner Haut zu seiner Frau. Der Vater, welcher früher aufgestanden war, als sein Sohn, verbrennt die Schlangenhaut.

Fußnoten

1 Wie im Albanesischen die goldenen Küchlein z i u! z i u! quieken, so singt der Vogel im Machandelbaum von



Languedoc und der Provence: riou! tsiou! tsiou!

101. *Silberzahn.*

Aus Poros. – Albanesische Form des Mädchens im Kriege Nr. 10.

Grimm Nr. 67 enthält denselben Zug, daß mit einem als Mann verkleideten Mädchen verschiedene vergebliche , werden, um ihr Geschlecht zu entdecken. Der dem König das Geschlecht verratende Löwe ist im griechischen Märchen zu einer Alten, wie umgekehrt der in ein Hündchen verwandelte Vatersegen, welcher dem Mädchen die gegen dasselbe gezettelten Anschläge verräth, des albanesischen Märchens im deutschen zu einem Diener abgeschwächt.

Die entsprechende walachische Form findet sich bei Schott Nr. 16, wo die Heldin Jedoch vor einem Dämon aus dem Vaterhause flieht, welcher das Räthsel ihrer Brautwette erraten hatte. Die Proben, welche sie glücklich besteht, sind die Wahl zwischen Waffen und goldenen Spinnrädern, gewaschenen und ungewaschenen Trauben; zuletzt holt sie für den König die Schöne des Glasberges.

Ihr Berather ist ihr gleichaltriges Zwergfohlen, das mit Feuer gefüttert und mit Wein getränkt wird, sie mit ihren zwei Goldkindern vom Scheiterhaufen rettet, wohin sie bösliche Briefverwechslung gebracht, und das sich in der

Einöde in ein schönes festes Schloß verwandelt. Schluß wie in den griechischen Märchen Nr. 2, 8 u 28.: doch fehlt der redende Hausrath. –

Nr. 26 des Pentamerone bietet das neapolitanische Gegenstück unseres Märchens in sehr verflachter Form. Die Proben sind hier: ein wildes Pferd zu tummeln, eine Büchse abzufeuern, und beim Baden entflieht die Heldin, wie in unserem Märchen, unter einem Vorwand der Nachricht, daß ihr Vater todkrank sei.

Auch Nr. 36 hat einige Anklänge.

In einer albanesischen Variante führt der Vater der Heldin und Eigenthümer der Hähne den phantastischen Namen König Kiriarum pawé–

102. *Taubenliebe.*

Von Poros. – S. Frejaformel Nr. 1.

Dasselbe Märchen wird auch auf der Insel Tinos erzählt. Anklingend ist die Goldgerte Nr. 5.

Über die eisernen Schuhe vergl. Anmerk. zu 73.

103. *Schneewittchen.*

Aus Poros. – S. Formel Nr. 14.

Obleich Marigo nichts mit dem Schnee zu thun hat, so glaubten wir doch aus den in der Einleitung erwähnten Gründen den deutschen Titel des Märchens beibehalten zu müssen. –

Dem Eingang entspricht Grimm Nr. 13, wo die künftige Stieftochter auf Anstiften der Stiefmutter ihren Vater gleichfalls überredet, sie zu heirathen. –

Gleiches Wiederstreben des Vaters gegen die zweite Ehe. Der albanesischen Probe mit den rothen Schuhen entspricht die deutsche mit dem durchlöcherten Stiefel, ob er Wasser halte oder nicht.

Das albanesische Märchen läßt aber die Heldin sogar ihre e i g e n e Mutter tödten; ihre Leiden lassen sich daher als Buße betrachten, obgleich das Märchen dies nicht ausspricht.

Auch in Pentamerone Nr. 5 tödtet die Heldin ihre S t i e f mutter auf Anrathen ihrer Hofmeisterin durch das Zuschlagen des Kistendeckels und überredet den Vater, die Hofmeisterin zu heirathen, welche aber die Heldin als Aschenputtel hält.

Diese Todesart der Mutter stimmt zu der, wie die Stiefmutter im Machandelbaum (Grimm Nr. 47) ihren

Stiefsohn (und in Zingerle Nr. 12 die Mutter ihren Sohn) tödtet, der sich gleichfalls in die Kiste bückt, um einen Apfel daraus hervor zu holen, und auffallender Weise beginnt dieses Märchen genau ebenso wie das deutsche von Schneewittchen mit Schnee und Blut.

Der älteste Zug der Tödtung durch Zuschlagen mit dem Kistendeckel findet sich im Bölundarliede der Edda, wo Wieland auf diese Weise die beiden Knaben Niduds umbringt.

Wie hier vom eigenen Vater[1], so wird in einer Variante bei Grimm III, S. 88 Schneewittchen von der Gräfin in den Wald oder von der Stiefmutter vor die öhle der Zwerge geführt und dort verlassen.

Die hier unter ihrem althellenischen Namen vorkommenden Mören [Moiren] ((Μοῖραι) lautet auch neugriechisch Mirae) entsprechen den 13 klugen Frauen im Dornröschen bei Grimm Nr. 50. Sie kommen auch in einem anderen albanesischen Märchen vor, das aus Eleusis stammt, uns aber vorenthalten blieb, in welchem die älteste die Vorsteherin der beiden anderen ist.

Der Zug der Alten mit den verwirrten Haaren und des am Flusse liegenden Kindes ist lückenhaft, weil unerzählt bleibt, daß Marigo die Alte gekämmt und das Kind gewaschen habe. Bei Grimm Nr. 24 Bar. muß die in den Brunnen gefallene schöne Schwester die verwirrten

Haare einer Nixe auskämmen.

Die albanesischen vierzig Drachen entsprechen den deutschen Zwergen. Eine beachtenswerthe Übereinstimmung mit der Rede der Drachen, als sie merken, daß ein Fremder bei ihnen versteckt ist, bietet das walachische Märchen Schott Nr. 10 in der Rede der blinden Alten: »Ei, wer ist denn da? ist es ein Mädchen, so soll es meine Tochter sein; ist es aber ein Knabe, so sei er mein Sohn.«

Anklänge an die albanesische Erzählung bietet die deutsche Variante bei Grimm l. c., daß die Zwerge das todte Schneewittchen in ein Tuch gepackt und es mit Stricken an einen Baum gehängt und darunter einen Scheiterhaufen errichtet hätten.

Der Zug, daß die Pferde von dem im Quell wiederscheinenden Glanze des auf dem Baume stehenden Sarges scheu werden und nicht saufen wollen, wiederholt sich in Nr. 1. Den Baum deuten wir auf den eddischen Weltbaum.

Die Art der Wiedererweckung, wie sie hier erzählt wird, findet sich in keiner der uns bekannten deutschen Formen.

Marigo im Sarg klingt an die in Nr. 19 nebst ihrem Töchterchen im Gitterkasten drei Jahre lang im Rauche hängende Heldin an.

In dem walachischen Schneewittchen bei Schott Nr. 5 erscheinen die 12 Drachen oder Zwerge zu 12 Räubern verblaßt, und der in unserem Nr. 27 erscheinende Zug der Hingabe der beiden Auen für die zwei Trünke Wasser ist hier auf die Stiefmutter bezogen. Die von einem A b g r u n d e in einen Fluß Hinabgestoßene

rettet sich an einem Weidenzweige und dankt mit einem Gebet für ihre Rettung. Sie erhält das Gesicht wieder, indem sie sich in einer Quelle wäscht, welche ihr die Mutter Gottes zeigt.

Auch hier wird die Bahre mit der Vergifteten zwischen zwei Bäumen in die Höhe gezogen. Castrén finnische Mythol. S. 232 erwähnt dies als tartarischen Brauch: »Von den Bäumen wird besonders der Lärchenbaum in göttlichen Ehren gehalten und in seiner Krone pflegen gewisse Stämme, vermuthlich aus diesem Grunde, gestorbene Kinder aufzuhängen.« –

Fußnoten

1 Auch bei Wuk Nr. 34 führt der schwache Vater auf Verlangen seiner zweiten Frau seine Tochter in den Wald, und verläßt sie dort heimlich, sagt aber vorher: »Bereite ihr wenigstens etwas auf den Weg, damit sie nicht gleich den ersten Tag Hungers sterben muß.« Da buk die Stiefmutter einen Brotkuchen u. s. w.

104. *Entstehung des Kukuks.*

Aus Ljabowo in der Riça und Elbassan. – Siehe des Verf. albanesische Studien I, S. 165.

Das Lied, welches die Weiber von Elbassan singen, spielt offenbar auf eine alte Sage an. Wir lassen hier aus demselben Werke II, S. 141 einige nordalbanesische Kinderlieder folgen, in welchen gleichfalls alte Sagzüge erhalten zu sein scheinen.

1.

Mäh! mäh! o Schäfchen!
Wo hast du heut' Abend geweidet?
In den Feldern und bei den Cornelkirschen.
Was hast du dort gesehen?
Zwei Vögelchen, (zwei) Schwesterchen.
Was für Lieder sangen sie?
Tsili Tsili manguli!
Ich sah die Alte bei den Ähren,
Als sie auf der schwarzen Pfeife spielte.[1]

2.

Mach Abendessen und komm zu uns.
Ich hab Niemanden, den ich bei den Stuten lassen kann.
Laß sie bei dem Springhahn.
Der Springhahn ist mein Bräutigam.
Wer macht ihn zum Bräutigam?

Die männliche Ziege
Und das weibliche Schaf.
Lotschkori, plotschkori!
Flachsrockenbart.

3.

Orialekase!
Wir gehen Flechtwerk holen
Und fangen die Vöglein im Reisig
Und laden sie auf die Stute.
Die Stute ist in Durazzo geklitscht
In dem Gebiet des Huhns.[2]
Das Huhn hat sich den Kopf gewaschen
Und der Hahn hat seinen Schmuck angelegt,
Den Schmuck des Menschenküchleins.[3]
Das Menschenküchlein schwor einen Eid:
Nein, beim heiligen Herrn Andreas!
Sahst du nicht das Rothkelchen?
Ich ging, um es zu sehen, und fand es ungewaschen;
Ich ging, um es zu küssen, und fand es beschmutzt.

4.

Oloria, Boloria!
Mich schickte der Herr
Um ein Sieb,
Um ein Kuchenbrett,

Um eine Braut.
Eine schöne (indem er sagte):
Ich thu’ ihr kein Leid,
Ich mach’ sie nicht todt,
Sondern ich schicke sie mit den Schafen und Ziegen aus,
Und gebe ihr Brot und Haselnüsse.
Giebst du sie mir, oder was sagst du mir zum Bescheide?

Fußnoten

1 Bei Grimm III, S. 92 findet sich eine alte Hexe, die pfeift vor einer Heerde Gänse, die bei dem Tone mit den Flügeln schlagen und auf der Alten auf-und niedertanzen.

2 Durazzo heißt spottweise das Gebiet des Huhns, welches im Gegensatze des Hahns für furchtsam und unmännlich angesehen wird.

3 Dem Menschenwärme ausgebrüteteten Hühnchen werden übernatürliche, aber bösartige Kräfte beigelegt.

105. *Erschaffung des Wolfes.*

Aus Elbassan. – S. des Verf. albanesische Studien I, S. 165.

Diese Legende bietet Anklänge an die bei Grimm Nr. 148; denn auch dort will der Teufel mit Gott im Schaffen wetteifern, und die Wölfe fressen, wenn auch nicht den Teufel, so doch seine Geschöpfe, die Ziegen.

106. *Der gefesselte Teufel.*

Aus Elbassan. – S. des Verf. albanesische Studien I, S. 165.

Diese Legende muthet uns an, als ob ihr eine der altnordischen ähnliche Vorstellung von dem auf Felsen gebundenen Loki zu Grunde läge, der am Ende der Welt losbrechen und diese zerstören helfen wird, mit dem auch die hellenische von den unter Bergen verschütteten Riesen[1] verwandt ist, und als ob sie ausdrücken wolle, daß die christliche Lehre jene heidnische Furcht vor dem Weltuntrgang beseitigt habe.

Fußnoten

1 Wie Typhon in Äschylos gefesselten Prometheus.

107. *Der Fall der Engel.*

Aus Elbassan. –

Nachtrag.

108. *Vom Sinzirlis Minizirlis Mikrosinzirlaki.*

Aus Kukuli in Epirus. –

Die Antwort Sinzirlis ist gereimt:

ἐγὼ εἶμαι ἡ ʼξαδέλφη σου ἀπὸ τὸνʼ Αἴδονάτο,

τὸ πλουμπὶ πλουμπὶ δὲν ἤξευρα καὶ ἦλϑα νὰ τὸ μάϑω.

Aïdonato dürfte wohl ein vom Hagios Donatos benannter Ort sein, vielleicht das heutige Paramythia, das diesen Namen in der Normannenzeit führte (*Pouqueville Voyage dans la Grèce II*, *p*. 132). Doch wäre es möglich, daß der Heilige hier der Nachfolger des alten mythischen Aïdoneus wäre, der in dem benachbarten Kichyros herrschte, denn der Bezirk von Paramythia heißt noch heutigen Tages das Villant von Aïdoni, und es wäre ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, wenn das Reich des Aïdoneus frisch nach der Nachtigall αἰδόνι benannt worden sein sollte.

109. *Die Goldschale.*

Aus Agia Anna. – S. Formel der weiblichen Käuflichkeit Nr. 6.

110. *Hänschen, dem ein Mohr in den Mund speit.*

Aus Agia Anna. –

Der Eingang enthält denselben Zug wie Grimm Nr. 76, daß dem lange Zeit kinderlosen Königspaare ein Knabe mit wünschlichen Gedanken geboren wird, und noch besser die deutsche Variante, daß der Knabe von seinem Gevatter diese Gabe erhält.

In Nr. 8 erhält der halbe Mensch dieselbe Gabe vom Fisch.

Der pikante Aufzug entspricht dem in der goldenen Gans bei Grimm Nr. 64, wo jedoch die bindende Kraft an der Gans selbst haftet. Bei Zingerle Nr. 4 liegt sie in dem »Fischlein, kleb an«!

Auch Apoll speit der Kassandra in den Mund und Glaukos dem *Polyïdos (Appolodor III, cap. 3, § 2);* aber im Gegensatz zu dem vorliegenden Zuge hat das Speien in beiden Fällen die Vernichtung oder Schwächung der verliehenen Gabe zur Folge.

In dem serbischen Märchen bei Wuk Nr. 3 lehrt der dankbare Schlangenkönig dem Helden die Tiersprache dadurch, daß sie einander dreimal in den Mund spucken.

111. *Der dumme Junge, welcher Geld gewinnt.*

Aus Syra. –

Das Märchen entspricht Grimm Nr. 143, doch ist es in der Form vollendeter und schließt besser, als die deutsche Erzählung.

Der Ausdruck »buff, buff!« ist der Ruf des Abscheues vor Übelriechendem; »ich, ich!« ist der Ausdruck des Wohlbehagens an Wohlriechendem.

112. *Die kluge Jungfrau.*

Aus Agia Anna.

113. *Vom klugen Sohne und den drei Karfunkeln.*

Aus Kato Sudena in Epirus. – S. Formel der weiblichen Käuflichkeit Nr. 6.

Die vorliegende Form zeigt an sich mit dem Grimmschen Märchen vom König Drosselbart keinerlei Verwandtschaft. Betrachtet man aber die neapolitanische Form im Pentamerone Nr. 40 als das Verbindungsglied zwischen denselben, so lassen sich beide auf eine gemeinsame Quelle zurückführen. Denn in der neapolitanischen Form läßt sich die Heldin wie in der griechischen von ihrem anfangs verschmähten und später verkleideten Liebhaber erkaufen, und wird dann, wie in der deutschen Form, von demselben für ihren Hochmut gezüchtigt. Freilich sind die geistreichsten Formen schwerlich die älteren. –

114. *Die heiratsscheue Prinzessin.*

Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Professor Siegel, welchem auf vieles Bitten Konstantin Majorakos aus Marathonisi in der Maina dieses Märchen erzählt hatte.

Es gehört zur Brautwettformel Nr. 23.

Das Verlieben in ein Bildnis findet sich auch in Nr. 29 und Nr. 64, Variante 3.

Der Zug, daß der Held die Wunschstücke, welche das Vatererbe der Streitenden bilden, als er zu deren Schiedsrichter bestellt wird, sich selbst zueignet, ist die griechische Form eines weitverbreiteten Märchenzuges, dessen älteste germanische Form sich im deutschen Nibelungenliede als Erbteilung des Nibelungenerbes durch Siegfried findet.

Des Helden Schlächterei im feindlichen Lager klingt an Odysseus und Diomedes nächtliche Erlegung des Rhesos und das darauf im Troerlager entstehende Getümmel an.

Das Zähneausziehen erinnert an die dem Hüon in der Oberonsage gestellte Aufgabe.

Ey S. 64 bringt eine deutsche Form unseres Märchens. Die Prinzessin ist von einem alten Berggeiste bezaubert, zu dem sie bei Nacht fliegt; der Held verfolgt

sie in einem Federhemde, das er von dem dankbaren Geiste eines Toten erhalten, den er begraben hat, und muß sie während des Fluges mit Ruten hauen. Der Berggeist gibt ihr den Gegenstand an, welchen sie dem Freier zu erraten aufgeben soll, wenn er nicht von ihrer eigenen Hand den Tod erleiden will (neun Freier erlitten ihn bereits). Der Held hört die Aufgaben des Berggeistes mit an und antwortet andern Tages auf die Frage der Prinzessin, an was denke ich? das erstemal, an deines Vaters Roß; das zweitemal, an deines Vaters Schlachtschwert, und das drittemal, an diesen da, indem er ihr das Haupt des Berggeistes zeigt, das er abgeschlagen, nachdem die Prinzessin von ihm Abschied genommen hatte. Als sie seine Frau geworden, heilt er sie vollends, indem er die nächtlich Aufspringende mehrmals in eine Wasserkufe taucht, aus der sie zuerst als Rabe, dann als Taube und zum drittenmal in ihrer wahren Gestalt auftaucht.

Eine persische Form des Märchens, und zwar die reichste der drei, steht bei Benfey I, S. 445. Sie stimmt zu der deutschen in dem Zug der Rätselwette, und zur griechischen in ihrem Schlusse, indem der König die schuldige Prinzessin samt ihren Kindern, die sie von dem zauberkräftigen Ungeheuer geboren, umbringen läßt und den Helden an Kindes Statt annimmt. Eigentümlich ist, daß nur ein, und zwar einen früheren Hergang

betreffendes Rätsel zu lösen ist, auf dessen Wissenschaft der Tod steht, und daß der Held die Lösung nicht von dem Liebhaber der Prinzessin, sondern von einem Dritten erfährt.

- ENDE -



Griechische und albanesische Märchen

Johann Georg von Hahn